KUNSTWART

JAN 17 1911

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Januarheft 1911

Schneegestöber. Vom Herausgeber 1

Grundzüge der Inszenierung. Von Ferdinand Gregori 5

Handzeichnungen. Vom Herausgeber 10

Lose Blätter: Meer. Gedicht von Hans Böhm ▪ Aus Verner von Heidenstams Werken 15

Rundschau: Vom Bibellesen ▪ Dreierlei Sterben ▪ Neuere Romane ▪ Kalenderfragen ▪ Kalender für 1911 ▪ Wie's gemacht wird ▪ Capus ▪ Auch ein Theaterzettel ▪ Caruso ▪ Wolf und Keller ▪ Jemlinskys „Kleider machen Leute" ▪ Otto Vrieslander ▪ Knaus und Löffz † ▪ Verkehr und Städtebau ▪ Orchideensnob ▪ Sozialpolitik ▪ Recht, Sitte, Sittlichkeit ▪ Unbegreifliches ▪ Männer in Frauenversammlungen ▪ Selbständige Forschungsinstitute außerhalb der Hochschulen ▪ Standesschule oder „Allgemeine Volksschule"? ▪ Versuchsschulen ▪ Inhaltsverzeichnis, Einbanddecken, Wandkalender ▪ Wissenschaft 41

Bilder u. Noten: Wilhelm Oertel, Winterabend im Hafen; acht Winterlandschaften nach Photographien von Karl Heller und A. Meiche; im Text: zehn Handzeichnungen von Böcklin, Giese, Kalckreuth, Kampmann, Kollwitz, Menzel, Schadow und Steinle ▪ Hugo Wolf, Wie glänzt der helle Mond

XXIV | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 7·

Vorwärtsstrebende

bereiten wir bei 8—9jähriger guter Volksschulbildung, in der Regel selbst bei einseitiger Begabung, in höchstens zwei Jahren gründlich auf Polytechnikum und Universität (Abitur.) vor, da wir sie in jedem Fach einer ihren Vorkenntnissen und individuellen Anlagen möglichst angepassten Unterrichtsgruppe zuteilen. — 900 Studierende innert 5¾ Jahren. — 24 Fachlehrer. — Externat und Internat. — Unübertroffene Erfolge. — Vorzügliche Referenzen und zahlreiche Dankschreiben. Prospekte gratis durch

Institut Minerva, Zürich (Schweiz)

:: Grösste Spezialschule der Schweiz — Moderner Schulneubau. ::

Gartenmöbel

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen

Zehnte Ausgabe „Gartenbaukunst" illustriert auf gefl. Verlangen

INH. MR. O. BERZ . STUTTGART.

Gartenmöbel

Abiturium.

Das Reform-Gymnasium in Zürich bereitet Erwachsene in vorzüglicher Weise für das deutsche oder schweiz. Abitur. vor. Besser als das Einpauken in einer Presse ist das wirklich wissenschaftlich betriebene Studium. Für Erwachsene dauert die gründliche Vorbereitung nicht länger als das Pressen, bringt aber den Vorteil, dass der Kandidat diese Vorbereitung als eine für seine Weiterbildung wertvolle Zeit betrachten kann. Jährlich ca. 40 Abiturienten.

Dr. phil. Rudolph Laemmel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Vierundzwanzigster Jahrgang, zweites Viertel
Januar bis März 1911.

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K3
v.24:2

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze“ und die „Rundschauaufsätze“ sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter“, „Vollbilder“ und „Noten“ nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

Schneegestöber (Avenarius) 7 1
Grundzüge der Inszenierung (Gregori) 7 5
Handzeichnungen (Avenarius) 7 10
Deutsches Theater und „Deutsches Theater“ (Gürtler) 8 81
Kinderzeichnungen (Avenarius) 8 86
Gegen die Farbendrucke (Avenarius) 9 161
Das Pathologische im Kunstwerk (Stadelmann) 9 166 10 257
Die Gebildeten und das Volk (Ullmann) 10 255
Vom Leiden am Feuilleton (Avenarius) 11 297
Zur Hebung des Kinetographenwesens (Häfker) 11 300
Zu Uhdes Tod (Avenarius) 12 365
Vom Spannungsbedürfnis. Ein Kapitel vom Wesen und Nutzen der Kunst (Bonus) 12 367
Was nun? (Langen) 12 370

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Vom Bibellesen 7 41
Dreierlei Sterben 7 46
„Ganze Menschen“ 8 123
Deutsch-Italisches 9 193
Mut 10 259
Monumentalität im Geistigen 11 318
Vom ewig Akademischen 12 386

Vom Ausland

Ein Europäer über die Japaner 9 219
Ethnographie und Kunst (Werbitzkaja) 12 425

Bildung und Schule

Selbständige Forschungsinstitute außerhalb der Hochschulen 7 76
Standesschule oder „Allgemeine Volksschule“? 7 76
Versuchsschulen 7 78
Oberlehrer und Erzieher 8 156
Höhere Schule und Elternhaus 9 224
Der Bund für Schulreform 9 226
Eine Schülerbücherei für höhere Schulen 9 227
Gedanken über Schulfeiern 9 227
Erziehungsgenossenschaften 10 294
Vom Kinderspielzeug 10 295
Deutscher Aufsatz und Schundliteratur 11 357
Waldschulen 11 363
Das Geheimnis der Erziehung 12 431

Gesellschaft

Sozialpolitik 7 68
Arbeiterbildung und Partei 9 217
Das Hamburger Volksheim 10 284
„Bucheinbände in Menschenhaut“ 10 287
Bevölkerungszuwachs 11 349
Vertreterprinzip u. ä. 12 422
Noch zwei „Anschauungsunterrichte“ 12 423

Handel und Gewerbe

Presse und Inserat 8 151
Die Förderung des Geschmacks im Gewerbe 9 215 10 282
Ein Verband der „Reklameinteressenten“ 10 281
Annoncengefahren 11 347

Heer und Flotte

Kulturarbeit im Heer 8 155
Militärtauglichkeit unsrer Abiturienten 9 222

217547

Digitized by Google

Kasernenkultur (Leberl) 12 426

Heimatpflege

Verkehr und Städtebau 7 65
Erfreuliches aus Groß-Berlin 8 150
Denkmalpflege und Zeichenunterricht 9 213
Bei der Vorstadtrodelbahn 9 214
Landräte als Heimatschützer 10 281
Spaliere an die Häuser! 11 342
Die Nürnberger 11 344
Kielerisches 11 345
Aus Sohnreys Arbeit 12 420

Körperpflege

Wintersport 8 156
Noch ein Sermon vom natürlichen Gehen 9 223
Schulärzte 11 357
Simplex munditiis 12 430

Angewandte Kunst

Stil und Mode 8 146
Im verschneiten Park 10 278
Heimatliches im Städtebau 10 279
Wie wird das Tempelhofer Feld bebaut? 11 341
Aesthetische Tänzerinnen 12 416
Hundertmarkscheinkunst 12 418

Bildende Kunst

Knaus und Löffz † 7 64
Die wiedergewonnene Hermesgruppe eines Praxitelikers 8 143
Auch ein „neuer" Busch 8 145
Katharine Schäffner 9 208
Eugen Kirchner 10 276
Verunglücktes Kunsterziehen 10 277
Leo Schnug 11 338
Dänische Kunst 11 338
Vom Bismarck-Denkmal 12 414
Paul Mohn † 12 414
Zur räumlichen Wirkung der Farben 12 415

Literatur

Neuere Romane (Bernoulli, Karrillon, Krüger, Soyka) 7 46
Kalenderfragen 7 51
Kalender für 1911 7 53
Wie's gemacht wird 7 55
Zum Problem der Romantik 8 135
„Das gefährliche Alter" (Michaelis) 8 136
Falke 9 196
Heimatzeitschriften 9 198
Auch ein Anschauungsunterricht 9 200
Zum Anthologienjammer (Bethge) 10 260
Wie verdient man als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt 10 261 12 393
Selma Lagerlöfs Lebensgeschichte 10 264
Lyrisch Neuland? (Friedrich) 11 319
Strachwitz 11 325
Bei Gelegenheit von Spielhagens Tod 12 392
Oesterreichische Gastrollen-Literatur 12 396
Eine neue Hans-Sachs-Ausgabe 12 398

Mann und Weib

Männer in Frauenversammlungen 7 75
„Prinzipielles" zur Frauenbildung 8 155
„Der Toilettenmarkt der deutschen Frau" 9 222
Die Krankenpflege als wirtschaftlich selbständiger Beruf 10 290
Zum Poiret-Rummel 11 355
Die Frau in der Politik 12 428

Musik

Caruso 7 57
Wolf und Keller 7 59
Zemlinskys „Kleider machen Leute" 7 62
Otto Vrieslander 7 64
Kunst- und Geschäftstheater 8 138
Angelo Neumann † 8 140
Von der Musikpflege in der Schweiz 8 141
Zur „Einmaligkeit" unsrer Musikgenüsse 9 206
Denkmäler deutscher Tonkunst 1 9 207
Beispiele für Konzertprogramme 9 208
Der Rosenkavalier 10 275
Humperdincks „Königskinder" und Neumanns „Liebelei" 10 276
Marx 11 334
Liederabende 11 336
Humperdincks „Königskinder" 12 410
Tenoritis 12 412
Heraldische Musik 12 412
Jahrbuch der Musikbibliothek Peters 12 415

Naturpflege

Orchideensnob 7 66
Friedhöfe als Vogelheime 12 421

Vom Recht

Recht, Sitte, Sittlichkeit 7 71

Digitized by Google

Eine Kritik unsrer Rechtspflege 10 287
Römisches Recht und wir 11 553
Der Verbrecher 12 425

Vom religiösen Leben

Religion und Sozialismus 9 195

Von der Sprache

Nietzsche und die deutsche Sprache 8 126
Gustav Wustmann 8 134
Zur neuplattdeutschen Bewegung 12 391

Zu den Tageserörterungen

Unbegreifliches 7 72
Von einem unbekannten Volke in Deutschland 8 154
Nachträgliches zu Mielitschin 9 219
Parteipolitik und Kulturpolitik 11 554

Theater

Berliner Theater:

I: (Capus) 7 55
II: (Hauptmann, Stucken, Andrejew) 9 200
III: (Enking, Gavault) 10 265
IV: (Vollmöller, Pinski) 11 526
V: (Sternheim, Molnár) 12 405

Dresdner Theater:

I: (Bahr) 8 137
II: (Apel) 12 599

Hamburger Theater:

(Eulenberg) 12 406

Wiener Theater:

(Schnitzler, Strindberg, Stucken) 11 550
Auch ein Theaterzettel 7 56
Werningsches 9 205
Kasperle soll aufleben 10 271
Die Rosenhosenrolle 12 409

Unter uns

Inhaltsverzeichnis, Einbanddecken, Wandkalender 7 78
Der neue Wandkalender 8 159
Osramlampen-Lesezeichen und tiefere Bedeutung 9 228
Das Volkshochschulwesen 10 295
Dürerbund-Ausstellung gegen die Schundliteratur 11 563
Käuferpflichten 12 455

Lebende Worte

Wissenschaft 7 78
Ursprünglich 8 159
Lebensabschnitte 9 229
Außer Dienst 10 295
Verlorene Gedanken 11 563
Beim Heimgang Edler 12 454

Lose Blätter

Avenarius, Ferdinand: Neue Gedichte 12 572
Böhm, Hans: Meer (Gedicht) 7 15
Enking, Ottomar: Aus seiner Komödie „Das Kind“ 11 505
Heidenstam, Verner von: Aus seinen Werken 7 16
Jensen, Wilhelm: Im Alter (Gedicht) 11 504
Liliencron, Detlev von: Sein Selbstbildnis (Ausgewählte Briefe) 9 168
Löns, Hermann: Aus dem „Wehrwolf“ 10 242
Schönherr, Karl: Aus „Glaube und Heimat“ 8 106
— — Aus dem „Königreich“ 8 115

Bilder

Vollbilder:	Heft
Fedderſen, Hans Peter: Der blanke Hans	11
Kirchner, Eugen: Träumerei	10
Bildnis Liliencrons (Phot.)	9
Moritz-Lübben, Marie: Winter im Spreewald	8
Oertel, Wilhelm: Winterabend im Hafen	7
Pelikan, Emilie: Alpental	9
Samberger, Leo: Bildnis Fritz von Uhdes	12
Schäffner, Katharine: Fantasia ecstatica	9
— — Leiden	9
— — Tod	9
Schmid-Dietenheim, Nikolaus: Nymphenburger Kanal im Winter	8
Schnug, Leo: Rheinbrückenwacht	11
— — Vorposten	11
— — Am Galgen vorbei	11

Digitized by Google

	Heft
Schnug, Leo: Der Abend	11
— — Gottfried von Straßburg	11
— — Landsknechte auf dem Marsch	11
— — Guldenturm	11
— — Argentoratum	11
Uhde, Fritz von: Die Flucht nach Aegypten	12
— — Winterabend	12
— — Der Gang nach Emmaus	12
— — Bekümmert	12
— — Die große Schwester	12
— — Ausschnitt aus „Lasset die Kindlein zu mir kommen“	12
— — Zwei Kinder	12
Wansleben, Artur: Märzschnee	10
Wasnezow, Apolinarius: Alt-Moskau (Die Narren)	10
Illustrationsbeilagen:	
Acht Winterlandschaften nach Photographien von Karl Heller und A. Meiche	7
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Die wiedergewonnene Hermesgruppe eines Praxitelikers	8
Vier Abbildungen: Aus Breslau	9
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Heimatliches im Städtebau	10
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Zum Poiret-Rummel	11
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Wie wird das Tempelhofer Feld bebaut? (s. a. Textbilder)	11
Textbilder usw.:	
Zehn Handzeichnungen von Böcklin, Giese, Kalckreuth, Kampmann, Kollwitz, Menzel, Schadow und Steinle	7
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Auch ein Theaterzettel	7
Neunundzwanzig Zeichnungen, darunter acht von Wilhelm Busch und Adolf Oberländer, zu dem Aufsatz: Kinderzeichnungen	8
Schäffner, Katharine: Vierzehn Karikaturen	9
Zehn Abbildungen zu dem Beitrage: Kasperle soll aufleben	10
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Wie wird das Tempelhofer Feld bebaut? (s. a. Illustrationsbeilagen)	11
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: Eine neue Hans-Sachs-Ausgabe	12

Noten

Blech, Leo: Soll ich denn mein junges Leben (Volkslied)	9
Boruttau, Alfred Julius: Ungelegener Besuch	9
Humperdinck, Engelbert: Aus den „Königskindern“	12
Marx, Joseph: Windräder	11
Sperontes: An Melinde	10
Suter, Hermann: Aus seinen Streichquartetten	8
Telemann, Georg Philipp: Menuett	9
— — Menuett	11
Vivaldi, Antonio: Largo	10
Wolf, Hugo: Wie glänzt der helle Mond	7

Dem zweiten Januarheft ist der Kunstwart-Kalender für 1911 beigegeben worden, der nach einer Originalzeichnung von Bernhard Jaeger reproduziert wurde

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

KW

Wilhelm Dettel

UNIV. OF CALIFORNIA

Jahrg. 24 Erstes Januarheft 1911 Heft 7

Schneegestöber

Jonas Lies „Hellseher“ fängt mit einer hübschen Schilderung an: wie's auch gesetzte Bürger und Ehemänner wintertags an den Hafen treibt, wo der Sturm rumort. Sie entschuldigen solch unvernünftiges Beginnen vor sich selbst mit der Sorge, was etwa der Stadt für Unheil entstehe, im verschwiegenen Innern jedoch freut sie das ungebührliche Johlen und Toben, wirklich: es freut sie geradezu. Denn, meint der Poet, im Winter kommt die verjagte Natur mit Ho und Hallo wenigstens zu Gastbesuchen in die Zivilisation, und weiß der Himmel: irgendwo ist in uns trotz aller Gebildetheit immer noch was, das sie leiden mag. Lies Beobachtung gilt gemildert auch für uns Süddeutsche noch. Wie nur der Augenschwache das „schöne“ Wetter schlechtweg fürs schönste hält, so hält nur er die grüne Jahreszeit schlechtweg für die schönste. Und es ist nicht bloß mit „Glitzerschnee“, daß der Winter sich „putzt“, er *formt* auch mit dem mild leuchtenden Weiß und nicht minder mit seinem Grau. Schon die naßfröstlichen Novembertage können draußen im Freien wundervoll, das heißt: voll von Ungeahntem für den Städtling sein, und der Großstadt selbst eine Ruhe, eine Größe und einen Ernst geben. Nicht einmal Straßen voller Gegenbeispiel-Mietkasernen widerstehen dem ganz, wenn nur der Winter zwischen den Mauern Platz genug hat, um seinen Duftmantel in der Luft schleiern zu lassen. So kommt auch in deutsche Straßen mit dem Winter ein kräftiger Hauch der ursprünglichen Natur. Nicht gar weit vor den Toren — ach, noch immer wissen nicht gar so viel Leute, *wie* schön es da im Winter ist! Ich meine: nicht bloß an sonnigen Winter-, nicht bloß an Silbertagen, und meine: auch außerhalb der Sportplätze. Auf diesem Wege da am Fluß entlang, der sommers eine überwimmelte Promenade ist, während jetzt in den dunkeln wogenden Nebeln nur drei Sonderlinge stündlich vorüberstapfen. Oder auf den Hügeln, wo man sommers tagtäglich um jede Wirtschaft Familienkuchen ißt, während man jetzt nur an Sonntagen drin was Gutes bekommt. Oder auf den grünen Bergen weiter draußen bei den Meisen und Kreuzschnäbeln, wo die Waldpfade fußspurenlos im Schnee liegen. Von den Schönheiten in den weiteren Ringen gar nicht zu reden. Von denen der Alpen nicht, der Mittelgebirge nicht, auch von denen der Seeküste nicht, wo strammen Winters mit Schollengetürm die Polarwelt ihre Reisezelte baut, begleitet von dem erstaunlichen nordischen Vogelzeug, das sich auch mal über deutsche Verhältnisse unterrichten will. „Wie, und der Sport? Heißt es nicht Skie nach Sankt Moritz tragen, wenn man heutzutage zu Winterreisen aufmuntert?“ Ja, das heißt es. Und eben *darum* scheint mir diese kleine Betrachtung doch nicht ganz unzeitgemäß. Denn ich wünschte: Sportfahrten und Winterreisen betrachtete man nicht ganz als dasselbe.

Wobei ich wohl nicht erst zu Verwahrungszwecken an die alte Sportfreundlichkeit des Kunstwarts erinnern muß — Gott erhalte und segne unsern Sport, ohne den wir unzweifelhaft in mehrerlei

Digitized by Google

Sinne noch traurigere Kunden wären, als wir nach mancher Leute Ansicht sind. Aber das alte Menschenschicksal vom „Steckenbleiben", das Erlahmen im Mittel, das Verlieren des Ziels, spielt uns auch beim Sportwesen seine Streiche, und wenn das gerade hier nicht so schlimm ist (Leibes- und Willensübung bleiben ja doch nützlich), so schadet es immerhin nicht, auf den Punkt zu achten. Sport *nur* als Wettkampf ist die eine Gefahr — von der ist hier schon wiederholt gesprochen, sie aber, die schlimmste, kommt beim Wintersport nicht zu sehr in Betracht. Aber: wie gedeiht schon das Mitschleppen der Stadtjämmerlichkeit in die Landschaft! Wenn Leutlein, seien's auch Liebesleutlein, in die Winterwelt lieber in Zwei- als in Einsamkeit gehn — welcher Brave kann das nicht nachfühlen? Wird aber die Gesellschaft größer, so wird sie eben leicht „Gesellschaft", vor der die schönsten Schönheiten, die sozusagen *innerlichen* Schönheiten der Natur sich oft aus geheimer Gegnerschaft vor sichtigen Augen verstecken, obgleich doch alles dableibt, worüber man „prachtvoll, prachtvoll!" ruft. Der höchste Genuß in großer Gesellschaft ist im deutschen Winterland geradeso unmöglich, wie im Lande der Griechentempel oder der Pyramiden, gemanagert von Stangen oder Cook. Nur für die empfängliche Jugendzeit mit ihrer geringeren Differenziertheit der Persönlichkeiten geht das an, weshalb die kerngesunde Wandervogelbewegung unter der Nicht-Einsamkeit schwerlich leidet. Allmählich findet zudem auch hier aus der Menge jeder Vogel das Futter, das ihm besonders schmeckt, und sucht's für sich. Allmählich sieht auch aus der Sportgesellschaft der Großen der und jener etwas, das er wieder haben möchte, aber ein andermal allein. Nochmals: Gott sei Dank, daß man jetzt überhaupt im Winter hinausgeht. Nur eben: bei den Sport-Geselligkeits-Genüssen sollt es nicht *bleiben*. Und es sollten die vielen, die keinen Sport treiben, sich nicht einbilden, das Winterreisen sei *nur* für Sportleute was. Es ist auch für die alten Knaben, selbst für „pumpelige", wie die Sachsen sagen, es ist auch für gereifte Damen, selbst wenn keine noch freien Töchter dabei sind, es ist für alle was Gutes. Wer sein Land nur sommers kennt, *kennt* es nur halb, und da zum unmittelbaren Genuß noch die Steigerung durch Gegensatz, Vergleich und Erinnerung kommt, so darf man sagen: wer die Heimat nur sommerlich kennt, der *genießt* ihrer nur ein Viertel. Es gibt auch viele, viele Wintereinsamkeiten im deutschen Land, um die herum die Skie noch keine Striemen in den Schnee machen und die in ihrer weiten Unberührtheit doch (der ketzerische Ichling fragt: oder trotzdem?) ganz herrlich sind. Die Tieflandleute denken hier wieder vor allem an die See, wo man zudem in den Badeorten auch im Winter meist leidliche Unterkunft findet.

Der Sport ist was Neues, auch er muß, wie die Technik, als Kulturmittel ins Ganze erst eingearbeitet werden. Bekommt die Menschheit irgendwie einen Stoß, so läuft sie ja zunächst immer übers Ziel und an einige Bäume an. Während der Sport in manchen Schichten noch viel zu wenig getrieben wird, leben andre schon in einer Art von Versportung, die zur Verwettbewerbung auch auf Gebieten geführt hat, wo die sonst so zuträgliche Konkurrenz nicht gerade zur Sache gehört. Probt's angestrengt aus, wer am raschesten läuft, am höchsten

Digitized by Google

springt, am weitesten wirft, das zwingt, herauszuholen, was man im Muskel hat, und Übung stärkt den Mann — nur faßt es auch so auf und habt euch nicht, als wäre der bessere Kerl schlechthin, der drei Zentimeter höher hüpft oder, auf „feinerem“ Gebiet, drei Kilometer mehr in der Stunde autelt. Die Versportung ist aber über die Gebiete hinaus zu spüren, auf denen der Mensch mit Armen, Beinen und Maschinen turnt. Sie ist sogar, nur unter anderm Namen, auf diesen andern Gebieten viel früher schon dagewesen, so daß man meinen könnte: der Sport sei erst von diesen auf die heut so genannten Sportgebiete übergegangen. Was ist es als Sport in diesem übeln Sinne, wenn, beispielsweise, in der Geselligkeit jeder mit mehr Gängen beim Essen den andern übertrumpfen will? Oder mit noch „großartigern“ Toiletten? Oder mit „berühmteren“ Gästen? Was ist das ganze Starsystem in seinem Wesen andres? Oder die Bilderruhm-Macherei, bei der immer fünf Jahre lang ein Allergrößter Snobs Stirnen in Erkenner-Falten legt, bis der Kunsthandel den Alleralleregrößten serviert? Oder der Unsinn der literarischen Vereine, sich die stillsten Poeten, wenn sie nur Namen, Namen, Namen haben, vorreden zu lassen, wie selbst den armen Liliencron? Ob man auch wisse, wie widerlich es ihnen ist und wieviel mehr nach ihrem Sinne man handeln würde, kaufte man statt der Eintrittskarten ihre Bücher? Das Übertrumpfen regiert die Gesellschaft. Wollen wir untersuchen, wieviel davon auch bei den Erfolgen der beiden Damen Duncan, des Herrn Dalcroze und sonstiger Männer und Frauen mitspielt, die an und für sich durchaus Gutes und Nützliches bringen, wenn's nur richtig verwertet würde? Wenn's nur nicht Mode würde und deshalb aus Kindern nicht bloß ihre Glieder und Sinne besser beherrschende Menschlein, sondern auch Affchen machte? ... Lieber nicht, wir kämen damit zugleich auf das schöne Erdmannsche Thema von der Kunstheuchelei und ihrem Nutzen, dieweil ja die Kunstheuchler für so vielerlei gute Dinge unter den heutigen Verhältnissen leider die contribuens plebs einer Mehrheit von „Kunstfreunden“ sein müssen, die das halten, was für die Minderheit der Kunstfreunde stehenbleiben muß, zu denen man keinerlei Gänsefüßchen heranzuziehn braucht.

„Maintien et tenue“, die vor- und nachgemacht werden, sind freilich nicht immer Natur in dem Sinne, in dem Lie den Winter als Naturbringer meint und in welchem wir ihn auch auf geistigem Gebiet brauchen könnten. Wenn Künstler in Privatgesellschaften gegen Bezahlung auftreten, so beneid ich sie zwar um ihre Rolle nicht, aber schließlich schulden sie Kommerzienrats keinen Dank dafür, daß man mit ihnen renommieren will. Nur: Kommerzienrats beneide ich um diese Art von Gesellschaften noch weniger. Übrigens kann man ja jetzt auch Leute mieten, die, wie Oberländers Makartstrauß-Herr, nur zum Dekorieren da sind. Auch Damen! In Annoncen empfehlen sich welche, die der Hausherrin als „lady-help“ (so etwas Feines erinnert natürlich durch den Namen immer daran, daß es nicht deutsch, sondern von weither ist), die Besorgung von Küche und Keller samt etwaigem Borg von Porzellan und Silber vermitteln. Aber auch die Lieferung von Geist wird so besorgt, denn man führt die reizendsten

Digitized by Google

Gedanken-Arrangements zu wohlwollend bemessenen Preisen und leitet persönlich ihre Inszenierung. Da mir für die moderne Geselligkeit leider schon lange das Organ fehlt, bin ich in dieser Beziehung übers Neueste in der Hauptsache nur durch Flüchtlinge aus den Salons unterrichtet. Aber schon zu meiner Zeit trieb man es so, daß die Frage kam: wie *können* Menschen von Gehirn Spaß dran haben, so lange sie nicht begessen und betrunken sind? Die Welt, in der man sich langweilt, ist ja die Welt, in der man sich vormacht, man amüsiere sich. Bekanntlich hat Schopenhauer die Theorie aufgestellt, wir müßten's wie Stachelschweine halten: so nah, daß man sich wärmt, nicht *so* nah, daß man sich sticht. Ein Vergleich, kaum rühmlich, aber doch immer noch innerhalb der animalischen Zone. Wenn jedoch die Wärme nicht einmal aus den Wesen selber kommt, wenn sie erst von *draußen* bezogen werden muß? Von draußen nicht nur als Anregung, dem Vorgedachten und Vorgefühlten bedeutender Naturen nachzugehn, die über uns stehen, uns beschenken, uns heben können, nein, von draußen auch als ein Schwindel, mit dem wir uns selbst und unsre Gäste betrügen, vormachend, wir wären, was wir nicht sind — so daß man aus dieser ganzen Art von Verkehr eigentlich die „Gesellschaft" erst wegwischen müßte, um vom Menschen zum Menschen, um aneinander heranzukommen. Bekanntlich „finden" sich die Gäste gewöhnlich, wenn sie sich überhaupt „finden", erst auf dem Heimwege.

Aber zweierlei ist gewiß nicht bei all dem zu übersehen. Erstens: es ist wohl der lauteste und auffälligste Teil der Gesellschaft, der solcherlei „Gesellschaften" gibt, aber auch in den Großstädten weder der größte noch der wichtigste. Im gebildeten Mittelstand und im aufstrebenden Arbeiterstand kann der Berlin W-Typ nicht bloß aus Geldgründen noch nicht herrschen, denn er herrscht dort auch noch nicht (wie alles Herunterkommende im Modewesen) in der billigern Form der Imitation. Und dann: selbst durch Snobs Salon flimmert doch immerhin etwas vom Leben, in der üblichen Kleinstadt-Geselligkeit aber soll's an sehr vielen Orten einfach wegbleiben, so daß kein andrer guter oder schlechter Geist durch die Räume wandelt, als der da gähnt.

Eigentlich könnte ja jede Gesellschaft ein kleines Fest sein. Ein Fest mitzufeiern, erfordert aber ein Maß Kraft, andre Kraft als die Tagesarbeit verbraucht hat, immerhin Kraft. Wie der Genuß eines starken Kunstwerks im Theater oder im Konzertsaal, wie alles Nähren überhaupt: Kraft zum Aufnehmen, zum Hereinarbeiten ins Ich. Schon Goethes Theaterdirektor gibt sich bekanntlich keiner Täuschung darüber hin, daß die Masse seines Publikums diese Kraft nicht mitbringt, und weshalb Richard Wagner große Kunstwerke auf Feiertage der Frische verlegte, das weiß man auch. Unsre Geselligkeit (und leider auch unsre Kunst) ist meist *für Ermüdete* gemacht. Nicht mehr anspannen also: oberflächlich sein, flirten, schwatzen, oder aber: aufreizen. Keine halbe Stunde Gehirnschlaf gönnt man sich, bevor man aus dem Fachmenschenleben zu dem übergeht, was helfen sollte, das Teilmenschentum zum Vollmenschentum auszurunden. Aber das sind Erscheinungen, die mit unsrer ganzen Zivilisation zu mannigfaltig

Digitized by Google

verwachsen sind, als daß ein Herumdoktern an ihnen Wesentliches helfen könnte. Werden Lungen, Herz und Nieren am sozialen Körper leistungsfähiger, so wird es damit von ihnen aus besser.

Die „Natur", hieß es, bringt der Winter wieder näher an die Zivilisation heran. Was bedeutet das in unserm Zusammenhange: die Natur? Das nicht Abstrahierte, nicht Ordinierte, nicht Reglementierte, nicht Schikanierte im Menschensein, das Unbewußte, das drunten im reichen Unabgeleuchteten lebt und im Fachmenschenleben nicht zur Geltung kommt, das Ursprüngliche, aus dem die Kraft des Hasses und der Liebe, aus dem die Leidenschaften, auch die zum Guten, und die Entschlüsse zum Freien und Großen quellen. Bei der Arbeit haben wir mit dem Beruf zu tun, der für sehr viele von uns nur Beschäftigung ist, wenn nicht Schlimmeres, Hasten nach Geld. Das rechte Ausspannen, die rechte Geselligkeit könnte helfen, das zu tun, wozu man beim Arbeiten keine Zeit hat: in tieferem Sinne des Wortes zu „unterhalten", nämlich: uns zu *erhalten als Menschen*, die weder Maschinen noch Sublimierungen werden wollen. So gesehn, hat das Unterhalten eine große biologische Bedeutung. Das gesunde Natürliche in uns zu pflegen, damit aus den Homines keine Homunkuli werden. Sport, sportloses Reisen, Spielen, Kunst, Geselligkeit — alles hilft dazu, so lange es nicht auch schon verschnitzelt und verwitzelt, verabsichtelt und überzivilisiert ist. Rezepte helfen deshalb nur bei Nebensachen, meistens: nur bei Symptomen. Am *Drange* nach Nährendem fehlt es, ist der kräftig da, so weist er jedes Menschenkind viel zuverlässiger auf das, was es braucht, als alles Klügeln, eben, weil er aus dem großen Fundus im Unbewußten stammt. Geht der Reizhunger auf andres als auf Förderliches und zieht man dem Brote den Kaffee vor, so krankt eben „die Gesellschaft". Zum Verzweifeln ist das ja immer noch nicht, denn erstens: was heißt „die" Gesellschaft, und zweitens: es ist schon manche Schicht krank gewesen, die wieder gesund ward. Wer kann an hundert Erscheinungen im Heute die *guten* Kräfte verkennen, die sich zum mindesten mit den übeln mischen? A

Grundzüge der Inszenierung

Inszenierung ist die Übertragung eines dramatischen Werkes vom Buche auf die Bühne. Das dem Theater übergebene Stück kommt zuerst in die Hände des Dramaturgen oder des Lektoren, der es liest und sein Urteil dem Direktor schriftlich übermittelt. Empfiehlt dieses Urteil die Annahme, so befaßt sich der Direktor mit dem Stück und holt wohl auch die Meinung seines Leseausschusses, d. h. der Regisseure (Spielleiter) ein. Steht ein Schriftsteller in Frage, der schon Erfolge gehabt hat, so vereinfacht sich der Weg, der Direktor ist dann oft der erste und einzige, der das Stück vor der definitiven Annahme kennen lernt. Ehe die Zensurbehörde um ihr Einverständnis angegangen wird, ändert der Direktor, mit Einwilligung des Verfassers, schon die Stellen, die Anstoß erregen könnten; auch wo nach seiner Meinung und Erfahrung sich Mängel und Härten zeigen, streicht er Wörter, Sätze, Szenen, Akte, stellt er ganze Dialogpartien

Digitized by Google

um, ändert er Aktschlüsse, biegt er tragische Ausgänge versöhnlich um und leitet den Verfasser an, da und dort der größeren Klarheit wegen Einschiebsel nachzuliefern. Nicht immer geschehen diese Beschneidungen, Umformungen, Erweiterungen zum künstlerischen Heile des Stückes; der Verfasser läßt deshalb auch oft seine ursprüngliche Niederschrift in der Buchausgabe bestehen, sein Geschäftsvertreter versendet an die Bühnen aber die bei der Uraufführung verwendete Umgestaltung. Die hier angedeutete Textveränderung zieht sich kann und wann durch alle Bühnenproben; sogar nach der letzten, die den Charakter einer Vorstellung hat, macht sich manchmal noch eine „Streichprobe" nötig.

Führt der Direktor in eigener Person und allein Regie, so setzt er sich mit dem Vorsteher des Ausstattungswesens in Verbindung, um über die Dekorationen und Kostüme schlüssig zu werden. Übergibt er die Regie einem andern, so zieht er diesen hinzu. Handelt es sich um Schauplätze und Gewänder, die aus dem Fundus nicht zu beschaffen sind, so werden die Kosten veranschlagt, Papiermodelle für jede Dekoration hergestellt, Figurinen gezeichnet. Inzwischen sind die einzelnen Rollen ausgeschrieben und verteilt, durchschossene Textbücher für den Regisseur und den Inspizienten (Nachleser) angefertigt worden. Außerdem arbeiten sich der Theatermeister, die Requisiteure und Möbelträger, die Beleuchter ihre Unterlagen aus. Nur selten setzt der Direktor eine Leseprobe an, weil sie einen ganzen Vormittag raubt und praktisch wenig fruchtbar ist; geschieht es aber, so liest entweder der Verfasser selbst oder der Direktor das Stück vor, oder die Darsteller versuchen, um einen Tisch sitzend, mit andeutender Charakteristik jeder seine Rolle wiederzugeben. Fällt die Leseprobe weg, so ist es die Pflicht aller Mitwirkenden, sich selbst über den Inhalt des Stückes zu unterrichten.

An großen Bühnen finden, bevor die Schauspieler gerufen werden, Dekorations- und Beleuchtungs-, auch Komparserieproben statt. Dabei wird der Schauplatz abgegrenzt und eingeteilt (meist durch alte Wandflächen und Versatzstücke, die nur „markieren"), der Einfall des Lichtes geregelt, wohl auch schon seine Stärke und Farbe (worüber der Elektrotechniker genaue Notizen aufzuzeichnen hat), und im Probesaale übt ein Vertreter des Regisseurs mit den Choristen und Statisten die Volksszenen. Dies alles kann natürlich erst vor sich gehen, nachdem der Spielleiter sich mit dem Stücke gehörig vertraut gemacht hat. Er schreibt seine bühnengerechten Inszenierungsgedanken auf die weißen Blätter des durchschossenen Buches, merkt sich die Momente an, wo die Handlung Einschnitte hat, wo ein Stellungswechsel der Darsteller angebracht ist und macht sich vor allem die Topographie der Schauplätze klar, innerhalb und außerhalb des Bühnenbildes. So kann er dann mit Sicherheit die Schauspieler belehren, wo ihr Auftritt, wo ihr Abgang geschieht.

Es kommt nun zur Arrangier- oder Setzprobe. Hier treffen zum ersten Male — gesetzt, daß keine Leseprobe stattgefunden habe — die Individualitäten der Darsteller mit der Individualität des Spielleiters zusammen. Der Spielleiter tut gut, seine häusliche Vorarbeit nicht bis auf Kleinigkeiten auszudehnen und die Eigentümlichkeiten der

Digitized by Google

ausführenden Schauspieler von vornherein zu berücksichtigen. Ist er eigensinnig, so kommt es zu Zwistigkeiten, die der ganzen Aufführung schaden. Jeder Darsteller ist ein wenig Regisseur und macht oft auf Punkte aufmerksam, die dem geistigen Auge des lesenden und vorbereitenden Spielleiters entgangen sind. Es empfiehlt sich, auf der Arrangierprobe stets nur im Tone des Vorschlags zu unterhandeln — auf beiden Seiten — und nicht kanonische Anordnungen zu treffen. Das erstreckt sich nicht nur auf die Charakterisierung der Rollen und auf die Stellungsänderungen, sondern auch auf den Schauplatz und die Beleuchtung. Die Arrangierprobe darf durchaus den Eindruck des Chaotischen machen, aus dem sich nach und nach das kunstvolle Gebilde entwickelt. Am besten ist es, wenn der Spielleiter die Darsteller bei dieser ersten Bühnenlesung (die Rollenhefte bleiben da noch meist sichtbar) sich selber überläßt und nur in großen Zügen nachhilft; ferner, wenn er den so durchgenommenen Akt sofort wiederholt und dabei schon seine eigenen Absichten mit den Wünschen der Darsteller verquickt. Die Zeit von 10—2 Uhr reicht gewöhnlich nur für das grobe Festlegen eines einzigen großen Aktes oder zweier kurzer aus, so daß die gesamte Arrangierprobe sich auf zwei bis drei Vormittage verteilt.

Nachdem das Stück auf diese Weise der Bühne angenähert worden ist, bleiben in der Regel einige Tage frei, während deren die Schauspieler memorieren und die Leiter ihre differenzierten Pläne machen. Da sind sogar die Umkleidungen der Darsteller zu bedenken, deren Dauer ein Stück bedeutend verlängern und schädigen kann. Über Kostüm und Maske werden jetzt mit den Schauspielern genaue Besprechungen gepflogen. Das Kostüm diktiert der Figurinenzeichner, der sich nur ungern auf schauspielerische Wünsche einläßt und oft die Bequemlichkeit und Kleidsamkeit zugunsten der historischen Echtheit hintanstellt. Die Maske bleibt meist der Phantasie der Darsteller anheimgestellt, der dem Perückenmacher entweder eine kleine Zeichnung zur Unterlage anfertigt oder ihm aus irgendeinem Bilderschatze einen Kopf beibringt oder ihm nur wörtlich Frisur und Bart andeutet. Das Schminken des Gesichts und sonstige Veränderungen des äußeren Menschen, wobei mit großer Kunst vorgegangen werden kann, sind einzig Aufgabe des Schauspielers selbst.

Von Probe zu Probe — nun heißen sie Theaterproben — wird die Bühne wohnlicher. Die wirklichen Dekorationen kommen allmählich vom Malersaal herunter und treten an die Stelle der zusammengestückelten Wände; Versatzstücke aller Art vom großen Baum bis zum kleinen Blumenstöckchen finden sich ein; Möbel, Gardinen, Tische, Stühle, allerhand winzige Requisiten, endlich Teppiche erleichtern den Darstellern die Heimlichkeit des Spiels, tragen zur Stimmung bei.

Und nun geht es an das innige Ineinanderwachsen, das im Stilstück wie im naturalistischen möglich und nötig ist. Je mehr sich der Schauspieler vom Souffleur loslöst, je seltener der Spielleiter den Dialog unterbricht, um so freier werden die Bewegungen, um so kecker wagt der Darsteller sein inneres Vorbild zu verwirklichen, bis er endlich ganz vergißt, daß er auf dem Theater steht. Er folgt, wenn er selber nicht mehr auf seinen nächsten Satz aufzupassen hat,

Digitized by Google

den Worten seines Gegenspielers, läßt ihn bei Unterhaltungen nicht aus dem Auge, wo nicht gerade ein Abwenden vorgeschrieben ist, greift des Partners Ton auf und benutzt nach Gefallen und doch mit Bedeutung die Bühnenausstattung, sei es, daß er sich an einen Schrank, einen Tisch lehne, sich setze, andere alltägliche Gepflogenheiten übe, sei es, daß er in der Erregung die ganze Fläche des Bühnenraumes sicheren Fußes durchschreite. Jedenfalls darf ohne innere oder äußere Motivierung kein Stellungswechsel vorgenommen werden. Wenn dem Zuschauer das Motiv auch nicht zum Bewußtsein kommt, der Mangel eines Motivs würde ihm stets auffallen und ihn verwirren oder verstimmen.

Bei dieser Verinnerlichung und Vernatürlichung wacht die Objektivität des Spielleiters, den vielleicht mehrere Herren unterstützen, über jeden Ton, jede Geste, jeden Schritt, hat immer die ganze Bühne und das ganze Stück im Auge und greift da und dort ein, wo zu leise oder zu laut gesprochen wird, wo eine Szene sich zu langsam abwickelt, feuert an, wo die Lust der Darsteller erlahmt, wehrt ab, wo sich unkünstlerische Mätzchen und Nuancen einschleichen; er ist der ideale Zuschauer und verlegt darum seinen Platz oft von der Rampe weg ins Parkett, in die Logen, auf die Galerie.

Jedes Stück hat seinen eigenen Stil, und ihn zur Geltung zu bringen ist die vornehmste Aufgabe des Spielleiters. „König Lear“ verlangt in der Dekoration, im Kostüm, im Ton monumentale Behandlung und kann der kleinlichen Zimmerausstattung entraten, die wiederum dem „Fuhrmann Henschel“ Bedürfnis ist. Dort, wo der Darsteller als weltanklagender Wahnwitziger über die Heide rasen und ungeheure Gefühlsausbrüche zum Himmel schleudern soll, würde zudem ein naturalistisch hergerichteter Grund mit Baumstümpfen, Strauchwerk, hohem Grase und Maulwurfshügeln auch seine Bewegung hemmen. Der Spielleiter hat also das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen und darf nur so viel Kleinkunst zulassen, wie gerade nötig ist, um den Zuschauer im Glauben an die Wahrheit der Geschehnisse zu erhalten. Die Illusionsfähigkeit und Illusionswilligkeit des Publikums darf nicht unterschätzt oder gar ignoriert werden. Das Vordrängen auffälliger prunkender Dekorationen (deren Aufbau oft mehr Zeit erfordert als die Abwicklung des Textes) hat mit der Zeit ein Mißverhältnis zwischen mimischer und malerischer Kunst gezeitigt. Im gleichen Maße, wie die Umwelt des Schauspielers verfeinert, verzierlicht worden ist, hat der Beifall des Publikums, seine Liebe zum gesprochenen Worte abgenommen. An Schillerschen Werken ist das am deutlichsten nachzuweisen. Der Zuschauer will — ob er sich darüber auch nicht klar ist — seine eigene Phantasie walten lassen; die minutiöse Ausstattung aber zwingt ihn zur Untätigkeit: sein inneres Auge wird ausgeschaltet, und so erschlafft er und läßt sich tragen, wo er früher mittrug. Dabei reichen die kostbarsten Leinwandpaläste, die echtesten Waldgründe dort nicht aus, wo der Dichter seiner Phantasie die Zügel schießen läßt. Die Hexen in „Macbeth“ und die Wolfsschlucht im „Freischütz“ reizen auf deutschen Bühnen noch immer zum Lächeln. Kostüme und Tierattrappen bleiben tot, wenn die Phantasie des Spielleiters sie nicht belebt. Er soll sich darum zum Gesetze machen,

Digitized by Google

rein phantastische Gebilde lieber gar nicht als unzulänglich erscheinen zu lassen. Ist das nun auch bei den Macbethschen Hexen und im „Freischütz“ kaum durchzuführen, so doch etwa im „Faust“ beim Erdgeist und der Venus oder Helena in der Hexenküche.

Schon die Volksmassen bereiten der Inszenierung große Schwierigkeiten; seit den Zeiten der Meininger hat man sie zu individualisieren versucht. Man läßt die Komparsen und Statisten also nicht mehr links und rechts in geordneten Reihen symmetrisch aufmarschieren (es sei denn, daß eine ungewöhnlich strenge Stilisierung wie in den antiken Bühnenwerken und der „Braut von Messina“ gleichmäßiges Auftreten und Sprechen fordere!), sondern sie spielen sich aus Türen und Gängen gruppenweise an den Fleck hin, wo die Szene sie benötigt. Man ernennt wohl auch Gruppen*führer* und weist ihnen eine Reihe von individuell gegliederten Sätzen zu, die sie mit ihren Leuten austauschen. Diese Gruppen bleiben meist in sich konstant und bewegen sich nach links und rechts, nach vorn und hinten, so daß sich das Gesamtbild des „Volkes“ stets wandelt. Die Zwischenrufe der Menge, durch welche die Reden der Einzeldarsteller oft eine Steigerung erfahren können, wird der geschmackvolle Spielleiter nicht immer unisono sprechen lassen (was bei längeren Einwürfen besonders gekünstelt klingt), er wird auch hier erst einzelne Rufer bestimmen, ehe die Masse einfällt, und niemals die Worte des Solisten, sofern sie die wichtigeren sind, durch allgemeines Schreien zerreißen und ersticken lassen. Blutige Schlachten schlägt man am besten und glaubhaftesten hinter der Bühne oder hinter künstlichen Staubwolken, so daß sie den kritischen Augen der Zuschauer ziemlich entzogen bleiben. Auch imposante Aufzüge deutet man, wo es geht, nur an: wenn hinter einem Hügel, einer Mauer Baldachine, Fahnen, Lanzen vorbeigetragen werden, so daß nur die Spitzen sichtbar sind, ist der Illusion vollauf Genüge geschehen. Beim Arrangement des Lärms hinter der Szene, bei der Wiedergabe von Sturm, Regen und Gewitter ist nie außer acht zu lassen, daß der Text, der inzwischen die Handlung fortführt, der ausschlaggebende Teil ist; alle diese Geräusche hinter den Kulissen dürfen und sollen zwar naturalistisch wirken, aber doch kunstvoll-heimlich an- und abschwellen, je nachdem die Rede zwischen den Kulissen laut oder leise klingt. Für das musikalische Beiwerk im Drama gilt ungefähr dasselbe; meist hat es sekundären Wert, und es darf ihn nicht selbstherrlich erhöhen. Für jede Bühne empfiehlt es sich, eine Sammlung von Musikstücken anzulegen, die aus verschiedenen Jahrhunderten und Ländern stammen. Der Kapellmeister wird daraus leicht für jedes Stück etwas Angemessenes entnehmen können. Bekannte Marschmelodien sind zu vermeiden, wo der Dichter sie nicht deutlich verlangt.

In den Stücken, die des gewaltigen Weltatems entbehren, der entscheidenden Handlungen und ihrer Wendepunkte, hat auch die Inszenierung zartere Aufgaben. Das sogenannte Milieudrama ist ohne peinlichste Beobachtung der psychologischen Kleinmalerei geradezu unmöglich, aber dank dieser Beobachtung selbst bei mittelmäßigen Einzelleistungen eines starken Erfolges sicherer als ein durch dasselbe Personal dargestelltes, in großen Zügen gearbeitetes Stildrama. Da heißt es zuerst das Äußerliche des Schauplatzes mit epischer Breite

Digitized by Google

schildern! Das Zimmer wird also mit allen erdenklichen charakteristisch-echten Möbeln, mit wirklichem Hausrat ausgeputzt, der Garten mit frischen Sträuchern und Blumen. Der Dichter gibt schon in seinen Parentheſen aufs genaueſte die Größe des Raumes an; die Bühne wird also nötigenfalls durch Einbauten verengt und feſt abgeſchloſſen. Er erwähnt jede Blumentopfmanſchette und den Vogelkäfig am Fenſter, den dampfenden, mit Suppe gefüllten Topf auf dem Herd; er ſchreibt den Darſtellern Gewänder und Masken vor, und die Inſzenierung hat ſich allen Anordnungen nach Möglichkeit zu fügen.

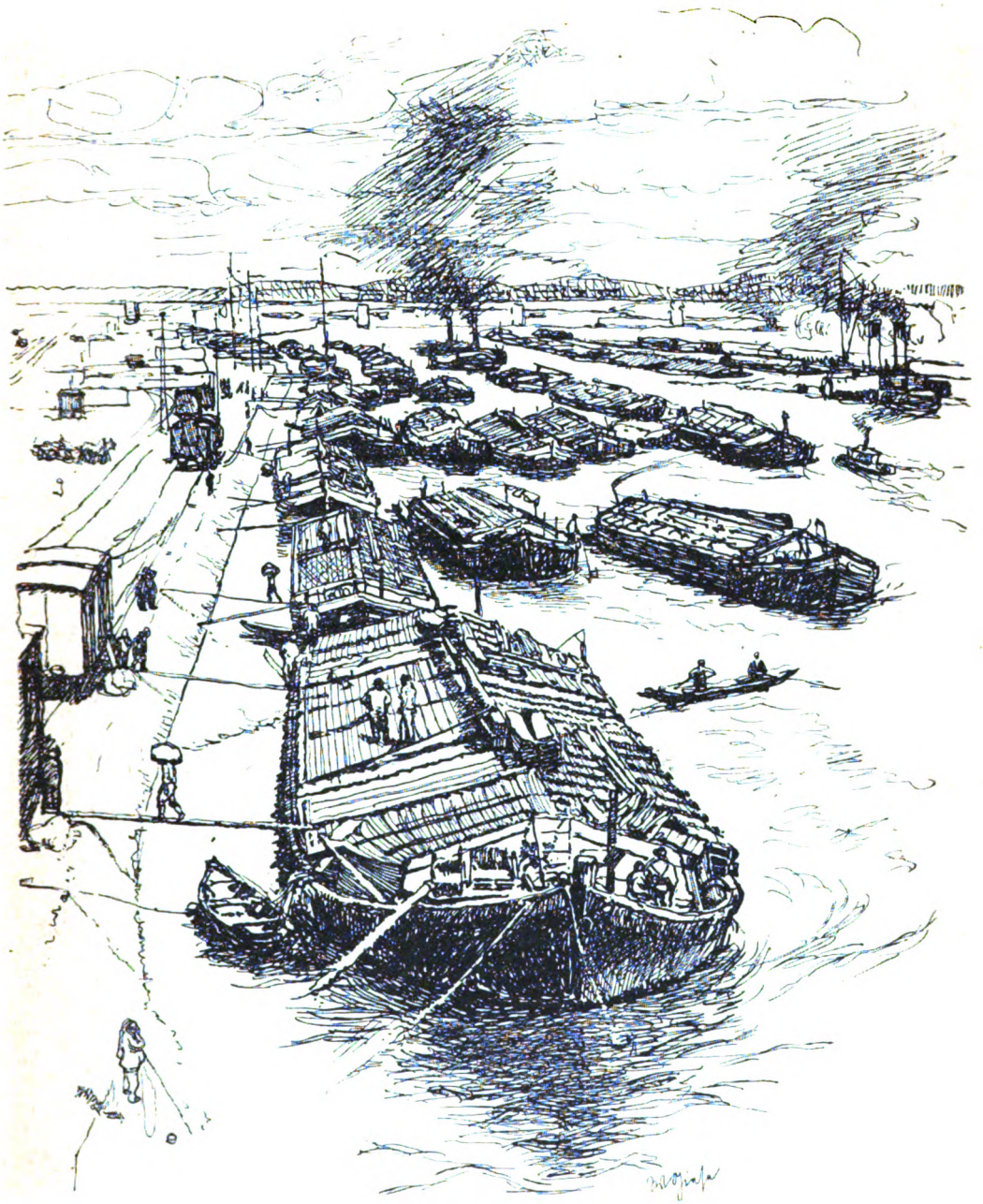
Es iſt zur Sitte geworden, daß die Theater die lebenden Dichter zur Aufführung, ja zur Teilnahme an den Proben einladen. Ob ſich auch mancherlei zur Verteidigung dieſes Brauches vorbringen läßt, ſo ſpricht doch auch ſehr vieles dagegen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß er dem Erfolge mehr im Wege iſt als ihm nützt. Entweder ſagt der Verfaſſer zu allem ja, was man ihm vorführt, und hindert damit das friſche fröhliche Experimentieren der Schauſpieler, denen die Zuſtimmung wie eine Kanoniſierung erſcheint; oder er greift allzu tief in das Getriebe des ſchauſpieleriſchen Berufes ein, in dem er meiſt nur Dilettant iſt. Wie der Darſteller dem Dichter vertraut, indem er ſeine Vorſchriften bis ins kleinſte nach Vermögen zu erfüllen trachtet, ſo ſollte auch der Dichter ſein Werk ohne Angſte und Zweifel dem Theater überlaſſen. Man wird ſeinen Rat gewiß einholen, um ſich über dunkle Stellen zu vergewiſſern; ihm ſelbſt aber wird es nie gelingen, aus unfähigen Schauſpielern fähige zu machen. Dadurch, daß er zu viel und zu vielerlei von ihnen verlangt und in einer Sprache, die ihnen nicht geläufig iſt, unterbindet er ihre Luſt, verwirrt er ſie, und ſie verlieren mit dem Glauben ans Gelingen auch leicht ihre perſönlichen Vorzüge, alſo die Wirkungsmöglichkeit.

Ferdinand Gregori

Handzeichnungen

Volkstümliche Publikationen nach Handzeichnungen gehören zu den Seltenheiten, denn wann und wie immer ſie erſchienen ſind, ſie haben faſt ohne Ausnahme nur in höchſt beſcheidenen Grenzen Erfolg gehabt. Das wird auch noch lange ſo bleiben. Denn wenn nicht gerade, wie bei Illuſtrationen, ſtoffliches Intereſſe, oder, wie bei Witzblättern, Freude am Scherz dabei iſt, geht es nicht anders: man muß, um gute Handzeichnungen zu genießen, Freude am eigentlich Künſtleriſchen haben. Man muß ſie „leſen“ können nicht nur auf das, was ſie dem Auge jedes Kindes zeigen, auch auf das, was bei ihnen zwiſchen den Zeilen ſteht. Nein, indem wir dieſen Vergleich gebrauchen, ſehn wir ſchon, wie ſtark er hinkt: nicht, was zwiſchen den Zeilen ſteht, gibt ja bei künſtleriſchen Zeichnungen das Feinſte, ſondern gerade die Schrift ſelber. So würde der Vergleich beſſer ſtimmen: Man muß dieſe Schrift nicht nur leſen können auf das, was ſie mit dem allgemeinen Alphabet, ſondern auch auf das, was ſie mit Druck und Nichtdruck, mit Gleiten und Stocken, mit Pauſen und Schnörkeln erzählt: man muß ſie auch als Handſchriftendeuter leſen. Und ſo nahe das liegt und ſo ſehr ſich's dem Kunſtfreund

Digitized by Google



Aus „Kunst und Leben“ 1911 (Berlin, Fritz Heyder)

Digitized by Google

Digitized by Google

von selbst versteht, gerade davon hat das große Publikum meistens noch gar keine Vorstellung. Es sucht in der Handzeichnung, wie im Bild, zunächst irgend etwas Abgezeichnetes. An den abgezeichneten Dingen freut sich's, an der Landschaft, wenn sie nett, am Mädel, wenn's hübsch, am Kinde, wenn's lieb ist. Eine Stufe höher, so hat's auch von Perspektive etwas gehört, von schönen Linien, von guter Komposition, und sucht und findet davon dies oder das im Bild. Wir wären dumm, wenn wir gesund Erfreuliches nicht nähmen, wo und wie wir's finden — warum sollen wir uns nicht auch an schönen Bäumen und hübschen Menschenkindern auf Zeichnungen erfreuen? Und die Reize der Linienschönheit, der Massenkomposition usw., gewiß, die können auch auf Zeichnungen da sein. Aber die *besonderen* Reize

Aus „Kunst und Leben" 1911 (Berlin, Fritz Heyder)

Graf Leopold von Kalckreuth, Feldarbeit. Federzeichnung

der Handzeichnungen liegen nicht hier, nicht *das* liegt hier, was *nur* solche Zeichnungen bieten können. Um wieder mit der Buchstabenschrift zu vergleichen: nicht *das* liegt hier, was dem Sachverständigen für Handschriftenkunde die Handschrift als solche über den Schreiber aussagt.

Das scheint, zunächst, ganz unabhängig von dem, *was* mit der Handschrift niedergelegt werden soll. Wenn Bismarck einen Brief an seine Frau schreibt und Menzel ein Mädchen zeichnet, das ein Messer prüft, und dann wieder: wenn Bismarck Sätze für den Frankfurter Frieden skizziert und Menzel den Tod Friedrichs des Großen entwirft: es ist dort *Bismarcks* und ist hier *Menzels* Zug in den schreibenden und zeichnenden Linien, ist bei jedem eben derselbe eine feste Zug, der durch *alle* ihre Buchstaben- oder Bilderschriften geht. Dennoch: er wandelt sich ebenso ab, wie über ein und dasselbe Gesicht Freude und Leid, Liebe und Zorn geht, Gleichgültigkeit und Anspannung: der Handschriftenkenner liest ja aus einem Briefe nicht nur Blei-

Digitized by Google

bendes über den Charakter des Schreibenden, auch Wechselndes über seine Stimmung beim Schreiben. Nun aber der Punkt, wo auch dieser Vergleich zu hinken beginnt. Das Schreiben ist in weit höherem Grade nur Nebenprodukt des geistigen Lebens, als das Zeichnen, das wenigstens in der vollen künstlerischen Erregung Ausfluß dieses Innenlebens ist. Auch der vollbeteiligte Schreiber denkt, wenn er mehr als Abschreiber ist: was er schreiben, der Zeichner aber: wie er zeichnen soll. Der vollbeteiligte Zeichner lebt im Zeichnen. Je mehr er's tut, je mehr von seinem Innern fließt deshalb in seine Zeichnung über. Je weniger, je mehr nähert sich sein Zeichnen, psychologisch genommen, der Schreiber-Schrift.

Von diesen Verhältnissen fühlt das große Publikum noch wenig, und so kommt es, daß seine Wertschätzung der Zeichenkunst sich genau umgekehrt zu der des Kunstfreundes verhält. Die Erziehung dazu, Dinge des Seins genau und scharf wiederzugeben, ist meiner Meinung nach unter der neuen Bewegung zu sehr vernachlässigt worden: wir brauchen Leute, die ein Tier, eine Pflanze, irgendeinen Körper wirklichkeitsgetreu in voller Zuverlässigkeit abbilden können, und wollen diese Fähigkeit ja nicht unterschätzen. Nur hat dieses technische Können nichts mit der eigentlichen Zeichenkunst zu tun, von der wir eben sprechen, nichts mit dem Zeichnen als Ausdruck eines persönlichen Sehens und Verhaltens zur Welt. Das Publikum unterscheidet da kaum. Ihm ist das orthographische und gar das kalligraphische Zeichnen das Höchste. Das „korrekte" und das „schöne". Mit andern Worten: jenes Zeichnen, bei dem der Schwerpunkt aus dem Ich des Zeichners nach außen verlegt ist, sei's auf den abzuzeichnenden Gegenstand, sei's auf den Beschauer, dem man Gefälliges bieten, dem man gefallen will.

Sprechen wir nun von den Kunstfreunden, so dürfen wir natürlich von denen absehen, die irgendwelche Sonderinteressen verfolgen. Und dürfen der Einfachheit halber annehmen, daß sich's bei den vorgelegten Blättern um Zeichner von gleicher künstlerischer Begabung und Fähigkeit handelt. Sind so die Voraussetzungen gleich, so werden dem Kunstfreund gerade umgekehrt wie dem breiteren Publikum am meisten diejenigen Zeichnungen bieten, in welchen sie am stärksten den Ausdruck der Künstlerseele spüren. Wenn sie die Studie mehr interessieren wird, als etwa die Abzeichnung eines Ölbildes mit dem Stift, so wird sie noch mehr die Skizze fesseln, bei der etwas nur angedeutet, also noch mehr als bei der Studie vereinfacht und damit übersetzt ist. Am wertvollsten aber werden ihnen Entwürfe sein. Es ist einer der edelsten Genüsse, der sich denken läßt, an der Reihenfolge der Entwürfe, Skizzen, Studien, Ausführungen das Werden, das Ringen, das Sichdurchkämpfen eines schöpferischen Gedankens vom ersten unmittelbaren Niederschlage der Konzeption an bis zum Endergebnis zu verfolgen — wenn schon oft ein Genuß, der dem Genusse am Tragischen verwandt ist.

Aber freilich, wer dem nachgehen will und nicht besonders dafür begabt ist, braucht Übung dazu. Übung im Sehen all dessen, was auf Zeichnungen wirklich in Strichen da ist. Und Übung seiner Phantasie im Nachgehen, im Nachbilden und damit: im Nach-

Digitized by Google

fühlen dieser Striche. Denn das gute äußere Sehen, das Alles-Bemerken tut es ja lange nicht allein, das innere Sehen muß ihm so sicher folgen, wie das Saitenspiel im Flügel dem Anschlage der Hand. Der Griffelkünstler zeichnet einen Baum links mit dünnem, rechts mit stärkerm Kontur, unsrer Phantasie fällt das Licht von links auf den Baum. Er setzt einen Kreis aufs weiße Papier, der Phantasie leuchtet damit die Sonne auf am Firmament. Das sind alte, oft gebrauchte Beispiele. Aber solchen Wirkungen nachzugehn, scheint einfach, wenn wir sie mit den feineren Bewegungsgefühlen vergleichen, die aus den Andeutungen der ersten Entwürfe dem erwachsen, der ihnen folgen kann. Das wird oft nicht leicht sein, wenn man nicht vom Ausgeführteren allmählich zu den Anfängen zurückgedrungen ist. Kann man's, so tritt man in die Schaffenswerkstatt der Geister.

Ich halte die Übungen im Betrachten von Handzeichnungen für eine der förderlichsten Übungen zum Kunstgenuß überhaupt. Aber man kommt natürlich zum letzten Ziele nicht mit dem ersten Schritt. Der ganz Ungeübte dürfte, wie angedeutet, wohl gut mit solchen Blättern beginnen, die noch ziemlich durchgeführt sind und die ihn deshalb nicht gar zu ungewohnt, nicht gar zu verwunderlich anschauen. Deshalb begrüße ich mit so viel Freude den Kalender „Kunst und Leben", weil er mir geeignet scheint, auch weitere Kreise an das Achten auf Handzeichnungs-Schönheiten zu gewöhnen. Vortrefflich geeignet ist dazu auch die schöne Bruckmannsche Publikation „Meisterzeichnungen deutscher Künstler", die auch gute Begleitworte bringt. Aus diesen beiden Unternehmungen wählen wir unsre heutigen Proben. Samt und sonders solche, die „Fertiges" bringen oder sich doch dem „Fertigen" nähern. Wer andre, wer Studien, Skizzen und Entwürfe sucht, findet manches in unsern früheren Heften, beispielsweise in dem mit den Nachlaß-Zeichnungen von Busch. Wir kommen aber auf diesen Gegenstand auch noch des öfteren zurück, um ihn von verschiedenen Stellen her anzusehn. A

Lose Blätter

Meer

Durch blutende Heide, durch bleichen Sand
Die Dünen hinunter zum donnernden Strand.
Es dampft und es stampft mein schwarzer Gaul,
Es flockt ihm der Schnee vom schnaubenden Maul.

Nun unten, nun Halt und atmende Schau.
Die stürzenden Stufen tiefgrün, tiefblau:
Ein weißes Geäder erblinkt und versinkt,
Und marmorn knirscht es und dröhnt und zerspringt.

Doch fern im Meere titanenhaft
Von Wassersäulen ein doppelter Schaft,

Digitized by Google

Sie strudeln vom Grund zu den Wolken empor,
Ein lebendes dunkles gewaltiges Tor.

Und drüber Gewölbe in schwärzlichem Dunst.
Jetzt Schwertblitz und Speere und feurige Brunst
Und brechende Hallen, zerberstend Gestein —
Und nun ein heilig froher Schein.

Traumhaft heb ich die Hand empor.
Da flügeln vier hohe Vögel hervor.
Die Schwingen weiß, weit, still
Sind um mein Haupt, wie mein Herz es will.

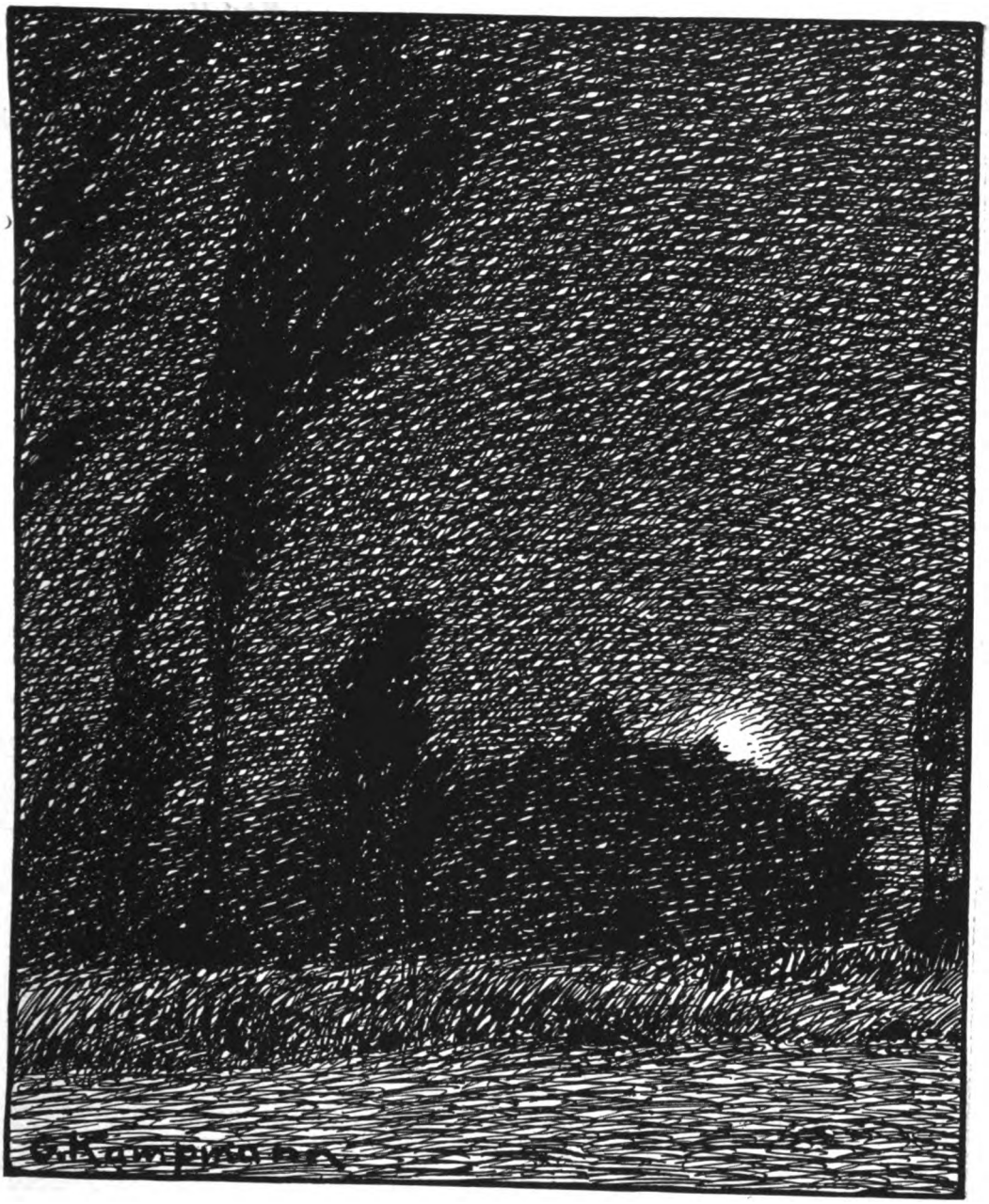
Und langsam hinauf das Marmorgestuf.
Es klirrt wie in Glas der eherne Huf.
Verrast ist der Kampf, dort glüht das Licht:
Ob Tod, ob Liebe, ich frag es nicht. Hans Böhm

Aus Verner von Heidenstams Werken

[Als erstes Zeugnis vom Schaffen des schwedischen Dichters Heidenstam kam vor einigen Jahren sein umfänglicher, bunter, überfüllter Roman „Hans Alienus“ zu uns. Er gab von einem neuen Ringenden und Suchenden aus dem Norden Kunde und erwarb dem Autor nicht allzuviele, doch einige warm begeisterte Freunde. Gerade weil darin aber ein Stück vom Denken und Fühlen, Dichten und Trachten des Menschen Verner von Heidenstam fortzuleben schien, wenden wir den Blick zu dem Erstling zurück, ehe wir sein ferneres mit größerer Reife und Sicherheit gestaltetes Werk betrachten.

Hans Alienus wuchs im frostigen Gegensatz zur wortkargen Gelahrtheit seines schwedischen Vaters auf und ging, da die erste männliche Kraft es erlaubte, von ihm fort zu der italienischen Lebedame, die seine Mutter war. Fast gegen den Willen seiner aller Bücherweisheit abholden Natur, jedoch unter Absolvierung einer tüchtigen Lehrzeit in der weltstädtischen Luft Roms, ist er päpstlicher Bibliothekar geworden. Solcherweise zahlt er nun der verhaßten „Jetztzeit“ durch alltägliche Arbeit seinen Tribut, arbeitscheu, sonderlingisch, töricht, eitel, wenn man ihn von außen betrachtet — lebensdurstig, selbstherrlich, weise, überlegen, wie er selbst und anscheinend mit ihm der Dichter meint (es ist einer der charakteristischen Züge Heidenstams, daß er über seine eigne Stellung zu den tragenden Gestalten seiner Werke zwar nicht schweigt, aber doch zumeist eine schillernde Dunkelheit liegen läßt). Hans Alienus, zu deutsch: Hans der Fremde, will glücklich und schön leben, will das Leben nicht mit der Gelehrtenbrille sehen, nicht aus Büchern und Papier erkennen und mit beschwerenden Abstraktionen leiten, nur leben will er mit voller Kraft, Tag für Tag, Stunde für Stunde die Lust des Daseins auskosten. Er gründet mit zwei italienischen Mädchen, ihrem Vater, einer Ausländerin und einem päpstlichen Kastraten einen Bund, um „in größtmöglichem Frohsinn und Glück zu leben“. Doch es kommt

Digitized by Google



Aus „Kunst und Leben" 1911 (Berlin, Fritz Heyder)

AUS DEM KUNSTWART

GUSTAV KAMPMANN
AUFGEHENDER MOND

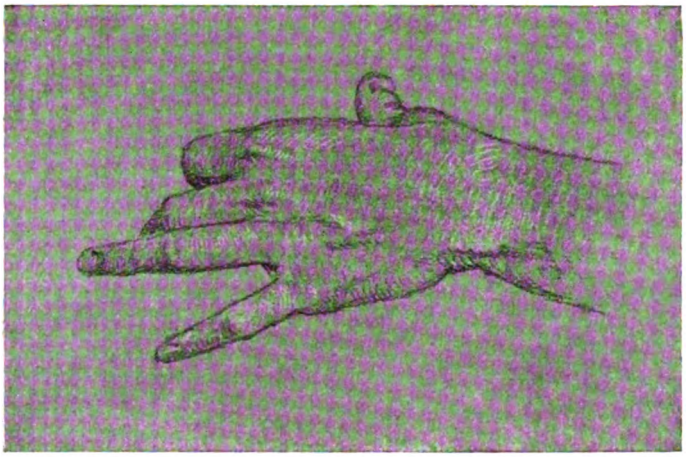
Digitized by Google

Digitized by Google

Aus den „Meisterzeichnungen deutscher Künstler" (München, F. Bruckmann)

KÄTHE KOLLWITZ

Digitized by Google



Aus den „Meisterzeichnungen deutscher Künstler" (München, F. Bruckmann)

AUS DEM KUNSTWART — ARNOLD BÖCKLIN

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: HANDZEICHNUNGEN

AUS DEM KUNSTWART

ED. VON STEINLE

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: HANDZEICHNUNGEN

AUS DEM KUNSTWART

GOTTFRIED SCHADOW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: HANDZEICHNUNGEN

AUS DEM KUNSTWART

A. BOCKLIN

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: HANDZEICHNUNGEN

ADOLF MENZEL

Digitized by Google

nicht recht dazu. Die Natur läßt sich nicht spotten. Hans Alienus, seiner eigenen Zeit ein Fremder, sucht das Glück im Leben, ringt sich selbst aber nicht los aus Grübeleien und Halbheiten, verlernt nicht die Konvention und überwindet nicht einmal in sich die allzu deutliche Geste des selbstgefälligen Einsiedlertums. Er sucht es in Abstraktionen und Träumen, in erstudierten und erzwungenen Phantasien, die eben doch kein noch so leidenschaftlicher Wille umschafft zur Wirklichkeit. Aus der Zeit, deren Wesen er in langen Unterhaltungen und Überlegungen wie durch sein Handeln Spott und Feindschaft entgegenbringt, kann er doch nicht heraus. Eifersucht zwischen den beiden italienischen Mädchen, mit denen beiden er in heiterer Liebe leben mochte, erweckt ihn aus dem Traum. Gealtert, unfrisch verläßt er das bisherige spielerische Dasein.

„Nicht mehr wie ehedem darfst dem Glück du trauen,
Denn bei den Jüngsten nur will's Hütten bauen.
Du wähntest stark dich, als die Stirn geglüht
Vor Lust, gen deiner Zeiten Strom zu schwimmen.
Nun ringe einsam mit den innern Stimmen."

Diese Zeilen stehen am Schluß des ersten Teils, der „das Gelöbnis" heißt und wie die beiden andern von Verspartien eingerahmt wird, welche den Sinn des Ganzen gleichzeitig erhellen und verdunkeln.

„Hades" heißt der zweite Teil. Lebend und ein Scheinleben spendend bringt Hans Alienus in das Reich der Schatten. Er trinkt vom Styxwasser und wankt wie ein Berauschter, da die alte Welt seinem Blick und Gedanken auersteht und ihn aufnimmt als Zeitgenossen. „Mit dumpfem Getöse rollte die Zeit zurück, Jahrtausend um Jahrtausend, wie ein losgelassener Lastwagen eine bereits zurückgelegte Anhöhe hinabgleitet." Bei Babylon findet die Abenteuerlust zum erstenmal Befriedigung; er ehelicht vier Frauen und führt die Heerscharen des Landes wider Sardanapal, Ninwes Beherrscher. Dieser jedoch gewinnt ihn alsbald zum Freunde, und er bleibt so lange bei ihm im Wetteifer, das Leben schön zu gestalten, bis Sardanapal, ältlich und geschwächt, vor dem Einbruch des Krieges selbst den Tod sucht, — der einzige Fehler seines „vorbildlichen" Lebens war, daß sein Körper es nicht ertragen konnte, wie das denn *keinem* Körper gegeben gewesen wäre. Ruhe hatte Hans Alienus auch bei ihm nicht gefunden: „Auf meinen Knien wollte ich dem Schicksal danken, wäre ich einer deiner sorglosen Söhne, Ninive! Mein Mund lächelt und meine Zunge lechzt, aber mich selbst kann ich nicht betrügen. Während ich die Feige schäle, während ich die Olive spalte, beständig flüstert mein Gedanke sein »Warum« oder »Wie«, und ich sehne mich von dem Tanz der Frauen hinweg nach leerem Wortgeplänkel mit einem Grübler. In meiner Heimat war ich ein Fremdling. Bin ich hier minder fremd?" Seine Wanderung durch die Jahrhunderte führt ihn zu Pontius Pilatus, nach Griechenland, auf den Thron der Cäsaren, zu Gottes Allmacht selbst. Endlich als er „durch die Torwölbung hinausritt und die Lyra der Wächter vernahm, da bedeckte er seine Augen, erfaßt von Heimweh nach jener Erde, wo der Taumel den Jammerschrei übertönt; ihn selbst aber erwartete der hinsterbende Herbstabend des Alters". Auf seiner wunderbaren Wachstafel, die alles Unwahre aus eigner Kraft wieder verwischt, steht kein

Digitized by Google

Wort, aber ein Bild hat die Hand der Wahrheit stehen lassen — „. . . im farbigen Abglanz habet ihr das Leben“ — ein Bild, das den „Wunsch des Lebens“ verkörpert, dem die Einbildung Gestalt gibt, ein Bild, „ähnlich dem eines Marmorgefangenen des Vatikans“.

„Die Heimkehr“ steht über dem Schlußteil des Romans, „Einsamkeit“ über seinem letzten Kapitel. Zögernd findet Hans Alienus endlich den Weg in das Haus seines Vaters. Der leidenverbitterte und feindselige Greis ist es zuletzt, in welchem sich sein glühender Wunsch erfüllt, einem Menschen zu begegnen, dem gegenüber er sich nicht als Fremdling fühlt. Er verlebt eine kurze Spanne herzlichen Einvernehmens mit dem Vater, und mit ihm zugleich mit beider Ahnen. Sie tauschen Gedanken und Gefühle und sind einander so nahe wie nur je zwei Menschen sich nähern mögen. Aber der Vater stirbt, und Hans Alienus beginnt im Geiste aufs neue die Wanderung, er liest, grübelt, predigt, reformiert und läßt schließlich die Zügel seines Gutes fast aus der Hand, da er sich mit den Leuten nicht versteht. Das Leben scheint stärker als er. Aber der Sucher des Lebens hat suchend seinen Sinn erfüllt: „Es ist mir Glückseligkeit genug, ein langes Leben durchlebt zu haben mit seiner ergötzlichen Qual und seinen berückenden Freuden.“ Sein Stamm erlischt mit ihm und die Wellen des Lebens fluten verheißend über den gesunkenen Kahn dahin.

Jugend und Liebe — Mann und Weib — Nachklang . . . diese drei pflegen die Leitideen oder besser die Leitklänge unserer Romane zu bilden. Andre Bahnen durchmißt Heidenstam. Die Liebe, das Weib, die Menschenwelt, das Finden und Gedenken, das alles liegt fernab davon. Ganz allein fordert er das Leben heraus zum schweren Kampf. Ist es ein Fehler, daß er den Geist seiner Einbildungen nicht vermählen kann mit dem Wirklichen? Ist es das Schicksal des Nachgeborenen? Des Kindes fremder Eltern? Des Mönches aus dem modernen Kloster, das da heißt „fernes Land“? Wir wissen es nicht, wir sehen nur die Bilder in diesem reichen, abseitigen Leben vorübereilen mit zauberhafter Eile. Und doch ist die Bahn so exzentrisch nicht, wie sie anfänglich scheint. Der Dichter Heidenstam ist nicht nur des Alienus Vertrauter, sondern auch selbst vielerfahren genug. Wo immer Alienus mit der Welt zusammentrifft, begegnet er und begegnen wir einem Stück echtesten Erdenlebens, das da seine Pulse erhitzt, gestaltet von der Hand eines echten Poeten. Mit wie knappen, festen Strichen sehen wir die Eifersucht der Italienerinnen und ihren schönen Edelmut, mit wieviel schalkhafter Grazie den alten Papst gezeichnet, der dem Treiben des Jünglings Alienus heiter zuschaut und zweimal selbst in sein Schicksal eingreift. Welche Fülle tiefsten Durchlebens menschlicher Lust und Laune ergießt sich in die heiteren Szenen des ersten Teils, welch herbes und stolzes Gefühl in die Versöhnung am Lebensabend im dritten, vielleicht die menschlich schönste Szene, die Heidenstam je gelungen. Da bewährt er eine Kraft, deren Beherrschung seiner Zeit vor allem nachgerühmt wird: Realistik. Aber er vermochte es, sie mit dem Geist seiner Einbildungen zu vermählen. Mag sein, daß er das ungebundene Walten dieses Geistes nach der Schöpfung des „Alienus“ bewußt in künstlerisch strengere Formen gezwungen hat. Hier entblühen ihm noch traumhafte Gebilde von erstaunlichster Anschauungskraft, obwohl die innere Einheitlichkeit dadurch zu

Digitized by Google

Schaden kam und die Sprünge im Ganzen nur durch die vollendete Selbstverständlichkeit seines leicht dahineilenden Stils verdeckt werden. Nicht nur daß die Phantasie, vom Wirklichen abgewandt, doch Scherz und Ernst in ihrer eignen zweiten Wirklichkeit spielend wiederholt und so die erste wundersam beleuchtet, vor allem greift sie durch eine gelegentlich überraschende Tiefe der Symbolik bis dicht an den Kern der Rätsel, deren Lösung uns versagt ist. Es ist manchmal fast, als plaudere diese unerschöpfliche Quelle nur eben absichtlos vor sich hin, und gerade dann offenbart sie ihre höchsten Geheimnisse. So überwindet dichterisches Schaffen die unausbleibliche Gefahr, ins Spielerische, zwecklos Unlebendige auszuschweifen. Es gibt Züge aus dem zweiten Faustteil, die in Heidenstams Symbolistik und auch in seiner sprachlich-versischen Kunst wieder auftauchen. Ganz von ferne . . . Aber ein tieferes Faustisches wird offenbar in dem heißen Bemühen um des Sinnes innersten Sinn, von dem diese mannhafte Dichtung lebt, auch wenn sie sich scheinbar auf leichteren und leichtesten Pfaden bewegt.

Heidenstam will zu dem Bild, das wir uns vom „modernen" Dichter, auch vom schwedischen, gemacht haben, nicht recht passen. Er bevorzugt nicht die subtile Feinfühligkeit Geijerstams, nicht die überall ungebeten eindringende lärmende Indiskretion Strindbergs, nicht Hallströms tastende, langsam spinnende Weise; er ist weder mit Hansson noch mit Hedenstjerna näher verwandt. Einzig Selma Lagerlöf könnte man ihm vergleichen, aber auch da wird man einschneidender Unterschiede bald gewahr. Denn wenn die Lagerlöf sich stilistischer Kunstgriffe bedient, die fast wie Unlauterkeit wirken, um durch Suggestion an die mystischen Unwahrscheinlichkeiten ihrer Phantastik glauben zu machen, spricht Heidenstam im Vollgefühl dichterischen Rechtes vom Wunderbarsten selbst nicht eben anders als von der nächstbesten Alltäglichkeit. Sein Schauen verbindet gerade die geringfügigen Vorgänge des Alltags, die er wirklichkeitsgetreu darstellt, mit dem Wunderbaren, an das die Alten geglaubt haben. Das im Grunde gehaltlose Schwelgen und Spielen der Phantasie, wie es Selma Lagerlöfs Poesie häufig kennzeichnet, vermeidet er völlig. Man hat sogar bald den Eindruck, daß sehr gründliche, sozusagen phantasiebeengende Studien seinen Arbeiten vorausgegangen sein müssen, — um so leidenschaftlicher bevölkerte und durchblutete dann seine Einbildung die also abgegrenzten Bezirke. Alle Werke die wir noch von ihm haben schildern Stücke aus Schwedens Geschichte, und das ist es wohl, was ihn in seiner Heimat so populär gemacht hat; daß auch seine halb realistische, halb phantasiestarke Begabung nebst dem Sinn für nachdenklich-tatloses Grübeln und wiederum für eine starke Komik der Situation beigetragen habe, ihm den Namen des nationalsten Dichters der Schweden zu schaffen, darf der Ausländer referieren, ohne das Recht, es aus eigenem Urteil zu bestätigen.

In dem Buche „Die Schweden und ihre Häuptlinge" gibt Heidenstam kurze Geschichten, die jeweils für die betreffende Zeit Charakteristisches enthalten, aber auch oft rein durch die menschliche Größe und gelegentlich durch die spannend geknüpfte Handlung fesseln. Man könnte sich, würde einiges Fernerliegende gestrichen, dies Werk als ein geradezu ideales Jugendbuch denken. Aber auch so wie es ist, mag man es empfänglichen

Digitized by Google

Jungen in die Hand geben, zumal keine überspannten Ehrbegriffe und keine einseitige Verherrlichung der heldischen Körperkräfte darin vorkommen. Die Geschichten reichen von der ältesten Urzeit bis ins Mittelalter und hangen kaum miteinander zusammen. Sagenhaftes, Märchenwunder, Heldentaten und einfache Schilderungen wechseln da ab. Und weil Heidenstam ein überraschend natürlicher Erzähler ist, dessen Sprache etwas vom Klang freierfundenen mündlichen Berichts innewohnt, mag sich ihm wohl auch kein jugendlicher Hörer entziehen — auch der Titelbeisatz „Für Junge und Alte" besteht zu Recht. — Der natürlichen Sprache verbindet sich bei ihm eine ebenso leichte, unreflektierte Erfindung; das hebt seine Geschichte der Folkunger weit über Ähnliches hinaus, von der wir bisher zwei Bände haben („Folke Filbyter" und „Die Erben von Bjälbo"). Es handelt sich hier um die echten, rechten Heldengeschichten, und Heidenstam wetteifert also in der Belebung alter nationalhistorischer Tradition mit den berühmtesten Skandinaviern seiner Zeit, Björnson und Ibsen. Zum Glück ließ er sich nicht von der Manier der Sagaerzähler bestechen, in deren Poesie die Kämpen zu übernatürlichen Strategen des Schweigens und ihr Leben raffiniert romanhaft führenden Abenteurern wurden — er wollte nicht den alten Stil wiedererwecken, sondern das alte Leben. Mir persönlich hat nicht die Edda noch die Isländergeschichten, nicht Ibsens „Nordische Heerfahrt" oder Björnsons „Halte-Hulda" jene Zeit so von innen heraus nahegebracht, wie Heidenstams Erzählungen. Es ist, als ob er einen geheimen Zusammenhang mit der versunkenen Wirklichkeit habe und in ihr nicht fremder sei als im eignen Jahrhundert. Wohl, ein solcher Vorzug ist nicht zu erweisen, — nur das natürliche Gefühl vermag ihn zu bezeugen, — und überschätzen soll man ihn auch nicht, denn wenn Heidenstam nicht außer ihm noch den Vorzug künstlerischer Begabung hätte, nützte ihm die natürliche Darstellung nichts. Aber er ist wirklich Dichter im höchsten Sinn des Wortes, ist es so sehr, daß er scheinbar absichtlos in diesen beiden Erzählungen auch den Sinn ununterbrochen auf die tiefste Bedeutung der Geschehnisse gerichtet hält. Man liest äußerlich von halbwegs spannenden Ereignissen, fühlt sich bald tief im Innersten der handelnden und leidenden Gestalten, und zuletzt ist es, als ob diese locker gefügten Schicksale von ewig- und allzu-Menschlichem bis zum Springen erfüllt gewesen seien, so groß und ernst hat der Dichter seine Aufgabe gefaßt. Dann erkennen wir jenen Alienus wieder, dessen Blick jederzeit das Letzte und Größte im Dasein zu erkennen und zu erfüllen strebte. Wir können hier weder die Geschichte des alten Bauern Folke wiedergeben, der aus Ungerechtigkeit und Gier sein Leben zerstörte und doch der Folkunger Macht dauernd begründete, noch die seiner späten Erben, welche im Glanz des Besitzes ihn zu hüten vergaßen, bis ein königlicher Sproß dem Lande Recht und Segen bringt. Es sei nur bemerkt, daß die zweite Erzählung ein wenig leichter zugänglich ist als „Folke Filbyter". Sie besteht aus Szenen von stärker bewegenden Gegensätzen und wird von dem Zwiespalt zweier königlicher Brüder getragen, die beide durch Recht und Unrecht schreiten, um ihrer Natur bis zum Äußersten treu zu bleiben. Es ist dem Dichter gelungen, wie in einer guten Ballade jede Strophe so hier jedes Kapitel mit leisen Steigerungen und Abschwächungen doch in einer gewissen gleichmäßigen Spannung und Vertiefung zu halten, so daß die eindrucksmächtigen Szenen

Digitized by Google

mit ihrem leidenschaftlichen Leben wie die kräftig abgewandelten Motive einer einzigen Symphonie vorüberziehen. „Folke Filbyter" ist ungleichmäßiger, manchmal ein wenig schwankend im Ton; die Fäden brechen öfter ab, gelegentlich fällt eine Masche unbemerkt, und die verborgnen Quellen der Weisheit und Sehnsucht in dieser auf wenige Seiten gedrängten Geschichte eines vielbewegten Lebens erspürt man vielleicht erst am Schlusse ganz, wo aus dem harten Verächter ein greiser Vergrämter wird.

Wie in diesen drei Büchern und im „Alienus" bevorzugt Heidenstam in der historischen Schilderung „Karl der Zwölfte und seine Krieger" das ausgesprochen männliche, mehr dem Willen und der Tat als der Beharrung und dem Gefühl geweihte Leben. Er stellt den jungen Schwedenkönig als durchaus abhold dem Liebesleben dar, als Abenteurer von kühner und verdeckt leidenschaftlicher Natur, der im übertriebenen Würde- und Ehrgefühl des Frühreifen seine anfänglich schon verkehrte Laufbahn bis zum bittersten Ende weiterschreitet; wo Heidenstam Liebeserlebnisse schildert, sind sie instinktbelebt, ein wenig animalisch — er schwelgt nicht und malt nicht aus. Unter den einzelnen Szenen, in denen er hier die Zeit Karls des Zwölften zeigt, wie sie in der Stadt, am Hof, auf dem Land, im Lager und in der Schlacht erlebt wurde, erhebt sich eine zu erschütternder Gewalt, die Schilderung der Schlacht bei Poltawa. Gewiß hat Heidenstam nicht die majestätische Naturgröße, die aus Tolstois Schlachtenschilderungen spricht, wo man schier meint, die Wirklichkeit selber rolle noch einmal vor einem ab, überhaupt liegt in manchen Einzelbildern dieser Geschichte etwas Zurechtgestelltes, wie denn auch die kunstvoll durchgeführte Psychologie des Helden fast gewaltsam anmutet, — aber dieses wie aus einem Wurf entstandene Schlachtengemälde, in dem alle Grausamkeit eines tragischen Volksschicksals, alle Bitterkeit des Zusammenbruchs im Leben des Königs, alle Heldentreue und Menschengröße sich zu einem starken Klang verdichten, es hat doch wenig seinesgleichen.

Der Kunstwart arbeitet, wie die Leser wissen, mit voller Absicht daran, die Kenntnis der nordischen Dichtung in Deutschland pflegen zu helfen. Vor allem wird es natürlich darauf ankommen, das für uns zu gewinnen, was wir selbst nicht ähnlich oder besser erzeugen. Da mag uns Heidenstams Ehrenname des „nationalsten schwedischen Dichters" denn noch besonders bezeugen, daß keins seiner Werke die Doublette einer deutschen Dichtung ist. Gerade wenn man sich einerseits freut, germanischem Wesen im Norden reiner und echter zu begegnen als bei unsern poetischen Zeitgenossen, wird man sich ja anderseits hüten müssen vor allzu eilfertiger Bruderstammliebelei. „Schon die Geschichte des schwedischen Volkes zeigt, wie verschieden . . .", so mag etwa ein warnender Historiker diesen Gedanken anspinnen. In der Tat, dieser schwedisch nationale Dichter-Historiograph kann recht wohl diesem oder jenem ausgleichfreudigen Literaturfreund durch seine Werke verdeutlichen, daß gewisse Stilbildungwellen, wenn sie sich durch die Kaffeehäuser und Literatursalons der internationalen Großstädte fortpflanzen, noch lange nicht die tiefere Wesenheit eines Volkes verändern. Kommt es uns aber auf Wahrheit und Poesie mehr an als auf Rassenpolitik und Literaturstile, so muß uns der Schwede Heidenstam dennoch und gerade um der Stammesverschiedenheit willen hochwillkommen heißen. Ezard Nidden]

Digitized by Google

[Noch nicht alle Werke Heidenſtams ſind bislang ins Deutſche übertragen und der Referent muß ſich daher auf das bereits Erſchienene beſchränken. Die fünf obengenannten Werke ſind in Albert Langens Verlag, München, erſchienen, das letzte davon auch noch in einer zweiten Überſetzung bei Georg Merſeburger in Leipzig (unter dem Titel „Die Karoliner"). Eine Auswahl von Gedichten Heidenſtams übertrug Friedr. Stieve (Verlag A. R. Meyer, Wilmersdorf), ohne gerade von Heidenſtams hervorragender lyriſcher Begabung zu überzeugen. Das Beſte in dem Band iſt mehr epiſcher Natur, hervorragend eigentlich nur das Gedicht „Die Tochter des Jairus", worin das erwachende Mädchen in ſchöner, farbenreicher Sprache die eben durchlebte Zeit ſchildert. Wir bringen trotzdem im folgenden ein paar kleinere lyriſche Stücke, da ſie einiges wiedergeben vom Weſen Heidenſtams, das tiefer zu erfühlen ja unſre Loſen Blätter diesmal helfen wollen.]

Jetzt klingt das letzte Läuten,
Ich reite nach der Ruh
Im Abendſchein über die Heide.
Greif aus, mein Rappe du!

Wie gerne lebt ich mit Menſchen froh,
Wenn nicht „folgen" wär unſer A und O.

Hätt die Erde nur einen einzigen Mund,
So groß, ſo ſchwarz, wie ein Brunnen ſo rund,
Der riefe: „Nun folge, ſonſt ſchmiede
In Eiſen und Holz ich dir jedes Glied!"
So ſagt ich: „Laß mich in Friede,
Nicht lüft ich mein Augenlid."

Wenn der Herr der Welt auf der Wolke ritt
Und donnerte: „Folge!" So rief ich: „Bitt!
Wähl ſachtere Sprache und dämpf dein Gebot,
Vielleicht erhör ich dein Flehen, o Gott!"

Du Traber mein!
Ich ſehne nicht heim
Der dumpfen Luft des Ofens zu;
Halt aus der fliehenden Stunden zwei,
Und du kaufſt für mich frei
Zwei kurze Stunden Ruh!

Was eilſt du ſo zur Ruh,
Du einzig Liebe du?
Folg mir im Mondenſchimmern.
Die Kirchenfenſter flimmern,
Der Vollmond hell erſtrahlt,

Digitized by Google

Bald will die Nacht entfliehn,
Bleibe, mein Mädchen, bald
Sind wir beide dahin.

Du hattest mich lieb. Ich wollte voll Lust
Hinbreiten vor dich all mein Gut,
Wollt opfern die Welt mit leichtem Mut
Für dein Herz, deinen Kuß, deine Brust.

O Glück unsrer Liebe! Sie blieb versteckt,
Band nie uns zu Freude und Leid,
So ward sie nicht langsam dahingestreckt
Von Fehlern und Kleinlichkeit.

Vergiß, was versank in des Jahres Schaum,
Heb als tot mich fort aus dem Innern!
Heut ist unsre Liebe ein düsterer Traum,
Doch morgen ein Jugenderinnern.

Ich bin zu stolz, nicht kann ich sühnen sehn
Ein schuldlos Herz
Für mein Verschulden.
Ich bin zu mild, nicht kann ich Christus sehn,
Der Dornen Schmerz
Für mich erdulden.
Mein Lebensleid mag tief in mir verhallen.
Was ich gesündigt gegen Mensch und Tier,
Was ich verbrach, Natur, an dir,
Soll auf mein Leben, mein Gedächtnis fallen.

Aus „Hans Alienus"

[Hans Alienus kommt von Ninives Vernichtung auf weiten Umwegen zu Pilatus nach Jerusalem. Dessen Soldaten beschimpfen, als er vorübergeht, seine Schreiber, die Schreiber umgekehrt die Soldaten.]

Pontius Pilatus trat ihm sogleich mit verbindlichem Händedrucke und einem Willkommgruße entgegen.
Er war groß und schmal, von schmächtigem Körperbau und vollständig kahlköpfig. Ein liebenswürdiges Lächeln erhellte das sonst scharfe und harte Gesicht. Die lange spitzige Nase hatte vorspringende, stark geschwungene Nasenflügel, die sich bewegten, wenn er atmete.

Seiner Gesundheit bekam der kalte Winter in der hochgelegenen Stadt selten wohl. Er war erkältet und hatte an der rechten Wange ein Kräuterkissen, das durch ein unter dem Kinn geknotetes weißes Band festge-

Digitized by Google

halten wurde. Aber seine römische Tracht trug er einen warmen morgenländischen Pelz, den er frierend dicht um sich zog. Doch besaß er die aufrechte Haltung eines Edelmannes und die Gewohnheit, auf sich selbst achtzuhaben.

„Deine Schreiber und Soldaten küssen einander nicht die Wange", begann Hans Alienus, nachdem die vielen Begrüßungen zu Ende waren.

„Weißt du nicht, daß der Mensch stets so numeriert, daß er selbst Nummer eins wird? Sag mir, was du verachtest, und ich will dir deine Begrenzung zeigen."

„Wäre ich ein Neunzehnjähriger, würde ich dir vielleicht hierauf antworten können. Nun bin ich aber viele hundert Jahre alt, und alles, was ehedem mir gewiß gedünkt, steht nun schwankend vor meinem Auge. Gerüchtweise habe ich von deinem klaren Verstande gehört, und wie ein herabgekommener Dionysospriester komme ich zu dir um ein Almosen betteln. Hier an meinem Gürtelstricke trage ich eine Wachstafel, auf welcher jede niedergeschriebene Unwahrheit von selbst verlöscht. Schreibe deine Ansicht über das Leben darauf. Dies ist das Almosen, das ich begehre."

Mit unveränderlicher und würdevoller Höflichkeit ergriff Pontius Pilatus seine Hände und führte ihn in eine Reihe kleinerer Nebenräume.

„Vergib, daß ich meinem Gaste keinen Sitzplatz anbiete, doch diese Kälte ist unerträglich. Erweise mir die Ehre, meine Sammlung zu besehen."

Er wies nach den Wänden, längs welcher auf schmalen Regalen eine Unzahl Pantoffel, Schuhe, Sandalen und goldgestickte Schnebbenschuhe aufgereiht standen.

„Kaum etwas bereitet mir so viel Freude, wie meine liebe Sammlung. Ich passe nicht zur öffentlichen Person, zum Schauspieler. Als solcher werde ich kurz und schroff und höre mich daher häufig der Grausamkeit beschuldigt. Man dürfte sogar darauf sinnen, mich von meinem Posten abzuberufen. Julius Cäsars geschmeidige Verstellungskunst auf offenem Markte ist mir unleidlich. Befreit mich von der Gefahr, unvergessen zu sterben, zu einem Namen zu werden, zu einer Reihe Buchstaben, mit denen die streitenden Parteien Fangball spielen. Ich habe so viel Heuchlergrinsen in Marmor und Bronze gesehen. Gönnt mir die Ehre der Vergessenheit."

„Und die Wachstafel?" — fragte Hans Alienus. „Die vergissest du."

Pontius Pilatus führte sich verbeugend die Hand zum Herzen, mit jener untadeligen Höflichkeit, hinter welcher er sich unzugänglich von der Welt absperrte und die alle diejenigen, mit denen er sprach, zu denselben Achtungsbezeugungen zwang.

„Ich befinde mich am wohlsten in der Stille des Privatlebens", fuhr er fort. „Allein meine Angehörigen nötigten mich, schon in jungen Jahren ein Amt zu suchen, Bediensteter zu werden. Ich war nicht reich. Statt den Staat zu retten, ziehe ich es vor, in freien Stunden Aufzeichnungen zu machen über jedes einzelne Schuhwerk meiner Sammlung, die nebenbei bemerkt, nicht wenig kostet."

„Du möchtest offenbar am liebsten meine wahrsagende Wachstafel vergessen!"

„Hier siehst du ein absonderliches Schuhzeug, ein Fund aus den Königsgrüften von Jerusalem. Diese grauzottigen Pelzschuhe dagegen

Digitized by Google

dürften vom fernsten Thule sein. Ich kaufte sie einem Seeräuber ab, einem Gewaltmenschen, der auf dem Geistes- oder Kriegsfelde ein unsterblicher Mann hätte werden können."

„Ein letztes Mal erkühne ich mich zu fragen, ob du nicht meine Wachstafel durch Verzeichnen einer Wahrheit erproben willst?"

Pontius Pilatus zuckte die Achseln.

„Weshalb sollte ich deiner Wachstafel diesen oder jenen Einfall aufnötigen? Verzeih mir eine Unhöflichkeit, doch Wahrsager sind langweilige Gäste und ebenso langweilige Wirte. Sub rosa will ich gestehen, daß ich ein Freund der Lehren Pyrrhons von Elis bin. Ich weiß nichts mit Sicherheit, nicht einmal das, daß ich nichts weiß. Welches Vergnügen sollte auch die Wahrheit dir oder mir bereiten? Preisen will ich eine blendende Lüge! Sag mir eine solche, und ich will dich freigebig belohnen und dich zu meinem graeculus machen. Die Wahrheit hat häufig keine höhere Stirn als so. (Er hielt zwei Finger aneinander.) Allein die Stirn der findigen Unwahrheit ist oft so hoch. (Dabei hielt er vier Finger übereinander.) Die Wahrheit ist das Langweilige, das fahle Grau, das Mittelmäßige, das Vorsichtige, das mit doppelten Zungen spricht und nach allen Seiten sein Ja nickt. Die Wahrheit ist, alles in allem genommen, just das, was das Genie in zwei Fällen unter drei — mit den gewinnendsten Worten auf den Kopf stellt. Laß sie denn auf dem Kopfe thronen, wenn es sie so am besten kleidet. — Leihe mir einen Augenblick deine Wachstafel. Hier steht ja schon, was ich von der Wahrheit weiß, da nichts darauf steht."

Pontius Pilatus hielt eine Weile die Wachstafel zwischen den Händen und betrachtete sie, dann gab er sie zurück und geleitete seinen Gast mit Würde bis zur Schwelle der Villa.

„Unsere vielen Worte", sprach er, „beginnen krumm und langweilig zu werden und sind daher vermutlich wahr. Ich wage nicht, dich zu meiner Mahlzeit einzuladen, denn wir würden dann so viele Wahrheiten sprechen, daß wir noch vor dem Gewürzweine und den Oliven einschliefen."

[Die beiden folgenden Stücke sind aus dem dritten Buch des „Alienus". Eine langsame Annäherung zwischen Vater und Sohn hat sich schon vollzogen; da wünscht sich Hans Alienus im Morgentraum einen Menschen, vor dem er sich nicht als Fremdling fühlt, und an diesem Tage begibt sich das Folgende. Das erste Anzeichen erwachender Vertraulichkeit war gewesen, daß der Sohn unter des Vaters Augen das Polieren eines Schemels hatte beginnen dürfen. Das zweite Stück spielt eine ziemlich lange Weile nach diesem.]

Als Hans Alienus vernahm, wie das ganze Haus sich bereits ermunterte, wie Pantoffeln stapften und Türen sich öffneten, stand er auf und kleidete sich an. Im unteren Stockwerke, wo es nach gelaugtem Fisch und Glühwein roch, waren schon die Kerzen in den Kronleuchtern angezündet, und in den Fenstern, von denen man vorsichtig die Gardinen zurückgezogen, brannten die Kerzenreihen an der Innenseite der angelaufenen dunkeln Scheiben.

Digitized by Google

Der Vater stand trotz der frühen Stunde schon im grauen Schlafrock auf der Schwelle zwischen seiner Kammer und dem gelben Zimmer.

„Ich habe heute nacht nicht schlafen können", sagte er. „Wie wäre es, wenn wir Schach spielten?"

So setzten denn Vater und Sohn in der heidenererbten Feststunde des Weihnachtsmorgens sich einander gegenüber und stellten die in einem indischen Drechselstuhle geformten Beinfiguren auf das gewürfelte Brett. Die Türme waren von Elefanten getragen, Reiter mit Krummsäbeln ritten grinsend auf den Springern, und der König mit seinem bärtigen Brahmanengesicht hatte den Turban mit Perlenkränzen umwunden.

Weder Vater noch Sohn taten eine Äußerung, die sich nicht auf das Spiel bezog, allein ihre Züge waren hastig und unüberlegt, und oft stießen sie eine Figur um, wenn sie sie rücken wollten. Sie verloren und gewannen abwechselnd, ohne daß sie dessen achthatten, — so eifrig waren sie bemüht, ihre Bewegung zu verbergen und all die tausend Erinnerungen und Gedanken zum Schweigen zu bringen, die in diesem Augenblicke ihre Augen feuchteten und ihren Stimmen, wenn sie Schach zu bieten oder eine bloßgestellte Königin zu warnen hatten, einen heiseren Klang verliehen. Es war, als habe nun jeder der Gegenstände im Hause, auch der unbedeutendste, seine Geschichte erzählt, Großvaters Lehnstuhl, die tickende Uhr im gelben Zimmer, die neugeputzten Türgriffe, die längst entschlafene Anverwandte mit ihren Händen berührt, als sie geschäftig aus- und eingingen, als sie die halbdunkle Brautkammer öffneten, als sie alt und gebrochen den letzten Abend ihr Schlafzimmer betraten und hinschritten zu ihrem harrenden Sterbebette. Die beiden Schachspieler beugten sich tief herab, beschatteten die Augen mit der Hand und rückten das Licht so weit wie möglich zur Seite. Zweimal erhob der Sohn sich heftig und trat zu dem einen Fensterbrette, um zu trinken.

Nach langem Schweigen begannen wiederum die Glocken mit ihren Klängen den Morgen zu füllen, und da schien es, als begänne die ganze schneeverhüllte Landschaft zu singen. In den Frostblumen der Scheiben funkelte das Frühmorgenlicht, und auf dem Hofplatze draußen flatterten schon die Spatzen um die ausgesetzten Körner; aber Vater und Sohn schienen blind für alles um sie her und nur von ihrem Spiele eingenommen.

„Olsson," sagte der Vater, „du könntest das Frühstück für uns beide hier in meinem Zimmer decken . . . hier auf dem Tische neben uns, damit wir unsere Partie nicht zu unterbrechen brauchen."

Olsson, der das Weihnachtsfest gefeiert und schwere Augen hatte, deckte auf einem Tischchen neben den Spielenden Tee und Eier auf, so daß sie während des Spieles essen konnten. Sie verzehrten jedoch nicht viel, und Hans Alienus empfand ein würgendes Gefühl, so oft er den Löffel zum Munde führte. Niemals hatte er so schneidend klar wie eben jetzt den ganzen Umfang der bitteren Einsamkeit erfaßt, in der der Vater seine Jahre verlebte, und es war nicht bloß Mitgefühl, das in ihm aufflammte, sondern die stärkste Hingebung für diesen lebensmüden Greis mit dem seelenvoll schönen Haupte, der ihm gegenübersaß, den Urheber seiner Tage, mit dem er niemals ein warmes Wort getauscht. Nun waren die Tage der Kindheit längst vorüber, und sie beide waren Männer, in

Digitized by Google

ungebeugt aufrechter Haltung zwar, doch mit tiefen Furchen um den Mund. Immer mehr und mehr nahm alles, was sich hindernd zwischen sie gelegt, nun nachträglich das Aussehen kindischer Nichtigkeiten an. Er kam zu dem Schlusse, daß sie auf echt menschliche Art zum Zeitvertreib sich geflissentlich ein Leiden auferlegt, aber noch einmal ergriff ihn die Lust, das echt Menschliche zu überlisten.

Gegen Mittag hörten sie zu spielen auf, denn beide spürten, wie sie durch weiteres Fortsetzen sich nur immer mehr verraten und ihre innere Unruhe voreinander entschleiert hätten.

Indessen nahmen sie auch das Mittagsmahl allein unter vier Augen in der Kammer des Vaters ein, und dies wiederholte sich auch an den folgenden Tagen. Schließlich nahm Hans Alienus alle Mahlzeiten allein mit dem Vater, und es schien keiner von ihnen so recht zufrieden, wenn nicht der andere zugegen war. Allmählich wurde denn Oheim Didrik der Einsiedler des Hauses, der allein mit seiner Stickerei und seinem Schlüsselkorbe in den vielen großen und leeren Räumen umherstreifte.

Einstweilen war der Kitt auf dem Schemel getrocknet, und es hieß neuerdings die Platte mit Bimsstein schleifen und sie hierauf mit einem besonders sachkundig bereiteten Öle tränken. Nicht genug damit, mußte dieses Verfahren erneuert und darauf geachtet werden, daß das Öl von dem Holze gut aufgesogen sei, ehe man an Anbringung der Grundfarbe denken konnte. Auch diese wollten sie selbst verfertigen, und dies alles gab ihnen Beschäftigung bis weit in das neue Jahr hinein. Hiezu kam dann noch das Schleifen der Grundmalerei und das Auflegen der Deckfarbe, die wiederum sorgfältig dreimal geschliffen werden mußte — und nach alledem war das Werk noch bei weitem nicht beendet, denn jetzt mußte erst der Lackfirnis angelegt, geschliffen und poliert werden.

Während er diese Arbeit förderte, erzählte der Sohn von seiner Wanderung durch den Hades, von seiner Heirat, von den drei Töchtern Abu-Nasaks und von seinem Besuche bei dem erleuchteten Pontius Pilatus. All diese Menschen hatten tiefer in sein Leben eingegriffen, als einer der Jetztlebenden, mit denen er eine Stunde oder ein Jahr Streitfragen erörtert — und die er dann vergessen. Er hatte den Tonfall in den Stimmen der Schatten vernommen, den Ausdruck ihrer Augen wechseln gesehen, ihre Hand in der seinen gespürt.

Endlich erzählte er von dem Bilde auf der Wachstafel, und nachdem er einmal so weit gekommen, hatten weder Vater noch Sohn noch Zeit für den Schemel übrig. Sie nahmen die Bücher von den Regalen herab, sie disputierten und erklärten. Viele Wochen lang lag das ganze Leben um sie herum tot. Sie verzehrten die ihnen vorgesetzten Speisen und öffneten bisweilen das Fenster, um Luft hereinzulassen, aber ihr ganzes Dasein ging auf in Meinungsaustausch und Erklärungen.

Eines Tages war Hans Alienus dem Vater behilflich, die Gardinen vorzuziehen und ein Sonnenmikroskop in die Fensterläden einzuschrauben. Der Vater saß im Lehnstuhl und aus einer Ritze fiel ein Lichtstreifen durch das Dunkel auf seinen Hals und den grauen Ärmel des Schlafrockes.

„Was in aller Welt ist nun alles dies?“ brach er mit einem Male, wie von einer plötzlichen Verwunderung betroffen, aus. „Hier sitze ich, und da stehst du, und dort steht der Kachelofen . . . Könnte ich doch nur annähernd einen Sinn erraten in dem Seltsamen, das wir »leben« nennen.

Digitized by Google

Und da kommen wir nun wie mit verschieden gefärbten Laternen und beleuchten mit unseren verschiedenartigen Naturen das, was uns zunächst umgibt. Nun, endlich ist es ja das einzige, was wir tun können. Laß uns nun untersuchen, ob ich in diesen Wochen den Schein deiner Laterne erkennen gelernt. Ich will es versuchen, mich deiner eigenen Worte zu bedienen. Hm!"

Hans Alienus tastete im Dunkeln mit der Hand vor sich her und setzte sich auf einen Stuhl, den er beim Fenster fand. Dann fuhr der Vater fort.

„In allen Schulsälen sollten Kopien der Marmorgefangenen des Vatikans aufgestellt sein. Gesang, Gymnastik, Spiel und das Rezitieren unserer vornehmsten Dichtungen bedeuten, wo es den wahren Wunsch des Lebens gilt, mehr, als die Kenntnis von den Schwingungen der Atome und der Schnelligkeit des Lichts. Ein Pontius Pilatus wußte nicht, daß die Erde rund sei und war dennoch weniger Barbar als Olsson, der diese Kenntnis besitzt. Ein Lappenmädchen, das die Schule besucht, ist gelehrt im Vergleiche mit einer indischen Tänzerin, aber sie ist mehr Barbarin, denn die Entwicklung des Schönheitssinnes ist das Kulturzeichen. Ob ein Sardanapal Physik kannte oder nicht, ist gleichgültig bis zur Lächerlichkeit. Jede Vorstellung, die sich in uns eingelebt, jede Überlieferung, die uns wert geworden, alles überhaupt, was die Einbildung bereichert, erhöht die Lebenskraft. Die Einbildungskraft ist die Geburtsstätte der Persönlichkeiten. Sie ist das Verwahrungsgewölbe, in die die äußere Wirklichkeit durch die Türe der Untersuchung alle ihre Möglichkeiten trägt und all den dunkel flackernden Wunsch, der ebenso die Wunder der Urzeit gebaut, wie das Parthenon. Vor ihrem großen unruhigen Auge flattert all dies als ein veränderliches Gebilde, gleichwie die Leibesfrucht in ihren Entwicklungen eine Andeutung jener körperlichen Umbildungen verbirgt, die wir durchgangen haben. Tiefstes Rätsel von allen! Wie kann ich in meiner Einbildung verstorbener Menschen Stimmen wiedererkennen und die geringste Furche in ihrer Haut unterscheiden? Wie vermag sie ihnen eine Unsterblichkeit zu verleihen, die der Tod ihnen verweigert? Wie kannst du die Zellen deines Gehirns mit Matten und Kissen möblieren, die längst Erde sind und sie zu Häusern einrichten in schon begrabenen Städten? Wie kann sich dein Hirn von innen heraus zu einem sonnenheißen Himmel erhellen, unter welchem du Landschaften siehst und wimmelnde Heerscharen?"

Der Vater verstummte einen Augenblick und trank im Finstern einige Schlucke Wasser aus dem Glase, das neben ihm auf dem Tische stand. Hierauf fuhr er fort:

„Nicht wahr, so meinst du es? Du bist das Weltall in einem Reisekoffer . . . Bei alledem ist unsere Selbstverbrennung, um »in Intelligenz aufzugehen«, die echte Schwester der dahinschlummernden Beschaulichkeit der Aszeten. Und ringsum im Leben summt die alte Anachoretenpredigt: Wie sauer, sagte der Fuchs von den Vogelbeeren! Ach, wie sauer, sagte der Fuchs von den Vogelbeeren! — Nicht wahr, dies sind deine Gedanken? Ich kann dich jetzt im Dunkeln nicht sehen, aber vermutlich erwartest du, daß ich mit der Hand auf meinen Herbarien und Mikroskopen dir in diesem und jenem Punkte widerspreche. Ich nenne mich Freidenker, weil meine Einbildung ohne das theologische Bild baut, aber einen wirklichen Freidenker hat es nie gegeben. Wir alle denken gebunden.

Digitized by Google

Ebenso sicher wie ich weiß, daß dereinst Tage kommen, da der Mensch seinem Wunsche Tempel baut, prächtiger als Eisenbahnstationen, ebenso gewiß erhält unser tölpelhafter Materialismus seine Revisoren. Und nun sollst du hören, wie gleich wir beide zumindest in einigen Stücken denken."

Er klopfte mit den Brillen auf die Tischplatte und fuhr fort:

„Auch ich machte vor langer Zeit eine Reise, allein sie ging nach einem abgeschiedenen Felsen, der das Nagel- und Hammereiland hieß. Es lag dort drüben beim Drechselstuhl, und der Teppich hier war das Meer. Als erprobter Seemann fuhr ich in einem kleinen stampfenden Boote hinüber und lebte dort siebenhundert Jahre. Die Inselbevölkerung war durchweg still und gutmütig, denn sie bestand aus nur praktischen Menschen, die ihre Drehräder schnurren ließen und ihre Sägeblätter feilten. Sie hatten die Seele in den Fingern. Es waren kleine, schulterbreite Gestalten mit ruhigen, klugen Augen, und nachdem ich ihnen das Rezept zu meinem Lackfirnis gegeben und hiefür zum König gewählt worden, wurden wir gute Freunde. Nun höre nur weiter. Bald merkte ich, daß wir miteinander wetteiferten, wer am zierlichsten drechsle und seine Häuser am schönsten baue. Du hättest zum Priester auf der Nagel- und Hammerinsel gepaßt. In einem wohlgeformten Menschenkörper, in dem Stoffe meines Schlafrockes, in der Glasscheibe eines Fensters lasen wir gleich dir den Wunsch der Jahrtausende, der schließlich all diese Gebilde aus der Einbildung in die Wirklichkeit versetzt hat, und wir hegten daher fast religiöse Ehrfurcht vor allem, was bestand. Du hättest die Vorsicht und Achtung sehen sollen, mit der wir unsere Werkzeuge handhabten. Endlich aber wurde die Häßlichkeit dieses Arbeiterlebens uns zur Qual. Es war mir bereits aufgefallen, daß derjenige unter uns, der den ausgebildetsten Schönheitssinn besaß, auf der ganzen Insel kaum einen hüpfenden Jungen oder ein barfüßiges kleines Dirnlein treffen konnte, das ihn nicht mit »Papa« anredete. Jetzt merkte ich auch, daß er sich besonders darauf verstand, etwas zu finden, was er Ideale nannte und was du die tiefsten Forderungen des Schönheitssinnes nennen würdest. Nun gab es ja keinen unter uns klugen Menschen, der nicht wußte, daß es für unser persönliches Glück gleichgültig sei, ob wir einen Präsidenten oder einen König hätten. Aber das half nichts. Wir mußten eine Republik haben, und ich wurde abgesetzt. Das mit dem Schönheitssinn zusammengehakte Gerechtigkeitsgefühl verlangte es. Ferner erfanden wir eine Methode, alle erforderlichen Nahrungsstoffe chemisch zuzubereiten. Eine Menge Flaschen und Blechbüchsen mit verschiedenen Etiketten wurden vor jedem Mittagsmahl geöffnet, und erzählte jemand bei Tische von jenen rohen Zeiten, da man das blutige Fleisch gemordeter Tiere aß, so behaupteten die Damen, Übligkeiten zu verspüren und winkten mit der Hand ab. Auch verwahrten wir die Wärme verschiedener Sonnen und gaben der Insel einen ewigen Sommer, denn ein mildes Klima ist der Schönheit und daher auch der Kultur A und O. Schließlich verfertigten wir so billige Häuser aus Papiermasse, daß ein jeder seinen eigenen Palast in römischem oder orientalischem Stil besaß. Der Mann mit den Idealen stürzte nun die Republik und führte eine Art anarchistischen Kommunismus ein. Die Gesetze wurden verbrannt. Es mochte Wilden oder Kindern geziemen, vor einer Schranke verhört

Digitized by Google

und durch Einsperren in eine Holzkammer bestraft zu werden; für Kulturmenschen gab es nur eine Strafe: die Scham und das Selbsturteil. Ließ sich jemand zu einer ehrlosen Handlung verleiten, so sprach er sich selbst das Todesurteil und versöhnte hiedurch die Mitwelt mit seinem Andenken. Wir lernten wieder die Römer respektieren, die, von einem Unglücke betroffen, nach einem festlichen Mahle sich die Adern öffneten. Hohle und dumme Bürgersäkulen haben dies als Leichtsinn bezeichnet, während es im Grunde genommen veredelten Schönheitssinn und eine tiefe Lebensanschauung voll liebevoller Ehrfurcht vor der Sonnenseite des Lebens bewies. Ein solcher Tod war des Menschen würdig. — Das Wort Staat an sich war bei uns veraltet. Hättest du die Insel aufgesucht, so wärst du das selbständige Königreich Hans Alienus geworden."

Der Vater hustete lächelnd und fuhr fort:

„Allein eben, als das Nagel- und Hammereiland seine Blüte erreicht, überfiel mich des Menschen gewöhnliche Sehnsucht nach dem, was er verlassen, und so takelte ich denn wieder mein Boot auf und segelte über den Teppich zurück nach meinem Lehnstuhl. Aber mir waren ungefähr dieselben Gedanken von der Bedeutung des Schönheitstriebes gekommen wie dir — wiewohl auch er nichts zu erklären vermag. Nun, vielleicht beruht es auf gemeinsamem Erbteil, daß wir gleich sehen. Ziehe die Gardinen zurück und nimm die schwarze Truhe herab, dann will ich dir etwas zeigen. Nein, diese hier, auf dem Brett unter dem Teleskop.

Hans Alienus hob eine ziemlich schwere Truhe mit rötlichschwarzem Lederüberzug und messingenen Eckbeschlägen herab und stellte sie auf den Tisch neben den Vater, der sorgfältig den Staub vom Deckel blies, ehe er sie öffnete. Ein schwacher Geruch von Schimmel und eingesperrter Luft schlug aus den umschnürten Brief- und Dokumentenbündeln empor, und eine Spinne rettete sich, indem sie über die Kante der Truhe floh und sich auf den Boden herabließ.

„Dies sind unsere Familienpapiere", sagte der Vater und wickelte die spröden, in den Bügen meist brüchigen Bögen auf.

Vater und Sohn setzten sich nun hin, um die Aufzeichnungen und Berichte hingeschiedener Verwandter durchzulesen, und es war ihnen, als sähen sie einen langen Kettenstrang, der durch Reihen ungezählter Jahre sie selbst mit dem Meerwasser und dem Erbreiche verband. Die ersten Ringe der Kette waren Tiere, die nächstliegenden aber Menschen, die in ihrer Stimme, ihrem Angesicht und ihrer Haltung ihnen selbst ähnlich waren. Der letzte Ring war Hans Alienus, der als kinderloser Mann die Kette wiederum mit der Erde und dem Meerwasser verbinden sollte. Wohl würden die Menschen weiter ohne Unterlaß eilfertig durch die Straßen wimmeln und ihr Schritt unter dem Kirchenboden widerhallen, aber keiner würde ferner imstande sein, auch nur ein einzig Glied an *diese* Kette zu fügen.

Die Aufzeichnungen wiesen jedoch nicht weiter zurück als ins Mittelalter, allwo der erste bekannte Stammvater, der in Granada lebte, einen Halbmond in seinem Wappenschilde trug zum Zeichen, daß er an den Kreuzzügen teilgenommen. Ein unruhiger Wandergeist lockte seine Abkömmlinge auf neue Streifzüge, und einige von ihnen versuchten eine Zeitlang in Norddeutschland das Abenteuer, in befestigten Burgen zu

Digitized by Google

sitzen und bei ihren Pokalen zu verschnaufen, während das Horn der Turmwächter ängstlich an der Stunden Flucht erinnerte. Bald aber waren die Burgtore in Stücke geschlagen, und in Puderperücken und weißen Seidenstrümpfen begannen sie wiederum zu wandern und zu wandern, nun aber einem noch nördlicheren Lande zu. Aber auch hier fanden sie sich nicht in ein ruhiges häusliches Leben mit dem Reichsgesetz auf dem Buchfach und dem Taufschein in der Kommodenlade, sondern gar viele unter ihnen setzten das ererbte Wanderleben fort, und wie einem Bedürfnis nach persönlicher Freiheit und äußerer Farbenverschwendung folgend, gingen sie niemals westwärts, sondern stets der Sonne und der Zeit entgegen. Sie gingen nach dem Morgenlande, wo sie verschiedene Ämter bekleideten, und etliche rasteten erst in Indien.

„Es liegt in alledem ein Verlangen nach rückwärts," sagte der Vater, „eine Neigung für das Vergangene, für die Trümmer jener Zeit, da der Schönheitstrieb noch bloßlag und der Knauf war an dem Zepter der Alleinherrscher.

Eines Nachmittags saß der Vater nach Gewohnheit beim offenen Fenster.

„Gib mir ein Glas Wasser", sagte er.

Im Zimmer standen zwei Tonkannen mit eisgemischtem Wasser aus zwei verschiedenen Quellen, denn Vater und Sohn waren große Kenner des Quellwassers. Als aber Hans Alienus die eine Kanne ergriff, bemerkte er, daß Olsson vergessen hatte, einige Gläser hereinzustellen.

Er ging in den Saal hinaus. Auf dem Wäscheschrank, hinter dessen schweren Türen Tischtücher und Servietten auf den mit krausem Papier besetzten Fächern lagen, standen gelbe Stielgläser und bauchige silberne Willkommbecher in langer Reihe. Dort sah er auch den Kirchenkelch, mit dem er als Kind gespielt, und daneben standen zwei Silberbecher, die er selbst als Patengeschenk erhalten. Sie trugen seinen Namen, und in jüngeren Tagen hatte er oft davon geträumt, sie im Mannesalter einstens für die Gäste des Hauses zu füllen.

Statt ein Glas zu ergreifen, hob er die beiden Patenbecher vom Schranke und trug sie, nachdem er sie vom Staube gereinigt, auf einem Brette in die Kammer des Vaters.

Als er das Wasser einschenkte, zitterte er jedoch mit der Hand, so daß die Tropfen auf das blaugewürfelte Baumwolltuch fielen.

Der Vater nickte mit halb ironischem Lächeln, als er die Patenbecher erblickte, und faßte den einen.

Den Zeigefinger und Mittelfinger der freien Hand auf das Fensterbrett legend, betrachtete er schweigend, wie es über dem See dunkelte. Hierauf stieß er mit dem Sohne an, und beide leerten die Becher bis auf den Grund.

„Niemals ist ein Abend mir so schön erschienen, wie dieser", sagte er. „Dies ist eine Stunde, die man nicht überleben sollte. Ich bin lange Jahre inmitten meiner Bücher und Dreheisen eingesperrt gesessen. Es war, als hätten Laken vor den Fenstern gehangen und mich am Ausblick gehindert; in diesem Augenblicke aber werden sie aufgerollt. In diesem Augenblicke sehe ich klar, was des Bedauerns wert ist. Besonders meines Bootes denke ich. — Setze dich neben mich hierher."

Digitized by Google

Er setzte sich hoch und ehrfurchterbietend in den Lehnstuhl, Hans Alienus aber blieb stehen vor dem Könige über siebzig Lebensjahre.

Da erzählte der Siebzigjährige von seiner Jugend. Gleichwie beim Kirchenbrande die Glocken noch ertönen, nachdem schon das Dach eingestürzt ist, so läutete noch in seiner letzten Nacht die Liebe zum Leben unablässig die vielen Erinnerungen zusammen. Er beschrieb Personen, die nicht mehr lebten, und Ereignisse, welcher keiner sich mehr entsann und welche, so lange die Welt noch stünde, keine Stimme noch einmal aus der Vergessenheit ziehen würde, die allmählich alles und alle überwächst. Stundenlang saß er und sprach. Aber bald wurden die Worte kälter und lebloser. Er begann zu prüfen und zu erwägen, warum dies so oder so geschehen, und warum dieser und jener Mensch so gehandelt. Schließlich vergaß er alles andere, um seine Erklärungen über das Leben zu entwickeln.

Hans Alienus stieß mit dem Patenbecher gegen die Glaskaraffe, allein der Vater hörte es nicht. Er sprach nicht mehr als Vater, sondern als ein Gelehrter, der ein letztes Mal seine Kenntnisse, sein Wissen überblickt. Es war ihm das Liebste geworden. Die Erinnerungen aus seinem Leben waren nichts als Beweise und Wahrscheinlichkeiten in der langen Kette des „Warum“ und „Wie“.

Der Schnepfenstrich zog über den Waldesrand, und die Heugalgen standen im Nebel. Es war nicht mehr so schattenlos hell wie zur Mittsommerwache und doch auch nicht Nacht — es war ein Tag, der die Augen schloß. Allein der Vater hatte keinen Blick mehr für das ihn Umgebende. Die Hand über den geschlossenen Augen, stieg er, ein Forscher, immer tiefer hinab unter seine Gedanken und Fragen, um mit Bedauern ihnen Lebewohl zu sagen und den Ertrag, den sie ihm geschenkt, genau zu prüfen und zu wägen.

Hans Alienus wollte ihn unterbrechen und rasselte absichtlich und störend mit der Messingkette der Gardine, aber der Vater achtete dessen nicht. Da fühlte Hans Alienus, wie seine Stirn sich feuchtete. Sollten sie so zum letzten Male miteinander sprechen, als Prüfer, als Deuter, nun, da alles, das sie in den verflossenen Jahren einander versagt, alle Gefühle, die während eines ganzen Lebens verschlossen getragen worden, ungestüm um Worte bettelten!

Er blieb vor dem Lehnstuhle stehen. „Die Jetztzeit hat uns unter ihre Ferse gelegt“, dachte er.

Er unterbrach den Vater nicht mehr mit Einwendungen und versuchte auch nicht mehr, ihn herauszulocken aus dem Kreise der ängstlich flackernden Irrlichter seiner Kenntnisse, die ihn so weit entfernt hielten von dem Zimmer, wo er mit seinem Sohne saß. Aber ohne zu wissen, was er tat, machte er endlich einen Schritt vor und legte die Hand auf die Kante des Stuhlrückens.

Da hob der Vater den Kopf, und wieder sah er für einen Augenblick die entschlummernde Landschaft vor dem Fenster. Er sah im Halbdunkel den Sohn vor sich und sah ihn nicht länger als Philosoph, sondern als Vater, und er verstand seine Absicht. Er sah all die grauen Jahre, da er einsam daheim gesessen in Gesellschaft seines Wissens, sich zwischen ihnen erheben, und sein Haupt fiel sanft auf die Seite, wo des Sohnes Hand noch über der Stuhllehne lag.

Auf dem Fahrwege im Wiesennebel lärmte ein Fuhrwerk, und eine

Digitized by Google

klare, aber schwache und spröde Frauenstimme sang ein Lied. Immer weiter und weiter entfernte es sich und verstummte endlich jenseits des Berges.

„Gute Nacht!“ sagte der Vater, und seine ausgestreckte Hand ruhte lange in der seines einzigen Sohnes.

Als er allein geblieben, erhob er sich, ging zu seinem Tische und suchte die Feder. Er fand sie nicht und entsann sich, daß der Sohn sie auf seinen eigenen Befehl in den Schreibtisch gesperrt. — Unschlüssig sah er sich in dem Halbdunkel um, und durch die offene Tür des gelben Zimmers fiel sein Auge auf die Glasschachtel, welche die aus der Engelsschwinge gerissene Feder einschloß.

Er schritt über die graugemalte Schwelle, die er während seines abgeschiedenen Lebens mit seinen Schritten ausgehöhlt, öffnete die Glasschachtel und zerschnitt und zerzupfte die Feder mit seinem Messer.

Nachdem er dies getan und zu seinem Tische zurückgekehrt war, tauchte er die Spitze in das Tintenfaß und schrieb auf ein Papier, das eine, das arme, das reiche Wort: „Dank“! —

Dann gab er sich den Tod, und Hans Alienus übernahm das Erbe nach dem Entschlafenen.

Aus den „Erben von Bjälbo“

[Birger Jarl, der Vater König Valdemars und seines Bruders Magnus, hält Turnier. Sofia, König Valdemars Frau und ihre junge Schwester Jutta schauen dem Kampfspiel zu, Magnus, dessen Spitzname „der Kesselflicker“ einen verächtlichen Beiklang hat wegen der Arbeit, auf die er zurückgeht, kommt unerkannt dazu von seinem Wohnsitz Nyköpingshus. Svantepolk, der Ritter ohne Tadel, der ein Linnenstück aus dem Hemd seiner Dame als Liebeszeichen am Helm trägt, leitet das Spiel. Seine Darstellung des alten schmutzigen und geizigen Filbyter wirkt auf den Wissenden natürlich als unfreiwillige Ironie.]

Manche Kampfspeere waren schon gebrochen, und die kleinen Pagen drängten sich zwischen den Armen hindurch, um gesüßtes Wasser und Brot mit Auflage anzubieten. Herr Svantepolk war überall zu sehen, lobte, schalt, erteilte Rat und stolperte über die Goldsporen. Aber die Zeit verstrich, und schließlich stellte er sich mitten auf die Rennbahn.

„Tugendsame und hochgeborne Frauen und Jungfrauen!“ rief er feierlich. „Es war einmal ein schöner und edler Ritter, der von den Frauen sehr geliebt wurde, der Glückliche, daß er jeden Tag einen neuen Handschuh an seiner Stahlhaube befestigen mußte. Weil er so viel zu bieten hatte, wurde er Vielbieter genannt. Tugendsame und wohlgeborne Frauen und Jungfrauen! Von diesem weitberühmten Kreuzritter, der sogar bis in das Heilige Land gesegelt sein soll — des Nachts kann man noch das Plätschern der Ruder in seinem Grabhügel vernehmen . . . von diesem seiner milden Sitten wegen vielbesungnen Recken . . .“

Herr Svantepolk bemerkte ein verstohlnes, halb verächtliches Lächeln um den Mund des Jarls und begann zu stottern und rascher zu sprechen.

„Von ihm stammt das stolze Geschlecht, das nun das mächtigste im Norden ist, und das ich hier auf der Bank vor mir versammelt sehe. Bei dem Linnen an meinem Hute! Auch ich habe geliebt und bin durch die

Digitized by Google

Liebe ein wahrer Ritter geworden. Welch niedriges und verächtliches Gebalge um Raub ist nicht der Krieg mit seinen Brandstiftereien. Wir Ritter wollen den Krieg ausrotten. Hoch muß der Mensch stehen, der für die bloße Ehre kämpft. Die Rennbahn ist der richtige Sammelplatz für Ritter, und darum muß sie auch besonders heilig gehalten werden. Tugendsame und hochgeborne Frauen und Jungfrauen! Hier ist ein unbekannter Ritter eingetroffen ohne Zeichen auf dem grauen ärmlichen Schilde. Die grauen und braunen Erdfarben, die unter dem Schutze des düstern bleichen Saturnussternes stehen, sind die seinen, und er weigert sich hartnäckig, mir seinen Namen zu sagen ... Aber er fordert jeden heraus, der ihm zu begegnen wagt."

Ein fröhliches Gemurmel war die einzige Antwort, denn alle wußten, daß ein solch unbekannter Ritter zum Spiele gehöre, und keiner nahm es so genau. Da geriet Herr Svantepolk in Eifer und trat einige Schritte näher an die Bank heran.

„Tugendsame und hochgeborne Frauen und Jungfrauen! Wer kann dafür einstehen, daß dieser Ritter die richtige Anzahl Ahnen hat und nicht ein Mann von niedrer Geburt ist, der seinen Gegner befleckt ... Daß er niemals übel von einem Weibe gesprochen, nie sich an einem Wehrlosen vergriffen hat ... Und dann kann er unkundig der Gesetze eines Ritterspieles sein und schwere Wunden schlagen, die ungültig sind."

Er warf Valdemar einen bedeutungsvollen Blick zu, und dieser erhob sich sogleich in seiner neuen Panzerrüstung, die mit hellem glitzernden Silber besetzt war.

„Der edeln Frauen und Jungfrauen Wunsch glaube ich schon bemerkt zu haben", erwiderte Valdemar. „Ich befehle, daß der Unbekannte hergebracht wird, und ich selbst nehme seine Herausforderung an."

Die Folkunger reckten die ganze Bank entlang die Köpfe und starrten den Jarl an. Dieser blickte von dem Schwertknaufe auf, geschmeichelt und überrascht von dieser ungewohnten Kampfeslust seines Sohnes.

„Herr Svantepolk," sagte er, „ich verstatte, daß dem Befehle des Königs gehorcht werde."

Im nächsten Augenblick erschien der Unbekannte zwischen den Haselsträuchern auf seinem Pferde, einem breiten schweren Hengste mit üppigem Haar um die Hufe und einem fast bockartigen Barte unter dem Kopfe. Er selbst saß gleichfalls groß und breit in seinem mehr zweckmäßigen als kleidsamen Panzerzeuge im Sattel, und die Stahlhaube mit ihrer Platte für Nase und Mund verbarg das Antlitz vollständig. Der länglich schmale, etwas bauchige Schild war so trostlos braungrau wie Erdschollen. Er hielt den Kampfspeer die ganze Zeit wartend zu Boden gerichtet, obwohl der Hengst wieherte und stampfte und sich zu bäumen versuchte. Hinter ihm aber kam ein Zug mehrerer gepanzerter Ritter, erst zwei und zwei, dann aber in solcher Anzahl, daß der Jarl bestürzt ausrief:

„Wer in Schwedens Land hat ein solches Gefolge!"

War es nun der Wind, der sich drehte, oder kam die Luft dadurch in Bewegung, daß viele in ihrer Verwirrung aufsprangen und zu ihren Waffen griffen, — der Leichengeruch aus den unter den Haselsträuchern vergessnen Säcken verbreitete sich rasch, und ihm folgten die Fliegen. Sie hingen sich in langen Trauben um die Augen der Pferde und setzten sich auf Gesichter und Hände. Es half weder nach ihnen zu schlagen noch

Digitized by Google

sie mit den Handschuhen abzustreifen. Sie häuften sich so dicht, daß viele rote Mäntel an den Achseln dunkel wurden. Juttas erschreckter Blick schien zu sagen: „Sind dies die Folkunger? Warum bin ich hierhergekommen?“

Eine Menge Volkes war ringsum in größrer Entfernung versammelt, und es entstand eine Weile ein unschlüssiges Schweigen. Man hörte nur das Rasseln und Klirren, als man die Fliegen zu verscheuchen suchte.

Ein Roß mit wogender und fast schleppender Decke wurde Valdemar vorgeführt. Ohne Unterlaß lächelnd, beeilte er sich die Stahlhaube anzubinden, die nur eine kurze Platte hatte, so daß das bildschöne Antlitz fast frei blieb. Er hätte sich nicht fröhlicher und ruhiger zu einem gewöhnlichen Laufspiel begeben können. Sobald er im Sattel saß, schnallte er den roten Schild mit dem gekrönten dänischen Löwen fest.

Die Zuschauer vergaßen ihre Bedenken, so sehr ergriff sie der stattliche Anblick, und den Frauen stiegen Tränen in die Augen.

Eine Staubwolke wirbelte um die Pferdehufe. Der Renner des Unbekannten bäumte sich und warf sich nach vorn, und die stumpfen Kampfspeere kreuzten sich.

„Jesus hilf!“ flüsterte Herr Svantepolk und griff sich an die Stirn. „Des Königs Pferd ist zu schwach!“

Ein Krach wurde vernehmbar und dann ein schweres Rasseln. Ehe einer klar erfassen konnte, was geschehen, war Valdemar aus dem Sattel gestoßen und lag hingestreckt auf der Erde mit zerbrochenem Speer.

Der Unbekannte sprang sogleich vom Pferde. Er beeilte sich den von Staub und Pferdeschmutz bedeckten König aufzuheben, und die Waffenträger halfen die Rüstung mit ihren Mänteln vom Staube reinigen. Aber Valdemar winkte lachend ohne die geringste Scham oder Kränkung dem Volke und den Folkungern zu. Da begannen auch sie zurückzuwinken. Nur zwei gab es, die sich nicht rührten. Es war der Jarl, der an den Lippen kaute und bis hinauf an den Haaransatz blutrot geworden war, und Sofia, Valdemars eigne Königin. Sie warf der Schwester trocken und hart einige Spottworte zu.

Valdemar zog den Stahlhandschuh ab und reichte seinem Besieger freundlich und gutmütig die Hand.

„Mein Roß und meine Waffen fallen dem Sieger zu“, sagte er.

Da mußte auch der Unbekannte die Haube lüften und entblößte ein breites dunkles Antlitz mit magern hohlen Wangen. Das schwarzbraune Haar lag glatt und glänzend auf dem Scheitel. Eine unzählige Menge kleiner feiner Runzeln umgab die Augen, die in düstrem Feuer leuchteten. Auch die wetterzerbissnen Lippen oberhalb des runden platten Kinns waren von kleinen Runzeln durchkreuzt. Seine Haltung sprach von unverbrauchter Kraft und war in allem die eines Recken. Er schien der schweren Eisentracht gewohnt und geübt und wohlerfahren in allen Abenteuern einer Rennbahn. Dennoch zeigte er keine Freude, sondern im Gegenteil die größte Verlegenheit.

„Es ist der Kesselflicker!“ rief Sofia höhnisch. „Er ist's, der seinen eignen Brnder und Herrn in den Pferdeschmutz wirft!“

Es gab auch keinen, der nicht sogleich Junker Magnus erkannt hätte, aber für alle war es eine Aberraschung, daß er sich auf seinem Nyköpingshus eine solche Sicherheit hatte aneignen und so viele Mannen

Digitized by Google

rüsten können. Beinahe wäre ein allgemeiner Jubel ausgebrochen, aber der Jarl flammte vor Zorn. Er wirbelte das Schwert, das zwischen seinen Knien stand, rundum und reichte es nach einigem Zögern der Königin. Längs der ganzen langen Folkungerbank herrschte Schweigen. Stumm fuhr man fort, die Fliegen aus Augen und Ohren zu wischen.

Magnus zog den Handschuh ab und reichte Valdemar seine große Hand. Auch sie hatte kleine Runzeln an den knolligen Fingergliedern, und die Nägel waren kurzgeschnitten.

„Ich beteure dir, Bruder", sagte er. „Es war die Schuld des Hengstes. Ich tat alles, um ihn zurückzuhalten. Glaube meinen Worten und vergib mir!"

„Schnack! Keine Beteuerungen!" erwiderte Valdemar. „Spiel ist Spiel, und hier ist jeder in seinem Recht, sein Bestes zu tun. Ich hätte es nicht so schwer genommen, wenn ich dich aus dem Sattel geworfen hätte. Ich hege keinen Ehrgeiz, der Beste in einem Spiele zu heißen. Nein, Spiel ist Spiel, sage ich. Laß dich nun von mir zu der Königin führen, daß du aus ihren schönen Händen den Preis empfängst, der gerechterweise dem Sieger zukommt."

Er schüttelte unaufhörlich des Bruders Hand und führte ihn zu der Bank vor.

„Ich beglückwünsche meinen Verwandten", sagte die Königin mit verstellter Schmeichelei. „Ich beglückwünsche meinen Verwandten, einen so feurigen Hengst und einen so anspruchslosen Bruder zu haben. An meines Verwandten Helm wage ich keine so einfache Liebesreliquie zu befestigen, wie diejenige, die Herr Svantepolk in seiner Jugend von seiner Herzensdame erhielt, aber ich übergebe ihm das heilige Schwert Grane. Traget es mit treuem und unbeflecktem Gewissen, damit es niemals zu Asche zerfalle."

„Sie kann Männer mit dunkler Hautfarbe nicht leiden", dachte er und verneigte sich höfisch. „Sie haßte mich von der ersten Stunde an, da wir einander trafen. Es ist etwas Seltsames um die Frauen und ihre Ahnungen." Aber laut sagte er: „Wiewohl ich einen so beneidenswerten Siegespreis aus den Händen meiner schönen Verwandten empfangen darf, bin ich doch niedergeschlagen, denn der Erfolg beruhte nicht auf eignem Verdienst, sondern auf einem bösen Zufall. Ich beteure es offen . . . ehrlich."

Bei den letzten Worten wandte er sich an den Vater. Aber der Jarl stand wild vor Wut auf und verließ mit allen anwesenden Folkungern den Rennplatz.

Sie verstreuten sich mit ihren Frauen und Ammen in wandernden Haufen unter den gelben Eichen. Es war im Oktober. Hocken und Schober waren eingeführt, das Korn lag wohlgeborgen in den Scheunen; Porst und Hopfen waren zum Brauen gepflückt. Die langen Reihen von Bienenstöcken standen wohlüberdeckt mit Roggenstroh, die Sklaven zogen die Boote herauf, und die Hofknechte sprachen im Stalle von den herbstlichen Kirchspielfahrten und Bierkneipen. Knipste es aber an den Bogensaiten an der Wand, so liefen Herren und Diener zu ihren Waffen, denn dies bedeutete, daß Wild im Walde sei.

In der Herberge halfen die Algotsöhne Magnus die Fliegen aus dem Mantel schütteln und die Rüstung und das weiße Unterzeug abnehmen.

Digitized by Google

„Warum seht ihr mich so seltsam an?“ fragte er. „Es quält mich, wenn die Leute mich anstarren.“

Sie schwiegen und holten seine Hauskleider hervor, und er fuhr mit einer an ihm ungewohnten Hitze fort:

„Es ist ein Glück, daß mein geliebter Bruder selbst so wenig Sinn für ritterliche Auszeichnungen hat. Obwohl er in den Pferdeschmutz fiel, daß es klirrte, glaube ich, hatte er an dem ganzen Abenteuer seinen aufrichtigen Spaß, als er sich unbeschädigt fühlte. Hätte er eine Schramme bekommen, wäre es schlimmer gewesen. Jetzt wird er sich den ganzen Abend über sein Mißgeschick lustig machen ... Warum schlagt ihr die Augen nieder?“

„Wir wissen nicht, was wir mit unsern Augen tun sollen, um es dir recht zu machen. Es war ein stattliches Schauspiel, als du in deiner grauen Rüstung wie eine Gewitterwolke über deinem gefallnen Bruder standest und ihn vor allem Volke demütigtest. Aber dein Speer ging quer durch das Herz der Königin.“

In der königlichen Schlafstube war das Wachslicht angebrannt worden, und die verbrannten Kräuter verbreiteten einen einlullenden Duft. Der geleerte Sack lag noch im Wacholder unter dem Herde. Rasch und unüberlegt trat Jutta zu Valdemar hin. Sie war immer von irgend etwas entzückt, entweder von dem Abendgesang aus einem Kloster oder von dem Horngeschmetter einer Reiterschar. Sie war eine Saite, auf der jeder Wind spielte. Das Wellengeglitzer um die dänischen Inseln war in ihren lichten Augen zurückgeblieben, und alles Schöne der Welt, sei es nun ein Stein in einem Ringe oder ein blumenbekleideter Altar, lockte sie zum Stehenbleiben und Bewundern. Ihre zarte kleine Gestalt konnte sich stundenlang kniend unter dem Nonnenschleier verbergen, gleich darauf aber stand sie wieder regungslos, den Schleier in der Hand, und lauschte der Liebesweise eines Spielmanns.

„Hier spricht man von Ritterlichkeit“, jubelte sie. „Valdemar, das bist du, Valdemar, du bist heute der Ritterliche.“

„Ja, tröste ihn nur, unschuldiges Kind“, sagte die Königin, die auf der Bettkante saß. Sie war der jüngeren Schwester ähnlich und schön wie sie, aber sehr groß und stark, und ihre Augen waren gewölbt und vorstehend. „Geh mit hinaus in den Bogengang und spiele, damit ich mich legen kann. Siehst du nicht alle fünf Finger des Jarls noch auf seiner Wange brennen...* Woher kommen uns Frauen diese Ahnungen? Ich selbst kann es mir nicht erklären, aber sobald nur Magnus in die Stube tritt, fühle ich jede kleine Sehne in mir stechen und reißen. Und er ist doch immer so höflich, so geduldig und nachgiebig gegen mich. Aber ich traue ihm nicht. Oh, ich bin todmüde. Gib mir ein Horn Bier.“

Sie war immer durstig, und die kleinen Dienerinnen liefen in das Brauhaus hinab und kamen mit einem mächtigen tropfenden Horn zurück.

Valdemar, der die Demütigungen des Tages schon mit einem sorglosen Achselzucken von sich geworfen hatte, half ihr das Horn halten.

„Das war schön“, sagte sie und strich sich über den fetten weißen Hals.

* Birger Jarl hatte aus Zorn über des Königs Valdemar Niederlage ihn durch eine Ohrfeige bestraft.

Digitized by Google

„Meine Zunge war trocken nach dem Staub von den Pferden . . . Er faßte dich so hart an, als er dir emporhelfen sollte. Ich sah es wohl."

„Er ist stets grobhändig, Liebste. Das war er schon als Kind. Wollte er ein Pferd oder einen Hund streicheln, so erschrak das Tier und schrie. Na, er ist ja auch grobhändig in den Gedanken, wenn er andre Dinge berührt. Er schlägt mit Hämmern auf das Menschenherz wie ein Schmied."

„Kannst du ihn nicht sanfter machen, Valdemar?"

„Nein, nein, laß ihn sein, wie er ist. Warum zwingen und meistern? Laß allen Menschen ihre Freiheit und ihren Willen. So mag ich sie am besten leiden."

„Du willst allen so wohl, Valdemar, dir selbst auch."

„Ich will mir selbst sehr wohl", erwiderte er und reichte Jutta lachend die Hand. „Ich sehe es so ungern, Jutta, daß deine kluge und ruhige Schwester sich mit unnötigen Gedanken quält. Niemals ist zwischen Magnus und mir ein unfreundliches Wort gefallen . . . Komm! Der Mond ist aufgegangen."

Er nahm sie mit sich hinaus in den Gang.

Dieser lag so voll von hereingewehtem Laub, daß sie lautlos dahinschritten wie auf einem Teppich. Die Eichenpfosten stellten Frauen und bärtige Männer vor, die sich umfaßt hielten, und ihre Gesichter waren goldbesetzt und glitzerten matt. Draußen aber lag der Nebel in gleicher Höhe mit dem Geländer, und erst über dem Nebel stand der Mond an dem klaren Oktoberhimmel wie über einer grauen Wasserfläche. Nur einige halb entlaubte Bäume ragten empor wie kleine Eilande; und das einzige, was dieser Wasserfläche den Eindruck des Toten gab, war, daß sie nicht zu spiegeln vermochte.

Er lehnte sich an das Geländer und zog sie vor sich hin und küßte sie auf den Scheitel.

Es war ein kühler und froher Kuß, und er dachte nicht an ihn, sondern an das, was geschehen war, was er aber vergessen wollte.

„Du hast eine so hübsche Art, meinen Namen zu sagen, Kindchen," begann er, „eine so lustige fremde Aussprache. Du hast mich in der Schlafstube wieder froh gemacht. Und dies goldne dänische Haar, das ich so sehr liebe! Du bist so weich wie ein Lindenstrauch, Jungfrau Lindenblatt. Es macht mich ruhig, den Duft von so vieler Jugend und Frische einzuatmen. Es ist, als käme man in den frischen Wald."

Er strich durch ihr Haar und drehte es zwischen den Fingern. Von Zeit zu Zeit wandte er sich ein wenig zur Seite und blickte auf den großen glänzenden Mond. Die Welt lag entschlafen und tot, und es gab sonst nichts als ihn und sie und den Mond.

„Sprichst du gleich leichtfertig zu allen Frauen?" fragte sie. „Man sagt so."

„Ich lüfte die Stahlhaube, wenn ich mit Frauen spreche, damit sie sehen können, daß sie einen Mann vor sich haben. Verstellung — dessen kann keiner König Valdemar beschuldigen."

Sie zog sich ein wenig zurück, blickte ihm aber ruhig ins Antlitz. Erst jetzt glaubte sie so recht zu sehen, wie frisch und freimütig es war, wie es ihr fast mit seiner natürlichen Farbe durch das dünne Licht entgegenschimmerte.

„Und dein Bruder? Hebt auch er die Stahlhaube ab?"

Digitized by Google

„Gibt es denn heute abend nichts andres zu sprechen als von ihm? Ich fange an eifersüchtig zu werden. Warum fragen alle so beharrlich nach ihm?“

„Vermutlich weil es so schwer ist, aus ihm klug zu werden. Ein stattlicher Mann ist er doch.“

„Bruder Mans? Mag sein.“ Valdemar brach einen Splitter aus dem bärtigen Bildwerk und warf ihn in das Nebelmeer hinaus, wie in Erwartung, ihn schwimmen zu sehen. „Er neigt sich stets, wenn er mit Frauen spricht, aber er kümmert sich nicht um sie.“

„Dann ist er dir auch darin unähnlich.“

„Was sollte ich an einem solchen düstern Abend anfangen, wenn ich dein muntres Geplauder nicht um mich hätte!“

„Ich weiß etwas Süßres, als Frohsinn zu zeigen“, sagte sie mit erhöhter Stimme, und das schmale Gesichtchen zeigte denselben erschreckten Ausdruck wie vorhin auf der Folkungerbank. „Ich habe immer von dem heiligen Frieden geträumt, immer geträumt, ins Kloster gehen zu dürfen.“

„Eine solche Mißwirtschaft würde ich nie gestatten.“

„Ich wußte nicht, daß du so gierig seist.“

„Auf derlei bin ich gierig, wenn auch nicht auf Geld.“

Sie zögerte ein wenig.

„Wie sollte es werden, wenn du mich einem Manne geben müßtest? Aber du brauchst nichts zu fürchten. Niemals lasse ich mich einem Manne schenken, weder jung noch alt, nicht mit Gutem, nicht mit Gewalt.“

„Damit hat es keine Eile, Kindchen. Ließ ich dich nicht eben erst mit Ehren wie eine Königin holen, als du schriebst, daß dir nach deiner Schwester bange?“

„Und als ich in das unheimliche Smaland kam, sagte ich: Lichtre Wälder hat mein Vater auf Seeland.“

„Und da stampften wohl die langhaarigen Ziegenhirten mit ihren Holzschuhen auf und nannten dich einen Engel Gottes.“

„Und als ich das harte Brot der Ostgotenbauern essen sollte, schmerzten mir die Zähne, und da sagte ich: Beßres Mehl hat der Abt in Sorö.“

„Und da schmunzelten wohl die guten Ostgoten, die nie böse werden können, und erwiderten: Das wird nun eine Freude in der Jarlburg werden.“

„Aber als ich den dunkeln Turm zu Stockholm sah, da rief ich, daß man es über die ganze Brücke hörte: Glücklich bin ich, daß ich nicht den grausamen Birger Jarl zum Schwiegervater habe wie meine arme Schwester. Seht, wie müde und verzagt sie dort auf der Mauer steht! Wohin habt ihr mich geführt? Niemals, niemals fühle ich mich heimisch bei den Folkungern!“

„Da sprang König Valdemar der Junge aus dem Turm herab und hob dich aus dem Sattel . . . hoch über die vielen kleinen Mägde, die Rosenblätter streuten . . . So hoch . . . hoch, hoch!“

Er hob sie auf und hielt sie eine Weile auf seinen ausgestreckten Armen; aber die Goldzacken ihres Gürtels stachen ihm in die Hände, daß er sie vorsichtig wieder niederlassen mußte.

„Nun denn, dies ist ja Spiel, bloßes Spiel“, sagte er endlich. „Wer möchte in einem solchen Mondlichte nicht spielen! Aber es wird spät. Wir müssen daranden ken, hineinzugehen.“

Digitized by Google

„Valdemar," flüsterte sie, „steh still!"

„Man kann schlechter stehen. Ich habe keine Eile."

„Mehrmals habe ich schon gehört, wie es im Nebel unter uns raschelte."

„Vermutlich einer von den Hunden der Bergmänner."

„Jetzt eben klang es wie Schritte, und es waren eines Menschen Schritte."

Er stieß ziemlich ungeduldig den Fuß auf die Dielen und beugte sich über das Geländer.

„Wer schleicht hier umher und lauscht?" fragte er mit erhobener Stimme. „Wer mißgönnt mir, daß ich mich in einer Mondscheinstunde mit meiner jungen Verwandten vergnüge?"

Zuerst erhielt er keine Antwort. Dann knisterte ein dürrer Ast, — und nun hörte man klar und deutlich, daß jemand unter dem Gange hervortrat.

„Ich baue darauf, daß du mir nicht mehr gram bist, Bruder", antwortete eine tiefe Stimme aus dem Nebel.

„Es ist Junker Magnus", lispelte Jutta sich zusammenkauernd.

„Du pflegst sonst mit gutem Nachtschlaf zu prahlen", sagte Valdemar mit ungewohnter Kälte.

„Ich beteure, daß es nicht meine Absicht war, nach dir zu spähen."

„Dergleichen zu glauben, könnte mir auch nie einfallen. Wozu stets soviel Unnötiges beteuern?"

„Ich habe dich gesucht, Valdemar, und zuletzt erfuhr ich, du säßest hier und spieltest und plauderteſt."

„Es war ein Plaudern um nichts."

„Alles beginnt aus nichts, Bruder: Haß, Irrtum, Liebe. Aus nichts wuchs der ganze Folkungerstamm empor."

„Bist du gekommen, um mir dies zu sagen?"

„Wenn du mich hier unten im Nebel sehen könntest, würdest du wohl merken, daß ich nicht aus Zeitvertreib hier bin."

„Sprich ohne Umschweife."

„Unser Vater nahm es sich vorhin so sehr zu Herzen, daß er, in seiner Stube angelangt, auf der Bettstufe umfiel. Es wurde nach mir gerufen, und ich schickte sogleich nach einigen klugen Frauen. Es ist ein Blutschlag nach dem Kopfe, sagen sie. Komm rasch herab."

Valdemar wand den Arm um das geschnitzte Bildwerk des Pfostens. Er erblich so heftig, daß er fühlte, wie sein ganzes Gesicht eiskalt wurde. Es schwindelte ihm, und seine Augen sahen nur einen wirbelnden Funken. Aber als er die Lider schloß, sah er den Vater, den ungekrönten König, auf der Bahre liegen. Und sich selbst sah er unter der Bahre, unter der Bahrdecke selbst nach etwas suchen. Es war so schwer, daß er sich niederlegen und es mit beiden Armen umfassen mußte, um es hervorzuziehen, und er hatte große Eile. Es sah aus wie Folke Filbyters morsche Schatzkiste; aber als er sie öffnete, sah er, daß das ganze Folkungererbe darin war, Land und Volk und Himmel und Hölle und alle die hübschen kleinen Mägde und die Rüstungen in der Waffenstube und die Silbersäcke im Keller. Nun brauchte er nicht mehr zu fragen und zu gehorchen. Nun war es sein, einzig und allein sein. Er konnte behalten oder fortwerfen, bauen oder zerschlagen, je nach Belieben.

„Haben sie den Segen über ihm gelesen?" fragte er endlich, um sich selbst zu wecken.

Digitized by Google

„Ja, die Hausprieſter erteilen ihm ſoeben die letzte Segnung," lautete des Bruders langſame Antwort, „aber er hat die Sprache ſchon verloren."

„Vermochte er nichts zu ſagen?"

Magnus ſchwieg.

„Aufrichtigkeit, Aufrichtigkeit, Magnus! Warum antworteſt du mir nicht? Du merkteſt, daß er etwas ſagen wollte, und da beugteſt du dich hinab, — nicht wahr? So muß es zugegangen ſein."

„Ich verſuchte das Ohr an ſeinen Mund zu drücken, und da kam es, aber ſo ſchwach wie ein weitentferntes leiſes Flüſtern weit unten aus dem Grund einer Grube."

„So ſage es doch!"

„Er redete irr."

„Gleichviel; ich will das Wort wiſſen."

„Iſt dies unwiderruflich dein Wunſch, Valdemar?"

„Unwiderruflich."

„Nimm das Reich!" flüſterte er.

Valdemar ließ den Pfoſten fahren und ſtand atemlos. Alles wurde plötzlich vor ihm zu Nebel, und er ballte die Hand um die Stelle ſeines Mantelzeugs, wo ſonſt das Schwert zu ſitzen pflegte.

„Und was antworteteſt du, Bruder . . . geliebter Bruder?"

„Ich antwortete: Geſetz und Recht darf keiner brechen. Die Krone iſt Valdemar, und ich will ſie auf ſeinem Haupte feſthalten. Gott ſei meiner Seele gnädig. Möge ich ſonſt auf Erden einer der ewig Verdammten ſein!"

„Und der Alte, was tat der Alte?"

„Er ſchlug die Augen auf und ſegnete mich. Halte Wort! liſpelte er. Dann verlor er die Sprache."

Valdemar ſchüttelte das Haar wie ein Schiffbrüchiger, wenn er den Felſen unter dem Fuße fühlt, aber noch nicht denken und klar ſprechen kann.

„Kindchen . . . biſt du noch hier?" fragte er wirr. „Wiewohl ich mitten im Mondſchein ſtehe . . . ich kann weder Türe noch Schloß finden."

Jutta taſtete zitternd auf den ſplittrigen Pfoſten umher, ohne zu ſehen, wo der Schlüſſel blinkte. Endlich ſtieß ſie mit dem Ellbogen dagegen und ſchob die Türe vor Valdemar auf.

Rundſchau

Allgemeineres

Vom Bibelleſen

Gedanken eines Nicht-Kirchlichen

Ich kenne gute, kleine Privatbüchereien, in denen die Bibel fehlt. Ich kenne auch ſolche, in denen ſie enthalten iſt, aber nur als Einband und als bibliographiſches Erzeugnis. Wie iſt das Gefühl der Bücherliebhaber und Bücherleſer der Bibel gegenüber beſchaffen? Sonderbar genug. Eine Bücherei, in der Goethes Werke fehlen, gilt fraglos nicht als vollſtändig; denn ein „Gebildeter", der Goethes nicht als ſeines ſtändigen Bildners, Arztes, Zeichendeuters und Freudebringers bedarf, wird kaum als vollwertiger Bürger unſres Kulturkreiſes angeſehen. Die Bibel aber darf in einer Bücherſammlung fehlen. Im Gegenteil, wo ſie bei einem Nichttheologen im Bücherſchrank auftaucht, heißt es faſt immer mit einem leichten Anflug von Staunen: „Ach, da haben Sie ja auch die Bibel!"

Digitized by Google

Ein „Gebildeter", der den Faust nicht kennt — ich glaube nicht, daß es solch einen gibt — erschiene uns als eine Kuriosität, als einer, der mit einem sonderbaren Gebrechen behaftet ist. Aber ich selbst kenne mehrere Leute, die den Prediger Salomonis noch nie gelesen haben.

Die Gründe dafür? Sie liegen sicherlich zum Teil in der katholischen Bibelscheu, zum Teil auch in der engen Verbindung der Bibel mit dem Kirchentum, welche das Bibellesen in den Augen des Volkes zur Fachlektüre gemacht hat. Einen Teil der Schuld trägt endlich die Schule. Sie gibt dem protestantischen Schüler zwar die Bibel frühzeitig in die Hand, aber sie entfaltet ihr gegenüber dieselbe verhängnisvolle Wirksamkeit wie gegenüber der antiken Welt und den humanistischen Idealen: sie erzeugt beim Schüler den oberflächlichen Anschein einer Kenntnis und hält ihn dadurch von einer späteren selbständigen Beschäftigung mit ihr ab. Wir alle, die wir Homer auf der Schule gelesen haben, kennen wir Homer? Wenn wir ihn kennen, so verdanken wir das gerade im wesentlichen einem späteren, selbständigen Aneignungsprozeß. Zu diesem fühlen sich aber nur Menschen von starkem Bildungstrieb und einer gewissen Selbständigkeit des Geistes gedrängt. Tatsache bleibt: daß die Bibel, obwohl die Forschung seit zweitausend Jahren jeden Satz in ihr siebenfach umgewendet hat, in weiten Kreisen des Volkes heute noch eine seltsame Art öffentlichster Unbekanntheit genießt. Und gerade die gebildeten Laien sind es, bei denen sie auf diese Stumpfheit trifft: Menschen, die sonst alle Zeiten und Völker nach Lesestoff abzusuchen pflegen, gehen an diesem einen Buche vorüber. Seine Schönheit wird fast nur von den „Fachleuten" gewürdigt, als Nebenprodukt ihrer Berufstätigkeit. Daß die Bibel herrliche Geschichten enthält, weiß jeder Laie, aber — seltsam! — er *liest* sie nicht, obwohl ein Dichter wie Luther ihnen eine Verdeutschung gegeben hat, die diese Bücher im vollen Sinne des Wortes zu den schönsten Denkmälern der deutschen Literatur gemacht hat. An eigentlicher Theologie enthält die Bibel nichts als einige Apostelbriefe, voran die des Paulus. Alles übrige ist Geschichte, Sage und Gesang, vermischt mit zürnender oder friedlich-idyllischer Weisheit, in allen Fällen aber reine Konfrontierung des Menschen mit dem Weltall ohne dogmatische Vermittlung. Was will man von einem Buche mehr? In diesem Buche sind die Gedanken der Großen, die Klugheiten der Kleinen, die Entwürfe der Starken, das Behagen und das stille Schauen der Gelehrten, das Auf und Ab eines wichtigen Völkergeschickes und das wechselnde starke Leben eines temperamentvollen Gottes. Muß ein Buch, das solches zu bieten hat, wirklich warten, bis es der Inselverlag auf Bütten und mit Schikanen bibliophilerweise herausgibt, damit es in den Bibliotheken Bürgerrecht gewinnt?

Eigentlich war es meine Absicht nicht, zu polemisieren. Es soll einmal eine Zeit gegeben haben, in der die Alpen als zu fliehende barbarische Wildnis galten. Wenn einer heute auftreten wollte, um diese Anschauung zu widerlegen, indem er allen Ernstes die Schönheit der Bergwelt wie etwas Neuentdecktes anpriese, dann wäre die Antwort ein Gelächter. Ähnlich käme ich mir als Apostel der

Digitized by Google

Bibel vor. Denn sie ist ewig und wirklich wie die Natur, wie der Sternhimmel. Was der Mensch an ihr tut, tut er sich selbst. Wer an der Bibel vorübergeht, tut ihr keine Unehre an, aber er schädigt sich. Wer sich in sie versenkt, tut ihr keine Ehre an, aber er bereichert sich so, daß ihm die Lust, zu diesem Quell der Entzückungen zurückzukehren, sein Leben lang nicht vergehen wird.

Ich erinnere mich, wie mir eines Tages, als ich die Schule schon leidlich vergessen hatte, ein Heimweh in den Sinn kam, ein Heimweh nach einem Rhythmus oder einem wunderbaren Fall von Worten, der sich eben nur als Klang in meinem Ohre festgesetzt hatte. Ich mußte erst ein wenig grübeln, bis mir als Träger dieses Taktes und Klanges einige Worte ins Gedächtnis kamen. Aber der Rhythmus, den ich mit inneren Sinnen deutlich empfand, führte mir die fehlenden Worte zu, und endlich stand der ganze Satz vor meinem Gedächtnis da, einer Statue aus feinem, getriebenem Golde vergleichbar: „Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenland gen Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland und sind gekommen, ihn anzubeten.“ Ich holte die vergessene Schulbibel hervor, und die herzhafte Freude, mit der ich die Stelle im Matthäusevangelium nachlas, ließ mich alle Kämpfe verstehen, die um dieses Buch ausgefochten worden sind. Mich bezauberte das köstliche Ebenmaß der klanglichen Bewegung. Ich spürte die Kunst, die diesen von feurigen Daktylen belebten Jambentakt so sicher durch den ganzen Satz hindurchgesteuert hatte. Ich mußte das dichterische Gefühl bewundern, das die wichtigen Silben der betonten Worte durch das Metrum so schön und klar beleuchtete.

Von hier aus ging es weiter, zunächst immer noch im ästhetischen Geleise.

Da fanden sich Stücke, wie der Prophet Daniel, die waren streng und archaisch geschrieben wie Keilinschriften, so, wie man denkt, wenn man als Fixierungsmittel nur Stein und das Eisen des Meißels hat: sparsam in den Farbenabstufungen, durchaus gegenständlich, voll feierlicher, rhythmischer Wiederholungen, in deren Starrheit man die unmilde, harte Sonne des Ostens zu spüren meinte. In der Ausdrucksweise gab es keine Halbschatten, keine Brechungen; nichts als Schwarz und Weiß, Ja und Nein, Rechts und Links. Hart daneben standen andere Stücke, wie beispielsweise einige von den apokryphen Büchern, deren Ausdrucksweise war malerisch weich und hellenistisch modern. Es war in ihnen die Bildung üppiger, geistreicher Städte zu spüren und ein hochentwickelter schriftstellerischer Ehrgeiz von starker Bewußtheit. Es machte mir diese Bücher auf eigene Weise vertraut, wenn ich so am Anfange des Jesus Sirach oder am Schlusse der Makkabäer die Hand sich hervorwagen sah, deren Fleiß hier Zeile um Zeile zusammengetragen hatte, um guten, gefälligen Ausdruck sorgend und sicherlich um dieselben handwerklichen Probleme bemüht, die den Schreibenden heute noch beschäftigen. Das waren schon aufgelöstere, kühlere, alexandrinische Menschen, die das geschrieben hatten. Und von ihren Werken, die sie mit Fleiß und hohem, kultwier-

Digitized by Google

tem Können geschaffen hatten, blätterte man zurück zu den Propheten und berauschte sich an dem feierlichen Zorn ihrer endlosen Flüche, die wie lange, atemreiche Donner den Horizont umrollten. Gottbesessene, wilde Menschen mit fliegenden Gewändern und mageren fanatischen Armen. Sie waren Harfen eines eifernden, ungestümen Gottes und mußten schmerzlich laut erklingen, ob ihre Seele wollte oder nicht. „Da dachte ich: Wohlan, ich will des Herrn nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht leiden konnte und wäre schier vergangen."

Von dieser Brunst und Glut kam man zu dem leisen, gütigen Worte des Großvaters Jesus Sirach, das ganz Friedenszeit, Andacht und Sonntag ist. Das war die weltabgeschlossene Stille des Gelehrtenheims, und von ihm sah der freundliche Greis hinaus in die große Welt. Man muß nur etwas genauer hinhorchen, dann kann man noch das sonntägliche Sumsen der Mücken hören, das den kleinen Raum erfüllte, während der alte Mann am Tische saß und schrieb. Was er schrieb, wurde ein ganzes Buch von der Schönheit der Erde, vom Leben unter Menschen, das vor zweitausend Jahren aufs Haar genau so war wie heute, von der Geschichte seines Volkes, die er so milde erzählte, wie man wohl unter Freunden oder vor Kindern über den Ruhm ehrenfester Väter spricht. „Ich habe noch etwas mehr zu sagen, denn ich bin von Gedanken voll wie der volle Mond." Und die Gedanken strömen; bald liebenswürdige, herzliche Weisheiten über den Umgang mit Menschen, bald stille Begeisterungen im Anblicke der Natur, die die Phantasie des alten Mannes zu kühnen, impressionistischen Vergleichen anregt, wie sie in den Werken unsrer modernsten Dichter stehen könnten. „Durch des Herren Wort fällt ein großer Schnee, und er läßt es wunderlich durcheinanderblitzen, daß sich der Himmel auftut, und die Wolken schweben, wie die Vögel fliegen. Er macht durch seine Kraft die Wolken dicht, daß Hagelsteine herausfallen. Durch seinen Willen wehet der Südwind und der Nordwind, und wie die Vögel fliegen, so wenden sich die Winde und wehen den Schnee durcheinander, daß er sich zu Haufen wirft, als wenn sich die Heuschrecken niedertun. Er ist so weiß, daß er die Augen blendet, und das Herz muß sich verwundern solches seltsamen Regens. Er schüttet den Reif auf die Erde wie Salz, und wenn es gefriert, so werden Eiszacken wie die Spitzen an den Stecken. Und wenn der kalte Nordwind weht, so wird das Wasser zu Eis. Wo Wasser ist, da wehet er überher und zeucht dem Wasser einen Harnisch an."

In solchen Worten fand ich die Urreligion, zu deren Gläubigen wir alle zählen, die wir fühlend und bewegt vor Gottes strahlenden Schaustücken stehen. Und ich dachte mir: Was geht uns Jehova, der eifernde, asiatische Stammesgott, an? Er bleibt in wesentlichen Zügen ein Orientale, dem gegenüber der Europäer gewisse Abstandsgefühle nie ganz los wird. Jehova ist etwas zeitlich und ethnographisch Bedingtes, wie sich ja das Ewige immer in Zeit und Örtlichkeit verkapseln muß, um Erscheinung zu werden. Aber neben Jehova, dem bereits Gestalteten

Digitized by Google

und Bedingten, erscheint in der Bibel überall auch der reinste Ausdruck jener unmittelbaren religiösen Stimmung, der alle Gottheit, auch die der Menschen von heute, entstammt.

Man sieht, da hatte sich zum ästhetischen Reize längst die Teilnahme am Ethischen und Religiösen gesellt. Und meinen staunenden Augen erschloß sich die Fülle von Menschlichkeit, die das wundersame Buch festgehalten hat. Das Wesen der Menschheit ist voll darin enthalten: Ihre Größe und ihre Kleinheit, alle Ziele ihres Strebens, all ihr Irren ist darin und ihr dunkles redliches Mühen. Wie hoch sich der Mensch in seiner kühnsten Begeisterung zu erheben vermag, wie tief er unter das Menschliche herabsinken kann, von beidem und allem, was dazwischen liegt, stehen hier ewige Bilder.

Die Kirchengläubigen sagen: „In der Bibel ist Gott." Aber Gott ist auch im Katechismus. Der Unterschied ist nur der, daß der Katechismus Gott als einen Versteinerten enthält, während die Bibel ihn als den Gesuchten, oft Verlorenen, hundertfach sich Wandelnden, immer wieder Gefundenen darstellt. Die Bibel enthält den ewig werdenden Gott; sie zeigt Gott als wirksames Feuer und lohende Fackel, verlöschend und wieder entbrennend, verdunkelt und wieder hervorleuchtend. Der Katechismus ist Gottes Ende. Die Bibel ist Gottes Anfang und Wachstum. Der Katechismus hat sein Gottesbild sauber aus der Welt herauspräpariert und mit dogmatischen Gedanken umhüllt. Die Bibel zeigt ihn als den Riesen, der tief unter den sichtbaren Ländern der Seele schläft wie Typhoeus unter dem Lande Trinacria. Sein unterirdisches Regen meldet sie, die gewaltigen Äußerungen seiner Kraft und seine unvergleichlichen Siege, die er oft nicht leicht erringt.

Ich meine deshalb, die Bibel sei keineswegs ein Buch für die dogmatisch Überzeugten allein, sondern gerade auch eins für die „Zweifler", für jene wahren Protestanten, die in Gott das immer wiederkehrende zentrale Erlebnis der Menschenseele erblicken. Ich komme so zu dem Paradoxon, daß gerade die Verschmäher der Bibel ihre eigentlich prädestinierten Leser sind. Wer aus Scheu vor dem Katechismusgott die Bibel flieht, gibt gerade dadurch zu erkennen, daß die Bibel für ihn geschrieben ist.

Er findet hier die berauschten Verzweiflungen des Predigers und Hiobs prachtvolles Gottesgebären mit seinen schlimmen Wehen. Er findet gottesträchtige Gottlosigkeiten, wie die, daß es dem Gottlosen gehet wie dem Gerechten, daß zu laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit nicht hilft stark sein, sondern alles liegt es an der Zeit und am Glück. Aus Christi eigenem Munde vernimmt er die tiefe Einsicht in die profunde Unchristlichkeit des Lebens, das dem gibt, der schon hat, und dem, der *nicht* hat, sein Weniges noch nimmt. Und mit Schauder hört er aus der schwülen, bangen Stimmung des Abendmahles ein dunkles Wort: „Es *muß* ja Ärgernis kommen. Aber wehe dem, *durch* den Ärgernis kommt!"

Wie? Eine gesetzliche Notwendigkeit der Sünde? Und dennoch keine Entlastung des Sünders? Ist dies die „Strafe ohne Willensfreiheit", die das Christentum leugnet? Ich sage nicht dies noch das, sondern: es ist vor allem ein tiefer Blick aus Menschenaugen in die Abgründe der Welt, ein Blick,

Digitized by Google

der mit einem Blitz den großen Weltwiderspruch erhellt. Seht, „Zweifler“, dies ist euer Land.

Wilhelm Michel

Dreierlei Sterben

Als der Franzose Zola zum Sterben kam, drehte er den Gashahn auf, und also ging seine Seele in einem leisen chemischen Geruch an ihren Ort. Die ihn nicht leiden mochten, sagten, er sei so an Sensationen gewöhnt gewesen, daß er auch mit einer Sensation hätte abgehen wollen. Alle aber fühlten eine gewisse Verwandtschaft zwischen seinen Werken und seinem Sterben.

Als der Russe Tolstoi in die Jahre Goethes kam, riß er sich wie ein mühsam gezähmtes wildes Tier von der Kette und lief, was er laufen konnte, in die Einöde, um, wenn es ihm nicht vergönnt war zu leben, wie er leben wollte, so wenigstens auf seine Art zu sterben.

Während die ganze Kulturwelt darüber debattierte, ob er schon tot sei oder erst sterben werde, benutzte einer der älteren deutschen Art, Wilhelm Raabe, die allgemeine Abgewandtheit der Gemüter, um leise lächelnd und fast unbemerkt die Türe hinter sich ins Schloß zu ziehen.

Wir hören viel vom Treppenwitz der Weltgeschichte. Aber die Wirklichkeit selbst dichtet auch.

Bonus

Literatur

Neuere Romane

Die neueren Romane, die hier ziemlich von Zufalls Gnaden zusammengestellt werden, gehören wieder zu denen, die man biographisch nennt, noch genauer aber monographisch nennen würde, da sie um je einen einzelnen Helden herum geschrieben sind. Nicht alle vier können Entwicklungsroman heißen; wenigstens haben nicht alle vier Helden eine nennenswerte Entwicklung. Aber als Charakterroman darf jede dieser erzählenden Monographien angesprochen werden. Das Seelenwesen ihrer Helden ist allen vieren die Hauptsache.

„Die Ausgrabung von Wichtern“ (Jena, Eugen Diederichs) läßt uns im Verfasser, dem Schweizer Karl Albrecht Bernoulli, eine schwerblütige, künstlerisch (noch?) einigermaßen unfreie, doch eben durch ihre problematische Art jedenfalls fesselnde Persönlichkeit erkennen.

Ein junger Philologe kehrt aus Griechenland, wo er mit Auszeichnung Altertümer erforschte, in die Schweizer Heimat zurück, weil sein Vater geistig erkrankt ist. Während der Vater genest, fühlt der Sohn sich mehr und mehr an die Heimat gefesselt. Gern ergreift er die Gelegenheit, sich in der nächsten Umgebung zu betätigen, da man dort eine verschüttete Römersiedlung ans Licht ziehen will. Er nimmt die Arbeit energisch in Angriff und kommt zu wissenschaftlichen Ergebnissen, die seinen Gelehrtenruf befestigen. Und doch sagt er sich: „Die Ruinen können mir gestohlen werden. Mir gilt es die Heimat. Ich will mir die Heimat ausgraben!“

Mittlerweile ergeht es ihm absonderlich mit ihren Frauen. Eine Patrizierstochter, um die er auf Grund der freundschaftlichen Beziehung werben will, verlobt sich mit einem Retteroffizier, scheint aber trotzdem den Archäologen am meisten zu lieben, wird darüber zeitweilig irrsinnig und kann schließlich doch, unter der Beihilfe eben dieses Freundes, mit dem Verlobten wieder vereinigt werden. Der junge Gelehrte lernt dann ein Satansmädel niederer Herkunft

Digitized by Google

und ein reizendes Mädchen von etwas romantischer Herkunft kennen. Sein unentschlossenes Wesen weiß aber mit der einen nichts anzufangen, und als er in der andern endlich klar sein Glück erkennt, hält ihn das Gefühl eignen Unwerts ihr fern. Ihre liebende Unbefangenheit erlöst ihn zu guter Letzt.

Wie es gegen Ende des Buches soweit ist, daß der Ausgraber vor dieser erfreulichen Schlußwendung steht, spricht der Dichter die ungewöhnlich naiven Worte: „Ihm schlug nun diejenige Stunde, um deretwillen allein sich die Erzählung der bisherigen Vorfälle verlohnte — die Stunde, auf die er hingelebt hatte, ohne zu wissen, daß bei ihm die Entscheidung erst noch bevorstand über seinen Wert oder Unwert.“ Fühlte der Verfasser an dieser Stelle, bei so hellsichtigem Selbstverstehen gar nicht, daß demnach in dem Werk etwas nicht in der Reih sein müsse?

Der krause Stil und diese ganze knorrige Schweizerischkeit der Anlage lassen nicht leicht erkennen, woran die Hemmung liegt, gegen die der Leser anzukämpfen hat — bis er erkennt: die Komposition dieses Romans entspricht nicht dem geistig-sittlichen Wollen des Urhebers, statt einer Entwicklung wird lyrisch psychologisch aufgeregter Stillstand gegeben, und der Reiz des Buches wirkt nur momentweise, da er einzig auf der persönlichen Wärme des Vortrags und den lebenstreuen Augenblicksbildchen beruht.

Dem Gang der Dinge ist nichts von innerer Notwendigkeit anzufühlen. Die Zahl der Personen oder ihrer Erlebnisse könnte gerade so gut etwas kleiner oder auch größer sein. Manche Wendung ist und bleibt schlechthin sonderbar. Das „Ausgraben“ der Heimat wird nicht klar und wirkt daher wie eine unerfüllte Versprechung. Des Verfassers Willkür oder vielmehr: seine etwas unfreie Eigenwilligkeit kommt uns während der ganzen verhaspelten Kette von Begebenheiten nicht völlig aus dem Bewußtsein. Sicher, Bernoulli hat allerhand zu sagen; doch fast scheint es, wenigstens nach dem gegenwärtigen Werk, als müsse er sich einigermaßen Gewalt antun, um es in der Form des Romans zu sagen.

Bei dem Südwestdeutschen Adam Karrillon verrät schon der Titel „O domina mea“ (Berlin, Grote), daß dem Gefühl reichlich Spielraum gewährt wird.

Der lateinische Name des neueren Werkes birgt doppelten Sinn, wie er dem Titel einer Dichtung wohl ansteht. Er geht auf ein leibhaftiges Frauenwesen und schließlich auf die Madonna; nebenbei bereitet er mit seinem frommen fremden Wortlaut drauf vor, daß wir nun in katholische Gegend kommen. Der Held ist, da wir ihn kennen lernen, ein Student der Medizin, der nach etlicher Bummelei ans drohende Examen denkt und ernstlich zu arbeiten anhebt. Auf etwas abenteuerliche Weise gerät er um diese selbe Zeit in Berührung mit einer Müllersfamilie der Umgegend. In einem schönen, frischen und braven Mädchen lernt er da draußen die kennen, die ihm zur lebenslänglichen Domina bestimmt scheint. Aber böse Hindernisse wachsen zwischen ihm und ihr empor.

Mit Glück und einiger Dreistigkeit wird aus dem Studenten ein junger Arzt. Das Schicksal scheint ihm günstig: an dem Ort, wo seine Liebe wohnt, wird die Stelle eines Landarztes frei, und der

Digitized by Google

angehende Doktor erhält sie. Allein es ist kein Segen dabei. Aber den dürftigen Zuschuß der Gemeinde und die mageren Honorare aus der Bauernschaft hülfe ihm seine Bedürfnislosigkeit leicht hinweg. Auch die harten Mühen, die für den Anfänger mit der Landpraxis verknüpft sind, würden ihn nicht entmutigen. Doch die Enttäuschung und Bitternis, die ihm aus Dummheit, Aberglauben, Geiz, Bosheit, Verleumdungssucht seiner biedern Landbevölkerung und aus der Todfeindschaft eines Eifersüchtigen erwachsen, werden ihm mehr und mehr unerträglich. Dem umworbenen Mädchen, das heimlich auf des jungen Doktors entscheidendes Wort wartet, kommt er dabei, gerade wegen der räumlichen Nähe, erst recht nicht näher. Er beschließt, sich draußen in der Welt einen erquicklichern Wirkenskreis zu suchen und die Geliebte dorthin nachzuholen. Das entscheidende Zusammentreffen des jungen Paares aber wird durch den gewalttätigen Eifersüchtigen und durch des Mädchens Angst um den Geliebten vereitelt. Damit nicht genug — nun kommt der einzige, aber schwere Schönheitsfehler der Geschichte: wie die Geliebte mit dem Nebenbuhler, ihrem Verwandten, freundlich tut, um Lebensgefahr von dem jungen Arzt abzuwenden, beobachtet der den Vorgang und schließt daraus auf Untreue der Reinen. Aus einem Mißverständnis also, dem Lieblingsmittel der Scheindramatik, folgt der betrübliche Rest.

Der völlig Enttäuschte geht ohne Aussprache von dannen, befährt als Schiffsarzt ferne Meere und kehrt erst nach Jahren zurück. Wieder läßt er sich nach dem alten Nest verschlagen. Die Jugendliebe hat inzwischen freudlos den hartnäckigen andern Freier geheiratet. Auf den Heimgekehrten stürmt noch einmal allerlei wirres Erleben ein. Er, wie alle Welt, muß die unglückliche brave Frau verkennen. Schließlich befreit der verkommene Gatte sie von seinem Dasein. Allein zur selben Stunde stellt sich für den Arzt heraus, daß sie einem schweren körperlichen Leiden verfallen ist, das ihre Gestalt entstellt und sie der allgemeinen Verkennung preisgab. Nur eine schwere Operation, von einem meisterlichen Chirurgen auszuführen, kann sie vielleicht noch retten. Endlich finden die Liebenden einander, in wehmütigem Frieden — zu spät. Sie überlebt die Operation nicht. Ihr Freund verschwindet aus der Gegend, und da er nach Jahren wieder auftaucht, ist aus dem Arzt des Leibes ein Arzt der Seele geworden, ein Mönch und begeisterter Fastenprediger.

Was an dem Buch auszusetzen wäre, geht ungefähr aus diesem Bericht hervor. Von dem aber, was daran zu rühmen, zu lieben ist, gibt der karge Grundriß keinen Begriff. Es soll sogar noch zugegeben werden, daß manchmal Einzelheiten des Dialogs zu gebildet für die Sprecher erscheinen mögen. Wenn man aber daraus oder aus den wenigen Spuren von Gemachtem in der Handlung schließen wollte, das Werk habe etwas Veraltetes, so würde man sich arg irren. Wirklich gutes altes Wesen lebt allerdings darin, Eichendorffs Geist scheint hier wiedergeboren. Das Eigene jedoch ist, daß mit ausgesprochenem Zauber der Spätromantik ein gesunder Tatsachensinn, wie man ihn für die realistische Schauensart von heute in Anspruch nimmt, innig verwoben ward.

Die Sprache führt eine köstliche Fülle anschaulicher Bilder

Digitized by Google

und Wendungen mit sich; viel Neugut aus dem südwestdeutschen Volksempfinden ist damit in die Schriftsprache geborgen. Und wahres, warmes Leben atmen all die Schilderungen aus der kleinen Universitätsstadt, aus der Mühle, aus dem Leben und Arbeiten des Bauern, aus dem Berufsernst des Arztes in Stadt und Land. Die höchst verschiedenartigen Menschenkinder, seefahrende sogar, stehen alle so sicher und sonnen- und lustumspielt da, wie ein rechter Odenwälder Bauer auf seinen zwei kräftigen Beinen. „Kabinettstückchen" der literarischen Charakterzeichnung schaffen, ist im allgemeinen nicht so schwer wie es scheint, aber einen Prachtkerl wie diesen gutherzigen und dabei so völlig unsentimentalen „Notabene Oja", den Stromer und Alleshelfer, kann man in der neueren Romanherrlichkeit lange suchen. Mit einem Wort: dieser Adam Karrillon ist ein wirklicher Poet und dazu ein geborener Humorist vom schönen, ernsten, deutschen Schlag.

Neben den biographischen Roman, der die Erziehung des Helden ausschließlich durch das Leben selbst bewirken läßt, stellt Hermann Anders Krüger Werke, die außerordentlich liebevoll auf die Kindeserziehung, insbesondere auf die schulmäßige, eingehen, ohne darum vor dem erziehenden Leben jenseits der Schule haltzumachen. Dem dokumentarisch bedeutenden herrnhutischen Bubenroman „Gottfried Kämpfer", der vor sechs Jahren erschien, folgte neuerdings in zwei Teilen (bei Janssen, Hamburg) „Kaspar Krumbholtz", ein Werk, das in seiner zweiten Hälfte, auf der Grundlage des Erziehungsromans im engern Sinn zu einem Erziehungsroman größern Stils oder „Bildungsroman" emporwächst.

Im ersten Teil des „Kaspar Krumbholtz" werden dem so wenig bekannten Herrnhuterwesen noch einmal manche neue Seiten abgewonnen, so daß man nicht ungern der langsam vorrückenden Kleinmalerei folgt. Der verwaiste Missionarssohn hat nicht, wie weiland Gottfried Kämpfer, mit der Familie sich auseinanderzusetzen. Er wächst einsam in der Gemeinschaftschule heran; die Entscheidungskämpfe seiner Jugend hat er mit den herrnhutischen Lehrern und Vorgesetzten zu bestehen. Der Grund des Kämpfenmüssens, vom frühesten Schulordnungskonflikt an, ist jedesmal Kaspars eingeborener unbezähmbarer Drang zur Unabhängigkeit in Ehrlichkeit. Ein reicher Mann, der einst Schüler von Krumbholtzens Vater war, erweist ihm Gutes. Doch lehnt Kaspar jede Unterstützung ab, die ihn der Mühe entheben würde, selber was aus sich zu machen.

Er geht darin ohne Zweifel ein wenig zu weit; zum Gegensatz ist ihm ein Kamerad gesellt, der jeden Vorteil wahrnimmt und den Weg der Lebensklugen glatt hinansteigt. Der junge Krumbholtz muß immer getreulich einer innerlichen Stimme folgen. So währt es bei ihm lang, bis er Entscheidungen trifft; hat er aber eine Sache klar für recht, für ihm gemäß erkannt, so bleibt er auch unerschütterlich dabei. Nach langem Zweifeln und Ringen gibt er daher das theologische Studium auf und tritt nach einiger Zeit auch aus der Herrnhuter Gemeinschaft aus, da diese nicht die Fortentwicklung haben will, die er für notwendig hält. Mit wachsender Klarheit fühlt er sich zum Jugendbildner berufen. Von der Knabenzeit an verbindet ihn unausgesprochene Neigung mit der Tochter des

Digitized by Google

reichen Gönners; als Mann aber entsagt er ihr, da er sich nicht mehr für würdig hält.

Sollten nicht manche guten Romanschriftsteller von heute aus Scheu vor dem optimistisch-konventionellen Schluß, vor der Lösung „sie kriegen sich", nun gar zu oft ins Verneinen geraten? Haben wir nicht schon eine stille pessimistische Übereinkunft, daß „sie" wenn irgend möglich sich nicht „kriegen" dürfen? Dreiundeinhalb der vier Romane, die hier betrachtet werden, scheinen wenigstens ebenfalls unter solchem Einfluß zu stehen. Und so schwer in diesen Dingen ein statistischer Beweis sein würde, neunzig Prozent Nichtkriegen heißt doch wohl zu hoch greifen.

Kaspar Krumbholtz hat jedenfalls keine gesunde Entscheidung über sein Schicksal gefällt, als er wegen eines einzigen „Sündenfalls", mit dem der strengste Beichtiger nicht viel Federlesens machen würde, sich selbst und damit auch die beharrlich an ihm hangende Liebste zur Entsagung verurteilte. Hermann Anders Krüger erreicht freilich mit solcher Härte die Darstellung eines geschlossenen herben Mannescharakters, eines Selbsterziehungsgemäldes, das seinerseits im ganzen wieder erzieherisch zu wirken vermag. Sein Held opfert übrigens nachmals eine zweite Liebe seinem Berufsideal. Er fühlt, sein Lebensglück kann nur so aussehen: einig sein in sich selbst und fruchtbar wirken nach Maß und Richtung der tiefsten Kraft aus seinem Innern. So haben wir in dieser ergänzenden Abrechnung des Dichters mit erlebten Erziehungseindrücken einen Roman von nicht alltäglichem noch eintägigem Gehalt.

Schon im Stofflichen sondert sich von unsern Romanen und wohl von allen künstlerisch belangreichen, die bisher bekannt wurden, das Werk eines neuen Mannes mit Namen Otto Soyka: „Herr im Spiel" (Hans von Weber, München). Ein Spielerroman, der nicht mit den Stimmungssensationen irgendeines Monte Carlo, nicht mit den Reizen einer internationalen Hochstapler- und Kokettengesellschaft wirkt und das Spannungsmittel der polizeilichen Mitarbeit erst ganz am Ende verwertet. Mit einem Wort: ein psychologischer Roman vom Glücksspiel.

Der Held ist aus Überzeugung Spieler geworden, aus der Überzeugung nämlich, daß das Ergebnis des anscheinend rein glücksmäßigen Kartenspiels beeinflußt werde durch die Beschaffenheit der Willenskraft, die dem Spieler zur Verfügung sei, und daß ferner der Wille durch zielbewußte Selbstzucht, durch systematisches Nerventraining bei guter Anlage bis zur Meisterung der Karte zu stärken sei. Er beweist die Richtigkeit seiner Theorie durch die Tat. Er lebt ausschließlich für das Spiel und als großer Herr vom Spiel. Er gewinnt immer, sofern er sich nur den ganz seltenen Männern nicht gegenüberstellt, die einen noch besseren Nervenapparat besitzen.

Das ändert sich, nachdem eine Frau in den Bereich seines Empfindens — nein, korrekter: in den Bereich seiner Nerventätigkeit eingetreten ist. Seine Neigung zu ihr gewinnt so viel Gewalt über ihn, daß er beschließt, dem Spiel zu entsagen, um sie für immer zu gewinnen; zuvor will er bloß noch mit der gehorsamen Karte das Vermögen verdienen, das er als Grundlage für die gemeinsame Zukunft braucht. Allein von

Digitized by Google

Stund an hört er auf, unumschränkt Herr seiner selbst, Herr im Spiel zu sein. Er verliert, und verliert alles, was er besitzt. Die Geliebte, die sich noch nicht gebunden hatte, entschied sich mittlerweile für einen harmloseren Bewerber. Nun spielt er noch einmal in großem Stil — mit dem alten Glück. Das Vermögen, das er so erwirbt, verwendet er, um den jungen Bruder der Dame, in dem sein Beispiel einen verhängnisvollen Ehrgeiz geweckt hatte, moralisch freizumachen vom Zusammenhang mit einem Verbrechen. Damit berühren wir eine hier unbeträchtliche Nebenhandlung, die einen amoralischen Erfinder mit wirklich unerschütterlichen Nerven zum Helden hat. Genug, der „Herr im Spiel" nimmt freiwillig das Verbrechen des Bankraubs, an dem er schuldlos ist, auf sich und erschießt sich.

Was an diesen Vorgängen — wie Sichverlieben, Sichaufgeben, Sühnen — nach üblicher Sentimentalität oder sonstiger romanmäßiger Durchschnittsmännlichkeit aussieht, ist im Buch mit raffinierter Kunst so vorgebracht, daß es immer als sonderartige Willensäußerung eines ungewöhnlichen Menschen erscheint. Wie daraus schon erhellt, lernen wir in Otto Soyka einen Schriftsteller von feiner Geistigkeit kennen. Wie er die Fäden der Handlung schürzt und löst, wie er komponiert und knapp erzählt, das alles bezeugt ein sicheres Stilgefühl. Trotzdem bleibt dieser Arbeit ein gut Teil Romanhaftigkeit: Aufbauschung der Heldenpose, Unwahrscheinlichkeit in der Grundlage und gelegentliche Effekthascherei.

Es wäre offenbar verkehrt, an diesen Außenseiter unter den Romanen den Maßstab streng realistischer Kunst zu legen; wozu die glaubhafte Schilderung der Spielerumwelt verleiten könnte. Wir wollen es lieber als kalt destillierte Phantastik von sonderlichem Vernunftreiz anerkennen, als eine Kreuzung von Groteske und erzählender Monographie. Willy Rath

Kalenderfragen

Der Kalender vermittelt freundlich zwischen der guten alten und der doch nicht so ganz schlimmen neuen Zeit. Noch immer stellt er, wie damals, als die Postkutsche fuhr, für weite Kreise einen bevorzugten, und für manche im Volk, vielleicht neben Bibel und Gesangbuch, den einzigen Bücherbesitz dar, aber auch wo er bereits mit der Zeitung oder andern Büchern den Wettbewerb aushalten muß, bleibt er im Vorteil: wer ihn hat, der behält ihn zum mindesten ein ganzes Jahr. So bedeutet er eine geistige Macht — und stellt damit eine volkserzieherische Aufgabe von großer Bedeutung.

Die alten Provinzkalender, die noch heute in vielen Gegenden, namentlich in Süddeutschland unangefochten alleinherrschen, erfüllen diese Aufgabe jetzt zum großen Teile mehr schlecht als recht. Der „Wandsbecker Bote", der Hebelsche „Rheinische Hausfreund" hatten's auch leichter, als ihre Nachfolger: in der Klassikerzeit hatte sich die Bildung der Nation von Dänemark bis zur Schweiz sehr angenähert, die Gegensätze zwischen Stadt und Land hatten noch nichts Feindliches, Klassengegensätze und konfessionelle Gegensätze waren auch lange nicht so zugespitzt wie heute — es war eine volkstümliche Haltung der Kalender möglich, ohne daß von den Werten der damaligen Bildung viel verleugnet oder ge-

Digitized by Google

fälscht werden mußte, wenn man zum Volke sprach. Das ist alles anders geworden. Mit der zunehmenden Industrialisierung trennten sich Stadt und Land immer schärfer voneinander, das Land und seine Bildung, damit auch der Volkskalender wurde von den „Gelehrten“ in guter Absicht tendenziös bearbeitet oder aber sich selbst, das heißt der Ausbeutung durch das Buchgeschäft überlassen. Dazu kam noch, daß eine so nüchtern-praktische Buchgattung in der Zeit der „Prachtwerke“ und der „hohen Kunst“ der Beachtung der Gebildeten nicht würdig schien. Sehen wir von ein paar Ausnahmen ab (wie dem Lahrer „Hinkenden“), so zeigt sich lange Jahrzehnte hindurch der Volkskalender als ein Kolportageunternehmen ohne Aufsicht durch die deutsche Bildung, das man im bliuden Vertrauen auf den Wegen des freien Wettbewerbs in jeder Form sorgen- und gedankenlos gewähren ließ. So drangen alle die Greuel in den Kalender ein, die ihn noch heute vielfach entstellen: die Geschichten mit gemachter Volkstümlichkeit, „gemütvoll“ klingendem falschen Dialekt, der sofort den volksfremden Verfasser verrät, und süßlicher Familienblattempfindsamkeit; die harmlosen, aber auch salzlosen Witze; die „treuherzigen“, „sinnigen“, „neckischen“ Bilder, die man meist nach irgendeinem Galvanokatalog bezog, ohne viel nach dem *inneren* Wert zu fragen. Daneben spiegelten praktische Ratschläge wirtschaftlicher Natur und Berichte über Ereignisse des vergangenen Jahres, über merkwürdige Erfindungen und Entdeckungen einige Stückchen Zeit und Wirklichkeit in meist recht blasenreichen Gläsern. Im belletristischen und künstlerischen Teil herrschte das zeitlose Klischee: hier zeigte es sich, wie sehr die Schreibenden die Fühlung mit dem Volke verloren hatten, wie aber auch das Volk selbst, das diese Witze, Geschichten, „feschen Diandeln“ und „schneidigen Buabn“ in Nord wie Süd gleichgültig hinnahm, vielfach schon verlernt hatte, um sich herum zu sehn.

Wir sprechen hier von einer Vergangenheit, die teilweise noch Gegenwart ist. Immerhin haben sich viele Provinzkalender völlig neu gestaltet unter dem belebenden Einfluß des Heimatpflegegedankens, der der alten Form neuen Inhalt gab. Aber sie wird noch im einzelnen zu sprechen sein. Jedenfalls ist auf dem Gebiete der Heimatkalender ein sehr erfreulicher Aufschwung da.

Der Heimatkalender hat einen deutlich und lebendig vorstellbaren Leser vor sich: einen, der ein *bestimmtes Stück* deutschen Landes liebt und mit ihm irgendwie verwachsen ist. Unendlich schwieriger wird die Aufgabe, wenn die Kalendergemeinde nicht landschaftlich umgrenzt sein kann, der Kalender auch nicht auf die Kreise der Gebildeten sich beschränken und bestimmten Liebhabereien oder besonderen Standes- und Einzelinteressen dienen will, wenn er sich im alten Sinne und dennoch für diese unsre Gegenwart wirksam an „das Volk“ wenden will. Die Frage kommt, ob das nicht überhaupt ein aussichtsloses Unternehmen ist, ob wir überhaupt heute noch einen deutlichen Begriff des „Volkstümlichen“ gewinnen können. Sind nicht die Gegensätze allzu schroff und zu vielfältig, zerklüften nicht soziale, wirtschaftliche, politische, konfessionelle, rein geistige Bildungsverschiedenheiten die Nation zu sehr? Gibt es dann noch eine Sprache,

Digitized by Google

die überall verstanden wird, wo es für die Nation am wichtigsten ist, bei den Tüchtigen und Aufstrebenden aller Schichten, „droben“ wie „drunten“, „hüben“ wie „drüben“?

Wenn wir keine Interessen hätten, in die aus allen Schichten die Elite zusammenstrebt, stünde es sehr schlecht um unser nationales Leben. Allzu deutlich an der Oberfläche liegen solche Interessen gewiß nicht; unser Schrifttum zum Beispiel hat auffallend wenige Dichter, die wahrhaft volkstümlich sind, indem sie herausheben und gestalten, was alle interessiert — weshalb Schriftstellern wie Rosegger eine so außerordentliche Bedeutung zukommt. Aber lebendig sind jene gemeinschaftbildenden Bestrebungen dennoch unter dem verwirrenden Vielerlei unsres Parteilebens, unsres scheinbar oft so ziellosen Arbeitens und unsrer oft so gehaltlosen Vergnügungen. Süd und Nord, hoch und niedrig, arm und reich, Stadt und Land haben vor allem ein Interesse daran und ein Interesse dafür, sich in der veränderten Zeit zurechtzufinden, „auszukennen“. Überall arbeiten die tüchtigen Elemente daran, unter den Arbeitern ebensowohl wie in den aufstrebenden Mittelschichten und aus den ländlichen Kreisen heraus, das Volk in dieser neuen Zeit, die sie alle zuerst so übel verwirrt und durcheinandergerüttelt hat, wohnlich und sicher einzurichten. In der allzu engen Großstadt oder auf dem von neuen wirtschaftlichen Gefahren bedrohten Lande oder in der schlimm vernachlässigten Kleinstadt trotz alledem sich eine wirkliche Heimat zu schaffen. Und in diesem Streben finden sich auch vorwärtsschauende Tüchtige aus allen Lagern.

Sind das aber Kalenderfragen? Es sind alles Fragen, die unter anderm auch ein Kalender anregen kann. Wie, das zeigt beispielsweise unser Dürerbund-Kalender, der „Gesundbrunnen“. Es sind Fragen, die jedenfalls deutlich machen, daß auch heute wieder wie ehedem ein Kalender ein Stück Kultur bedeuten kann. Und wenn er's kann, ist damit nicht zugleich gesagt, daß er es soll? Er soll das Büchlein sein, das vom Tage zum Jahr, vom Mannigfaltigen aufs Ganze, von der Unruhe auf die Ruhe blicken und sich so bei aller Freude am einzelnen des größeren Ganzen in Frieden erfreuen läßt. U

Kalender für 1911

Von den Heimatkalendern und ihrer erfreulichen Entwicklung ist schon gesprochen worden. Wir nennen von den künstlerisch ausgeführten, zunächst für die Gebildeten bestimmten den „Potsdamer“ (Potsdam, Stiftungsverlag), den „Halliſchen“ (Gustav Moritz, Halle), „Hessenkunst“ (Adolf Ebel, Marburg, 1,50 M.), den „Erzgebirgischen“ (Arwed Strauch, Leipzig, 1 M.). Der letzte erstrebt bereits in vornehmer Form eine breitere volkstümliche Wirksamkeit. Ebenso der „Schütting“, der sich der Pflege des Niederdeutschen widmet (Adolf Sponholtz, Hannover, 60 Pfg.), der „Kalender für das bergische Land“ (Samuel Lucas, Elberfeld, 50 Pfg.), der „Schweizer Heimatkalender“ (Arnold Bopp, Zürich, 1,25 Fr.) und der „Hessische Volkskalender“ (Friedrich Lometsch, Kassel, 40 Pfg.). Diesen fünf in Textgestaltung und Ausstattung, von Einzelheiten abgesehen, vorbildlichen Volkskalendern schließen sich an der textlich gute, in seinen Bildern aber noch verbesserungsbedürftige „Unterelbische Kalender“ (Schriften-

Digitized by Google

vertriebsanstalt, Berlin), der „Schleswig-holsteinische Hauskalender“ (Lühr & Dirks, Garding), und alle die andern Provinzkalender, in die nicht allzu selten schon die Absichten der Heimatpflege und des Naturschutzes eingedrungen sind. Der belletristische Teil und der Bilderschmuck scheinen am schwersten einer Reform zugänglich. Auch Sohnreys „Dorfkalender“ (Trowitzsch & Sohn, Berlin, 50 Pfg.), der die Bestrebungen der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege ohne örtliche Begrenzung, allgemein für ganz Deutschland gut volkstümlich zusammenfaßt, sucht offenbar, was seine Illustrationen anlangt, noch nach Übergängen; die sind in der Tat ja nicht leicht zu finden, wenn von Anfang an eine breite Wirkung erzielt werden soll oder muß.

Je schwieriger und seltener im Rahmen eines Kalenders die Pflege künstlerischen Verstehens und Genießens ist, um so mehr Förderung verdienen die Unternehmungen, die sich dieser Aufgabe unterziehen, wie der im Kunstwart schon warm empfohlene unter dem Titel „Kunst und Leben“ in Fritz Heyders Verlag, Berlin (3 M.). Mehr der Kunsthistorie als dem Kunstgenießen dient der „Bayerische Kunstkalender“ (J. C. Huber, Dießen).

Auf einem andern alten Wege als die Heimatkalender kommen die „Almanache“ daher. Der Insel- und Hyperionverlag, sowie der von „Kunst und Künstler“ bringen wieder wie alle Jahre in dieser Form ihre gewählten Gaben. Der „Goethekalender“ (Dieterich, Leipzig) gerät in diesem seinem sechsten Jahrgang etwas stark ins Anekdotische.

Das in Amelangs Verlag, Leipzig, herausgegebene „Frauenjahrbuch“ (4 M.) füllt die Lücke, die auf diesem Gebiete bisher bestanden hat, noch nicht vollkommen aus. Ein einfacherer, unmittelbar dem praktischen Frauenleben dienender und billiger Kalender könnte zur Ergänzung noch hinzutreten. Doch schlägt das Amelangsche Jahrbuch immerhin gangbare Brücken von den Durchschnittsinteressen der gebildeten Frau zu den modernen sozialen Aufgaben, die ihrer harren.

Nach dem Ernst ein Stückchen Satyrspiel. Wie werde ich berühmt? Nichts ist einfacher: man schickt seine Photographie samt Biographie, Angabe seiner Werke und — zehn Reichsmark an den „Bio-Bibliographischen Verlag von C. Schüttlöffel in Leipzig“, gelangt in den „Deutschen Schriftsteller-Kalender 1911“ und „kann dadurch ganz zweifellos den schweren und kostspieligen Weg zur Öffentlichkeit mit Erfolg begehen“. Denn, belehrt uns der Prospekt, „Klappern gehört heute mehr als je zur Kunst, nicht nur zum Handwerk“. Auf 365 Abreißblättern erhält so das deutsche Volk „je zwei deutsche Schriftsteller in Bild und Wort“ zum Neujahrsgeschenke.

Und wieder zurück zum Ernst: man verbreite den Dürerbund-Kalender „Gesundbrunnen“, der durch Callwey in München für 60 Pfg. zu beziehen ist. „Eingeführt“ ist er nun, steht er doch schon im vierten Jahrgange. Wer sich als Glied einer Kulturgemeinde fühlt, die nützen will, der helfe ihn bei jung und alt verbreiten! Durch Inhalt und Ausstattung ist dafür gesorgt, daß die kleine Gabe jedes Jahr lieber angenommen wird, denn jedes Jahr gab uns ja etwas zu lernen.

Digitized by Google

Wie's gemacht wird

Von Maylichem

wollen wir, soweit es vom großen Mann selber ausgeht, nicht wieder sprechen, ehe die schwebenden Prozesse aus sind. Heute nur ein Blick in die Werkstätte dieses Literaturbeflissenen und derer, die ihn „machen", nicht wie er zur Zeit gesühnter Sünden war, sondern wie er heutzutage ist. Rich. Wehses Verlag, der eine „Kosmopolitische Zeitschrift" „Manitu" vorbereitet, genannt zu Ehren des „großen Geistes" der Indianer, erläßt Preisausschreiben unter anderm um folgendes: Eine „Deutsche Literaturgeschichte bis 5000 Zeilen, von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart (Karl May ist dabei zu nennen) 1911". Ferner: „Für die drei besten Abhandlungen, Kritiken, Biographien usw. über Karl May, seine Werke, seine Familie, seine Reisen usw." und zwar, denn man kann alles brauchen, von Freunden, Parteilosen und Gegnern „Unbeschränktes Verlagsrecht" (also auch das der Änderungen) „für alle, auch nicht honorierten Einsendungen Bedingung". Weiter: „Für den besten Titel" für die Literaturgeschichte und die Abhandlungen über May. „Karl Mays Name soll dabei nicht in Anwendung kommen." Nicht einmal im Titel der Literaturgeschichte! Aber auch sonst nicht, man sähe ja sonst, worum sich's dreht. Dagegen: „Der Titel soll kurz aber vielsagend sein." Und zum Schluß das Schönste: „Für die besten Briefe, die an Karl May gerichtet sein müssen, geschrieben von Erwachsenen jeden Standes, Studenten, Schülern, Kindern usw. Für alle unbeschränktes Verlagsrecht."

Ben Akiba müßte vor den Mayleuten doch wohl gestehn: nein, so was ist noch nicht dagewesen.

Capus

Berliner Theater

Es muß doch wohl Baisse herrschen in sanften, leisen Stücken — würden die Kammerspiele des Deutschen Theaters das Gesetz der Abwechslung sonst so sehr verachten, daß sie gleich zweimal hintereinander Alfred Capus aufführen? Zunächst den ernsteren, melancholisch-moralischen mit der Komödie „Der verwundete Vogel", hernach den heiter-gelassenen, schon ein klein wenig frivol-ironisch gefärbten mit dem Lustspiel „Ein Engel". Beide Male handelt es sich um die Erziehung zur Mondäne und um den nicht mehr sehr schmerzhaften Abschied des Mannes von der Illusion der Liebe. In der Komödie findet der höchst selbstsichere, höchst lebens- und liebesfertige Herr Botschafter statt des bescheidenen kleinen Mädels, das er mit ein paar Tausendfrankscheinen zu Nutz und Frommen der Karriere seines leichtsinnigen Vetters „abfinden" möchte, ein mutiges Persönchen von einem prickelndem Charme, wie er ihn in seiner Welt noch nicht erlebt hat. Kaum daß er noch Geistesgegenwart genug hat, seine aufzüngelnde Zärtlichkeit für diese kleine Yvonne mit dem Mantel des Mäzens zu decken, des Kunstgönners, der ihrem auf Erfolge brennenden Schauspielertalent die vornehmen Kreise seiner Bekanntschaft öffnet. Schon setzt er sich in Positur, seine „letzte Liebe" zu feiern, wie man das in den Jahren tut: ein wenig ungeschickt, ein wenig elegisch und recht, recht sentimental, da kommt seine Rechtmäßige und schneidet den Faden ritsch ratsch entzwei. Er muß auf den Botschafterposten, dem er sich so lange zu entwinden gewußt hat, sie auf Engagement nach X. Mein Gott, es zuckt und

Digitized by Google

schreint ein bißchen im Herzen, das so früh und unfreiwillig Feierabend machen muß, aber am Ende besteht doch alles Glück gerade in der Temperierung der Gefühle, und die hochsinnige Frau Gemahlin, die es ohne eine Spur von Brutalität fertiggebracht hat, alle Schuld der „Person" in die Schuhe zu schieben, wird ja immer noch eine ganz passable Erbin der welken Gefühlchen sein. Ja, die Kohlen sind verglommen, Asche bedeckt ihre Glut, aber eine wunde Wehmut, eine wohltuende Melancholie zittert nach, und in solchen Nebentönen liegt der Reiz dieses Erlebnisses und dieses Stückes, wie die Schönheit mancher Tage in dem feinen Nebelflor liegt, der alles umspinnt; und wie solch ein Tag nicht weiß, ob er den Regen weinen oder die Sonne lachen lassen soll, so kann sich auch dieses Stück weder zum Schauspiel noch zum Lustspiel entschließen und etabliert sich deshalb achselzuckend als Komödie.

Der „Engel" weiß von vornherein, was er ist und werden will: nur die Heldin eines Lustspiels. So ein flügelbegabtes Wesen wie diese Antoinette ist für Fesseln so wenig geschaffen wie für Konflikte. Sie kehrt dem braven Notar den Rücken, als er sich einfallen läßt, ihr Moralpauken wegen ihrer Verschwendungssucht und Spielwut zu halten; sie wird die Geliebte und um ein Haar sogar die Gemahlin des rosigen Landjunkers Saintsol; sie kehrt im Geschwindschritt zu ihrem Notar zurück, als der temperamentvoll seine trotz neuer Verlobung nicht erloschene Zärtlichkeit für sie verrät und die Mittel des guten, aber doch etwas plumpen Saintsol über Erwarten schnell erschöpft sind; sie nimmt schließlich auch mit dem Dritten, der bisher wie ein guter, folgsamer Onkel geduldig wartend abseits stand, vorlieb — sie ist und bleibt versagend, gewährend, erfüllend, enttäuschend, beglückend, folternd ein — Engel. Alle Moralitäts-, Schuld- und Unschuldsbegriffe sind hier ausgeschaltet, alles löst sich in ein Plaudern, ein Lächeln, ein Spielen auf, die Frau ist der Preis, der sich bald diesem, bald jenem schenkt, ohne daß der Gewinner große Freude, der Verlierer großen Schmerz davontrüge. Und dieser Kunst der Balance wird es denn auch gar nicht schwer, just immer das Gegenteil von dem zu tun oder zu lassen, was wir erwartet haben, und es immer von neuem neu und überraschend zu motivieren. Ein Nichts im Nichts — aber ein Nichts, das aus dem Bewußtsein seines Nichts eine Artigkeit und eine Delikatesse zu machen weiß, die den Gaumen labt. — Vorausgesetzt, daß man schon gespeist hat oder entschlossen ist, es anderswo noch zu tun.

Friedrich Düsel

Auch ein Theaterzettel

Nämlich: der auf der nächsten Seite oben abgebildete ist einer: Und zwar — der amtliche vom Opernhause in Köln! Nicht verkleinert macht er sich natürlich noch „imposanter".

Digitized by Google

Caruso

Wer das typische Bild unsres musikalischen Lebens kennt und mit seinen Strömungen und seinen Schlagworten vertraut ist und dann sieht, wie alljährlich der gefeierte Liebling des Auslandes unter dem Zulauf und Jubel der Menge seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen hält — der müßte eigentlich in Erstaunen geraten. Da reden wir nun an die vierzig Jahr von dem größeren Ernst und der Tiefe unserer Kunstauffassung, von dem Wandel des Geschmacks, und daß seit Richard Wagner das bloße Virtuosentum in der Oper verspielt habe! Geruht aber einer der Stimmhelden, deren Bezahlung sich sonst nur Amerika leisten kann, einmal als Gast zu uns zu kommen, so sind mit einem Schlage all die „erreichten" Erziehungsresultate wie weggewischt, und man hört von einem Gebaren des Publikums, wie es schließlich die Blütezeit der Primadonna nicht anders gekannt hat. Alle übrigen Interessen treten für einen Augenblick zurück; die höchsten Preise, die schlimmsten Unbequemlichkeiten schrecken nicht ab, wenn es gilt, sich in den Besitz einer Einlaßkarte zu setzen, und die zeitwidrigsten, verblaßtesten Werke läßt man dem Gaste zuliebe geduldig über sich ergehen. Als ob uns nie gepredigt wäre, daß der Wert einer Vorstellung nur in dem ausgeglichenen Ensemble beruhe, und daß man sich in erster Reihe an dem Werk, nicht an dem einzelnen Darsteller, der aus dem Rahmen fällt, erfreuen dürfe.

Und doch wäre es falsch und pharisäisch zugleich, wollte man sich über diese Tatsachen entrüsten, oder sie auch nur beklagen. Zunächst ist jener Widerspruch, den sie aufdecken, in Wirklichkeit nicht so groß, wie er theoretischer Betrachtung sich darstellen könnte. Wie oft im Leben, erscheinen hier Dinge nur deshalb unverträglich, weil dem oberflächlichen Blicke sich der gemeinsame Untergrund entzieht, weil die Etikette, die wir ihnen angeheftet, sich nicht mit ihrem Wesen deckt. Das Sängertum, das ein Caruso vertritt, ist nicht mehr das früherer Zeiten; auch der Virtuose hat heute eine andere ästhetische

Digitized by Google

Kultur als vor vierzig und mehr Jahren. Anderseits ist es mit dem Ernst und der Vornehmheit unsrer Kunstauffassung in Wirklichkeit gar nicht so feierlich bestellt, wie ihre Verfechter wahr haben möchten. Das große Publikum wird noch immer von denselben Instinkten geleitet, die Lust am Außerordentlichen liegt uns im Blute, die Freude an der einzelnen Persönlichkeit, auch der reproduzierenden, glimmt unter der Asche des Bildungsdünkels fort und schlägt, wo sie Nahrung findet, gern in hellen Flammen auf.

Und ich gehe weiter und sage: ein Glück, daß es so ist! Eine Zeit, die diese Lust nicht kennte, müßte künstlerisch verkümmern. Diese Lust ist ein wesentliches Moment naiver Teilnahme und gerade von den stärksten Wirkungen nicht zu trennen. Man vergleiche doch: einen Abend, an dem die Hörer sich das Verständnis für fünf Sonaten abringen mit einem Programm voll Jahreszahlen und historischen Daten in der Hand — und einen Abend, wo eine atemlos mit blitzenden Augen lauschende Menge in Jubel ausbricht und sich von dem Manne oben auf der Bühne die (gewiß an sich unkünstlerische) Wiederholung einer Arie erzwingt. Wo ist trotz allem das größere Maß von echtem, erregtem Miterleben, insbesondere: von dem, was öffentliches (nicht häusliches!) Musizieren in uns an Eindrücken auslösen kann? Es gibt eben etwas, das nur der „Virtuose“ vermag. Er läßt uns einen unmittelbaren Hauch des Lebendigen verspüren, ohne das jede Kunst wertlos ist; er gibt uns Sensationen, die echte Begeisterung nicht missen will und die zu ihrer eigensten Natur auch gehören. Die einseitige Kultur solchen Virtuosentums, die in ihm das Höchste des Kunstgenusses überhaupt findet, die ist vom Übel, die verflacht den Geschmack. Wir haben das erlebt und erleben es noch auf instrumentalem Gebiete. Deshalb war und ist der Feldzug dagegen auch berechtigt. Aber er hat auch Folgen gezeitigt, die oft genug auf Abwege führten, unter denen wir nicht weniger heute leiden, weil sie uns die wahre Freude an der Musik verkümmern. Wir vergeben deshalb weder uns noch der Kunst etwas, wenn wir es dem Sängersmann aus Süditalien danken, daß er ab und zu wieder jenen freien, lebendigen Zug in unser Musiktreiben bringt, und in die Massen den Funken der Begeisterung wirft.

Caruso ist zweifellos ein Virtuose, das heißt ein großer Könner im technischen Sinne. Er beweist das durch zweierlei: durch die Kunst, den Ton schlackenfrei im Munde erklingen und tragfähig zu machen, und durch die Ökonomie in der Atemführung, in der er nur noch in Bonci einen Rivalen unter den Zeitgenossen hat. Es sind das die Künste der altitalienischen Schule. Dazu kommt die Leichtigkeit im Ansatz, die Ausgeglichenheit seiner Skalen und die geschmeidige Eleganz seiner Verzierungen. Seine Stimme ist von einer für einen italienischen Tenor merkwürdig dunklen, fast baritonalen Färbung und eint der Schönheit des Tones männliche Kraft und Würde. (Ich habe hier keine fachtechnischen Untersuchungen anzustellen und halte deshalb diese Charakterisierung in populären Ausdrücken.) Zu all dem aber kommt noch etwas, was über den Virtuosen hinausgeht, worin Caruso Künstler in unserm Sinne und ein Kind seiner Zeit ist.

Caruso ist mehr als Sänger, er ist Menschendarsteller oder doch dazu geworden. Schon da wir

Digitized by Google

ihn als Herzog in Verdis „Maskenball“ kennen lernten, hielt er sich im Rahmen der Handlung. Immerhin brauchte der flotte und liebenswürdige Kavalier, den er zeichnete, sich nicht allzusehr von dem Liebhabertyp der italienischen Opernbühne zu entfernen, und wenn er sich, die weißen Handschuhe anziehend, mit seiner ersten Arie in die bunte Festgesellschaft mischte, lag noch etwas von der Koketterie des verwöhnten Rampensängers in seinem Auftreten. Dann aber sahen wir anderes. Als Radamès wuchs er zum Helden empor, und seinem Josè merkten wir es an: hier ist Carmen an den Unrechten geraten. Seine ergreifendste Schöpfung aber gab er mit dem Canio in den „Bajazzi“. Eine volle, überzeugende Menschengestalt und die ganze Tragik des fahrenden Komödiantentums. Nichts mehr von Pose, von theatralischer Konvention; alles schlicht, natürlich und aus eignen Mitteln. Und nun hat sein diesjähriges Gastspiel ihn wieder von einer neuen Seite gezeigt. Den liebekranken Bauerntölpel in Donizettis „Liebestrank“ stellte er mit einem Gemisch von Komik und Treuherzigkeit dar, daß man alle Kunst über dem Eindruck absoluter Natürlichkeit vergaß. Mit den Händen in den Hosentaschen stand er da und sang; kaum eine Bewegung, und doch im Ton und Mienenspiel, in dem der Musik und ihrem Stil wunderbar angepaßten Ausdruck ganz das, was er sein sollte. Am bemerkenswertesten schien mir auch hier wieder, mit wie einfachen Mitteln dieser Instinktkünstler arbeitet.

So betrachtet bedeutet Caruso und die Carusobegeisterung mehr als ein bloßes „Phänomen“, einen Beitrag zur modernen Theatergeschichte, interessant genug, um eine ernsthafte Betrachtung zu verlohnen. Die läppischen Begleiterscheinungen seiner Gastspiele, das Treiben gewisser Gesellschaftskreise, das die Teilnahme an künstlerischen Ereignissen zu einem Sport erniedrigt, wird niemand erfreulich finden. Erfreulich aber ist der Mann selber, der Künstler in ihm, und nur engherziges Verkennen natürlicher und wohlbegründeter Bedürfnisse könnte in der Nuance, mit der er unsere Opernbühne bereichert, eine Gefahr erblicken. Leopold Schmidt

Wolf und Keller

Hugo Wolfs Gestaltenwelt nahm mit seinem Alter an allgemeinmenschlichen Zügen zu; das Individualistische, Momentane, Zufällige verlor, und der Ausdruck der Größe und Einfachheit, die Verinnerlichung des höchsten menschlichen Erlebens gewann. Seine späteren Lieder wirken infolgedessen weniger als seine früheren auf die Nerven, aber noch mehr auf unser tiefstes Lebensgefühl; der Wille zur Einzelcharakteristik tritt gegenüber dem zur Austonung und Erhaltung der Gesamtgestimmtheit verhältnismäßig zurück. Es ist ein Unterschied zwischen der musikalischen Darstellung in ihnen und den früheren wie zwischen der zeitlosen Monumentalität des italienischen Cinquecento und der individualisierenden Kunst des Quattrocento. Nicht ohne tiefere Bedeutung ist es, daß Wolf zuletzt zu Gedichten Michelangelos kam und diese unerhört groß geschauten Vertonungen selbst über all sein andres Schaffen stellte.

Für heute liegt uns daran, einmal die wenigen Lieder zu betrachten, die Wolf nach Gottfried Keller vertont hat. Sie erfreuen sich allgemein geringer Beachtung im Vergleich zu denen nach Mö-

Digitized by Google

rike, nach Goethe, sogar denen nach Volksliedern, und enthalten doch, selbst mit Wolfs eigenem Werk verglichen, einige fast unvergleichbar schöne Schöpfungen; darunter übrigens eine, für welche Wolf Popularität erhoffte. Es begreift sich leicht, daß Wolf nicht allzuviel Gedichte von Keller musikalisch fassen mochte; Kellers Lyrik enthält schon meist eine sehr stark geprägte Gestalt, er war in der Lyrik das, was Wolf im Liedschaffen. Und da beider Individualitäten ungemein verschieden waren, konnte Wolfs sehr stark ausgeprägtes Bedürfnis nach eigner Gestaltbildung nur selten sich an Kellers vorgebildete Gestaltung anschmiegen.

Die sechs Lieder erscheinen unter dem Gesichtspunkt der Gestaltungsentwicklung als Schöpfungen einer Übergangszeit in Wolfs Schaffen. Krasse Individualistik und Nervositis steht neben der schlichtesten und doch das allgemein-Seelische restlos spiegelnden Melodik. Gleich durch das ganze erste Lied* hält Rhythmus und taktische Betonung der Strophen an, nur der Schluß verbreitert aus guten Gründen einen Takt von vier auf sechs Viertel. Es fehlt nicht an „wörtlichen" Wiederholungen und inneren Angleichungen, so daß das Ganze einen verhältnismäßig einheitlichen Zug gewinnt. Wenn ich es im Konzertsaal gehört habe, ist es übrigens immer zu schwer, mit zuviel Heroinengewicht wiedergegeben worden. Die Schalkin war in eine „Teufelinne" ausgeartet. Wolf ist daran nicht schuld. „Sehr gemessen, mit Anstand" schreibt er vor. Und beim Beginn des Gesanges steht die Vorschrift „zart!" in der Begleitung. Es läßt sich auch recht gut verstehen, daß er sich vor einer groben Betonung der Dissonanzen und noch mehr der Baßoktaven fürchtete. Das ganze Lied atmet Grazie — selbst der Schluß weist nur ein einziges f auf. Als einen Rückfall in die verquälte Leidenschaftspathetik mancher Lieder aus den früheren Bänden betrachte ich das zweite Lied „Singt mein Schatz wie ein Fink". Weder die billige Malerei am Anfang noch das brünstige Dissonanzengezeter der folgenden Strophen, das übrigens der Sängerin eine sehr peinliche Aufgabe stellt, scheinen mir dem Geiste des Gedichtes gerecht zu werden. Zu den köstlichsten Gaben gehört aber das dritte Lied von der Jungfrau, die dem Knaben auf sein Liebeswerben die Schalkantwort gibt:

„Ein leeres Schneckhäusel,
Schau, liegt dort im Gras;
Da halte dein Ohr dran,
Drin brümmelt dir was!"

Das Gedicht möchte einem unaufmerksamen Leser fast entgehen, so schlicht und intim ist es. Und gerade hierin hat Wolf etwas ganz Allgemeines gefühlt, etwas festgehalten und vertieft, was alle Menschen angeht: die Frage. Mit unnachahmlicher Sicherheit ist sie gestaltet. Man spiele sich die Begleitung mit Andeutung der Melodie ohne Text. Es gibt wohl in der Musikliteratur wenig Beispiele von Fragen. Hier ist ein meisterhaftes, dessen aufwärts steigende Quinten und Oktaven noch dazu mit Zartheit die Eulenspiegelei des Herzens kennzeichnen, das der Antwort bereits inne ist, und

* Die sechs Texte sind den „Alten Weisen" Kellers entnommen: „Tretet ein, hoher Krieger"; „Singt mein Schatz wie ein Fink"; „Du milchjunger Knabe"; „Wandl ich in dem Morgentau"; „Das Köhlerweib ist trunken"; „Wie glänzt der helle Mond so kalt und fern".

Digitized by Google

wie unvergleichlich fest ist trotz der Kürze und Schlichtheit die Gestalt der nachdenkenden, sich einfühlenden, überlegenen und doch in etwas zweifelnden Sängerin umrissen. — „Wandl ich in dem Morgentau“ kommt der hergebrachten Liedweise am nächsten. „Anmutige Bewegung“ ist vorgeschrieben; und der Sechsachteltakt beherrscht das ganze Lied, so daß auch die wehmutvolle Tragik des Schlusses mit dem Ganzen zusammengestimmt ist. Den Wechsel des seelischen Ausdrucks begleitet eine reiche und doch nicht allzu auffällige Harmonik. Das Lied ist übrigens ein gutes Beispiel dafür, wie schlecht der vielgerühmte „Meister der Deklamation“ unter Umständen deklamierte. Seine häufig zur Manier werdende Gewohnheit, unbetonte Endsilben auf den höchsten Melodieton zu legen, wiederholt sich viermal. Wollen wir's nicht ruhig gestehen, daß Hugo Wolf als Deklamator ein so unübertreffliches Genie nicht war? Daß zum Beispiel die Deklamation seines Prometheus (Goethe) gegenüber der Schubertschen weit zurücksteht?, daß in den „Spanischen“ horrible Deklamationen vorkommen, wie sie weit geringere Meister vermieden? Es nimmt dem Genie ja nichts von seinem Genie, wenn es nicht allseitig erscheint. Wolf konnte mehr als deklamieren, er konnte auffassen, konnte gestalten, seine Auffassung ist wirklich zuweilen, ja fast immer tiefer, bedeutender, menschlich reicher als die seiner Vorgänger, und die Liedgestaltung, die er geschaffen hat, ist ein noch immer einzig dastehendes Zeugnis überragenden Genies. Zu den mächtigsten balladesken Liedern der deutschen Literatur rechne ich das „Köhlerweib“. Das Gedicht — als Gestaltung grandios genug — ist im Tone des Berichts gehalten. Ein Pessimist, nachdenklich und kühl, zeigt uns das mit wenigen Strichen gemalte Lebensbild des schönen und hochmütigen Mädchens, das zuletzt als das Weib des Köhlers im Trunke endet. Die ganze Gegensätzlichkeit und Ironie des Lebens reißt hier der Komponist auf. Die erste Strophe hat Wolf nicht als Bericht, sondern mit dramatischem Akzent vertont:

„Das Köhlerweib ist trunken
Und singt im Wald, —
Hört, wie die Stimme gellend
Im Grünen hallt!“

Die Begleitung setzt mit Oktavensprüngen im Dreiachteltakt „wild und sehr lebhaft“ ein. Die Singstimme gellt auf, das Ganze eine kalte Orgie der Verzweiflung. Dann kommt der Übergang zur Betrachtung: der nachdenkliche Dichter beginnt seine traurige Reflexion, die der Tonmeister ruhig, aber in grausamer Charakteristik erklingen läßt. Zuletzt die — noch verstärkte — Wiederholung des Anfangs. Zweifellos eine Vergewaltigung des Gedichtes! Aber eine geniale Tat, die den Text erst für die Vertonung gewonnen hat und der wir uns beugen können. Im vollsten Gegensatz dazu erklingt das folgende Gedicht in ganz wenig bewegten, unirdischen Tönen. Die Textdichtung an sich gehört zu jenen einheitlichen, unmittelbar aus dem Schauen geborenen Selbstgesprächen, die auf wenig Zeilen ein Unendliches von Gefühl und Vision vereinen. Es atmet Ruhe, weit von aller Erd- und Menschlichkeit entfernte Selbstbesinnung des Gealterten. Wie die wehmütigen Visionen nur gleichsam aus einem vorüberrauschenden Strome auftauchen und sich zum Gedicht binden, das deutet wunderbar der langsame, ohne Änderung durch-

Digitized by Google

gehaltene Achtviertelschlag an. Lange Pausen zwischen den Zeilen, die gegen das Ende zu kürzer werden: allmählich lösen sich die Vorstellungen leichter los, indem eine die andere herbeizieht. So ist in jeder Hinsicht Wort und Ton verschmolzen. Die Harmonien wechseln fast rascher und leichter noch als die Visionen des Gedichtes; kaum daß ein wirkliches Ruhen auf einer Tonart gefühlt wird. Doch sind sie nicht aufdringlich, sondern gehen weich ineinander über wie bunte, dichtende Träume. Die leeren Akkorde des Anfangs stimmen auf die Wehmut der Einsamkeit, allmählich füllen sie sich, wie die Worte des Dichters von vergleichenden zu selbständigen Anschauungen übergehen, die ein eigenes — himmlisches — Leben führen. Kirchliche Töne scheinen anzuklingen, das Allerheiligste sich kundzutun in dem Traume von der Erlösung zum Paradiese. Die Akkorde vom Anfang begleiten die Rückkehr der Gedanken zu ihrem Träger: „in einem Silberschleier sitz ich dann". Aber der Schluß klingt ganz in Visionärem aus: „Sankt Peter aber gönnt sich keine Ruh, horcht vor der Tür und flickt die alten Schuh." So weltentrückt sind die Worte, daß ein guter Humor sich einstehlen konnte. Dicht gedrängt sitzen die Noten auf dem Wort hocken, es, cis, fis, g. Die Triolenvorschläge ziehen die Aufmerksamkeit auf die Begleitung: die leisen Hammerschläge oder das Lächeln dessen, der die guten Worte vor sich hinspricht? In drei langen Durakkorden verschweben Bild und Ton. — Wir freuen uns ganz besonders, dies Lied unserm Heft als Notenbeilage beigeben zu können. Es gehört zu den unvergänglichen Schätzen.

Die sechs Lieder sind mit Ausnahme des fünften auch einer ziemlich primitiven Sang- und Spieltechnik zugänglich; um so mehr muß man sich wundern, wie wenig bekannt sie geworden sind. Nicht nur ihr eminenter menschlicher Gehalt bestimmte sie eigentlich dazu, von allen gespielt zu werden, die Hugo Wolf lieben, sondern vor allem auch ihre Eigenart als Übergangswerke (das letzte ist eine der großartigsten allgemein empfundenen Gestaltungen des Lebensgefühls im Alter, wie sie nur überhaupt gedacht werden können); denn Werke, die den Wandel im künstlerischen Schaffen einer großen Persönlichkeit veranschaulichen, verstatten nach rückwärts und vorwärts die tiefsten Einblicke in das Leben der Kunst überhaupt. Mögen nach beiden Seiten hin diese sechs Lieder bald die Beachtung finden, die ihnen gebührt, auf daß nicht auch Hugo Wolf wie Schubert es ergehe, die beide den Deutschen eine neue Kunst geschenkt haben und von denen Schubert im wirklichen vollen Wert und Umkreis seines Schaffens von ihnen bis heute noch nicht gewürdigt wurde! F. G.

Zemlinskys „Kleider machen Leute"

Wiener Oper

Gottfried Keller ist für Operngzwecke bisher noch wenig ausgeschrotet. Aber jetzt scheint seine Stunde zu schlagen. Delius hat „Romeo und Julia auf dem Dorf" komponiert. Poldini soll „Eugenia", Heuberger den „Schmied seines Glückes" in Arbeit haben, und Alexander Zemlinsky brachte soeben an der Wiener Volksoper „Kleider machen Leute" heraus. Wer kennt sie nicht, die köstliche Geschichte von dem Schneidergesellen Strapinski,

Digitized by Google

der gegen seinen Willen durch eine lustige Verkettung der Umstände für einen polnischen Grafen gehalten, geehrt und von Amtsrats Nettchen geheiratet wird, trotzdem die Eifersucht eines Nebenbuhlers den Sachverhalt an den Tag bringt? Leo Feld richtete das Buch ein, hielt sich möglichst getreu an die Novelle und hat mit Geschick ein wirklich gutes Libretto zuwege gebracht. Nur in der letzten Szene, bei der großen Auseinandersetzung zwischen dem Exgrafen und der Braut, wo man mit dem Literarischen nicht auskommt, wo der Poet und Herzenskündiger sprechen soll, bleibt er hinter seiner Aufgabe zurück. Hier ist übrigens schon die psychologische Achse schief, und der Tondichter unterstreicht den Fehler des Librettisten. Wenn der entlarvte Schneider hier so jämmerlich lamentiert und winselt, statt zum Mann emporzuwachsen, statt den Philistern ins Gesicht zu sagen, daß die Kleider heute den Grafen und morgen den Schneider machen, und daß es vor allem darauf ankommt, ob ein ganzer Kerl darin steckt — gewinnt er die Liebe des Mädchens gewiß nicht wieder.

Aber sonst, wie gesagt, ist das Buch sehr brauchbar. Ob gerade für Zemlinsky, scheint mir eine andere Frage. Für die komische Oper und für diesen Stoff im besondern mangelt ihm das Heitere, Liebenswürdige, Behagliche. Dafür mag der Librettist sorgen. Die Geschichte, aus der in der Novelle der goldene Humor Kellers wie warmer, goldener Sonnenschein strahlt, ist durch die Musik in eine dunklere Beleuchtung gerückt. Denn Zemlinsky schaut nicht überlegen lächelnd in das Getriebe der Menschlein, er fühlt und leidet mit ihnen, er macht aus ihren großen Schmerzen seine kleinen Motive, aber er teilt nicht ihre Laune und Frohnatur. Immer rinnt ihm die einsame Träne über die Wange herab, seine Tänze sind entweder Trauerwalzer oder werden äußerst gewöhnlich. Nur nichts Süßes, Liebliches, Ansprechendes! Selbst wenn das hungrige Schneiderlein sich an der Pastete delektiert, verschmäht es die begleitende Musik, etwa seine Gaumenweide in Tönen zu versinnlichen, und malt bloß die äußere Geschäftigkeit des Essens.

Sieht man von diesem Grundgebrechen ab, so erweist sich Zemlinsky als ein Meister seiner Kunst. Es ist ihm bitter ernst um seine Sache, er ist ein Künstler voll Geist und Intelligenz, ein bedeutender Könner, ein interessanter Harmoniker. Um so weniger ist die komische Oper sein Feld, weil hier die Liebe auf den ersten Blick benötigt wird. Eine Musik, die erst studiert werden will, verfehlt hier ihren Zweck. Und Zemlinskys Partitur hat die Eigenschaft, daß sie durch wiederholtes Hören gewinnt. Leider will der Komponist immer interessant und apart sein und klingt dann gerade dort gesucht, wo er sich in einfachen Linien hält. Es gibt Situationen im Menschenleben, wo einem nichts übrigbleibt, als sich der Wendungen zu bedienen, die hier dem Empfinden den einfachsten, natürlichsten Ausdruck geben, die darum schon unzählige Male gebraucht wurden, wo schon der Versuch, einen „originellen“ Ausdruck dafür zu finden, als affektierte Unnatur anmutet. Die leise Herzensironie Kellers kennt Zemlinsky nicht. Wenn die Liebhaberin am Klavier „Lehn deine Wang an meine Wang“ singt, so macht sich der Musiker bewahre

Digitized by Google

nicht über ihre Sentimentalität ein bißchen lustig. Das Lied ist ein schönes echtes Konzertlied im schwerblütigen Schumannstil. Wo es aber die bewußte Parodie gilt, wie in dem höhnischen Schneidermummenschanz des dritten Aktes, ist Zemlinsky ganz in seinem Element. Sein Bestes jedoch gibt er wohl in der letzten Szene. Das ist wahr, innig im Ausdruck. Wie denn überhaupt alles leidenschaftlich Erregte, die verträumte Romantik, alle gemischten, helldunklen Stimmungen und Gefühle Zemlinsky viel glücklicher aus der Notenfeder fließen. Die überzeugende Volkstümlichkeit steht ihm freilich auch da nicht zu Gebote. Es sind doch mehr artistische Qualitäten, welche den Wert dieser feinen und vornehmen Partitur ausmachen. Richard Batka

Otto Vrieslander,

auf dessen eigenartige Begabung als Liederkomponist der Kunstwart schon mehrmals hingewiesen hat, will einen Band von 48 Liedern auf Dichtungen von Konrad Ferdinand Meyer auf Subskription herausgeben. Freunde seiner Muse mögen ihre Beteiligung bei Herrn Forster-Larringa, München, Trautenwolfstraße 6, anmelden.

Bildende Kunst

Knaus und Löfftz †

Ein Jahrzehnt zurück, und eine Kunstausstellung in Berlin, wo Knaus bei weitem am längsten sein Publikum behielt. Viele waren doch nicht unter den Besuchern, die vor seinen neuen Bildern nicht lächelten — Gott, war das altmodisch! Anekdoten, Genre. Er war auch wirklich alt geworden, dieser Maler da, vor allem aber: die Mode hatte gewechselt. Jetzt war „modern“ in der Mode, und das „Moderne“ wollte nichts vom Erzählen in der Malerei wissen. Daß man die wirklichen Fehler Knausischer Kunst soviel schärfer sah, als früher, gegen diese Annahme sprach, daß man auch malende Schilderer, die von solchen Fehlern frei waren, nicht „mochte“, beispielsweise des jungen Bernhard Winter wundervolles Bild „Bauernhochzeit“. Das Publikum war dreißig Jahre lang nicht im mindesten dadurch gestört worden, daß auf Knausens Gemälden alles übertrieb und Mätzchen machte und aus dem Rahmen hinausschauspielerte — jetzt plötzlich zuckte man die Achseln darüber. Aber ein halbes Jahrhundert früher war dort, wo bekanntlich die wahre Kunst geboren wird, war in Paris eine andre Ausstellung gewesen, und gelegentlich ihrer hatte Edmund About geschrieben: „Alles Talent von Deutschland lebt in der Person des Herrn Knaus. Deutschland wohnt jetzt rue de l'Arcade, Paris“. So modern, daß er dies unverschämte Wort hervorrufen konnte, so modern war also der alte Knaus einmal gewesen. Und nicht nur modern im Sinn des Modischen. Knaus hat in der Tat zu den ersten in Deutschland gehört, die Farbe, die Ton sahen, die koloristisch stimmen konnten. Und wenn wir hier beim endlichen Verwelken eines Ruhms von Tragik sprechen dürfen, so liegt ihr Keim vielleicht darin: daß sich gar zu einseitig der malende Illustrator in Knaus ausbildete, auf den die Gunstsonne am breitesten schien, daß Knaus Nebensache ward, was den Leibl usw. die Hauptsache war. Die haben dann gezeigt, wie vollkommen sich auch die Wiedergabe tiefen seelischen Lebens mit echter, naturgenährter Malerkunst vereinigen läßt.

Das Schicksal von Löfftz, der

Digitized by Google

jetzt in München gestorben ist, hat in einigem Ähnlichkeit mit dem von Knaus, aber das Endurteil der Kunstgeschichte dürfte für Löfftz günstiger sein. Auch Löfftz, seit zwanzig Jahren sogar Direktor der Münchner Akademie, kam schnell zu großem Ruhm, und es sind nicht viele auch beim großen Publikum angesehener und — besser bezahlt gewesen, als er. Dann aber schien es, als sänke sein Stern, man hörte und sah nicht mehr viel von ihm in der Öffentlichkeit. In diesem Jahre jedoch brachte eine Sonderausstellung in München den meisten eine große Überraschung: an einer kleinen Sammlung intimer Stücke sah man, daß der Meister weit bedeutender in seiner Kunst war, als man nach früher ausgestellten Bildern gedacht hatte. Mit Löfftz ist einer gegangen, der bis ins Alter zu den feinsten unsrer Künstler gehört hat und vielleicht gerade unter den Kennern nach seinem Tode noch höher als bei seinem Leben geschätzt werden wird.*

Verkehr und Städtebau

Hätten wir einen idealen Verkehr, so wohnte jeder Bauer gleichsam in der Stadt und jeder Städter könnte auf dem Lande leben. Mit ihm wäre die Siedelungsfrage gelöst und erledigt. Ein idealer Verkehr ist schnell, billig, sicher und unauffällig. Wann aber die Menschheit die Naturkräfte zu Lande, zu Wasser oder in der Luft soweit sich dienstbar gemacht haben wird, daß wir uns einem idealen Verkehr einigermaßen angenähert haben, das ist nicht abzusehen, gewiß ist nur, daß wir die städtische Wohnungsfrage nicht lösen können ohne immer neue Versuche zur Lösung des Verkehrsproblems.

Die Hoch- und Schwebebahnen, die Untergrund- und Röhrenbahnen tief unter der Erde sind ja Beweise dafür, wie die Menschheit heute ihre wirtschaftlichen Kräfte bis zur Grenze des Erreichbaren anstrengt, um das ersehnte Ziel zu gewinnen oder wenigstens den Abstand vom Idealen nicht noch mehr zu vergrößern.

Aber so weit wir auch heute verkehrstechnisch im Städtebau gekommen sind — immer werden die Städtebauer und Wohnungspolitiker als Auftraggeber dem Techniker mit ihren Wünschen weit voraus sein. Daher müssen, wenn sich die technischen Aufgaben nicht billiger lösen lassen, die Volkswirtschaftler, die Volksvertreter, die Gemeinden, der Staat sehen, wie sie ihrerseits die wirtschaftlichen Fragen des Verkehrs bewältigen können.

Heimatpflege

Der Verkehr, und gerade der städtische Schnellverkehr, ist noch in viel zu vielen Fällen ein kapitalistisches Unternehmen zum Zwecke der Verzinsung von Geld durch Geld. Leider, denn er ist als Hauptmittel zur Verbesserung der Wohnungs- und Lebensfrage nicht dazu bestimmt, gute Bilanzen zu bringen, sondern Freude, Gesundheit und erhöhte Arbeitskraft der Einwohner. Die tragen ja doch auch materiell reichliche Zinsen durch erhöhte Wehr- und Steuerkraft, die nicht einzelnen, sondern der Gesamtheit zugute kommen.

So gewertet, könnte der Verkehr, entgegen den Rentabilitäts-

* Löfftz hat dem Kunstwart noch kurz vor seinem Tode die Genehmigung zur Wiedergabe mancher seiner feinsten Werke gegeben, so daß wir hoffen dürfen, sie den Lesern zeigen zu können. Wir kommen dann auch mit dem Worte auf seine Kunst zurück.

Digitized by Google

berechnungen der Techniker und Finanzmänner, auch heute schon eine weit größere Ausdehnung erhalten und eine größere Volksaufgabe erfüllen als bisher.

Wenn wir, von einem guten Verkehr unterstützt, gesunder und schöner wohnen können, dann werden wir an Krankenhäusern, Armenhäusern, Gefängnissen, Irrenanstalten und an unzähligem anderem sparen können, während wir jetzt mit barem Gelde wieder gutmachen müssen, was uns unsre ungesunden Verhältnisse „kosten". Wann werden wir endlich zu etwas höherer Warte aufsteigen, als zu dem Standpunkt, von dem sich nur die direkte Geldverzinsung übersehen läßt? Gustav Langen

Naturpflege

Orchideensnob

Goethe liebte die Rose. Nicht bloß so als Dichter, subjektiv, romantisch, auch als Forscher, als Kenner, sozusagen als Geheimrat, objektiv und mit Kulturbewußtheit: weil sie die höchste Steigerung und Differenzierung pflanzlicher Bildung darstellte. Armer Goethe! Nur mit Mitleid können wir auf die tiefe Kulturstufe hinabsehen, auf der diese Sympathie dich verrät. Wir, die wir auf dem höchsten Gipfel der Kultur stehen, feierlich letzte, sublimierteste Varietäten der Gattung Mensch. Siehe, die Rose erscheint uns gewöhnlich, rückständig-bäurisch, philisterhaft-hausbacken, mit einem Wort so abgeschmackt natürlich. Unsre Liebe ist die Orchidee, die Orchidee ist unser Symbol. Dieses Raffinierteste an Züchtung, dieses Differenzierteste, Künstlichste, Exzentrischste, diese stilvoll phantastische, fremde, berauschend rätselhafte Märchenblume. Nicht die heimische, die gemein auf Feld und Wiesen wächst, Orchis Morio, beileibe, nur jene ganz seltenen exotischen und ihre letzten perversen Spielarten, die mit subtilster Kunst in den Treibhäusern gezogen, gleichsam aus der künstlichen schwülen Sumpfluft destilliert, fast hysterisch sensitiv, trigenerisch, trotzdem unfruchtbar, in letzter sinnloser Feinheit ihre Gattung ausleben. Das ist die Blume, in der wir die „höchste Bildung" verehren, die wir lieben, die wir als Symbol unsrer eignen aufs höchste gesteigerten Kultur erkennen, in der wir weihevoll uns spiegeln.

Ich habe einiges an der letzten internationalen Orchideenausstellung in Berlin zu beanstanden. Sie war zu stimmungslos in der Aufmachung, der Rahmen für den Inhalt nicht feierlich genug. Musik hätte sein müssen. Was für Musik? Eine solche, wie sie manche wilden Völker haben, verhängt, monoton, und doch so seltsam aufregend wie von einer fernen visionären Farbigkeit. Und dann hätte aus Oskar Wilde vorgelesen werden müssen. Aber nicht einmal indische Tänze gab's, also rein gar nichts. Überhaupt ist das Abgeordnetenhaus wohl nicht ganz geeignet als Kultstätte, es ist zu profan, zumal, seitdem sogar sozialdemokratisches Volgus hier Zugang hat. Ein Tempel müßte es sein, wenn möglich römisch-orientalisch. Oder, wenn das nicht, dann — die Börse. Ja, die Börse! Wo sind übrigens für uns die Grenzen zwischen Tempel und Börse? Für ein einziges Exemplar von Odontoglossum crispum wurden 35 000 Mark bezahlt. Ich meine, die letzte, höchste Weihe gibt doch erst der Preis.

Ganz so weit haben wir's leider noch nicht gebracht wie Holland damals im siebzehnten Jahrhundert, als der üppige Reichtum, mit

Digitized by Google

dem die Kolonien das Land überfluteten, jenen fabelhaften Tulpenkultus zeitigte. Damals wurden nicht nur die Zwiebeln selbst, bloße auf Tulpenzwiebeln laufende Kreditscheine wurden an der Börse gehandelt. Die Spekulation und Schwärmerei brach aus und schuf Preise, die uns noch heute mit staunender Andacht erfüllen. Eine einzige Zwiebel der berühmten Art Semper augustus („Heilig und erhaben") kostete 130000 Mark oder in Naturalien umgerechnet: 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12 Schafe, 2 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Achtguldenbier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, ein Bündel Kleider und einen silbernen Löffel. Für eine einzige Zwiebel. — Welche erhabene Kultur! Und um diesen Preis recht beurteilen zu können, muß man sich einmal vergegenwärtigen, welch ungeheuren Wert damals diese Naturalien hatten. Ein zu derselben Zeit lebender Maler, ein gewisser Rembrandt („Well, das sein der großen Bildermaker, was ein Bild kostet eine Million. O, ich schätzen ihm sehr hoch.") konnte so ein Bild gerade noch gegen ein Quart Schnaps loswerden, dem der von der Not des Lebens Angefress···e leider sich ergeben. Und ein andrer Maler, ein gewisser Ruisdael, dessen Werke, wie Sie als Kenner des Kunstmarktes wissen, doch auch nicht ganz ohne Wert sind, konnte mit diesen nicht so viel Brot erhandeln, um sich vor dem Verhungern zu schützen, er mußte ins Almosenhaus gehn. Aber für eine einzige Tulpenzwiebel 4 fette Ochsen, 8 Ferkel usw. Solche Vergleiche erst lassen jene erhaben.e Kultur in hellem Licht erstrahlen. Van Hoek, „der göttliche Blumist", dessen tragisches Geschick Anastasius Grün besingt, wird schwachsinnig, als in seiner Abwesenheit so ein kulturloser Prolet ihm über die Zwiebeln kommt und die göttliche Semper augustus mit Pfeffer und Salz zum Frühstück ißt.

Nun ja, sein Geist mag auch wohl vorher schon etwas minderwertig gewesen sein. Wir müssen heute zugeben, daß der ganze feierliche Kultus dieser duftlosen, in ihrer gespreizten Schönheit immer ein bißchen blöden Dulbendblume im Grunde ein ungeheurer Stumpfsinn war. Nun ja, wir können nicht ganz umhin. Aber wir wollen doch auch den Unterschied wahren zwischen diesen Kolonialparvenüs von holländischen Kaffeesäcken des siebzehnten Jahrhunderts und uns, uns, den Trägern der letzten reifsten höchsten Geisteskultur; zwischen jenen simpeln, bei aller Farbenprotzerei doch recht primitiv organisierten Zwiebelgewächsen und diesen Sensationen und Exzentriks der in schwülen Ekstasen des Treibhauses sich überschlagenden Natur, diesen Orchideen. Unser Orchideenkultus ist denn doch etwas ganz andres als der Tulpenstumpfsinn von Haarlem. Diese wunderbare Blume lieben, heißt seinen eignen Geist steigern in Kühnheit und Ausschweifung.

Goethe unterscheidet irgendwo in seinen naturwissenschaftlichen Aufsätzen einmal charaktervolle und charakterlose Blumen, je nach ihrer geringeren oder größeren Variabilität. Demnach gehört die Orchidee zu den charakterlosesten Pflanzen, die es gibt, sie treibt die Abweichungen bis zu den tollsten Perversitäten. Und diese Blume sollte uns nicht zu Verzückungen hinreißen? Farbig erregt und bizarr, wie die Träume eines Morphinisten, umfaßt uns der stillbunte phantastische Taumel dieser Tape-

Digitized by Google

tenmärchenwelt und lockt unsern Geist in die unerhörtesten Sensationen. Wir stehen voll Staunen vor den geheimsten Offenbarungen der Natur. Armer Goethe! Auf welcher tiefen Stufe der Kultur standest du noch! Armer Hatem, der du noch wie ein unschuldiger Wilder vor den simpel-natürlichsten, abgetanstten Dingen mit ehrfürchtigem Staunen standest: „Unmöglich scheint immer die Rose, Unbegreiflich die Nachtigall."

Erich Vogeler

Gesellschaft

Sozialpolitik

Ein moderner Sozialpolitiker vergleicht die staatliche Zwangsversicherung für gewerbliche Arbeiter und andere Gruppen der Wirtschaftsgesellschaft mit jenem, teilweise gesetzlich vorgeschriebenen kaufmännischen Grundsatze, daß beim Jahresschluß das Inventar in den Geschäftsbüchern nur mit dem tatsächlichen Werte eingesetzt, das heißt, daß davon sachgemäß, entsprechend der Wertverminderung durch Abnutzung, abgeschrieben wird. Er will damit die Beitragspflicht der Arbeitgeber rechtfertigen: „Durch die Versicherungspflicht zwingt der Staat jeden Arbeitgeber, neben dem Entgelt für die in bestimmter Zeit geleistete Arbeit auch eine bescheidene Amortisationsquote für den Verbrauch an Leben und Arbeitskraft zu leisten. Wenn ein ordentlicher Kaufmann auf sein Gebäude jährlich ein bis zwei Prozent, auf Maschinen zehn Prozent des Preises abschreibt, so ist es wahrscheinlich eine bescheidene Forderung, daß er für seine Arbeiter ein bis zwei Prozent, für die kaufmännischen und technischen Angestellten künftig vier bis fünf Prozent — nicht vom Werte des Menschen, sondern nur vom Arbeitslohn abschreibt." Eigentlich hätte er ruhig schreiben können: „vom Werte"; denn ein gerechter Arbeitslohn bestimmt ja den wirtschaftlichen Wert des Arbeiters. Aber er fürchtete wohl, in den Verdacht zu kommen, den modernen Lohnarbeiter als einen Sklaven anzusehen, der für seinen Brotgeber einen bestimmten Wert repräsentiert wie jedes Stück seines Inventars. Darum machte er die feine Unterscheidung: Beim Inventar wird vom Werte, beim Arbeiter vom ideellen Arbeitslohne abgeschrieben. In Wirklichkeit liegt nur der Unterschied vor, daß der Arbeitgeber bei seinem Inventar allein für den Verschleiß aufzukommen hat, während er sich bei den Arbeitskräften, die für ihn tätig sind, mit deren persönlichen Trägern und mit dem Staate als Vertreter der Gesamtheit in den Verlust teilt. Im Unterbewußtsein ging beim Gesetzgeber, als er die Lasten der sozialen Gesetzgebung zwischen Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer verteilte, wohl etwa folgende Erwägung vor sich: „Wäre der Lohnarbeiter wirklich vollständig frei, so könnte er seine Arbeitskraft zu ihrem vollen Werte an den Unternehmer verkaufen. Dann aber müßte er allein die Lasten der für ihn zu schaffenden sozialen Gesetze tragen; denn dem Unternehmer würde ja durch eine Beisteuer etwas von dem Ertrage *seiner* Arbeit geraubt. Nun aber ist er nicht völlig frei, sondern noch zum Teil Sklave des Unternehmers, und da ferner der Staat noch zum Teil ein Klassenstaat ist, der mit den Besitzenden mehr als mit den Besitzlosen gemein hat, so ist es nur gerechtfertigt, wenn Staat und Unternehmertum, als die Mächte, die sich einen Teil der Arbeitskraft des Lohnarbeiters zwangsweise unentgolten aneignen, für dessen Wertverminderung durch Abnutzung mit aufkommen."

Digitized by Google

Gäbe es noch keine halbfreien Lohnarbeiter, sondern außer Herren nur Sklaven, so brauchte sich der Staat um die pflegliche Bewahrung der Arbeitskräfte vor Verlust und Verderb nicht mehr zu kümmern, als um die pflegliche Verwaltung der Sachgüter. Das physische Wohlbefinden des Sklaven war immer Gegenstand größter Sorgfalt für den Herrn; er brauchte ebensowenig Hunger zu leiden wie irgendein Arbeitsvieh; sein Elend war mehr seelischer als körperlicher Natur. Achtzehn Jahre nach dem amerikanischen Sezessionskriege begegnete ein alter Neger dem Sohne seines früheren Besitzers und sagte zu ihm: „Mas George, you say you sot us free; but fore God, I'm wus off than when I belonged to your father." George M. Haekson, dem dies begegnete, schrieb dazu an Henry George: „Die Pflanzer anderseits sind zufrieden mit dem Wechsel. Sie sagen: »Wie töricht war es von uns, für die Sklaverei in den Krieg zu ziehen! Wir bekommen die Arbeit jetzt billiger als da wir die Sklaven besaßen.« Und wie bekommen sie sie billiger? Nun, in der Form von Renten eignen sie sich mehr von der Arbeit des Negers an als sie unter der Sklaverei konnten, denn damals waren sie gezwungen, ihm genügend Nahrung, Kleidung und ärztliche Pflege angedeihen zu lassen, um ihn gesund und wohl zu erhalten, und sie waren durch ihr Gewissen und die öffentliche Meinung sowohl wie durch das Gesetz gezwungen, ihn zu behalten, auch wenn er nicht mehr arbeiten konnte. Nun hört ihr Interesse und ihre Verantwortlichkeit auf, sobald sie so viel Arbeit aus ihm herausgeholt haben, als möglich ist." Es kann gewiß nicht behauptet werden, daß es der Lohnarbeiter noch heute schlimmer hätte als seine Vorgänger, der Hörige und der Sklave. Aber er hatte es schlimmer in jeder Frühperiode einer modernen kapitalistischen Wirtschaftsgesellschaft, und hat es schlimmer zum Beispiel heute noch in Japan, wo in der Industrie genau solche Zustände herrschen, wie sie Marx im ersten Bande seines „Kapitals" am Jugendstadium des englischen Kapitalismus schildert. Sein Los wurde erst besser in dem Maße, als das kapitalistische Unternehmertum sich mit Profit sättigte und als anderseits der Organisationsgedanke sich bei ihm entwickelt und gestärkt hatte. Wenn aber die Zustände in der Sklavenwirtschaft eines klar beweisen, so ist es dies: Wer die volle Verfügungsgewalt über eine für das Wirtschaftsleben beschäftigte menschliche Arbeitskraft besitzt, ist in der Lage und sorgt aus eigenem Antriebe dafür, daß sie vor Verlust und Verderb pfleglich bewahrt wird. Obgleich die ehemaligen Sklavenhalter im Süden der Vereinigten Staaten vor Aufhebung der Sklaverei nach ihrem eigenen Zugeständnis weniger Arbeit aus den Negern herausholten als nachher, da sie es mit „freien" Lohnarbeitern zu tun hatten, so reichte der volle Ertrag der Arbeit eines Negers doch aus, um diesen gegebenenfalls samt Familie nicht nur lebenslänglich zu verpflegen und zu versorgen, sondern auch noch einen ausreichenden Profit für den Herrn übrigzulassen. Wieviel mehr müßte bei der viel stärkeren Wirksamkeit seiner Arbeitsenergie der Lohnarbeiter aus dem vollen Ertrage seiner Arbeit lebenslänglich versorgt werden können, wenn dieser hierfür wirklich zur Verfügung stände. Das ist eben nicht der Fall. Und darum bedeutet die moderne sozialpolitische Staatsfürsorge eine vorübergehende Notwendigkeit.

Digitized by Google

Man könnte versucht sein, die größere Unsicherheit der Existenz des Lohnarbeiters gegenüber der des Sklaven mit der Malthusschen Lehre zu erklären, wonach alles soziale Elend daher stammt, daß zuviel Menschen geboren werden. Die Sklavenhalter konnten die Vermehrung der handarbeitenden Bevölkerung in ihrem Machtgebiet regulieren, während die Lohnarbeiterschaft sich meist blindlings ohne Rücksicht auf vorhandene Unterhaltsmittel vermehrt. Als aber jener alte Neger in Amerika dem Sohne seines ehemaligen Besitzers klagte: „Ich bin schlimmer daran als da ich Ihrem Vater gehörte", konnte von einer Überbevölkerung in der neuen Welt noch viel weniger die Rede sein, als jetzt — und doch mußte der Neger als Lohnarbeiter bei größeren Leistungen erbärmlicher leben als früher bei geringen Leistungen als Sklave. Im übrigen: wo nichts mehr ist, da hat bekanntlich der Kaiser sein Recht verloren, also auch der Staat; ist die eigene Fürsorge von der Grenze des Nahrungsspielraumes abhängig, so ist es noch viel mehr die des Staates. Denn auch der Staat braucht Mittel um zu leben, und nicht zu wenig.

„Der Mensch", sagt Nietzsche, „ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch." „Der Lohnarbeiter", kann man mit mehr Sicherheit sagen, „ist ein Seil, geknüpft zwischen Sklave und freiem Arbeiter." Denn woran es auch liegen mag, daß das Lohnsystem dem einfachen, nicht bevorrechteten Gesellschaftsmitglied die volle Herrschaft über die eigene Arbeitskraft nicht zu sichern vermochte — jedenfalls lehrt jeder Tag im politischen Leben, daß die Entwicklung unausgesetzt an einer weiteren Emanzipation der Arbeitskräfte von den Besitzern der Produktionsmittel arbeitet. Insofern der Gesetzgeber in der modernen sozialen Gesetzgebung dieser Entwicklung einen Hemmschuh anlegen wollte, war auch er nur ein Teil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Tatsächlich sollte ja durch die soziale Zwangsversicherung der Lohnarbeiter mit seinem Lose zufrieden gemacht, und davon abgehalten werden, eigene politische Wege zu gehen. Diese Bestrebung hat sich als völlig verfehlt erwiesen. Der Lohnarbeiter hat den Staat für eine größere Sicherheit seiner Existenzbedingungen arbeiten lassen, aber er hat nicht aufgehört, diesen Staat zu bekämpfen, weil er sich seinen Emanzipationsbestrebungen entgegenstemmte.

Nun kommen seit einiger Zeit aus den Kreisen des Unternehmertums immer häufiger Klagen über eine übermäßige Belastung der nationalen Industrie durch ihren Anteil an der Unterhaltung der sozialen Gesetzgebung. Neuerdings hat ein reaktionärer Tendenzen so wenig verdächtiger Gelehrter wie Professor Dr. Bernhard jene Klagen zu rechtfertigen gesucht. Die weltwirtschaftliche Entwicklung des neuen Jahrhunderts, meint er, werde die im ersten Erwachsen begriffenen riesenhaften Produktionskräfte des fernen Ostens und Südamerikas dem Wirtschaftsleben der alten Kulturstaaten als furchtbaren Alpdruck auf die Brust setzen, und wenn die deutsche Industrie nicht von allen einengenden Schranken zugunsten ungehinderter Entfaltung befreit, nicht mit weiteren „sozialen Einrichtungen und Rüstungen" verschont werde, dann müsse die Weltentwicklung aus Deutschland Menschen und Kapital massenhaft aussaugen, dann müsse sie Deutschland aushöhlen.

Von zwei Möglichkeiten muß irgendwann einmal eine eintreten:

Digitized by Google

entweder muß es dem Unternehmertum gelingen, sich die Staatsgewalt so weit botmäßig zu machen, daß es mit ihrer Hilfe der Lohnarbeiterschaft die Vorteile der sozialen Gesetzgebung nimmt, ohne ihr irgendwelchen Ersatz zu bieten, oder es muß seinen Widerstand gegen die Herstellung einer genügend großen natürlichen Interessensolidarität mit der Lohnarbeiterschaft aufgeben, um mit dieser in wirtschaftspolitischen Fragen gemeinsam ohne Staatshilfe handeln und eine Verringerung der Unkosten der nationalen Industrie ohne Beeinträchtigung der allgemeinen Volkswohlfahrt erzielen zu können. Letzteres würde zum Beispiel möglich sein, wenn man den gewerblichen Lohnarbeiter, wie Naumann es ausdrückt, vom Industrieuntertan zu einem Industriebürger erhöbe, der am Gewinn wie Risiko eines Unternehmens beteiligt wäre und auf die Leitung einen seinem ökonomischen Verständnis entsprechenden Einfluß ausüben könnte. Und dies würde in der Richtung liegen, die die Entwicklung bisher eingehalten hat.

Otto Corbach

Recht, Sitte, Sittlichkeit

Um der Dinge Herr zu werden, teilen wir sie ein. Bemerkenswerterweise begünstigt nun unsre Sprache Zweiteilungen, und ihnen gegenüber haben Mehrteilungen, deren wichtigste einstweilen die Drittelung ist, einen schweren Stand. Eine solche Drittelung ist die Einteilung der menschlichen Lebensordnung nach den Gesichtspunkten des Rechts, der Sitte und der Sittlichkeit. Hier begnügten sich noch die Römer mit einer Zweiteilung, indem sie Sitte und Sittlichkeit als mores zusammenfaßten und auch uns Heutigen unterlaufen oft Verwischungen. Aber Träger des Rechts ist heut der Staat, Träger der Sitte sind die verschiedenen Gemeinschaften, die unter den einzelnen Staatsangehörigen sich bilden oder bestehen (Familie, Sippe, Stand, Berufskreis, Kirche, Geschlecht usw.), Träger der Sittlichkeit die einzelnen. Es gibt daher für alle Staatsangehörigen für ein einzelnes Lebensverhältnis grundsätzlich nur ein Recht; Sitten gibt es schon sehr verschiedene; Sittlichkeiten kann es so viele geben, wie es Menschen gibt. Recht ist, was alle müssen, Sitte, was wir tun, Sittlichkeit, was ich soll.

Wächter des Rechts sind die Beamten des Staats; Wächter der Sitte die Angehörigen der einzelnen Gesamtheit; Wächter der Sittlichkeit gibt es nicht: die Herren auf den Kanzeln und den Lehrstühlen der Ethik sind es nicht. Maßstab des Rechts ist das Gesetz, Maßstab der Sitte die übereinstimmende Lebensanschauung, Maßstab der Sittlichkeit das Gewissen. Schutzmittel des Rechts ist der staatliche Zwang, Schutzmittel der Sitte die gesellschaftliche Achtung, Schutzmittel der Sittlichkeit die Reue. Dem Recht sind alle Staatsangehörigen unterworfen, auch gegen ihren Willen; den Sitten nur diejenigen, die sich ihnen fügen wollen; Sittlichkeit ist Veranlagung, die weder allgemein ist noch gewollt oder nicht gewollt werden kann, sie ist ein Geschenk und je nach Schicksal Glück oder Verhängnis.

Vom Recht

Als Sehnsuchtsbild menschlichen Zusammenlebens könnte nun vorschweben die Übereinstimmung unsres Müssens, Tuns und Sollens. Mir, muß ich gestehen, mißfällt es; ich muß dabei an die auf die Dauer greuliche Limonadenhaftigkeit der Amaschpand denken, der sieben Uranostöchter Spittelers.

Digitized by Google

Nehmen wir's aber einmal allgemein verwirklicht, so zerfließen die Unterscheidungen zwischen Gesetz, Sitte und Sittlichkeit, und so fehlen sie ja auch jetzt in seinen vorkommenden und oft erfreulichen Verwirklichungen im engen Familien- oder Freundeskreis. So haben sie auch gefehlt in den altarischen Herrengemeinden, deren Lebensordnungen die frühest erkennbaren Anfänge der unsren bilden. Verfolgen wir ihre Entwicklung von da bis in die Gegenwart, so erkennen wir jenes Sehnsuchtsbild als eine in die Zukunft gespiegelte Erinnerung und begreifen die dem Bedürfnis der geistigen Beherrschung der heutigen Gigantenstaaten dienende Drittelung als eine begriffsgeschichtliche Notwendigkeit.

Karl Polenske

Zu den Tageserörterungen

Unbegreifliches

steht heute in Deutschland leider nicht nur an der Tagesordnung zur Debatte, sondern es geschieht ununterbrochen als Handlung. Vielleicht, daß außer den Interessen in der Tat irgendein genialer Wille hinter diesen Wolken waltet, gewiß, daß ihn unser Auge nicht sehen kann. Keins, es kann betont werden: auch kein konservatives, wenn es fähig ist, die großen dauernden Mächte, die der Partei der Erhaltenden ihre Berechtigung geben für alle Zeit, über den Vordergründen des Tages zu erkennen. Man mag in konservativen Kreisen mit der öffentlichen Sprache zurückhalten, man mag sie, wie das Politik nun einmal verlangt, in öffentlicher Rede „färben" — wo man unter sich ist, sagt man auch nur: unbegreiflich.

Wo ist, beispielsweise, der denkende Konservative, der die Begnadigung der Bonner Borussen nicht nur menschlich verstehn und entschuldigen, sondern auch für klug halten kann? Ein paar der jüngern Herren dort werden zunächst zu so milden Strafen verurteilt, daß das an sich schon verwundert. Und jetzt werden sie vom Kaiser zur custodia honesta der Festungshaft begnadigt. „Übermut junger Leute!", sagt man entschuldigend. Tragisch zu nehmen ist auch nichts daran. Und gewiß ist, daß sie eine Gefängnisstrafe schwerer empfinden würden als vom Glück von Geburt aus minder Verwöhnte. Nur, daß eben die Eigenschaften feineren Wesens, die das bewirken, sie auch vor ihren „Entgleisungen" sicherer hätten schützen müssen — oder das Volk glaubt eben an diese Eigenschaften nicht. Nur, daß gerade die gute Kinderstube, der Stand und die Bildung dieser jungen Leute sie von diesen Handlungen noch hundertmal leichter hätten abhalten müssen, als Arbeiter, die man um solcher Dinge wegen, nach Analogien zu urteilen, sehr viel strenger bestraft und nicht begnadigt hätte. Unsere bevorzugten Stände begründen ihre Bevorzugung mit der Vererbung edler Eigenschaften, unsre Korps die ihrige mit der Erziehung, die sie ihren Mitgliedern geben. Wie betätigten sich bei den Borussen die edleren Eigenschaften, wie erwies sich ihre korpsgebildete bessere Erziehung? Mehr Rechte, mehr Pflichten, das ist echt konservativer Grundsatz. Und echt konservatives Interesse verlangt: Züchtung jener Eigenschaften mit den strengsten Mitteln, Züchtung der Tüchtigkeit und damit der Kraft in den herrschenden Klassen. Denn darüber kann angesichts der Ereignisse von Japan über Rußland weg bis Portugal heute doch wohl kein Zweifel sein: daß sich die Vorrechte eines Standes

Digitized by Google

nur mehr von ihnen, nur von ihm heraus auf die Dauer erhalten lassen. Werden die herrschenden Klassen gegen sich selber schlapp, untergraben sie eben ihre Herrschaft.

Darum, ob der Kaiser ein Recht hat zu tun, was er tat, handelt sich's nicht. Ob er zweckmäßig handelte, das ist die Frage. Und sie ist es, die in diesem Fall ein Konservativer nicht nur aus Gründen der Tagespolitik verneinen muß.

Der Schreiber dieser Zeilen sprach kürzlich mit einem verdienten und im preußischen Staat angesehenen und ausgezeichneten Manne über Erfahrungen an der kaiserlichen Hoftafel und im Verkehr mit der Kaiserfamilie überhaupt. Dieser Gast des Kaisers hatte versucht, eine Information des Kaisers über eine Sache zu bewirken, über die der Kaiser falsch informiert war und infolgedessen absolut falsch disponiert hatte: der Versuch wurde von den Herren am Hof mit höchster Entschiedenheit vereitelt. Die Kaiserin ihrerseits unternahm in ihren nächsten Kreisen gutherzige Handlungen, die aber falsch waren, weil sie von falschen Voraussetzungen ausgingen — keiner klärte sie auf. „Der Hof lebt zwischen Potemkinschen Dörfern." Neu ist das alles ja nicht, die Frage ist nur, wie alt es werden soll. Denn es ist doch wohl besser, die Potemkinschen Dörfer gehen allmählich drauf, als die älteren und bisher festeren Werte.

Männer in Frauenversammlungen

In jeder Frauenversammlung mindestens einmal kann man je nach dem Temperament der Rednerin den Vorwurf oder die Klage hören: daß die Männer zu wenig Teilnahme an den Bestrebungen der Frauen zeigten. Die geringe Anzahl der Anwesenden aus dem also verklagten Geschlecht gibt dem Vorwurfe jedesmal recht, und die Rednerin darf, durch die Zustimmung der Versammlung ermuntert, mit dem immer wieder wirksamen Worte von der „Indolenz der Männer" ihren Trumpf ausspielen.

Kann man sich wirklich bei dieser Indolenz der Männer (übrigens auch der vielbeklagten Indolenz weiter Frauenkreise) als letztem Erklärungsgrund beruhigen? Wer genauer beobachtet, kennt im Leben auch viele durchaus nicht gleichgültige Männer und Frauen, die an den in der Frauenbewegung gestellten Fragen sich aufs lebhafteste beteiligt fühlen und die sich dennoch von den Frauenversammlungen fernhalten oder in ihnen nicht mitreden. Was hält diese Leute zurück? Ein Mann, der in Frauenversammlungen geht und an der Frauenbewegung nach seinen Kräften helfend teilnimmt, will hier einmal nach eignen Erfahrungen darüber sprechen.

Nach diesen stößt viele Männer zunächst die formlose Vermischung von Agitation und Diskussion ab, die an sehr vielen Punkten der Frauenbewegung, am sichtbarsten vielleicht in ihrer Versammlungstechnik hervortritt.

Eine politische, eine Agitationsversammlung verfolgt den Zweck (und kann nur diesen verfolgen), Majoritäten zu bilden. Sie arbeitet mit fest geformten Programmen, Schlagwörtern und daran geknüpften Argumenten. Fragen zu klären, Anschauungen sich auswirken, sich aneinander orientieren zu lassen: dazu ist in solchen Versammlungen kein Raum. Hier handelt es sich um einen Kampf, in dem einzig die Macht entscheidet: die von vorn-

Mann und Weib

Digitized by Google

herein zahlenmäßige Überlegenheit oder die breitere Wirksamkeit der entfalteten Agitation.

Neben Versammlungen dieser Art gibt es (und sollte es viel häufiger geben) solche, in denen diskutiert (nicht agitiert) wird; in denen Probleme von möglichst vielen Seiten gesehen und durchdacht werden; in denen man sich um Klärungen, Einblicke, Richtigstellungen, Enttäuschungen oder auch Ehrenrettungen bemüht. Versammlungen dieser Art dienen wohl in der Regel keinem unmittelbaren praktischen Zweck, sind aber gewiß oft von größter Bedeutung für die Entwicklung, das mehr oder minder fruchtbare Gedeihen gerade unsrer wichtigsten Kulturfragen. Man denke an die englischen Diskussionsklubs, eine Einrichtung, die wir in Deutschland allgemeiner nachbilden sollten, als immerhin schon geschieht.

Kein Vernünftiger wird nun bestreiten, daß die Frauenbewegung von Anfang an auch eine Menge von Aufgaben hatte, und noch hat, die nur von Versammlungen der *ersten* Art erfüllt werden können. Rechte mußten und müssen erkämpft, Anhänger mußten gewonnen, Willensentschlüsse verbreitet werden. Aber ebenso gewiß wie die Notwendigkeit solcher „politischer" Versammlungen ist dieses: daß die Frauenbewegung in ihrem Strom eine große Anzahl von Fragen mitführt, die für die Agitation und das Schlagwort noch nicht reif sind. Das ist ja nicht etwa eine „männliche Parteiansicht", sondern eine von den Frauen ohne weiteres auch in ihrer Versammlungstechnik anerkannte Tatsache: auf einen mehr oder minder sachlich gehaltenen Vortrag lassen sie in der Regel eine Diskussion folgen. Und vielleicht empfinden nicht wenig in der Versammlung, daß die gestellten Probleme (Mutter und Beruf oder Ehereform oder Mutterschaftsversicherung, um nur einige Beispiele herauszugreifen) gerade eben zur Diskussion reif sind: die Einberuferinnen aber, und mit ihnen die Mehrheiten der Versammlungen, nehmen dem offiziell gewährten freien Meinungsaustausch gegenüber nicht die Haltung von Leuten ein, die sich mit Problemen auseinandersetzen: sie sind vielmehr für ihren Teil fertig mit diesen Problemen, sind Überzeugte. Aber aus den Überzeugten sind sie zumeist schon Unduldsame geworden. Sie machen in ihren Entgegnungen, in ihren Schlußworten die Versammlung, in der man erörtern und sich aussprechen sollte, doch wieder zu einer agitatorischen, politischen, mit dem Zwecke der Majoritätenbildung nach ihrem, der Leiterinnen Sinn.

Nun ist es ja möglich, sich dem anzupassen: den Schlagworten Schlagworte entgegenzusetzen, den agitatorischen Beweisgründen wieder politische. Das geschieht denn auch hie und da. Nur wird die *Sache* dadurch nicht im mindesten gefördert. Gerade das, was zu *klären* ist für die, denen es noch nicht geklärt erscheint, gerade das *Zentrale* dieser Fragen, das von Verstand und Gefühl *Umstrittene* wird da beiseitegeschoben und schlüpft doch zwischen den Schlagworten durch, ohne von ihnen gefaßt, ja, ohne von ihnen berührt zu werden. Wer dessen erst einmal gewahr wird, für den verlieren solche Versammlungen natürlich jede werbende Kraft. Denn eben über das ihm Zweifelhafte der Dinge wollte der gebildete Mann, der hierher kam, Antwort oder doch Stoff zur Antwort; die Schlagworte kannte er wirklich schon, eh er den Raum betrat. Gerade wer zu den ehrlichsten Suchern, zu den tiefest

Digitized by Google

Beteiligten gehört, gerade dem kann die agitatorische Behandlung an sich nichts bieten. Natürlich geben auch in solchen Versammlungen der Frauen gewöhnlich ebensowenig wie in den entsprechenden der Männer die feinsten Köpfe den Ausschlag. Die Frauenbewegung hat immer noch zu wenig Möglichkeiten, anders als in Volksversammlungsmanier auf gebildete Männer zu wirken.

Freilich, das ließe sich wohl zweitens tun: trotz aller politisch-agitatorischen Entgegnungen und Schlußworte, die Probleme in ihrer weitverzweigten, lebendigen, in alle Sphären des Menschlichen reichenden Vielfältigkeit vor den Zuhörern zu entfalten. Aber die Frauen, die an solchen Versammlungen teilnehmen, sind in der Regel nicht gewohnt, nicht geübt und nicht gewillt, die Gegenstände, zu deren Diskussion sie hierhergekommen sind, von mehr als einer Seite zu sehn. Sie *wollen* wie in politischen Versammlungen ein entschiedenes Ja oder ein hartes Nein hören, das für *alle* gelten soll. Sie vergessen dabei, daß es sich hier nicht um Einzelfragen mehr oder minder technischer Art, letzten Endes um einen Entschluß, bezüglich ihres Stimmzettels, handelt, sondern zunächst doch meistens um Schwierigkeiten und Möglichkeiten der ganz persönlichen Lebensführung. Man denke nur an jenes eine, immer und immer wieder agitatorisch-politisch angefaßte Thema: Beruf und Ehe. Welcher feiner empfindende und tiefer erlebende Mensch könnte hier eine entschiedene *allgemeine* Forderung aufstellen? Trotzdem zeigt sich in Versammlungen, die angeblich solche Themen zu *diskutieren* entschlossen sind, Ungeduld und Unruhe, wenn ihnen nicht eine gar gekochte Parteimeinung vorgesetzt, ja, wenn nur auf *Fragen* hingewiesen wird, die in den Dingen schlafen.

Es ist gewiß ein schwerer Fehler, daß noch immer zu wenig berufene Männer an der Frauenbewegung unmittelbaren Anteil nehmen. Aber so lange nicht eine Form gefunden ist, die auch Männern (und Frauen) *ohne Parteimeinung über innerlichste Kulturfragen* die Mitarbeit ermöglicht, möge man sich nicht allzusehr über die geringe Anzahl der Männer in den Frauenversammlungen wundern. Will man's ändern, so bleibt nichts übrig, als in Diskussionsversammlungen eine Enthaltung von den agitatorischen Mitteln, die nicht in sie gehören. Man arbeite — ich spreche immer von den *Diskussions*versammlungen, die nicht überreden, sondern überzeugen sollen — man arbeite nicht mit den Schlagworten, deren Gültigkeit der Nichtgesinnungsgenosse ja eben bezweifelt, man verfeinere und erziehe die Aufmerksamkeit der Zuhörer, man versuche Gegner nicht nur zu hören, sondern seine Gedanken auch so unbefangen wie nur möglich nachzudenken, man harangiere nicht mit festen Überzeugungen, wo kaum persönlichste Meinungen gewagt werden können. Kurz: man stärke bei den Männern die Überzeugung, die ihnen leider, wo sie fehlt, durch die jetzt übliche Art der Frauenversammlungen nicht gestärkt wird: daß bei den Frauen auch der gern gehört wird, der etwa da und dort anders denkt als ihre Mehrheit, *gern*, weil gerade die abweichende Meinung, wenn sie nur gescheit ist, den besten Stoff zum Nachdenken gibt. Es wäre sehr zu wünschen, daß mehr Gäste vom andern Geschlecht die Frauenversammlungen besuchten. Auch jetzt schon bedeuten sie Gelegenheiten, bei denen die innersten und letzten Fragen unsrer heutigen

Digitized by Google

und zukünftigen Kultur wach werden. Sie könnten Möglichkeiten zur Klärung, zur Entspannung und Entlastung jener vielen Gemüter bilden, die den Schwierigkeiten einer neuen Lebensführung in unseren gewandelten Verhältnissen ratlos gegenüberstehen. Sie könnten den noch nicht Orientierten neuen Lebensinhalt, den Anschluß an die Zeit vermitteln; und die unendliche Fülle von noch immer gebundenen Frauenkräften erlösen helfen. Aber dazu wäre erforderlich, daß die Frauenbewegung sich auf ihr Wesen als einer Kulturbewegung kräftiger besänne und sich sorgfältiger davor hütete, im Politischen und Agitatorischen, das heißt hier: im Technischen zu versanden.

Hermann Ullmann

Bildung und Schule

Selbständige Forschungsinstitute außerhalb der Hochschulen

Wilhelm Ostwald hat bei der Universitätsfeier der Berliner Finken wieder einmal scharfe Kritik an der Universität als Institution geübt; sie bedeutet ihm wie vielen andern in ihrer jetzigen Form keineswegs eine schöne Einheit, vielmehr eine höchst zufällige und widerspruchsvolle Zusammenfassung verschiedener Arbeitsgebiete. Vor allem erweist sich die Vereinigung von Forscher- und Lehrtätigkeit als verhängnisvoll. Ostwald fordert wieder einmal eigene unabhängige Anstalten für die freie Forschung. Eine Arbeitsteilung, die nicht nur der Forschung, sondern auch der Lehrtätigkeit zugute kommen würde. Es ist ja wirklich nicht zu bestreiten, daß bei vielen Universitätslehrern das Lehramt weit hinter den wissenschaftlichen Interessen zurücktreten muß und die Entwicklung scheint in der Tat dahin zu drängen, daß auf der einen Seite die Lehrtätigkeit, auf der andern die Forschung einen ganzen Menschen für sich fordern. Nur Ausnahmenaturen werden die Vereinigung zu schaffen vermögen: billig aber scheint es, daß eine allgemeine Institution nicht nach Ausnahmenaturen zugeschnitten sei. Es wird sich letzten Endes darum handeln, Formen der Arbeitsteilung zu finden, die zugleich eine lebhafte Wechselwirkung von Forschung und Lehrtätigkeit ermöglichen.

Gedanken, denen wir eine Berücksichtigung in den neuen Stiftungen wünschen, die der Kaiser bei der Berliner Universitätsfeier angekündigt hat!

Standesschule oder „Allgemeine Volksschule“?

In unserem deutschen Volksschulwesen hat sich eine Vielgestaltigkeit herausgebildet, die eine Zersplitterung bedeutet. Zahlreiche verschiedene Schulgattungen sind errichtet worden: besondre Vorschulen, Elementarschulen, in diesem Lande einfache und erweiterte Volksschulen, in jenem (wie in thüringischen Staaten und im Königreich Sachsen) einfache, mittlere und höhere. Darum sind hier in den Städten erste und zweite Bürgerschulen (die letzteren auch „Bezirksschulen“ genannt) zu finden, ja in einzelnen sogar erste, zweite und dritte Bürgerschulen, wobei die erste Art noch nicht einmal die vom Gesetz vorgesehene höhere Abteilung ist, sondern bezeichnet wird als mittlere Volksschule mit gehobenen Zielen.

Dieser auffallenden Zerklüftung innerhalb unsres Volksschulwesens tritt die Lehrerschaft entgegen; sie strebt eine Vereinheitlichung und Zusammenfassung der Schularten an und vertritt die Einführung der „Allgemeinen Volksschule“.

Digitized by Google

Deren Grundsatz ist: „Jeder Ort errichtet nur eine Art von Volksschulen, und jedes Kind ist verpflichtet, diese mindestens vier Jahre lang zu besuchen."

Da das Schulgeld für die mittlern und höhern Volksschulen entsprechend mehr beträgt, als für die einfachen Arten, so werden jene von den Kindern der besser gestellten bürgerlichen Gesellschaftsklassen beschickt, während diese ihre Schüler besonders aus der Arbeiterschaft erhält. Die einfache Volksschule ist damit zu einer Art Armenschule geworden, und nicht mit Unrecht hat man die bestehenden Schularten, deren Schülerbestand so durch die wirtschaftliche Lage der Eltern bestimmt wird, als Standesschulen bezeichnet. Wie aber jetzt schon in einfachen Landschulen notwendigerweise der Sohn des Arztes, des Geistlichen, des Fabrikherrn und des Arbeiters gemeinsam die erste Bildung genießen, so sollen in der Allgemeinen Volksschule Schüler aus allen Volkskreisen gemeinsamen Zielen zustreben. „Sie stehen als Gleiche vor den Gesetzen der Schule und erfahren dabei, daß um die Erfolge alle ringen müssen, gleichviel, ob reich oder arm, und daß nur der Tüchtige steigt. Sie treten in Wettbewerb und üben gemeinsam ihre geistigen und körperlichen Kräfte." Sie erkennen, daß geistige Vorzüge nicht allein an bestimmte Stufen des gesellschaftlichen Lebens gebunden sind. So würde die Allgemeine Volksschule ein Mittel sein (eins nur von vielen), dem Klassengeist, den unsre Schulen jetzt bestärken, entgegenzuwirken.

Natürlich sind die verschiedenen Schulgattungen auch in bezug auf unterrichtliche Versorgung, Ausstattung mit Lehrmitteln usw. verschieden. Greifen wir einen Punkt heraus, der besonders große Unterschiede zeigt und sehr viele Nachteile für die einfachen Schulen mit sich bringt: die Schülerzahl. Hier bestimmt das sächsische Volksschulgesetz zum Beispiel, daß die Schülerzahl einer Klasse der einfachen Volksschule 60 Schüler nicht übersteigen soll und einem Lehrer nicht mehr als 120 Kinder zum Unterrichte zugewiesen werden. Für die mittleren und höheren Volksschulen sind dagegen als Höchstzahlen festgesetzt: 50 oder 40. Tatsächlich aber ist das Verhältnis noch ganz anders geworden, und es sitzen an manchen Orten in der Höheren Volksschule 25, 30 Schüler, während an demselben Orte die Einfache Volksschule, infolge des geringen Schulgeldes, Klassen mit 45, mit 50 und mehr Kindern aufweist. Dem Lehrer ist es bei einer so hohen Schülerzahl nicht möglich, die einzelnen Kinder ausreichend kennen zu lernen; eine jedem eigentümliche Behandlung ist damit ausgeschlossen. Die Zahl derer, die ein Klassenziel nicht erreichen und einzelne Schulklassen noch einmal durchlaufen müssen, muß daher in den einfachen Schulen größer sein als in den andern Abteilungen. Bedenkt man ferner die hygienischen Schäden überfüllter Klassen und die unterrichtlichen Hemmungen — Forderungen der neueren Pädagogik, wie Unterrichts- und Beobachtungsgänge, Einführung von Beschäftigung und darstellender Tätigkeit in die Volksschule lassen sich viel schwerer bei großen Klassenbeständen verwirklichen —, so wird nach all dem wohl einleuchten, daß die Einfache Volksschule mit ihrer größeren Schülerzahl den höheren Arten gegenüber immer im Nachteil ist.

Die Bildungsbedürfnisse der ersten Jugend sind für alle Kinder dieselben, und die Geistesgaben nicht nach dem Vermögensstand der

Digitized by Google

Eltern verschieden. Ein für alle gleicher, gehobener erster Unterricht in der Allgemeinen Volksschule ist eine Forderung der sozialen Gerechtigkeit. Daß sie mit bestem Erfolge befriedigt werden kann, beweisen die Erfahrungen andrer Länder. Wilhelm Dietzel

Lebende Worte

Versuchsschulen,

in denen die Grundsätze des Arbeitsunterrichtes erprobt und praktisch durchgebildet werden sollen, sind bereits in Zürich, in Dortmund, in den Mannheimer Sonderklassen angebahnt. In München ist auf Veranlassung des Vereins „Versuchsschule“ und mit Unterstützung der Behörden eine erste Volksschulklasse eröffnet worden, die Methode und Arbeitsplan des von dem Verein unterhaltenen Kindergartens fortsetzt, also die unmittelbare Verbindung zwischen Spiel im vorschulpflichtigen Alter und Unterricht in der Schule herstellt.

Unter uns

Inhaltsverzeichnis, Einbanddecken, Wandkalender

Dem Hefte liegt das Inhaltsverzeichnis für den ersten Vierteljahrsband des laufenden Jahrgangs bei.

Wir erinnern dabei an die Einbanddecken für den Kunstwart, die jetzt bekanntlich für Quartalsbände in zwei Arten erhältlich sind: in Pergament für 2 Mark, in Leinen für 1.25 Mark; für Halbjahresbände jedoch nur in Pergament zu 2.25 Mark das Stück. Das Einbinden empfiehlt sich bei dem dauernden Wert der Hefte sehr.

Unser Wandkalender wird dem nächsten Hefte beigegeben werden, das den Lesern schon Anfang Januar zugehen dürfte.

Kunstwart-Verlag
Georg D. W. Callwey

Wissenschaft

Wenn unsre jetzt im Schwange gehende registerartige Gelehrsamkeit nicht bald zu ihrem Winterstillstand kommt, so ist viel zu befürchten. Der Mensch lebt, um sein und seiner Mitmenschen Wohl so sehr zu befördern, als es seine Kräfte und seine Lage erlauben. Hierin kürzer zu seinem Endzweck zu gelangen, nützt er die Versuche seiner Vorfahren. Er studiert. Ohne jene Absicht studieren, bloß um sagen zu können, was andere getan haben, das heißt die letzte der Wissenschaft treiben. Solche Leute sind so wenig eigentliche Gelehrte, als Register Bücher sind. Nicht bloß wissen, sondern auch für die Nachwelt tun, was die Vorwelt für uns getan hat, heißt ein Mensch sein. Soll ich, um nicht noch einmal zu erfinden, was schon erfunden ist, mein Leben über der Gelehrtengeschichte zubringen? Sagt man doch Dinge vorsätzlich zweimal, und man nimmt es einem nicht übel, wenn nur die Einkleidung neu ist. Hast du selbst gedacht, so wird deine Erfindung einer schon erfundenen Sache gewiß allemal das Zeichen des Eigentümlichen an sich tragen.

Lichtenberg

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Das ganz meisterliche Hafenbild von Wilhelm Oertel, das der Steindruck vor unserm Hefte reproduziert, schildert eine Schönheit des Winters, die groß, die aber nicht „populär“ ist. Nach meinen Erfahrungen wenigstens scheint der Mehrheit nur der heitere Winter schön, der silberig glitzernde, womöglich mit Rauhreif, und klar beschienen von Sonne oder Mond. Gehen wir mit irgendeinem spazieren, während solcher Winter waltet, so können wir sicher sein, darüber sind wir ohne weiteres eins. Aber wenn es dämmerig, neblig, dunstig, düster ist? In der rußigen Stadtluft gar über fröstelig nassen Straßen? Die meisten sind sehr erstaunt, wenn man sie dann darauf aufmerksam macht, mit wie großartiger Stimmung das tiefdunkelrote Licht droben im Rauchdunst waltet, wie malerisch schön die Silhouetten darin stehn, wie reich sich ein Licht- und Farben-Bilderspiel in den Pfützen auf dem Pflaster entfaltet. Und erst im Freien, und erst an den Flüssen oder gar an den Seen! Oertels Bild gibt eine ganz andre Stimmung als die von Lie geschilderte, an die der Eingang unsres heutigen Leiters erinnert, aber schön ist sie auch. Ruhig, einfach, groß, feierlich. Und dem Künstler ist es vollständig gelungen, durch die malerische Schönheit hindurch solcher Naturstimmung genießen zu lassen.

Was dem Winter schon die Photographie abgewinnen kann, das können wir heute den Lesern an nicht weniger als acht Blättern zweier wirklicher Meister ihrer Kunstmittel zeigen, des Photographen Karl Heller in Samaden und des Hofphotographen Meiche in Annaberg. Hier Hochalpen des Engadins, dort unberühmtes mitteldeutsches Land — und doch wäre schwer zu sagen, woher die mächtigeren Eindrücke gewonnen sind! Trägt doch tatsächlich der Winter das Freie, das Ursprüngliche, das Große wenigstens fürs Auge auch in bescheidenere Landschaften. Ich für mein Teil kann mich in jedes dieser Blätter halbe Stunden lang mit immer wachsendem Genuß versenken.

Die Bilder zu dem Aufsatze über Handzeichnungen sind, wie im Texte bemerkt, teils dem schönen Bruckmannschen Werke „Meisterzeichnungen deutscher Künstler“, teils dem an dieser Stelle schon oft empfohlenen Kalender „Kunst und Leben“ entnommen. Sie geben, der Absicht des Aufsatzes gemäß, meist fast „fertige“ Zeichnungen wieder, da es dem Ungeübten leichter gelingt, von solchen aus in die Werte der ersten Entwürfe vorzudringen. Wir werden künftig andre Proben bringen. Aber auch an unsern heutigen schon ist der Wert des „Strichs als Ausdruck“ oft genug zu sehn. Man prüfe daraufhin beispielsweise die Strichführung in der Zeichnung von Käthe Kollwitz.

Unsre Notenbeilage nach Hugo Wolf ergänzt durch das Beispiel den Rundschaubeitrag über Keller und Wolf. Wie alle schwierigen Lieder wird man auch dieses erst dann mit Sicherheit spielen und verstehen, wenn man den Text mühelos gegenwärtig hat. Das versteht sich für den Sänger von selbst, in diesem Fall aber wird man es auch dem Begleiter nicht ohne Schaden erlassen. Da der Einsatz ziemlich hoch liegt und eine vollkommen reine, ebenmäßige Tonbildung erforderlich ist, dabei aber das pp gewahrt werden muß, wird der gute Vortrag des Liedes

Digitized by Google

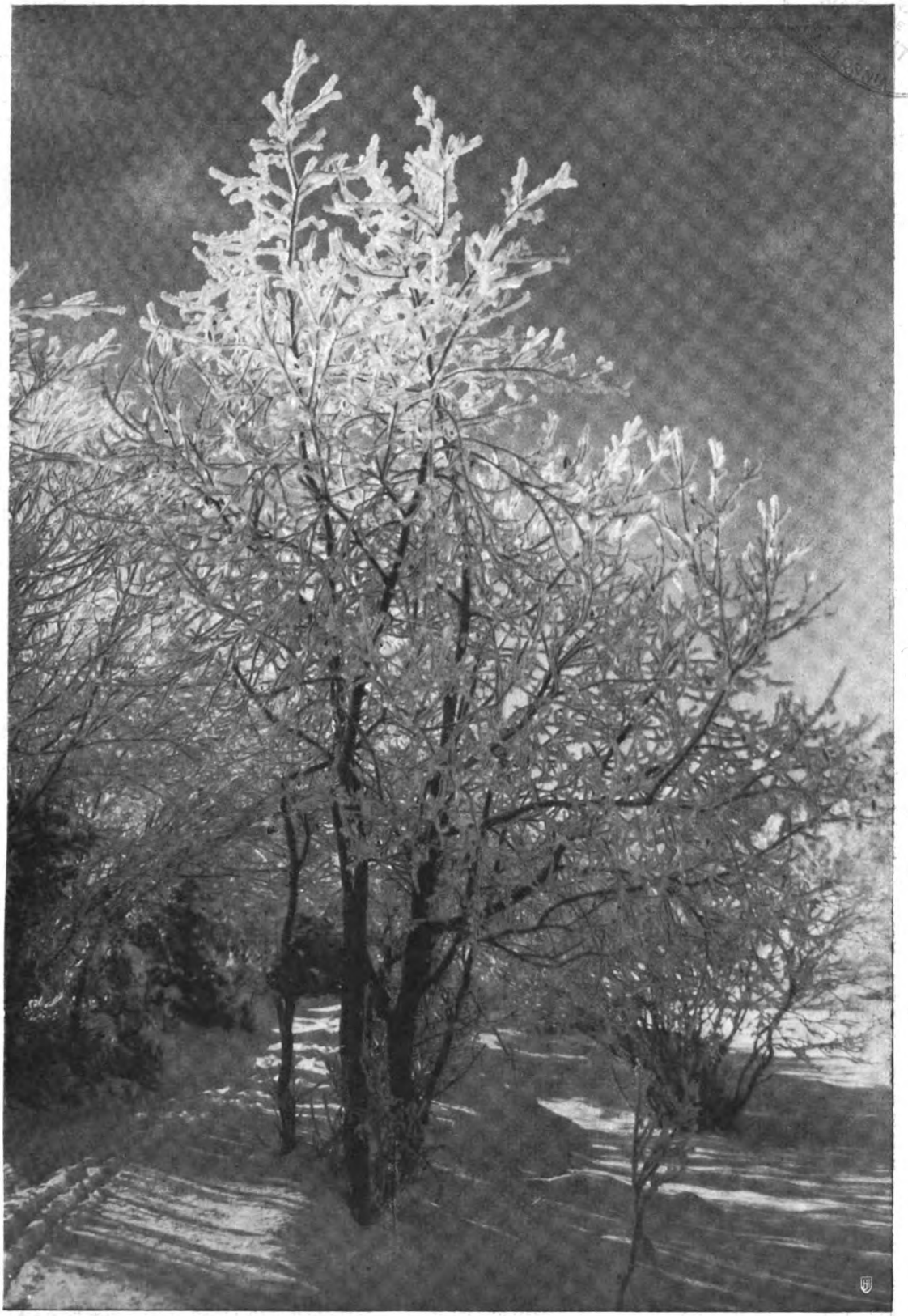
mittleren Stimmen immer etwas schwierig werden. Die ganzen, dreiviertel und halben Noten, die häufig am Anfang einer Zeile stehen oder ihren Schluß bilden, wird man schwerlich als Betonungen im Sinne der Deklamation deuten können. Nach unsrer Meinung sollen sie weder durch Tonstärke noch durch crescendo oder decrescendo heraustreten aus dem Fluß des Ganzen, sondern im Gegenteil durch ein gewissermaßen traumhaftes Klingen über dem regelmäßigen Viertelschlag der Begleitung den Zusammenhang, die innere Bindung noch enger fühlen lassen. Besondere Aufmerksamkeit muß der letzten Zeile gewidmet werden. Hugo Wolf hat sichtlich jedes Heraustreten aus der ernsten einheitlichen Stimmung des Ganzen vermieden wissen wollen. Pianissimo ist noch eigens für den Gesang, „zart", „sehr zart" und dann noch „diminuendo" für die Begleitung vorgeschrieben. Das muß genau beobachtet werden. Die Worte, die eine Handlung beschreiben, könnten hier den Deklamator zu einem ohrenfälligen Humorausdruck verleiten, aber gerade das wäre nicht in Wolfs Sinn. Er will die Vision durchaus nur als Glied in der Visionenkette des Gedichtsprechers: er gibt das Gestaltlied und setzt es auch da durch, wo es scheinbar in das Singlied überzugehen auffordert.

Das Tempo muß — wie das meiste im ganzen Lied — vor allem gleichmäßig genommen werden. Da Wolf nichts Genaueres vorschreibt, wird man es immer verschieden auffassen dürfen. Aber das Beste wird sein, sich nach der Atemfähigkeit des Singenden zu richten unter Beibehaltung der Tendenz: so langsam wie möglich. An sich ist ein schnelleres Spielen natürlich leichter, da es technische Mängel leichter verschleift und jene Unterbrechungen der einheitlichen Stimmung vermeidet, die bei langsamem Tempo gelegentlich leicht entstehen und sehr peinlich sind. Ein langsames Tempo durchzuhalten und dabei die Stimmung zu wahren, ist schwerer aber auch dankbarer. Die kleine Erleichterung aber kann man sich dabei erlauben, die ungeraden Viertel ganz leise — nahezu unmerklich — zu betonen. Die Stelle, wo das Glitzern und Schimmern durch nebeneinander liegende Halbtöne gemalt wird (g-fis, a-gis usw. Bemerkung von Rietsch), darf notfalls leicht arpeggiert werden, im übrigen bringt ein Arpeggio zum mindesten den Verfasser dieser Zeilen um die Stimmung des Ganzen, so daß er das Lied lieber gar nicht als arpeggiert hört.

Die „Alten Weisen" sind ziemlich billig vom Verlage Peters in Leipzig zu erhalten. F. G.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Moriz Perles, k. u. k. Hofbuchhändler, Wien I, Seilergasse 4 — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6

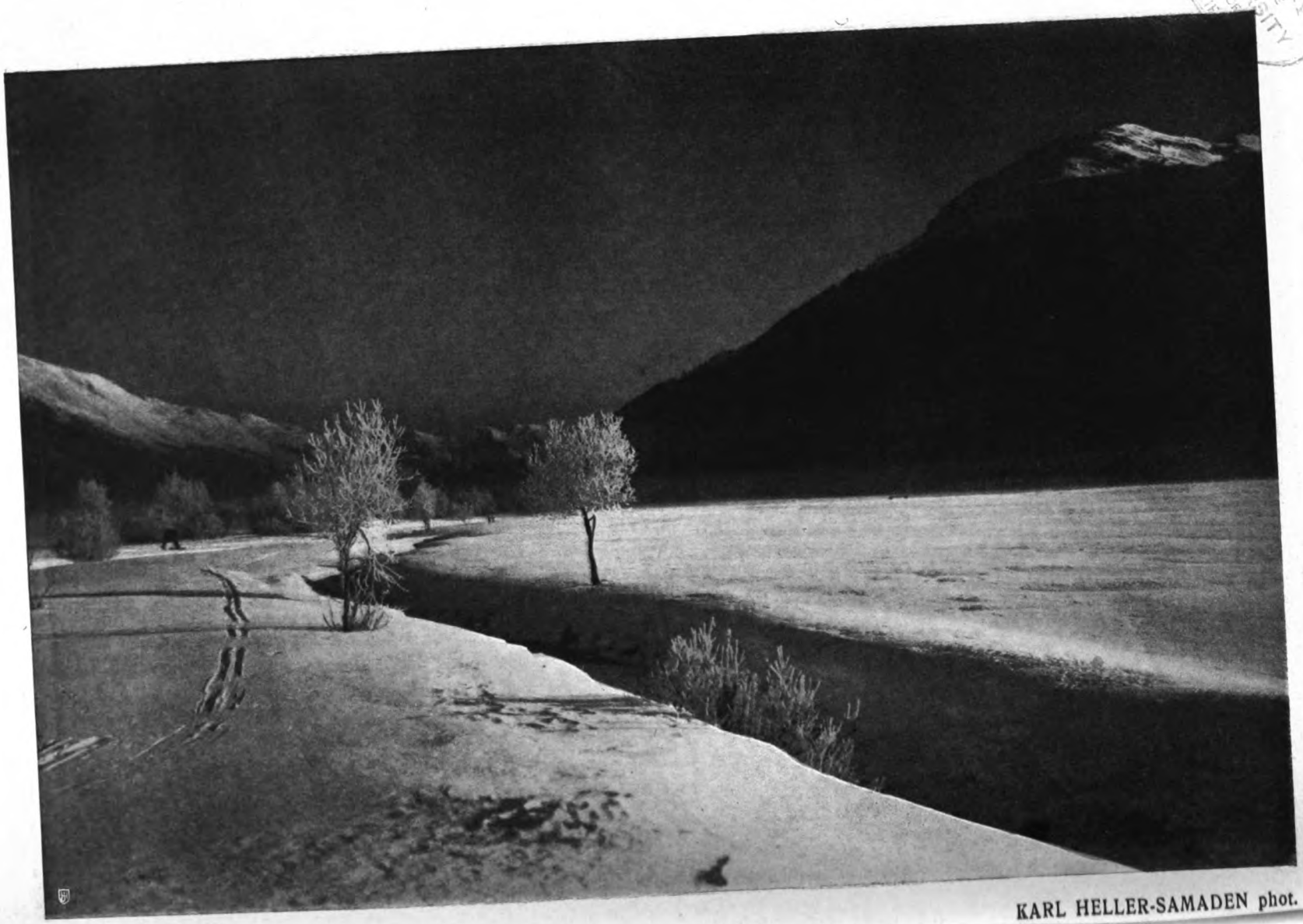
Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

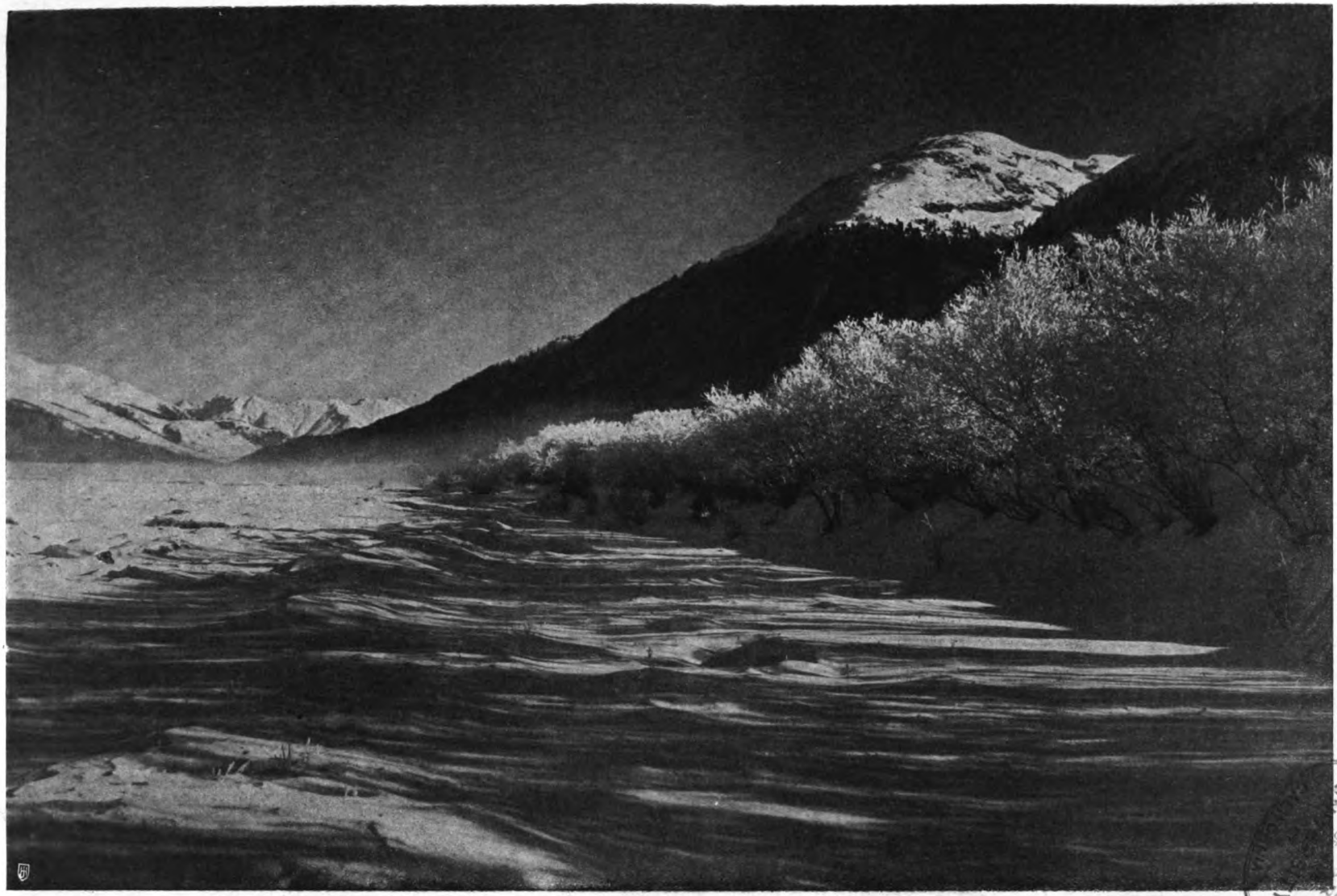
KARL HELLER-SAMADEN phot.

Digitized by Google



KARL HELLER-SAMADEN phot.

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KARL HELLER-SAMADEN phot.

Digitized by Google

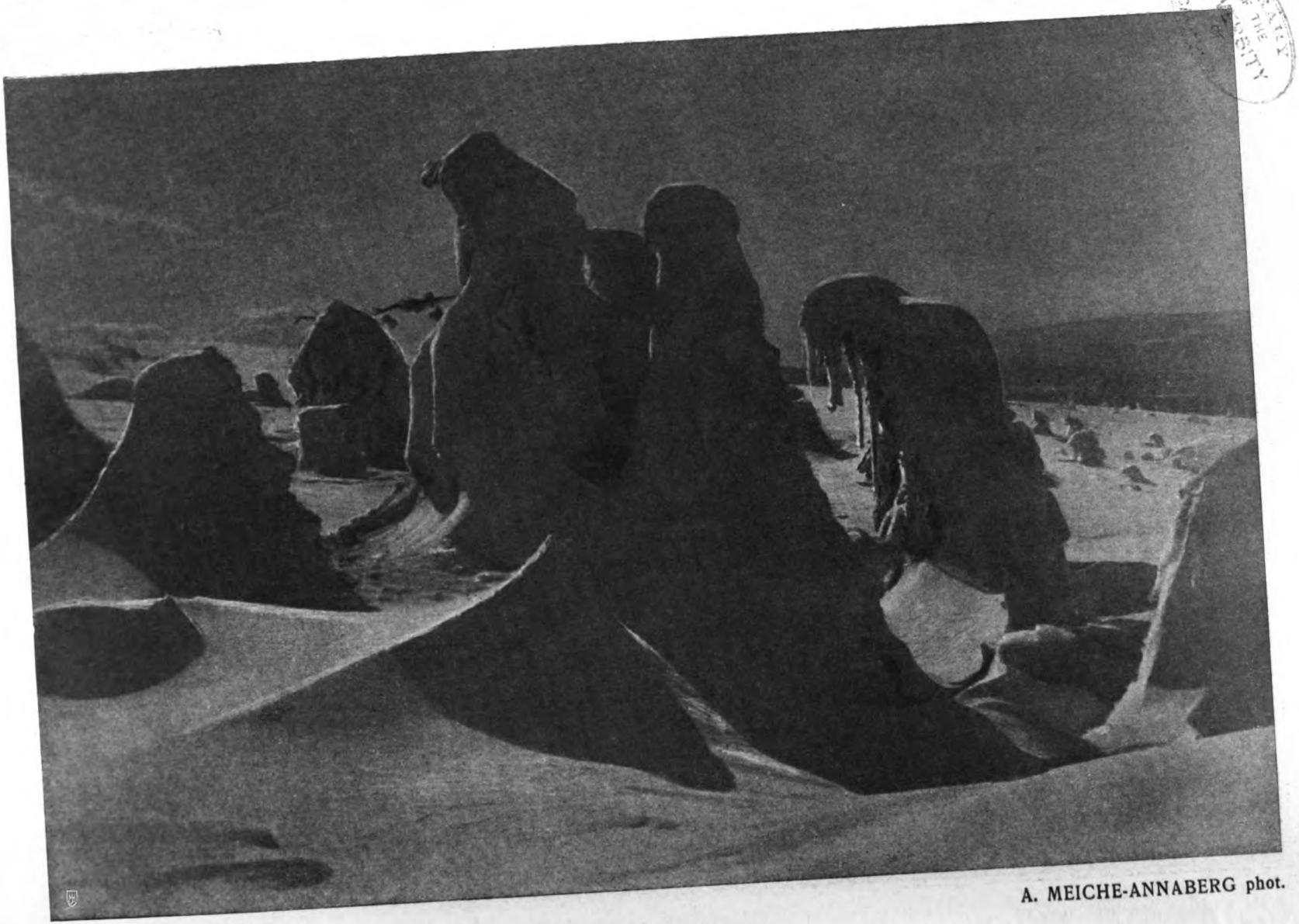
KARL HELLER-SAMADEN phot.

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

A. MEICHE-ANNABERG phot.

Digitized by Google



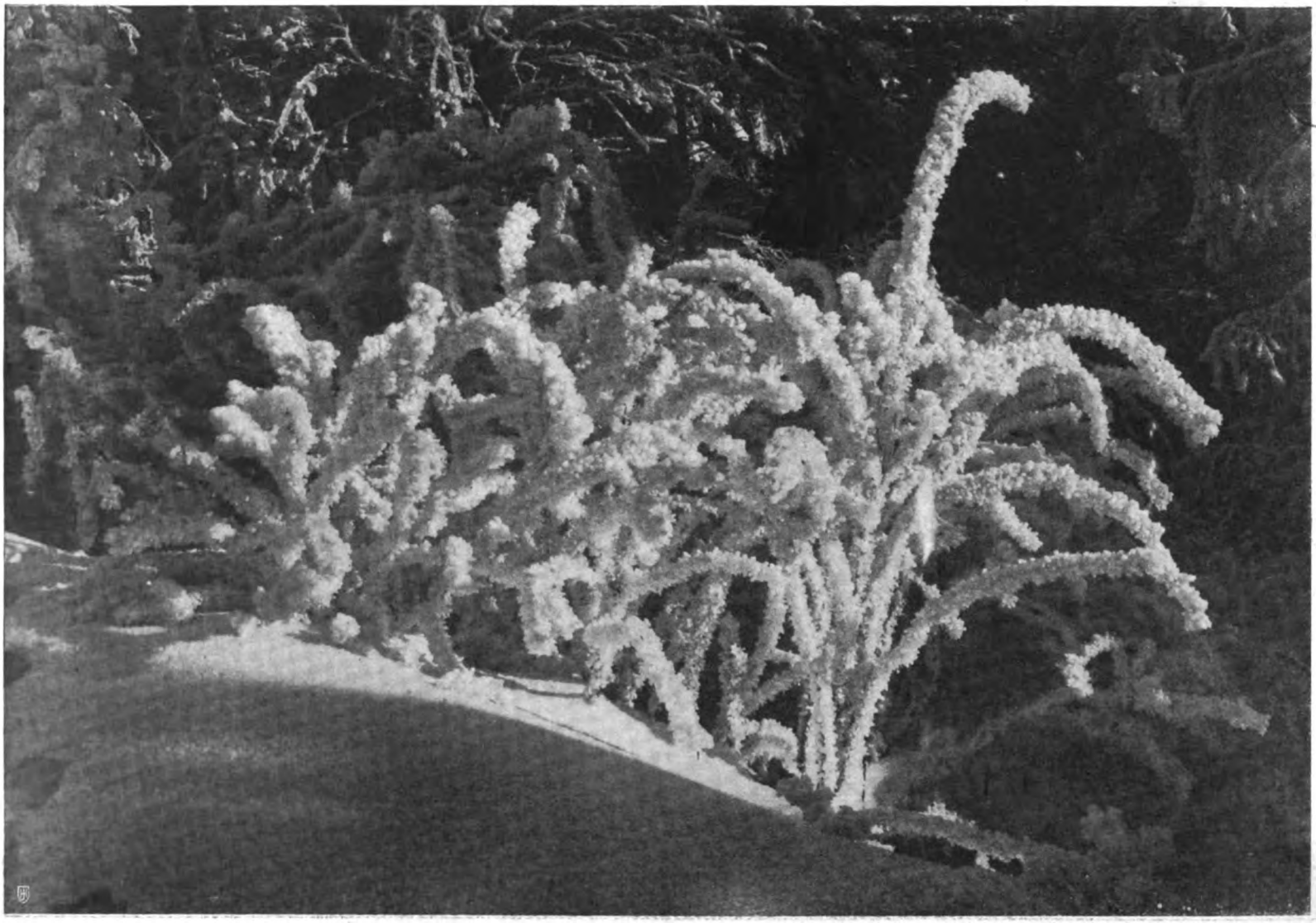
A. MEICHE-ANNABERG phot.

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

A. MEICHE-ANNABERG phot.

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

A. MEICHE-ANNABERG phot.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Nikolaus Schmid-Dietenheim

Digitized by Google

Der [illegible] Theater und „[illegible] Theater“

Von [illegible] Aufruf durch die [illegible] Frucht des Versuchs, den [illegible] des „König Ödipus“ erfolgreich [illegible] so sucht der Aufruf die Vor[illegible] sei hier die erträumte [illegible] Wirklichkeit geworden und [illegible] zusammengesetzte Zuhörer [illegible] antiken Dramas gestanden [illegible] hier auf dem Boden der [illegible] Beste, was wir zu geben ha[illegible] gemacht werden.

Auch wer gar nicht geneigt [illegible] zu verwechseln, wird bei dieser [illegible] bisher geplant wurde, ging es [illegible] oder halbguter [illegible] und schwierigste [illegible] das „Theater der Fünftausend“ [illegible] liegt nahe, daß man nun, [illegible] nationale Sache anvertraut [illegible] man da fragt, was denn [illegible] wartet werden kann. Dies [illegible] lange und ausgiebig [illegible] gastspiel- und reformfreu[illegible] extravagante Neuerer, [illegible] weiß nicht wenigstens andeutungsweise [illegible] Ziel ist? Sein künstlerisches Ziel [illegible] hat es uns in den letzten Jahren [illegible] eigentlich künstlerisches Wollen bei ihm [illegible] gesagt: was er auch aufstellte, mehr und [illegible] Bereicherung des Theaters, als Experiment eines [illegible] fehlte, als technischer Überschwang, und [illegible] Förderung des Kunstgenusses im höheren [illegible] vielleicht nur für uns, denen das Theater [illegible] Kunstanstalt mit dem obersten Zweck gilt, **dichter** [illegible] zu vermitteln; es ist aber doch wirklich nicht anzunehmen, daß die Unterzeichner jenes [illegible] anders denken, daß es ihnen [illegible] besondere für unser **Volk** [illegible] um die Vermittlung unsrer [illegible], sondern um die von Theaterkunst **als solcher** zu tun sei. Uns will nun scheinen: je weiter sich das Berliner Deutsche Theater und die Bühnen, auf die es einwirkt, entwickeln, um so ferner kommen sie jenem **höchsten** Zweck, um so unverhüllter bieten sie statt der Kunst, um derentwillen sie wohlgelitten sind, „Theater“, deutlicher gesagt Theatralik.

Was ist „Theater“ (mit Anführungszeichen) im Theater? Nach unsrer Voraussetzung alles was auf der Bühne wirkt, aber nicht dem

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Januarheft 1911 Heft 8

Deutsches Theater und „Deutsches Theater"

Von den stattlichsten Namen getragen, schwebt jetzt ein Aufruf durch die Welt: Volksfestspiele zu begründen als dauernde Frucht des Versuchs, den Max Reinhardt mit seiner Aufführung des „König Ödipus" erfolgreich durchgeführt habe. Zum ersten Male, so sucht der Aufruf die Vorzüge des Unternehmens ins Licht zu setzen, sei hier die erträumte Möglichkeit einer monumentalen Schaubühne Wirklichkeit geworden und habe eine aus allen Bevölkerungsschichten zusammengesetzte Zuhörerschaft „atemlos" unter dem Eindruck des antiken Dramas gestanden. In der Zeit politischer Gegensätze solle hier auf dem Boden der Kunst eine Art Ausgleich entstehen, solle das Beste, was wir zu geben haben, billig zu einer Sache des Volksganzen gemacht werden.

Auch wer gar nicht geneigt ist, Theaterfragen mit Kulturfragen zu verwechseln, wird bei dieser Gelegenheit aufhorchen. Wo Ähnliches bisher geplant wurde, ging es gemeinhin an mangelnder Teilnahme oder halbguter Durchführung zugrunde. Nun scheint das größte und schwierigste Unternehmen derart zur Tat zu werden, das „Theater der Fünftausend" unter Max Reinhardts Leitung. Es liegt nahe, daß man nun, wo diesem Künstler eine so wichtige nationale Sache anvertraut werden soll, — es liegt nahe, daß man da fragt, was denn nach seinem bisherigen Wirken von ihm erwartet werden kann. Dies bisherige Wirken hat ja die Öffentlichkeit lange und ausgiebig beschäftigt. Reinhardt, der Chef der unruhigsten, gastspiel- und reformfreudigsten Bühne des Reichs, der kühne und extravagante Neuerer, wer hat von ihm nicht gehört, wer weiß nicht wenigstens andeutungsweise, welcher Art sein künstlerisches Ziel ist? Sein künstlerisches Ziel . . . hier stock ich schon. Reinhardt hat es uns in den letzten Jahren nicht leicht gemacht, an ein eigentlich künstlerisches Wollen bei ihm zu glauben. Mit einem Satz gesagt: was er auch aufstellte, mehr und mehr erschien es als Bereicherung des Theaters, als Experiment eines Regisseurs, dem der Direktor fehlte, als technischer Überschwang, und immer seltener als eine Förderung des Kunstgenusses im höheren Sinn. „Im höheren Sinne" vielleicht nur für uns, denen das Theater noch immer als eine Kunstanstalt mit dem obersten Zweck gilt, dichterische Werke zu vermitteln; es ist aber doch wirklich nicht anzunehmen, daß die Unterzeichner jenes Aufrufs anders denken, daß es ihnen insbesondere für unser Volk nicht um die Vermittlung unsrer Dichtung, sondern um die von Theaterkunst als solcher zu tun sei. Uns will nun scheinen: je weiter sich das Berliner Deutsche Theater und die Bühnen, auf die es einwirkt, entwickeln, um so ferner kommen sie jenem höchsten Zweck, um so unverhüllter bieten sie statt der Kunst, um deretwillen sie wohlgelitten sind, „Theater", deutlicher gesagt Theatralik.

Was ist „Theater" (mit Anführungszeichen) im Theater? Nach unsrer Voraussetzung alles was auf der Bühne wirkt, aber nicht dem

Digitized by Google

dichterischen Werk zu vertieftem Eindruck hilft. Man sieht, die sogenannten „Auswüchse der Regie“ sind gemeint, von denen ein selbstherrlicher Regisseur nie etwas wissen will, die in ihrer scheinbaren Äußerlichkeit auch meistens als läßliche Sünden erscheinen und in ihrer Gesamtheit doch bedeutsame Folgen nach sich ziehen. Von einigen Äußerlichkeiten sei also zuerst die Rede. In seiner Aufführung des „Faust“ ließ Reinhardt den Erdgeist durch ein luftbewegtes rotes rotierendes Tuch darstellen, meines Wissens auf englisches Beispiel hin. Das Ding machte einen Lärm wie ein größerer Ventilator, und wer's noch nicht gesehen hatte, zerbrach sich noch unter dem Klang der Osterglocken den Kopf, wie das wohl gemacht sei. Von der Rätselhaftigkeit des Erdgeistes leitete es das Interesse auf die Rätselnatur dieses technischen Tricks ab. Ein andres Beispiel: in „Der Widerspenstigen Zähmung“ ließ man am Schluß, wo Petruchio für seine Gattin Hüte anschleppen läßt, die sie nicht wirklich bekommen soll, die einzelnen Schachteln aufeinandersetzen, so daß die Darstellerin von Schachtel zu Schachtel klettern mußte, um in die jeweils oberste zu blicken. Ein Akrobatenkunststück, das von dem Sinn der Begebenheit durchaus ablenkt und schließlich mit dem Fall einer Darstellerin endete. Es liegt mir nun fern, hier nachträglich Max Reinhardt seine schlechten Inszenierungswitze vorrechnen zu wollen; ich gehöre überhaupt nicht zu seinen Gegnern, ich weiß, wieviel wir ihm verdanken. Aufführungen wie die der „Hochzeit“ von Emil Strauß, des „Sommernachtstraums“ und selbst der „Judith“ rechne ich, alles in allem, mit zu dem Besten, was auf deutschen Bühnen überhaupt je erschien. Was mich aber gegen seine Prinzipien und, wie gesagt, dann und wann gegen seinen Kunsternst bedenklich stimmt, ist vor allem gerade die vielbesprochne Ödipusaufführung, die nun zu so großen Weiterungen führen soll. Ganz kraß ist dabei meines Erachtens jene Überschätzung des „Theaters“ zutage getreten, die sich im Überwuchern des Regiewesens äußert. Wenn zum Beispiel der sogenannte Chor als eine verwilderte maskierte Masse hereinstürzt, in unartikulierten Tönen weheschreit, hin und her wankt, wenn von außen irre Instrumentaltöne dazu „Stimmung machen“, so sollte man weniger von einer *Wirkung der Tragödie* als von einer *Suggestion durch die Regie* reden. Wenn aber, wie in München, die Worte des Chors wegen allzu lauter Stimmungsmache überhaupt nicht mehr verstanden werden, eines Chores, der nicht nur poetisch wundervolle Worte spricht, sondern zur dramatischen Dichtung als wichtiger Bestandteil gehört, so ist das die ärgste Sünde, die überhaupt in einem Theater vorkommen kann. Oder werden wir demnächst Beethovens Symphonien ohne Hörner oder zweite Violinen aufführen? Jeder Zirkusdirektor ist dem Regisseur überlegen, wenn es Stimmung von *solcher* Art zu machen gilt; die „atemlose“ Suggestion der Massen ist zum Beispiel beim looping the loop weit größer gewesen, als daß ein Theaterdirektor da konkurrieren könnte, und wenn er den Ödipus mit wirklichem Blut von oben bis unten anstriche und ihm das Auge eines geschlachteten Tieres an Sehnenfäden aus der Maske hängen ließe. Nicht gründlicher kann man den Sinn der antiken Kunst und aller ernsten Kunst mißverstehen und verkehren, als wenn man statt

Digitized by Google

der ethisch-ästhetischen die nervös-ästhetische Suggestion sucht. Bei aller Anerkennung also, die Reinhardts bedeutender Kraft und seiner sehr anregsamen Technik gebührt: sunt certi denique fines. Einem vernünftigen Menschen ist es nicht zuzumuten, daß er sich innerlich irgendwie beteiligt fühle, wenn Fräulein Müller, Herr Lehmann und Frau Schultze auf Reinhardts Gebot aus Masken groteske Laute ächzen. Solange solches Gebaren nicht aus der Dichtung begreiflich wird, den Wortlaut nicht begleitet, wandelt, hebt, sondern körperlich oder geistig tötet, solange gibt es uns nichts, als ein Gefühl peinlicher Verzerrung.

Es ist bekannt, daß dieser Streit um die Auswüchse der Regie von den Namen Brahm und Reinhardt getragen wird. Brahm ist — war? — nach allgemeiner Auffassung der treue Diener des Worts, der schlichte, einfache und sachliche, Reinhardt der experimentierende, aufdringlichere, waghalsigere, vielseitigere Regisseur. Nun kann man aber eine Volksszene wie die der Judith oder einen Chor wie den des Ödipus nicht ohne nachdrückliche Regieanstrengung aufbringen; man kann aber auch auf Reinhardts zahlreichere Mittel die Grundforderung Brahms anwenden. Der Zug der Zeit geht allerdings dahin, am Theater herumzumodeln, wobei freilich stets das Äußerliche beredet und bewegt wird, Szene und Kostüme, Hintergründe und Raumverhältnisse, anstatt daß endlich einmal Anstrengungen gemacht würden, unsern jüngern Nachwuchs mit einer leidlichen Sprechtechnik auszurüsten. Gregori hat im Kunstwart ja mehr als einmal von diesen Leiden gesprochen. Es ist schier unglaublich, wie schlecht im großen und ganzen heute auf der Bühne gesprochen wird; und auch da erlaubt Reinhardt seinen Bühnenmitgliedern einen „Naturalismus", der dem obersten Interesse der Darstellung, der Verständlichkeit, oft zuwiderläuft. Das führt zu dem zweiten Bedenken gegen die Prinzipien von Reinhardts Theater, das man in gewissem Sinn als Folge seiner, etwas gröblich gesagt, Äußerlichkeit auffassen muß — so gewaltig er den Apparat und selbst das „Volk" in der Hand hat, hat er seine Schauspieler noch in der Hand? Ob er sich um ihre Kunst bei den Proben sehr bemüht, ihnen viel dreinredet oder mehr freie Hand läßt, das kann nur der Beteiligte beantworten. Von außen gewinnt man den Eindruck, daß Reinhardts Regiegewalt bei seinen Darstellern nur wenig gelte. Solange er nun schon das Deutsche Theater hat, ein Ensemble hat er noch immer nicht gebildet. Nicht nur, daß er viel wechselt mit seinen Persönlichkeiten, und nicht nur das leidige Herumgastieren an andern Berliner Theatern kann daran schuld sein. Mir scheint vielmehr, er lege es gar nicht darauf an, seine Darsteller auf Deutlichkeit der Rede, Deutlichkeit der gemeinsamen Aktion, auf Stil und Sachlichkeit zu „regieren". Niemand bezweifelt, daß er eine Anzahl hochbegabter Künstler und Künstlerinnen hat, aber anstatt diese zum Teil sehr eigenwilligen, ja vordringlichen Individualitäten einem Ganzen kräftig einzuordnen, läßt er sie scheinbar möglichst ungebunden sich ausspielen; man drängt heraus, erlaubt sich Mätzchen und Drückerchen und macht sich nach Kräften des Direktors Selbstherrlichkeit gegen den Dichter zu eigen. Die Folge ist in vielen Aufführungen Reinhardts, daß man fortwährend überrascht, erregt,

Digitized by Google

gereizt, aufgeheitert — oder verstimmt wird, je nachdem. Man kann bei Reinhardt — ich denke an „Don Carlos“, „Räuber“, „Faust“, „Ödipus“, „Komödie der Irrungen“, den „Natürlichen Vater“ und andre Aufführungen — einen ganzen Abend lang gefesselt werden von neuen schauspielerischen Auffassungen, von Deklamationseigentümlichkeiten, von exzentrischen Gebärden und unwahrscheinlichen Szenenbildungen, und man kann es sehr schätzen, daß so viel Leben auf andre Bühnen übergeht von dieser ewigen Unruhequelle. Aber man kann auch wieder ganze Abende vergebens auf eine einzige reine dichterische Wirkung warten. Im Grunde sind dies alles doch spielerische, kindliche Interessen, denn hinsichtlich der Kunst ist es doch wohl gleichgültig, was für Quiektöne Herr Großmann und welche farbigen Lappen Herr Biensfeld vorbringt — wenn nur das Drama, die Dichtung nicht von all den Exzentrizitäten zerstreut und zerrissen wird.

Wie verhängnisvoll diese Haltlosigkeit ist, kann man in Berlin oft beobachten; die Schauspieler, die sich selbst überlassen bleiben, bilden natürlich rücksichtslos ihre Spezialismen, ihre allereigentümlichste Neigung aus. Das ist menschlich und für die Einzelnen kaum ein Vorwurf. Aber von Jahr zu Jahr kann man beobachten, wie Reinhardts Darsteller immer weniger wandlungsfähig werden, wie Herr Wegener als Graf von Gleichen, als Natürlicher Vater, als Ödipus und Holofernes immer Herrn Wegener so ähnlich ist, daß die individuelle Charakteristik der Rollen daneben fast ganz zurücktritt. Große, aber nicht vollkommen gefestigte Talente wie Tilla Durieux gehen nach meiner Beobachtung geradezu zurück. Frau Heims, Herr Hartau, Fräulein Konstantin und andre wiederholen sich in jeder neuen Rolle. Unter solchen Umständen ist es gar nicht erstaunlich, wenn das Berliner Publikum dreimal in einem Winter in den Faust läuft um drei — Besetzungen zu sehen, auf deutsch: wenn das Interesse von der bedauernswerten Dichtung auf die Schauspielerei übergegangen ist. Man versteht nun auch, wie gut Reinhardt seine Leute kennt, wenn er wirklich einmal Komödie von Tragöden mimen läßt, wie das neuerdings von Berliner Blättern mit Bedauern gemeldet wurde. Man versteht, welche Pikanterie darin lag, daß er den blinden hochbetagten Greis Teiresias in Sophokles' Tragödie von Herrn Moissi darstellen ließ, einem Schauspieler, der in Stimme und Körper etwas so Jugendliches, ja beinahe Knabenhaftes hat, daß jede Bühne sich beglückwünschen kann, die ihn für jugendliche Rollen gewinnt, der aber noch nicht einmal reife Männer ohne Schwierigkeit verkörpert. Es ist das Spiel im Spiel, was sich da vor den eigentlichen, den einzigen Zweck des Theaters gesetzt hat und die Sensation des Berliner Publikums geworden ist. Ein guter Kenner des französischen Theaters sagte einmal, französische Schauspieler begriffen diese Rollenfremdheit ihrer deutschen Kollegen nicht; und sei die Rolle noch so albern, sie mit vollem Sachernst durchzuführen, sie zu spielen, nicht mit ihr zu spielen, sei doch erstes Gebot. Wer läppische Sachen wie die „Sorcière“ von Dumas oder manche modernen Ehestücke französisch gesehen hat, weiß, wodurch sich dieser Stil von der Verrenkung bei uns unterscheidet.

Digitized by Google

Es ist hier von Reinhardt und seinem Ensemble die Rede gewesen; nicht weil er der einzige wäre, bei dem das Theater beginnt sich zu verzehren, sondern weil dieses Phänomen im Deutschen Theater wirklich am auffälligsten ist: und von dort aus nicht nur anregend, sondern auch zersetzend auf andre Bühnen wirkt. Meines Erachtens führt aber diese Entwicklung ziemlich geraden Weges zur Unkultur, zum Snobismus und zur Sensation. Solange wir meinen, eine Vorstellung verkörpere eine Dichtung, solange ist die Pflege der schauspielerischen Technik, des Ensembles und der Vorwirkung des Dramas die Hauptsache, welcher die Regie mit allem Fleiß und in aller Demut zu dienen hat. Man braucht vielleicht nicht so puritanisch streng zu sein wie Brahm, aber sein ehemaliger Mitarbeiter Reinhardt sollte ihn nicht so völlig verleugnen.

Alle diese Dinge wären so erheblich nicht, wenn nicht gerade die Ödipusorgie Anlaß zur Planung des „Theaters der Fünftausend" gegeben hätte, — und zwar unter Reinhardts Leitung. So froh diese Bewegung zu begrüßen ist, so bedenklich muß man bei diesem Anlaß und diesem Programm werden. Auch Sensationen können dem „Volke" schmackhaft gemacht werden, gerade sie und sogar für ziemlich lange. Arbeitet aber Reinhardt ungehemmt auf dem eingeschlagenen Weg weiter, so wird man dem Volk viel mehr „Theaterkunst" im bewußten Sinne, als dramatische Dichtung geben, während die ganze Bewegung doch nur dann einen Sinn hat, wenn sie auf die Verbreitung der höchsten Lebenswerte ausgeht. Man wird auch die sachliche Gegnerschaft weitester kunstfreundlicher Kreise nicht so schnell und einfach überwinden, auf deren Mitwirkung am guten Werk man nicht so leichten Herzens verzichten dürfte. Ich meine nicht, daß man das große schöne Unternehmen einfach ohne Reinhardt machen sollte, ja, ich bezweifle sogar, ob man das könnte. Aber mit aller Entschiedenheit müßte darauf hingearbeitet werden, daß die bisherige Übung — das Vorwalten der untergeordneten Regie und das Zerfallen und Heraustreten der schauspielerischen Einzelleistungen — zugunsten sachlicher und zurückhaltender Arbeit weiche. Es verlautet, man wolle ein eignes Ensemble zusammenstellen. Nun, das verpflichtet geradezu, auch eine ständige Leitung zu berufen. Reinhardts gewaltige Regisseurkraft in Ehren, aber über, mindestens neben seine Methode gehört, wenn ganze Arbeit getan werden soll, eine ständige, sachliche, ich scheue mich nicht zu sagen: eine künstlerische Macht, welche den Aufführungen für unser Volk Würde und Innerlichkeit wahrt. Wir haben genug solche Männer, und man darf der inneren Kraft der guten Sache trauen, daß sie auch die etwas widerstrebenden Elemente sammeln und binden wird. Reinhardt hat selbst in seinem Mitarbeiter Emil Milan, der die trefflichen, vornehmen Aufführungen des „Gyges" und der „Gräfin von Armagnac" leitete, eine so gehaltene Kraft, Steinrück, Gregori und manche andre gehören zur gleichen Art.

Und noch eins: schon hört man vom Spielplan, daß Sophokles, Aristophanes, Shakespere gegeben werden sollen (Coriolan und Cäsar); Antike entweder ganz oder dem Stoff nach. Glaubt man wirklich, daß gerade „das Volk" ein tieferes Nacherleben für die Blüte der antiken

Digitized by Google

Kunst und die Männer und Erscheinungen des antiken Lebens mitbringt oder durch ein Theater bekommt, in dem es auf Strecken hin die Sätze nicht einmal den Wörtern nach versteht? Oder ist in diese Pläne, die sich wenn irgendwelche Dauerwerten widmen sollten, nicht doch auch wieder ein Stück Nouveauté-Mode aus der Ödipusaufführung her geflossen? Warum für das Volk, das das Naheliegende noch nicht oder nicht genügend aufnimmt, das Fernstliegende, Schwerstverständliche, Fremdartige? Ödipus hat in Berlin Erfolg gehabt, ja, aber kein Einsichtiger wird leugnen, daß die Hälfte davon nach unten weiterwirkende Sensation der Satten an neuen Würzen war. Braucht das Volk vor allem Würzen? Der Reizhunger, die Reizgier ist selbst in großen andern Städten noch eine unbekannte, zum Glück vielfach sogar eine abgelehnte Erscheinung. Und eigentlich haben wir doch in Goethe, Schiller, Hebbel, Kleist, Grillparzer, Hauptmann, Schönherr und andern auch Dichter, sozusagen.

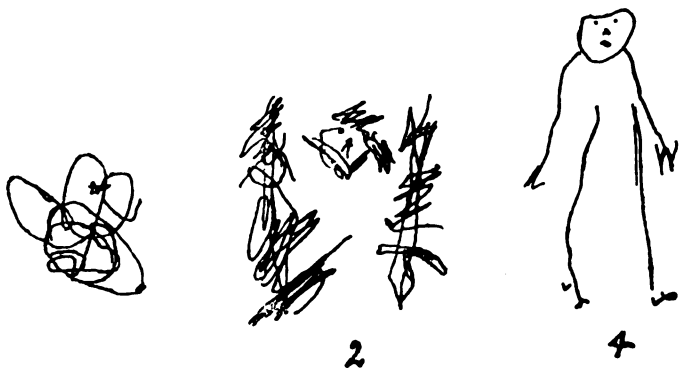
Noch einmal: wer selbst das ganze Theaterwesen nur ungern zu einer Kulturangelegenheit aufgebauscht sieht, an solchem Plan einer großen Kunstdarbietung für breiteste Kreise darf er aufrichtig freudig teilnehmen. Um so mehr wird es zur Pflicht, unbekümmert um kritische Moden nach Kräften für sachliche und ernste Arbeit zu sprechen. Wo vielleicht erhebliche Mittel und Kräfte eintreten werden, mögen die Konsuln doppelt Sorge tragen. Franz Gürtler

Kinderzeichnungen

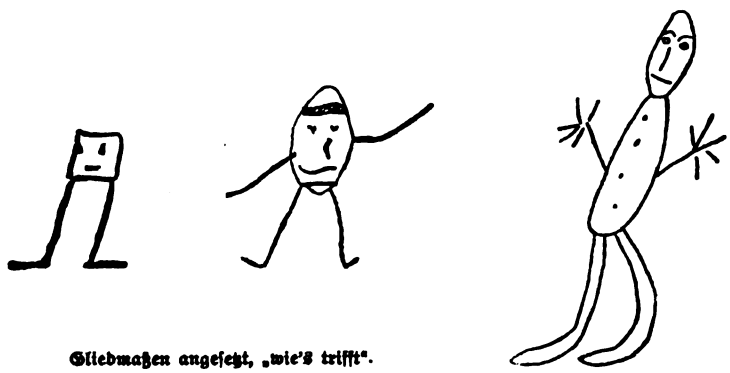
Das ist bei der Beurteilung von Kinderzeichnungen der häufigste Irrtum des Erwachsenen, daß er meint, das Kind wolle und solle damit tun, was er mit einer Zeichnung will: ein Augenbild aus der Wirklichkeit wiedergeben, wie man es sieht. Lassen wir zunächst den Ausdruck „wollen“ durchgehn, stimmt denn die Sache wenigstens dann? Nein, sagt Ricci*, das Kind versucht Menschen

* Sonderbar! Wir Deutschen sind doch gewiß Kinderfreunde, zweitens: wir Deutschen sind doch sicherlich gründliche Leute, drittens: man betrachtet uns bekanntlich als gerade des Schulmeisterns nicht unverdächtig, und endlich viertens: wir haben die neue Bewegung für ästhetische Kultur zum mindesten nicht weniger tapfer betrieben, als irgendein andres Volk der Welt, ja wir sind jetzt auf diesen Kampfbahnen so ziemlich allen um ein paar Nasenlängen voraus. Aber trotzdem: bei einem dieser „Punkte“ sind wir zurück. Wie zeichnet das Kind, wenn man's malen läßt, wie's mag? Aus welchen Bedürfnissen, welchen Trieben heraus? In welchen Beziehungen steht sein „Malen“ zu der Entwicklung seines Ichs? Das müssen wir doch alles wissen, wenn wir die Möglichkeiten einer gesunden und natürlichen Ausnutzung der kindlichen Kräfte kennen wollen! Tatsache ist aber: in der Aufstellung der Literatur über Kinderkunst, die der Italiener Ricci zusammengebracht hat, sind Engländer, Franzosen und Italiener, ist aber kein einziger Deutscher vertreten. Sehr lebhaft also hat man diese Fragen von uns aus nicht behandelt, obgleich wir immerhin einige deutsche Bücher mit einschlägigen Bemerkungen haben und ausländische Bücher übersetzten und zumal bei den Reformbestrebungen im Zeichenunterricht zu Rate zogen. Lamprecht

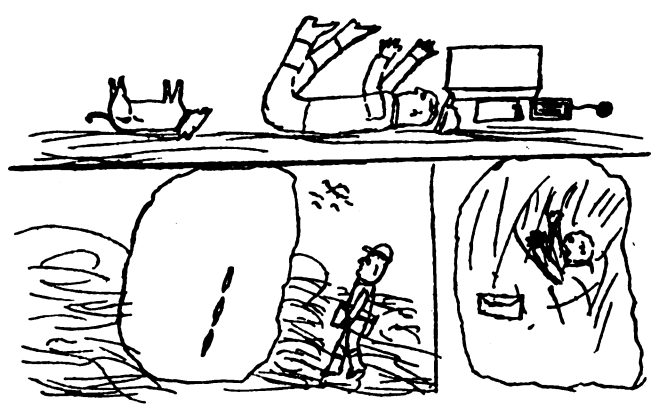
Digitized by Google



Entwicklung aus der „Strichelperiode". Bei 2: Kopf und Beine, noch nicht zusammengefügt. Bei 4: ohne Rumpf, ebenso unten links. Das Stricheln geht in Striche über und bleibt als Gestrichel künftig nur noch bei Schatten und als unbestimmt Empfundenem.



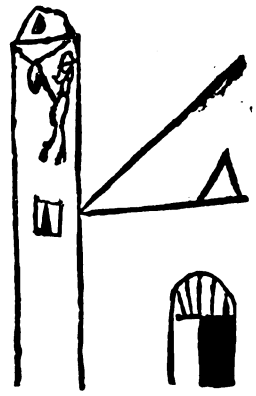
Gliedmaßen angesetzt, „wie's trifft".

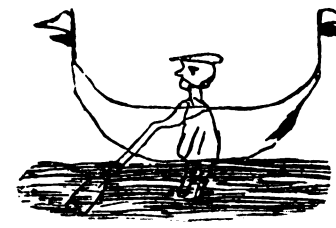


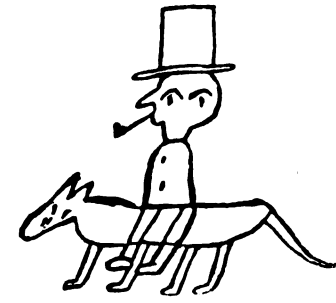
Bildererzählung in frühem Stil. Hans Guckindieluft. Oben das Purzeln über den Hund. Unten links, er sieht auf die Vögel und den Teich mit den Fischen nicht. Rechts: er ist ins Wasser gefallen. (Nach Lewinstein und Ricci)

Digitized by Google

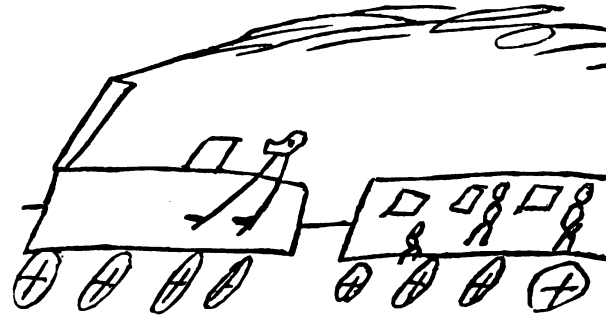
Die Zeichnung bildet nicht nach, sondern berichtet:







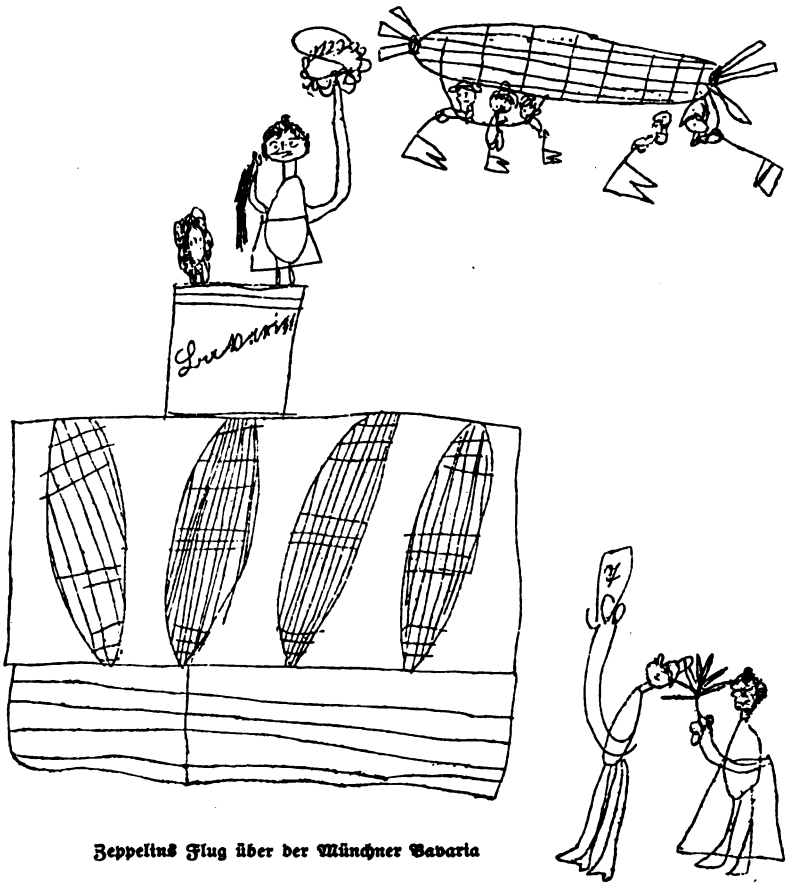
Der Glöckner ist im Glockenturm. Der Schiffer ist im Kahn. Der Mann reitet mit beiden Beinen und hat einen beachtlichen Zylinderhut. Die Passagiere fahren im Zuge. (In der Technik wohl Einfluß der Schrägschrift.)



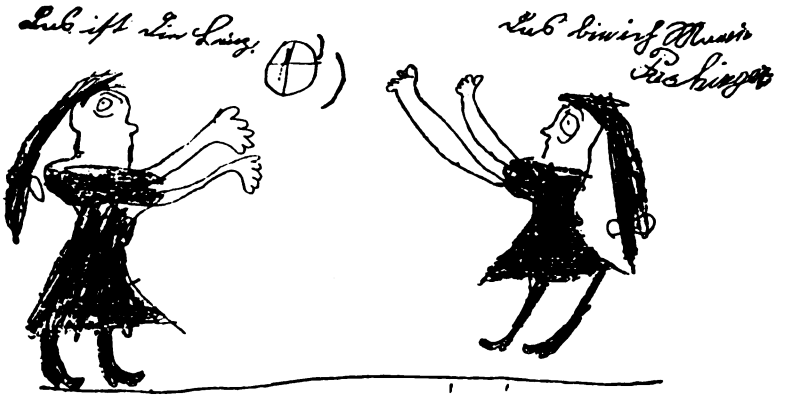
Hervorhebung des „Wichtigen“:

Dieser Herr und diese Dame sind sehr schön angezogen.
(Nach Lewinstein und Ricci)

Digitized by Google



Zeppelins Flug über der Münchner Bavaria



Ballspiel. Beide nach „Was Kinder sagen und fragen" (München, R. Piper & Co.)

Digitized by Google

Zeichnungen eines Wilden: Raubtiere, links heranschleichend, rechts beobachtend. Bei gänzlichem Mangel an Technik außerordentliches Nachfühlen der Bewegungen.

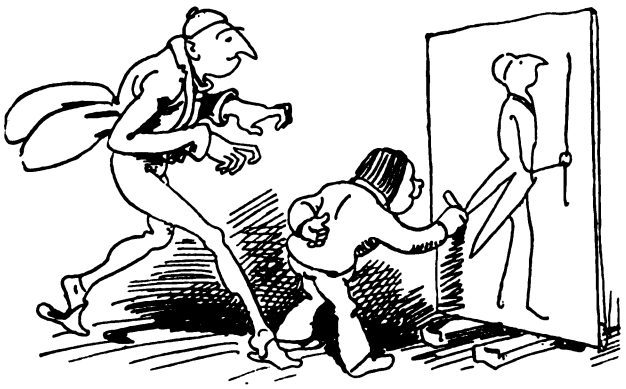
Das Bild eines Elefanten ist auf- und wieder weggehängt worden. Links Kinderzeichnungen vorher, rechts nachher. Man beachte im Vergleich mit der Zeichnung des Wilden die viel bessere Technik rechts und doch die geringe Gelehrtheit aus der Erfahrung, weil der Elefant nur aus dem Bilde „gekannt", das Raubtier im Leben oft und interessiert beobachtet war.

„Hund". Kindlicher Anthropomorphismus.

„Doppeltes Profil" mit „überzähliger" Nase.

Sehr wichtige Hände. Falsches Profil.

Digitized by Google



Zeichnungen von Wilhelm Busch aus „Maler Kleckſel“ (Baſſermann). Oben ein erſtes „Frühwerk“: „Durchſichtigkeit“, „biegſame Arme“, „falſches Profil“, aber ohne „überzählige Naſe“. Unten beſonders intereſſant das Nebeneinander der beiden Lehrerprofile. Man vergleiche auch das Geſtrichel der Kinder mit dem Schraffieren der Erwachſenen.

Digitized by Google

und Dinge nicht im optischen Ergebnis darzustellen, sondern in ihrer Gesamtheit: es teilt mit seinen Strichen nicht mit, was es von ihnen *sieht*, sondern was es von ihnen *weiß*. Zum Beispiel: du stehst, daß man dich ganz von der Seite sieht, ein Bein hinter dem andern — tut nichts, du bekommst doch brav sichtbarlich deine beiden Beine, deine beiden Augen, denn das Kind *weiß*: die *hast* du. Oder: es sitzen Männer im Kahn, das Kind weiß, sie haben Beine, also werden die, so oder so, auch aufgezeichnet, „verzeichnet" gleichsam, ich meine: registriert, wenn sie auch im Boot drin stecken. Oder, um beim Beinlichen zu bleiben: es reitet wer — das Kind zeigt dir auch die Beine hinterm Pferdeleib, die auf dem Bilde nun mitten durch die Roßgestalt laufen. Es zeichnet vor allem, was ihm das Wichtigste ist, was sein Bewußtsein betont. Das Wichtigste wird auch das Größte, wie auf alten Miniaturen. Wie leuchtet aus jenem Herrn trotz bescheidnerer Maße immer noch die Schätzung des Zylinderhuts, des Schnurrbärtchens, der Zigarre als Attributen der Männlichkeit, und wer bezweifelt, daß dies und das Nebenbild mit so verständnisvoller Wiedergabe des „Kostüms" von einer kleinen Dame gemacht ist? Die Anatomie ist anfechtbarer, sie geht in beiden Fällen, scheint's, von der Annahme aus, daß die Arme hinterm Rücken zusammenhängen und daß man mit ihnen wie mit Schläuchen auf dem Weg freier Biegung erreicht, was man will. Immerhin: das machte schon ein größeres Kind. Kleinere zeichnen die Arme ganz „wie's trefft", und *wohin's* „trefft", denn sie wissen noch nicht viel Genaueres, als daß sie einem eben anhängen. Die Kleinsten aber (man prüfe die Bilder) wissen überhaupt noch nicht viel vom Leibe der Großen, mit denen sie zusammen sind, wie denn die gelegentliche Entdeckung, daß die Mutter im Rock auch Beine trage, nicht nur in Witzblättern die Kleinen oft baß erstaunt. Ihnen fällt nur auf: die haben ein Gesicht, das sprechen und das essen kann, ferner: sie laufen herum, dazu braucht man Beine, und sie tun allerlei mit etwas, das sind die Arme, — all das genannte Zeug aber hängt irgendwie aneinander. Die Ergebnisse solch großzügiger Anthropologie zeigen einige unsrer Bilder.

in Leipzig veranstaltete dann eine wertvolle Umfrage, und Dr. S. Levinstein gab ein schon wegen seiner Reichhaltigkeit sehr empfehlenswertes Buch über „Kinderzeichnungen" (bei Voigtländer) heraus. Jetzt hat Lamprecht auch die Übersetzung von Riccis „L'Arte dei Bambini" (gleichfalls bei Voigtländer, 1 Mark) mit einem Vorwort begleitet. In seinem Büchlein „Kind und Kunst" (Berlin, P. Brandt) spricht auch Ernst Schur in einem besonderen Kapitel davon, „Wie das Kind sieht und schafft". „Was Kinder sagen und fragen" hat dann jüngst „samt Zeichnungen von ihnen" „eine Großmama" bei R. Piper & Co. in München herausgegeben, freilich mehr des Scherzes halber. Von unsern Kinderbildchen sind die Ballspielerinnen, das Kasperletheater und die Zeppelin-Geschichte dem letzteren Büchlein entlehnt, die anderen den Voigtländerschen Publikationen nachgebildet. Die drei Bilder nach Busch stammen vom „Maler Kleckſel" (München, Bassermann), die Oberländerschen Herrlichkeiten aus den wunderreichen Oberländer-Albums des Verlags Braun & Schneider, dem wir für die Erlaubnis dieser Reproduktionen ganz besonders danken.

Digitized by Google

Jedoch der Mensch wird gescheiter mit jedem Tag, er vergleicht und sieht: hier stimmt's nicht. Beim Alterwerden gibt es mitunter seltsame Kompromisse von en face und en profil (wir geben Proben), weil das Kind doch auch den scheinbaren Sachverhalt sieht, ohne sein Wissen vom „richtigen" verleugnen zu wollen. Es zeichnet die Menschen in den Häusern und die Häuser von drei Seiten zugleich. Aber allmählich sieht man besser: man sieht das Reiterbein nicht hinterm Pferd. Nunmehr läßt man's beim Zeichnen, so breit der Pferdebauch ist, weg. Ein kleiner Vorgang, aber er bedeutet etwas ganz außerordentlich Wesentliches. Das Bedürfnis erwacht, das Bild der Erscheinung anzuähneln, während man bisher nur das Bedürfnis hatte, vom Gegenstand auszusagen. Nun beginnt, vorausgesetzt, daß eins überhaupt beim Zeichnen bleibt, die lange Kette der Mühen, das Augenbild wiederzugeben. Wie der Sinn fürs Wirkliche einfach durch das Sehn gehoben werden kann, darüber haben Lehrer schöne Versuche gemacht. Man vergleiche die Elefanten (es sollen nämlich welche sein) auf Abbildung S. 90 links mit denen rechts (die wir als welche erkennen) — so wie links sah nach Pappenheims „Bemerkungen über Kinderzeichnen" das Getier in denselben Kinderköpfen aus, bevor man wortlos ein Bild dieser Tiere für eine Weile im Schulzimmer aufgehängt und nachher wieder weggenommen hatte — dann hatten sie sich in die Gestalten rechts verwandelt. Ähnlich wie hier links und rechts, unterscheiden sich auch die Zeichnungen der Wilden von denen der Kinder. Es fehlen die „logischen" Mängel, mag auch die „Technik" noch so mangelhaft sein, sie, die eine Sache der Begabung und Übung ist — die gute Beobachtung verrät sich doch. Mitunter sogar ganz seltsam stark. Der Wilde zum Beispiel, der die beiden „Jaguare" unsrer Bilder gezeichnet hat, konnte das doch wirklich eigentlich nicht — sieht man aber diese Umrisse länger an, so werden sie ganz seltsam lebendig links von einem Schleichen, rechts von einem Lauern — die Bewegung der Tiere kannte der Mann so vortrefflich, daß man an gewisse allermodernste Ornamente von Th. Th. Heine denkt.

Wer sich die Unterschiede zwischen den Künsten der Großen und Kleinen noch klarer machen will, der vergleiche mit echten Kinderbildern Bilder von Künstlern, die Kinderzeichnungen scheinen wollen. Das erste der Bilder von Busch ist vorzügliche „Kinderstil"-Imitation: selbst das sogenannte „doppelte Profil" ist wiedergegeben, bei dem trotz der Seitenstellung kein Auge unterschlagen ist (manchmal gibt's neben der Nase im Profil noch eine überzählige zwischen den Augen), und die Hauptsache, die Anfüllung der Binnenwelt mit Grütze, entspricht durchaus sowohl der kindlichen Kenntnis wie der kindlichen Unbefangenheit, ohne Rücksicht auf Undurchsichtigkeiten mitzuteilen, was man „weiß". Aber der künftige Maler Kleckſel, dem unser Meister dieses Werk zuschreibt, ist doch schon ein Beobachter über seine Jahre hinaus, denn, was sich mit diesem Entwicklungsstadium sonst nicht verträgt: die Arme und Beine sitzen so ungefähr, wo sie hingehören, und sogar die Finger der einen Hand tun das. Auch die gereiftere Kunst, die Busch auf den nächsten Bildern in der gleichen Historie den etwas gereifteren zukünftigen Kunstjünger tun läßt,

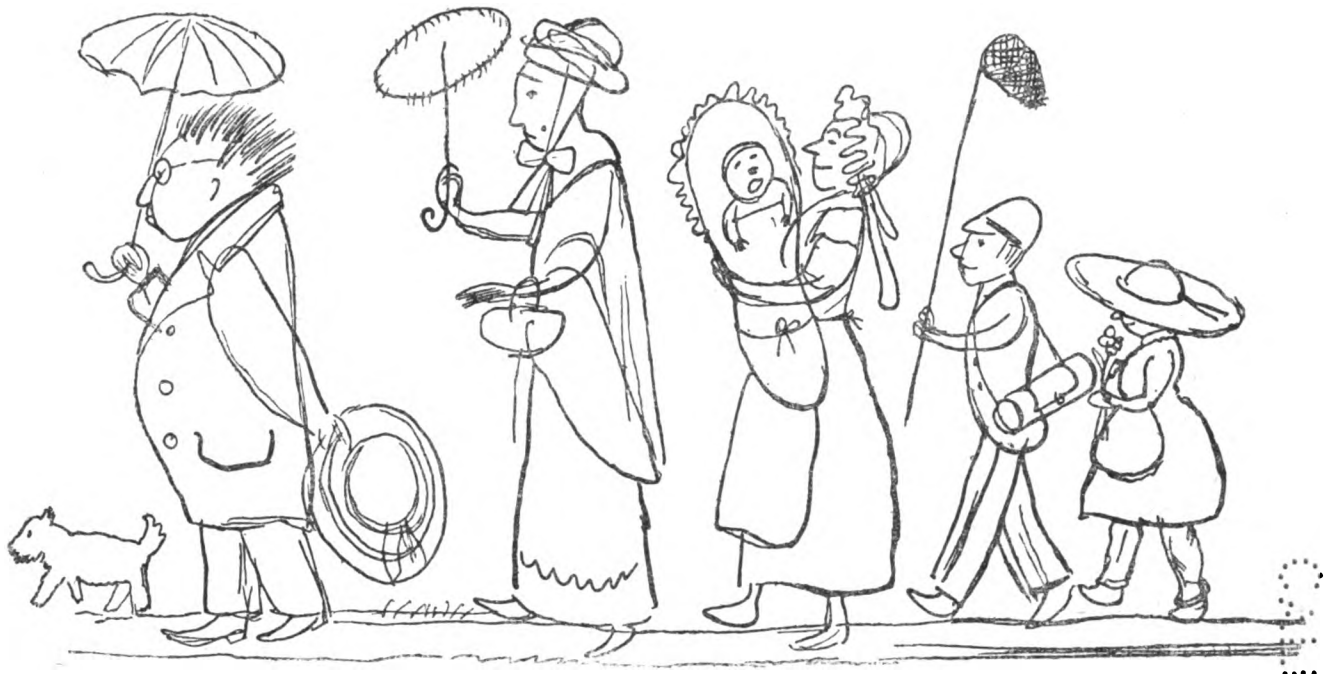
Digitized by Google

mögen wir ihm, alles in allem, glauben. Nebenbei sind diese Zeichnungen aber deshalb nicht nur amüsierlich, sondern auch interessant, weil sie auf gleichem Felde mit nachgeahmter Kinderkunst auch eine Kunst des erwachsenen Künstlers zeigen, die dem Laien anfangs *auch* „kindlich" schien. Denn als Busch zuerst auftrat, als man somit noch nicht an ihn gewöhnt war, da war die Meinung allgemein: er zeichne „wie Kinder". Daraufhin vergleiche man die beiden Lehrerdarstellungen. *Beide* sind für den Lehrer charakteristisch — aber die Bilder des kleinen Kleckfel zeigen, *was* vom Charakteristischen ein Junge, das andre, was *außerdem* davon ein Künstler wie Busch wahrnimmt. Auch der falsche Frackansatz wahrt durchaus das Kindkunsthafte, das Busch augenscheinlich vortrefflich gekannt hat.* Von ganz andrer Art sind *Oberländers* „Randzeichnungen des kleinen Moritz". Auf den ersten Blick scheinen sie dem Wesen nach den Blättern Buschs ähnlich. Auch hier die „Durchsichtigkeit", auch hier (wenn schon sehr gemildert) der falsche Armansatz, auch hier die Biegsamkeit der Arme und die Steifheit der Beine, dazu noch das kraftlose „Gekritzel", das, solange es *allein* auftritt, die allerfrüheste Periode des kindlichen „Malens" kennzeichnet. Wie dieses Gekritzel mit Erscheinungen aus spätern Perioden zusammen verwendet wird, so wird mit früheren Ausdrucksweisen auch schon eine Kenntnis der Perspektive zusammengebracht, die in so fertigem Zustande noch nicht vorkommen kann; in der Wirklichkeit werfen Kinder, die noch so „stricheln", meist hinsichtlich der Komposition sogar noch Auf- und Grundriß durcheinander. Oberländer wollte eben gar nicht Kinderzeichnungen *nachahmen*, er wollte nur assoziativ die *Stimmung* wecken, daß man Kinderzeichnungen vor sich habe — *um durch den Kontrast zum eigentlichen Gehalt den Humor desto stärker aufklingen* zu lassen. Denn was er uns eigentlich *sagt*, das sieht ja nur ein Erwachsener so, der kleine Moritz müßte denn ein unerhört frühreifer Schlingel sein. So benutzt Oberländer auch die kindliche Manier, ganz nebensächliche Kleinigkeiten hervorzuheben, wenn sie den Kindern wichtig sind (man denke an Zylinderhut, Zigarre, Damenkleid von vorhin), um nun als Wichtigkeiten scheinbare Kleinigkeiten zu geben, die in Wahrheit aber *hier* gerade uns *Großen* höchst bezeichnend erscheinen. Man sehe sich daraufhin die Liebeserklärung an. *Nur* kindlich sind die Nägel im Sofabezug — hier ist eines der kleinen unter den Kunstmitteln, wie Gestrichel, Durchsichtigkeit usw., um die Stimmung zu halten. Vielleicht auch, daß dem belauschenden Moritzli bei dem Leutnant die Handschuhe, die Stiefel, das Monokel, der Scheitel, bei dem Fräulein der Haarschopf und die Tändelschürze besonders beachtenswert und also der Verewigung wert scheinen können. Aber nun be-

* Auch die Begleitverse zu einem andern „Kinderbilde" Buschs bestätigen sein Verständnis des Problems:

„Zunächst mit einem Schieferstiele
Macht er Gesichter im Profile;
Zwei Augen aber fehlen nie,
Denn die, das weiß er, haben sie."

Digitized by Google



DER NACHMITTAGSSPAZIERGANG. AUS DEN RANDZEICHNUNGEN DES KLEINEN MORITZ.
NACH EINEM OBERLÄNDER-ALBUM

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

DER BISS IN DIE ZITRONE. AUS DEN RANDZEICHNUNGEN DES KLEINEN MORITZ. NACH EINEM OBERLÄNDER-ALBUM

ADOLF OBERLÄNDER

Digitized by Google

Univ. of
California

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

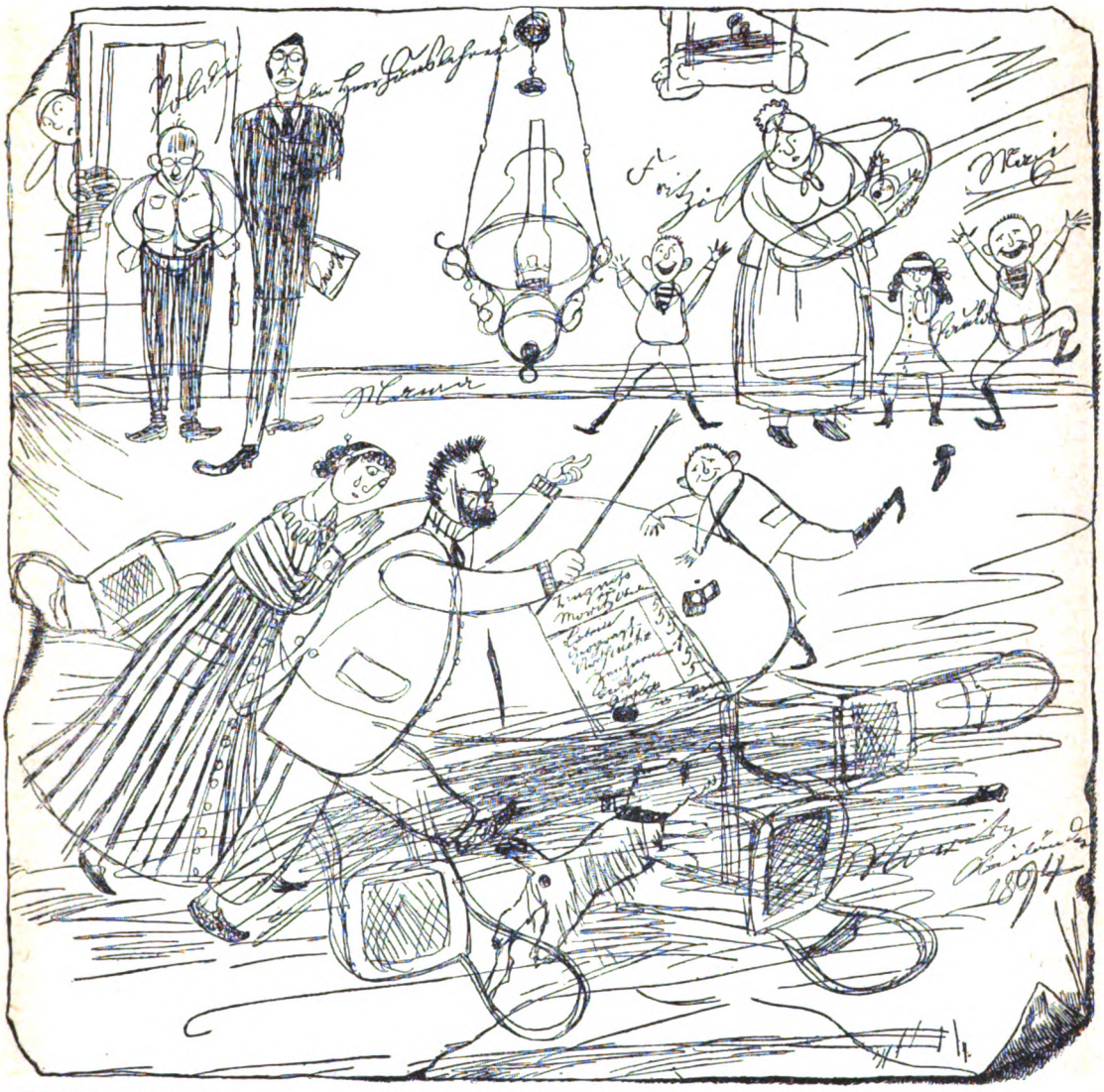
DIE LIEBESERKLÄRUNG. AUS DEN RANDZEICHNUNGEN DES KLEINEN MORITZ. NACH EINEM OBERLÄNDER-ALBUM

ADOLF OBERLÄNDER

Digitized by Google

Univ of
California

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

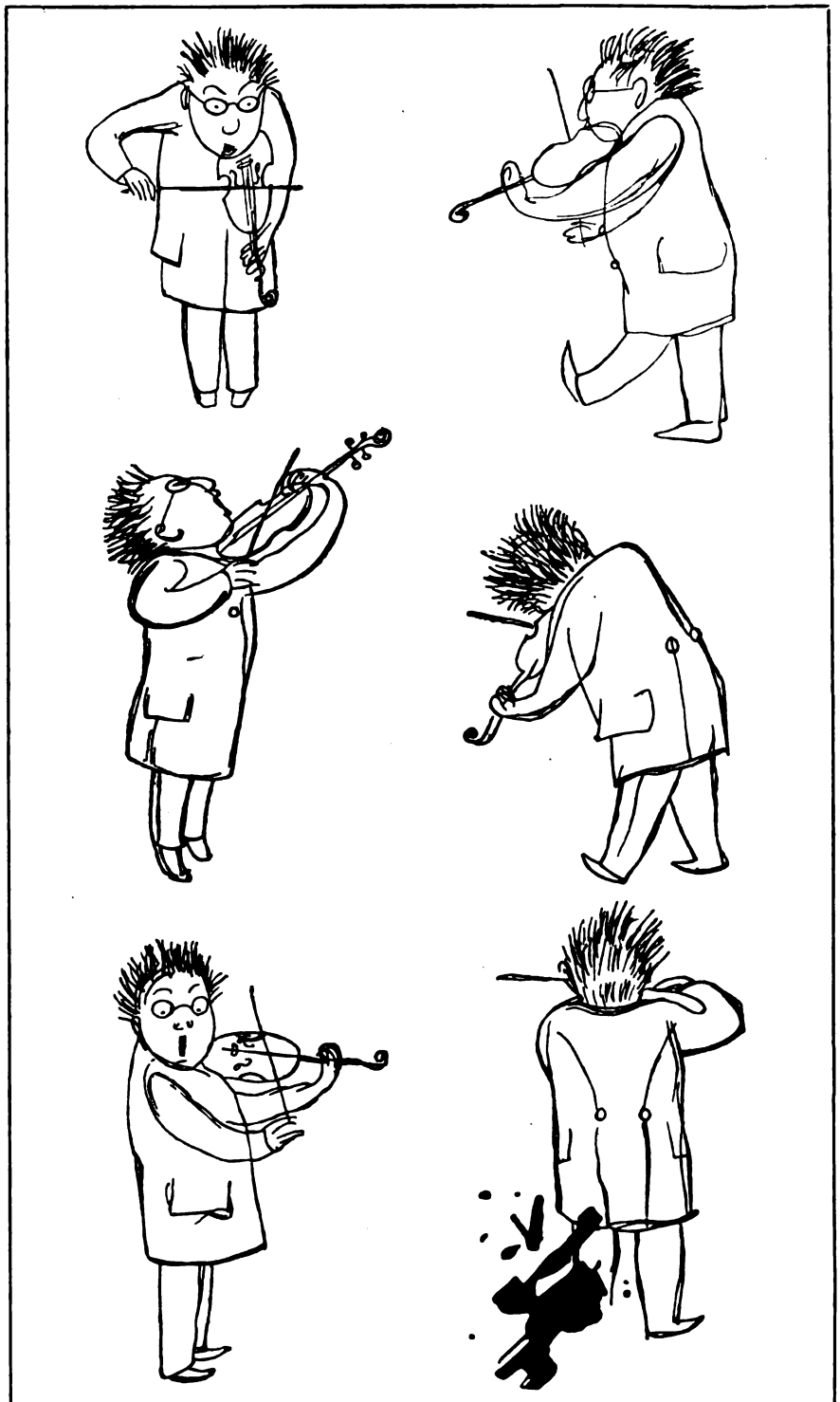
DIE FLUCHT UM DEN TISCH. AUS DEN RANDZEICHNUNGEN DES KLEINEN MORITZ. NACH EINEM OBERLÄNDER-ALBUM

ADOLF OBERLÄNDER

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



DER HERR GESANGLEHRER. AUS DEN RANDZEICHNUNGEN DES KLEINEN MORITZ. NACH EINEM OBERLÄNDER-ALBUM

AUS DEM KUNSTWART

ADOLF OBERLÄNDER

Digitized by Google

Digitized by Google

Univ. of California

ginnt das lustige Einschmuggeln vom Großen her ins Kinderreich. Diese Stellungen (die Arme auf der letzten Gruppe!) und diese Gesichter kann nur ein weltkundiger Großer so sehn. Trotz dieser Konterbande in solchen Blättern den Anschein des Kindlichen zu wahren, das bringt nur ein zeichnendes Genie fertig. Auch Oberländer selbst hat ja kaum Genialeres geschaffen als diese Blätter, die zu den Gipfelungen der humoristischen Zeichenkunst aller Länder und Zeiten gehören.

Von den Großen wieder zu den Kleinen! Bietet nicht schon das so wenige, das unsre paar Blicke von ihrer „Mal"-Welt zeigten, allerlei zum Nachdenken?

Wir deuteten vorhin einige Zurückhaltung an gegenüber dem Ausdruck „das Kind will". Denkt man beim „will" an irgendeinen Bewußtseinsakt, so muß man wohl recht vorsichtig sein. Mitunter ist er dabei, mitunter nicht, und wenn er dabei ist, so kommt mitunter doch was andres heraus, als was gewollt ward, ja, gerade das Nichtgewollte und unbewußt Zugegebene kann das Wertvollste sein. Alles genau wie beim Erwachsenen, auch wie beim erwachsenen Künstler. Und zweitens: wir treffen zwei, wenn man will, entgegengesetzte Richtungen der Kunsttätigkeit. Ein Aussagen dessen, was man „intus" hat, wie die Buchstabenschrift eins ist, und dann: ein Nachbilden der Wirklichkeit draußen. Aber der Kunstwartaufsatz neulich über Handzeichnungen handelte besonders davon, daß das erstgenannte „Aussagen" auch wieder verschiedener Art ist, wie in der Schrift die geschriebenen Sätze einerseits, und anderseits die „Handschrift", in der sich Charakter, Stimmung und sonst noch mancherlei niederschlagen. Wir können jetzt auf all das nicht eingehn, genug für den heutigen Zweck, wenn eines klar ist: das Zeichnen ist lange nicht die einfache Sache, als die es der Zeichenunterricht von ehedem aufgefaßt hat. Den Zeichenunterricht zu pflegen als Übung im bewußten Sehn ist eine vortreffliche Aufgabe und nach meiner persönlichen Überzeugung sogar eine, die gegenwärtig oft unterschätzt wird. Aber die einzige Aufgabe ist es nicht. Denn alle guten Kräfte im Kinde müssen womöglich angeregt werden, zum mindesten aber darf man keine von ihnen, geschweige denn mehrere durch die einseitige Ausbildung einer einzigen unterdrücken. Mit der Anleitung zum Nachbilden der Wirklichkeit also ist für unser Gebiet die Aufgabe der Erziehung nicht erschöpft.

Wer wissen will, was herauskommt, wenn man es so treibt, der prüfe beim ältern Geschlecht die Produkte des Zeichenunterrichts älterer Art an Leuten, die nicht durch Anlage oder Verhältnisse weiter, als die Schule sie führte, gekommen sind. Die Handfertigkeit mag stattlich sein, wie steht's um das Verhältnis solcher Menschen zur bildenden Kunst, um ihre Genußfähigkeit an Kunst? Die eigentliche Menge bleibt ja freilich noch unterhalb jeder künstlerischen Betrachtung überhaupt, indem sie nur von den dargestellten Gegenständen als solchen interessiert oder auch gelangweilt wird. Von der Minderheit aber — wie wenige kommen darüber hinaus, ein Kunstwerk auf mehr hin anzusehn, als darauf, wieweit nach der Beschauer Ansicht die Nachahmung der Wirklichkeit geglückt sei! Für wie viele bricht noch

Digitized by Google

heute der Nachweis einer Unrichtigkeit den Stab übers ganze Bild, wie man seinerzeit Böcklin damit zu erledigen glaubte, daß er Zeichenfehler mache! Wie viele freuen sich ihres „Kunstverständnisses", wenn sie entdecken, daß irgendwo die Perspektive nicht stimmt, als wenn es nicht ewige Kunst (ich nenne nur Giotto) mit höchst mangelhafter Perspektive gäbe! Für wie viele bricht ein falscher Wirbel nicht nur einer Gestalt, sondern einem Künstler den Hals! Nun ist's gewiß eine feine Zucht, auf all derlei zu achten und sich der Vollkommenheit anzunähern auch dabei. Aber deshalb, weil sich das Aussagen aus dem Innern heraus wandelte unter der Aufnahme von außen her in dieses Innere, deshalb sind die alten Kräfte aus der Kinderzeit in uns nicht erloschen, sie, in denen nicht die Umwelt, sondern die Persönlichkeit sich ausdrückt. Daß sie in der Karikatur noch weiterleben, sieht jeder, sie walten aber auch noch weiter in der Monumentalität. Sie walten im feierlichen Ernst geradeso gut noch fort, wie im Scherz, sie walten überall, wo der erwachsene Menschengeist etwas *betont*. Denn alles Betonen ist über das natürlich Gegebene hinaus ein Merkzeichensetzen des Menschengeistes. Sie walten auch im Spiel, das ein Üben der persönlichen Kräfte ist, indem es auslöst, verbindet, umformt, und somit walten sie vom Monumente bis zum Ornament. Nicht Nachahmen allein, sondern zugleich freies Bilden mit all den Mitteln, die im Keim schon die Kindheit vorbildet, ist dann die gesamte Griffelkunst bis zu den erhabensten Schöpfungen Klingers, und deshalb in ihren Tiefen unergründlich einem, der nur dem Nachahmer der Wirklichkeit folgen kann. So wirft die Beschäftigung mit dem Krikel-Krakel unsrer Kleinen Schlaglichter hinaus über alle Gelände der Kunst. A

Kasperletheater. Nach „Was Kinder sagen und fragen" (München, R. Piper & Co.)

Lose Blätter

Aus „Glaube und Heimat" und aus dem „Königreich" von Karl Schönherr

[Schönherrs „Tragödie eines Volkes" ist in Wien mit beispiellosem Jubel aufgenommen worden. Man wird uns nicht verübeln, daß uns nach unsrer viel angefochtenen früheren „Schönherrpropaganda" (Kw. XXI, 19 und XVI, 2) diese Tatsache besonders freut. Wir geben aber um so lieber von ihr Kenntnis und von dem neuen Werk auch durch unsre Probe eine Vorstellung, als das Stück über zahlreiche von den bedeutendsten Bühnen deutscher Zunge geben wird. Man darf hoffen, daß der

Digitized by Google

Erfolg der starken Dichtung auch dort treu bleibe, wo örtliche und österreichisch-patriotische Sonderfreuden nicht über ihn mitentscheiden.

Es ist harte Zeit, da das Stück spielt. Vor hundert Jahren etwa ist auch ins österreichische Alpenland der neue Glaube gekommen mit dem „lauteren Bibelwort" und der Macht des „befreiten Gewissens". „Rausend" sind sie „geworden", die alte und die neue Lehre, ihr Kampf hat Unruhe und Haß, Blutvergießen und Zerwürfnis in die Häuser gebracht, ja, bis in die einzelne Familie hinein bindet und löst die Gemeinschaft oder der Unterschied im Glauben die Bande von Mensch zu Mensch. Alt-Rott, der Ahn, ist gut katholisch — ihm können die Häscher des Kaisers nichts anhaben, denen das Gesetz der Gegenreformationszeit ketzerische Bauern und Hofleute in die Fremde zu treiben befiehlt. Christoph Rott, der älteste Sohn, sitzt noch ungestört, denn noch bekennt er sich öffentlich zur Muttergottes, ob er auch heimlich im Dielenloch eine Bibel, heimlich im Herzen die lutherische Lehre hütet. Rott Peter, Christophs Bruder, mochte sie nicht verbergen und ward darum außer Lands getrieben, bei harter Strafe. Und doch kehrt er zurück, will im Heu oder im Stall hausen, wenn er nur daheim bleiben darf. Glaubenstreue und Heimatliebe zerbrechen ihm, im Zwiespalt seines Innern, das Leben.

Dieser Kampf in allen möglichen Formen und Abstufungen erregt alle Gemüter. Der wilde Reiter, der das kaiserliche Gebot vollführt, setzt den Ketzern hart zu. Sollen sie morgen außer Landes, so sollen sie doch noch vorher das verhaßte Bibelbuch herausgeben. Die Frau des Sandpergers, der schon auf der Liste der Schüblinge steht und sein Bauerngut verkauft, gibt es nicht heraus. Da sticht er sie zu Tod — Ketzermord ist wohlgefällig. Sterbend stürzt das stilltreue Weib, deren Wort war „Red' nit viel und geh dein' Glauben nach" in das Haus Rotts. Und wie er das Unrecht sieht, verhält der Bauer seinen Zorn nimmer, er bekennt laut ausbrechend sich zur ungeänderten Augsburger Konfession und lädt den Fluch der Austreibung auf sich. Im zweiten Akt kommt an ihn die Reihe, sein Gut, das er so heiß liebt wie nur je ein stolzer Alteingesessener, zu verkaufen. Noch heute geht's auf den Schub. Aber er tröstet sich: sein treues Weib und Spatz, ihr Sohn, der Stolz und die Lust beider, werden ihn begleiten; mit dem Teufel müßte es gehen, gelänge ihnen keine Einwurzelung in fremdem Land. Da kommt ein neues Fallstrickverbot vom Kaiser, daß die unmündigen Kinder nicht außer Landes dürfen. In der reinen Lehr sollen sie erzogen werden, nachdem man ihre Väter verjagt hat. Der Dreispann wird zerrissen.* Auch das hoffen die Bauersleute noch zu überstehen. Ist der Bub herangewachsen, so werden Mutter und Sohn folgen; Alt-Rott wird leben bis er im evangelischen Land ehrlich Begräbnis findet. Aber die Erbitterung des Reiters stößt mit dem froh-frechen Draufgängersinn Spatzens zusammen, als dieser endlich das Verbot vernimmt, und der Bube stürzt sich unbedacht vor seinem Angriff in den Bach. Christoph Rott kann nur noch seine Leiche vor dem Mühlenrad erretten. Da endlich brennt dem Bauern der Mut auf, daß er den Reiter nieder-

* Den Schluß des zweiten Aufzugs, mit der Bekehrung des Alt-Rott und der Verkündung des Verbots drucken wir im folgenden ab.

Digitized by Google

wirft; aber Gottes Gebot geht nicht auf Rache, sondern auf Verzeihung; in gewaltiger Überwindung reicht er ihm die Hand zur Verzeihung — „wer will, kann sie nehmen . . .“ — und geht mit seinem Weib einer ungewissen neuen Heimat zu. Hinter ihm bricht der Reiter in Trotz und Reue sein Schwert entzwei.

Über Schönherrs Bedeutung schwankten die Meinungen bislang fühlbar. Der eine wollte in ihm nur ein Heimatkunsttalent, der andere eine große Hoffnung für die Bühne, der dritte nur eine Lokalgröße sehen; er hat keine Mitläufer und auch keine allzu große Gemeinde gehabt; manche seiner Werke gingen schier unbemerkt vorüber. Noch vor dem neuesten, „Glaube und Heimat“, ist sogar die Frage aufgetaucht: „Meisterwerk oder Kitsch?“ Wir glauben, wer auch nur unsre Probe unvoreingenommen auf sich wirken läßt, muß fühlen, daß da innerlichst Durchlebtes zum Ausdruck kommt; eine tief erschütterte Menschennatur muß diesen starken und leidenschaftlichen Gestalten ihr Blut mitgeteilt haben. Von Kitsch wird man ernstlich nicht reden dürfen. Am wenigsten, wo weiches, herzliches Fühlen das harte szenische Treiben unterbricht; im Gegenteil, es will uns dünken, nirgends gebe der Dichter Schönherr aus vollerem Gefäß als wenn ihm das Herz überquillt. Wo Mann und Weib sich — nach Jahren wortloser Ehegenossenschaft — in trüber Stunde herzliche Tröstung sagen, wo das Landstreicherpaar mit Scherz und Kuß seinem kommenden Kind eine Heimat und ein Kirchenbuch zu suchen auszieht, gar wo des köstlichen Spatz frische Liebe und Fröhlichkeit die tiefste Lebensfreude aus den Eltern herauszündet, — überall da scheint uns Schönherr der ewigen Wahrheit am nächsten, die da heißt Gestalt und Menschenwesen. Was aber wenigstens den Verdacht der Mache manchmal von ferne beschwört, ist das wirkungsvolle doch ein wenig künstliche Gefüge der Szene, ist die schier überspannte Gegensatzspannung zwischen Bauer und Reiter. An manchen Stellen überzeugt da das Buch weniger von der innerlichen Notwendigkeit, und das religiös-gefühlmäßige Ethos findet manchmal Ausdrücke, die an der Grenze des Pathetischen stehen.* Aber Schönherr war von je ein spezifisch dramatisches Talent, vielleicht das einzige in unsrer Zeit. Er liebte jenen schnellen und schnellsten Pulsschlag des Geschehens, jene atembeklemmenden Spannungen und aufgehäuften Plötzlichkeiten, die wir im wirklichen Leben kaum je so kennen lernen. Das will heißen, er suchte zwischen Naturwiedergabe — denn Milieu und Sprechweise der Wirklichkeit behielt er bei! — und Naturvergewaltigung (im Sinn des wirksamen Szenenaufbaus) einen Mittelweg, Gewaltsamkeiten aber „erlaubt“ wohl selbst der strengste Kritiker, wenn sie einmal der szenischen Wirkung dienen, ohne die innerliche zu schmälern, zum andern, wenn ihnen noch soviel Wahrscheinlichkeit innewohnt, daß wir im Verlauf des Ganzen von ihnen nicht fühlbar ruckweise überrascht werden. Nach beiden Seiten hat Schönherr in seinem neuen Drama keinesfalls mehr gefehlt als früher, innerlich unwahrscheinlich scheint eigentlich nur die Selbstüberwindung Rotts im Augen-

* Zum Beispiel der Schluß: Rott: So lang ich mein Inwendig (deutet auf die Brust) sauber han, tuet mich kein Reiter brechen und biegen! (Tritt marschbereit an den Karren. Ungebrochen, aufrecht.) Weib; schieb' an! Wir gehn, eine neue Heimat suchen!

Digitized by Google

blick seines Sieges; das Gottesgebot, das ihn da zwingt — ein ebenso katholisches wie evangelisches! — taucht etwas plötzlich auf, vorher war Rott für unser Empfinden zwar als aufrichtiger und leidenschaftlich-einseitiger Bekenner des lutherischen Glaubens, aber durchaus nicht als tieffromm und bis zu solcher Selbstverleugnung gehorsam gezeichnet. Diese Umkehr ist mehr bühnenwirksam als innerlich haltbar. Im ganzen aber offenbart die innere Kraft und einheitliche Geschlossenheit dieses furchtbar zwingenden Geschehens, das nur in Spatzens nicht ganz zwingend motiviertem Tod eine kleine dramatische Schwäche hat, ein mächtigeres poetisches Schauen und ein so sicheres Können, daß man allen Grund hat, das Werk froh zu begrüßen und auf Schönherrs werdende Meisterschaft zu vertrauen.

Natürlich kommt viel, nein, kommt alles darauf an, ob Schönherrs eigentliches Poetentum diese Theatergefahren überwinden wird. Mir persönlich scheint dies vor allem durch sein schnell vergessenes Märchendrama „Das Königreich" wahrscheinlich gemacht. Die reine Phantasiedichtung, wo keine wirklichen Gestalten und keine historisch-öffentlichen Konflikte den Dichter unterstützen, bietet ja so etwas wie einen Prüfstein für das anschauliche Gestaltenkönnen des Poeten. Und Schönherr hat in dieser zarten und doch leidenschaftlichen Dichtung nicht nur eine feine Charakterkunst, sondern auch eine wirkliche reiche Phantasie erwiesen. Ich kenne unter der neueren Literatur nur Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt", das dem Drama Schönherrs darin ebenbürtig wäre. Wobei etwa Hauptmann eine noch tiefere Symbolik, glänzendere Phantasien dichterisch festhielt, Schönherr aber stärkere dramatische Spannkräfte in sein Werk legte. Zwei Welten zauberischen Glanzes stellt der Dichter nebeneinander und aus dem tief innerlichen Gegensatz der beiden erwachsen Leiden und Tod. Die eine ist voll schwüler, verhexter Stimmung, ihr Hexenmeister der als Musikus verkleidete Teufel, ein wilder Geselle aus Mephistos Gefolge, der Herr einer mächtigen Zaubergeige.

„Klinge Geige, wohlgebaut
Aus gegerbter Menschenhaut!
Schwirr darüber, Fiedelbogen,
Mit dem Haar der schönsten Dirne
sechsfach überzogen!
Töne, girrt! Surrt! Schwirrt!"

Spielt er, dann erfaßt die Hofgesellschaft wilde Lust, sie tanzt, lebt und liebt in stürmendem, gierigen, nimmermüden Rausche. Der junge Fürst selbst treibt sie dann an und blickt lüstern-froh zu, obwohl ihm in ruhigen Stunden das ganze Treiben schon schal vorkommt. Ihm liegt eine andere Zeit heimlich im Sinn, da fromme Weise am Hofe herrschte und Hoffräulein Maria noch rein und keusch zur Kirche schritt. Die ist nach einer frechen Kränkung durch den verkleideten Teufel heimlich weggegangen. „Gefallen ist sie", raunt Diabolo dem Fürsten ins Ohr; keine Reinheit gibt's auf der Welt, so glaubt der nun, und wilder geht's in den Rausch bacchantischer Feste. Einmal aber klingt von fern ein Ton von anderem Spiel in den ermatteten Taumel, zart und fromm, wie ein Erinnern an bessere Tage. Es ist die Geige Dolfs; der ist des Hofprügelknaben Rauschenplat und Fräulein Marias Sohn; er entstammt innerlich der Welt Rauschenplats, der freien, frohen, unbe-

Digitized by Google

rührten Welt kindlicher Lust und tiefreiner Heiterkeit, über die der Teufel keine Macht hat. „An diesem Ton könnt ich gesunden!“ Mit den Worten stürzt der Fürst auf die Suche nach dem unbekannten Wunder. Der Musikus aber, der Hölle trefflicher Bereiter, schwört dem „singenden Vöglein“ Untergang.

In Rauschenplats Heim beginnt der zweite Akt. Die köstliche Schilderung dieser wunderreichen Armeleutstube mit ihrem unterirdischen Rattenkeller mögen die Leser in unsrer Probe kennen lernen. Diabolo, der mit dem Fürsten eingedrungen ist, versucht erst vergebens seine Geige an den Kindern, erweckt dann durch allerlei Geschenke und eitle Vorspiegelungen in den Unschuldigen die sinnlich begehrliche Lust. Im dritten Akt triumphiert er: die Kinder *hören* nun seiner Geige und — folgen ihrer Lockung! Aber nur ein geringer Teil ihrer Natur tut so. Bäschen sieht seine schwarze Trauerkleidung und fragt mitleidig nach seinem Unglück. Beinahe widerwillig erzählt er ihnen allerlei aus seinem Leben: . . . auch er war einst unschuldig, ein Engel!, und sie taten ihm Böses, da ward er ein Böser. Mitleid und unschuldig Nichtverstehen der Kinder rührt nun sein Herz, er verzichtet auf den Sieg seiner eignen Bosheit und will in Reue umkehren. Jedoch der zornentbrannte Fürst glaubt ihm davon kein Wort, reizt durch harte Schmach und Strafe seine Wut aufs neue; der Musikus erneut den Kampf und entführt dem tieftraurigen Rauschenplat und der ahnungslosen Mutter die Kinder, die nun schon ganz in seine Verstrickung gefallen sind . . .

Aber hier kann lange nicht das *ganze* Märchen in seiner Fülle von einzelnen Erfindungen und Verknüpfungen wiedergegeben werden. Gerade darin zeigt sich die Stärke Schönherrs, wie er kleine Umstände zu dramatischer Steigerung nützt. Zum Beispiel: ein Diener des Teufels hat ein Mädchen verführt, und ist überhaupt in jeder Beziehung gewissenlos und gemein wie sein Herr. Als er die Kinder hört, verläßt er beschämt den Teufel — doch seine Geliebte hat schon den Tod gesucht, und er erhängt sich nun. Diese Umkehr und dieser Ekel erhöhen und verdeutlichen natürlich ganz tief innerlich unser Gefühl gegen den Musikus. Oder: der endliche Sieg des Bösen lockt die Kinder von Hause weg, aus der Kammer jedoch ertönt der unschuldig hoffnungsfrohe Gesang der Mutter noch mit den Worten von früher „Auf weißem Zelter . . . ein jungsein Ritter wird er reiten . . .“ Wie schön und tief veranschaulicht dieses Szenchen, daß der Kampf doch nicht endgültig zugunsten des Teufels entschieden ist. Es ist viel bittere Wehmut und visionäre Kraft in diesem Werk. Wenn es trotz der heiklen aber sehr reizvollen Schauspieleraufgaben selten auf die Bühne kommt, so liegt das wohl an der Schwierigkeit, den Angelpunkt des Ganzen richtig lebendig zu machen, das gute und böse Geigenspiel. Um so mehr Grund, daß dieses Buch eines starken und echten Poeten häufiger gelesen werde.

Der moderne Widerwille gegen reine Phantasiekunst beruht wohl sicher viel mehr auf allgemeinen Eigenschaften unsres Publikums, als auf besondern der fraglichen Werke. Man will zu viel „verstehen“ und erlebt zu schwerfällig nach. Darunter hat Gerhart Hauptmann leiden müssen, und nun muß es auch Schönherr. Wer sich ein wenig frei und ohne krampfhaftes Bemühen in das „Königreich“ hineinlebt, dem kann, so meinen wir, der lebendige Gehalt und Gewinn gar nicht entgehen, den hier ein Dichter in fremdartiger Verhüllung darbietet.

Digitized by Google

Die Buchausgabe von „Glaube und Heimat“ ist bei Staackmann in Leipzig erschienen. Das „Königreich“ hat jüngst eine zweite Auflage (bei Cotta) erlebt, die wohl mehr für Bühnenzwecke als für den still genießenden Leser gegen die erste nicht unwesentlich verändert ist.

Ezard Nidden]

Aus „Glaube und Heimat“

[Rott hat sein Gut verkauft, der Reiter hat das erstochene Weib des Sandpergers als Ketzerin auf dem Schindanger verscharren lassen.]

Rott (in gewaltigem Ausbruch): Jetz' bin i kein Bauer mehr! (Stampft in wildem Schmerz den Boden.) Der Boden auf dem ich steh', ist nimmer mein!

(Man hört wieder aus der Ferne den kurzen Trommelwirbel.)

Schreiber (innerlich bewegt, wirft ärgerlich den Federkiel fort): Teufel; daß den Gänsen in der harten Zeit so batzweiche Federn wachsen! (Nimmt aus der Ledertasche einen frischen Kiel.)

(Man hört Pferde trappeln; dann ist es, als hielte ein Reiter hinter der Szene an.)

Reiter (erhitzt und verstaubt, voll gerüstet, mit Menagetasche und Feldflasche um, zieht wie ein wildes Wetter auf; grimmig befriedigt vor sich hin): Biblhex', ung'segnete! Jetzt liegst begraben, wie's Ketzern g'hört! (Legt den Mund ans Brunnenrohr; trinkt lang und gierig.)

Alt-Rott (sieht dem Reiter zu; vor sich hin): Das Wasser, was der saust, wird all's wieder rot!

Reiter (hat getrunken. Sein Blick fällt auf das Bildnis in der Nische des Brunnenpfeilers; er nimmt den Helm ab): Heilig' Jungfrau! Halt deinem Kindl die Augen zue; daß es nit derschreckt. (Sieht leise erschauernd an sich herunter.) Bin um und um voll Bluet; und die Ketzerflüch' fliegen um mein Schäd'l wie die Schwalben um den Turm! (Reckt sich auf.) Aber ich steh'! Das Fürchten han nit g'lernt'! Heilig' Jungfrau; will dein gueter Reiter sein: Nicht rasten, bis der Letzte aus dem Land: Hau sie dier alle in die Pfanne!

Ein Soldat (führt Rott Peter vor den Reiter): Die Streifpatrull hat den Vagant hinter dem Rotthof aus ein' Strohschober kitzelt!

(Rott und Alt-Rott in stummer Bewegung, da der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder erkennt.)

Reiter (der sich als Standort den Brunnenpfeiler erwählt hat, so daß er unter die Heiligennische zu stehen kommt, besieht die abgezehrte Gestalt des Rott Peter, an dessen Kleiderfetzen Heu- und Strohhalme hängen): Wer bist?

Rott Peter: Ein Häuf'l Elend!

Reiter (mitleidig): Wie schaust aus, du Elendshirsch! Das G'wand in Fetzen; kein Stiefel am Fuß!

Rott Peter: Gewandert bin ... lang, lang; Hunger und Durst.

Reiter (geleitet ihn mitleidig zu einem Sitz; nimmt Feldflasche und Menagetasche ab; entnimmt der Tasche Fleisch und Brot; reicht es Rott Peter): Da; iß mein Brot und Mittagfleisch; (reicht ihm die Flasche) und trink' aus meiner Flasche, du armer Ratz! (Aufgebracht zum Soldaten) Meine Fanghund' söllen Ketzer jagen; nit arme Fechtbrüder und Schnallendrucker!

Digitized by Google

(Soldat zieht sich zurück.)

(Rott Peter ißt und trinkt.)

Reiter (zum Schreiber): Die Laufpäss' g'schrieben?

Schreiber: Ja; und auch schon abg'holt. (Dann) Kann ich jetz' den Wanderbogen b'schließen?

Reiter (Alt-Rott musternd): Halt aus; noch einer kommt dazu! (Vor Alt-Rott, der sich erhebt.) Alter; hast ja noch (auf Rott deutend) so ein' saubern Sohn, han im Gerichtsbuech g'lesen; an landverwies'nen!

Alt-Rott (wischt sich den Angstschweiß): Ja, ja; sein halt die Söhn' nit nach dem Vater g'raten: Aber ich bin schon recht im Glaub'n, Herr Ritterreiter!

Reiter: Fuchsfalscher Fuchs; han im Gerichtshaus noch ein altes Urtel 'funden. (Zieht ein altes Schriftstück hervor und reicht es dem Schreiber.) Lies, Federfuchs!

Schreiber (liest): „Heunt wurde allhier der Baursmann Michel Rott wegen boshafter Verharrung in ketzerischer Irrlehr' peinlich verhört und hernach durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht. So geschehen am 6. Honigmond." (Legt das Schriftstück beiseite; vor sich hin) Na, jetz' gar so honigsüß wird die Sach' nit g'wesen sein!

(Rott und Rott Peter haben sich während der Verlesung erhoben; hören bewegt, entblößten Hauptes zu.)

Alt-Rott (tief bewegt, in alter Erinnerung vor sich hin): Ja; sechs Jahr bin alt g'wesen; da han sie meinen Vater Klemmen und Däumling g'setzt und ihn g'richtet mit dem Schwert; seine letzt'n Wort vor dem Blutg'richt: „Was i vor mein G'wissen für recht erkennt, davon will nimmer weichen!" Dann ist sein Kopf abg'flogen!

Reiter: Ah; dein Vater war der alt' Ketzerteuf'l? Und die Krankheit hat sich weiter g'fressen durch hundert Jahr; Vater, Sohn und Sohnessöhn!

Alt-Rott (wischt sich den Angstschweiß): Halt! Mich hat's überhupft! Dös ist wie bei an Muettermal, Herr Ritterreiter: Der Vater hat's; den Sohn laßt's aus, die Sohnessöhn hab'n's wieder!

Reiter (erbost): Der ganze Baum von der Wurzel auf stockfaul; und du allein der g'sunde Ast? Federfuchs! An Laufpaß für den Alten! (Gegen Alt-Rott) Morgen ist Kehraus!

Alt-Rott (wehrt sich gewaltig; gegen den Schreiber): Tintenschleck; ich brauch' kein Paß! Mir paßt's daheim ganz guet! (Gegen den Reiter; entblößt seine Brust.) Han i da vorn an Fensterstock, daß du mier einersiechst? Solang' ich nit bekenn', kannst du mich nit vom Land abstiften; mueßt's nehmen, wie ich sag! I schwör' dier's in der Kirch'n vor dem Tabernakel (bedeutungsvoll, Rott ansehend) schwör ich — bis zum letzten Schnapper!

Rott Peter (plötzlich auf den Vater zu; bestürmt ihn): Vater, bekenn' dich! Vater, Gott will die auch nit haben, die den Mantel auf beiden Achseln tragen!

Alt-Rott (wild; droht mit dem Stock): Weich' von mier; kenn' dich nit!

Rott (auf den Vater zu; beschwört ihn): Vater, tue, wie der Peter sagt!

Rott Peter: Vater, der Christoph und ich — wier alle leiden und tragen; es gibt dier doch kein' Ruh mehr, vor's nit außen ist!

Alt-Rott (stößt seine Söhne heftig von sich): Weg da; lauft's alle zue! (Gegen den Reiter.) Ritterle, Reiter, mich bergrab'st nit aus dem Boden!

Digitized by Google

Reiter (auf Rott Peter zu): Vater ... Brueder sagst? Du bist der ander' Sohn, der landverwies'ne? Und wieder da?

Rott Peter: Mag geh'n und wandern viel tausend Stund: Geh allweil im Kreis; jede Straßen führt wieder heim!

Reiter (bedeutet dem Soldaten, der im Hintergrunde steht): Landaus mit ihm!

(Soldat will Rott Peter greifen.)

Rott Peter (stürzt vor dem Reiter auf die Knie): Spann' mich in'n Block; leg' mich in Wasserturm, wo kein' Sonn' und Mond dreinscheint; nur da laß mich sein! Da bin g'wachsen und da mueß i bleiben!

Reiter (sieht das Häuflein Elend zu seinen Füßen; von plötzlich aufquellendem Mitleid mächtig gepackt): Schwör' ab, du armer Schwartenhals; und will dier Brueder sagen! (Streckt ihm die Hand hin; zu Rott.) Und dier; euch allen ...

(Pause)

Rott Peter (erhebt sich langsam vom Boden): Kann nit; Glaub'n ist Gottessach'!

Reiter (stahlhart zum Soldaten): Stoßt ihn mit Büchsenkolben aus dem Land!

Rott Peter (vom Soldaten abgeführt): Treibt mich doch wieder heim, wie das Vieh in sein' Stall ... (Soldat mit Rott Peter ab.)

Alt-Rott (keuchend): Lauft's alle zue; mich bergrabt's nit aus dem Boden!

(Man hört das Trommeln wieder; es kommt näher.)

Rott (gegen den Reiter): Reiter; dein ist die G'walt: Brechen kannst; aber nit bieg'n!

Reiter (schäumend): Christopher Rott; du kriechst noch zum Kreuz! (Zum Trommler, der sichtbar wird.) Trommler; den Befehl — trommel' ihm vor! (Setzt sich auf den Rand des Brunnentroges.)

(Der Trommler, Soldat schlägt einen wilden kurzen Wirbel. — Rottin kommt aus der Haustür; alle hören zu.)

Trommler: Bürger und Bauern! Außer aus die Häuser; reißt Tür und Tor und Ohr'n auf; der Kaiser sagt: „Wer sich bekennt zum andern Glauben und schwört nit ab — mueß wandern! Fehlgläubige Männer mit ihren Weibern — sind auszutreiben; die guetgläubigen Weiber dürfen auf den Häusern bleiben!"

Rottin (schrill): Dank' der Gnad'; i geh' schon mit!

Trommler: Großjährige Kinder dürfen mit den Alten wandern. Minderjährige werden zurückbehalten und im gueten, alten Glauben erzogen!

Rottin: Minderjährige ... zurückbehalt'n. (Wankt)

Reiter (auf dem Brunnenstein sitzend): Helf Gott! Junge Seelen erretten wier noch vom ewigen Verderben!

Rott: Der Spatz! (Dann) Jetz' geht's erst ans große Leiden! (Bricht in die Knie.)

(Trommler einen Wirbel schlagend ab; der Trommelschlag verhallt in der Ferne.)

Rottin (gell): Schwör' ab!

Rott (erhebt sich langsam vom Boden): Ja, ja; ja, ja; jetz' haben sie mich guet im Schlageisen drin! Ein gueter Köder, das eig'ne Kind ..

Digitized by Google

Rottin: Reck' auf die Finger!

Rott: Ja, ja; Vater, beiß an! (Hebt die Schwurhand zögernd zu halber Höhe; dann zu seinem Weib.) Aber Weib; das sag' i dier; gradaus ins G'sicht schauen kann ich dem Spatz von heut' ab nimmer! (Läßt die Hand sinken.) Na, na; selb' kann ich nimmer!

Rottin: Schwör' ab; unser Dreispann darf nit auseinander!

Rott: Ja, ja; ja, ja; jetz' hab'n sie mich guet! (In schwerem Entschluß.) Vater; beiß an! (Hebt die Schwurhand langsam zu halber Höhe; zu seinem Weib, während er die Hand wieder zögernd sinken läßt.) Weib! Aber selb darf ich dem Spatz von heut' ab nimmer sagen: Tue recht; nach deinem G'wissen! Na, na; selb darf i nimmer! (Atmet schwer.)

Reiter (ruhig, auf dem Brunnenstein): Christopher Rott! Biegst dich?

Rott (wild, wie drohend, gegen den Reiter vor): Du Reiterle, du; bist ja nur so ein Reiterle!

(Reiter auf dem Brunnenstein sitzend; zieht ruhig den Säbel aus der Scheide und legt ihn quer über die Knie.)

Rott: Metzger! Wetz' dein Messer! (Vor ihm.) Da! Zerschmeiß' mein Leib in Bluet und Fetz'n; du hast mir doch nichts 'tan! (In gewaltigem Entschluß; wendet sich langsam dem Weibe zu; zögernd, bebend.) Lieb's Weib! Jetz' müessen wir die Sach' halt anders deichseln! Schick' deiner Muetter Botschaft; soll euch morgen holen kommen, die Gluckhenn'; dich und ... den Spatz; ihr bleibt's bei der Muetter!

Rottin (hastig bang): Und du?

Rott: Ich ... (ergreift ihre Hände) Weib! Wier kommen ja wieder zusamm'! Bis der Spatz großjährig ist, kommst mit ihm nach!

Rottin (sinkt zurück): Unser Dreispann auseinander!

Rott (zerrissen): I mueß halt tuen, wie's mich treibt! Wenn's wieder so wär', müeßt i wieder so tun: Gegen mein Inwendig kann ich halt nit! (Bekennertrotzig zum Vater.) Vater; tu nach dein' G'wissen! I und der Peter; der Sand, der Unteregger Schwager; wier alle leiden und tragen! Vater; leid' mit! (Immer stärker.) Vater, pack' aus! Vater; duck' dich nit vor dem (verächtlich) Reitersbub!

(Reiter auf dem Brunnenstein, beißt sich die Lippe blutig.)

Alt-Rott (stößt ihn von sich): Weich von mier; mich bergrabt's nit aus dem Boden: Da will i liegen; wo die Rott daheim sein; Vater und Vatersvater, und weiter die Kett'n, fünfhundert Jahr'!

Sandperger (stürzt herbei; auf Rott zu; schneidend): Nachbar; brauchst ihr nimmer Leich' zu geh'n: Sie liegt schon! Ganz nob'l!

Rott (verwundert): Han aber nix läut'n g'hört!

Sandperger (gell auflachend): Vielleicht hat ein toter Hund dazue bellt! Sechs Soldaten haben sie trag'n, ganz fein nob'l; vom Leichbrett weg, auf den — (gell) Schinderanger! (Sinkt hin.)

(Alt-Rott seine Augen werden groß; erhebt sich.)

Reiter (auf dem Brunnenstein, das bloße Schwert quer über dem Knie): Ja! So lass' ich alle Ketzer begraben!

Alt-Rott: Auf dem Schinderanger? Ein Alt-Rott ... neben die krepierten Hund'? (Einem Baum gleich, den der Sturmwind aus dem Boden reißt.) Schreiber, an Paß! An Paß! (Schreit sein Bekenntnis dem Reiter mächtig ins Gesicht.) Ritterreiter! Bin auch so einer! Ein evangelischer Christ!

Digitized by Google

Reiter (schnell vom Brunnenstein auf): Ha! Alter Grill; bist aus dem Loch? (Wirft das Schwert in die Scheide.)

Schreiber (korrigiert die Liste): Zweihundertvierzehn! (Dann) Gott sei Dank; den Dreizehner los!

Reiter (vor der Heiligennische): Morgen, wenn die Trommel schlagt, hau dir den Letzten aus dem Land!

Sandperger (schnellt wie eine Natter auf): Aber heut' schlaf' i noch bei mier daheim; auf eigen Grund!

Alt-Rott (entwurzelt, Rott anflehend): Christoph, lad' mich auf an Karren; fort über die Grenz'; jetz' geht's mier nimmer g'schwind g'nueg; fort, fort; han nimmer viel Zeit. (Sinkt hin.) Ich hör' schon die Sichel rauschen . . .

Rott (bemüht sich um den Vater; bekümmert): Vater; geht's jetzt schon auf den letzten Schnapper?

Alt-Rott (reckt sich gewaltsam vom Boden auf): Nur jetz' noch nit, Herr Jesu Christ! Nur noch lebendig über die Grenz'n laß mich: Daß ehrlich liegen kann im — (tief wehe) fremden Land!

Aus dem „Königreich"

(Höchst ärmlicher, kleiner Kellerraum mit halbkreisförmigem, in zwei Pfeilern, rechts und links, verlaufendem Gewölbe, unregelmäßigen Konturen und Vorsprüngen. Das Mauerwerk ist stellenweise geborsten und abgebröckelt. Nach hinten zu, mehr gegen links, befindet sich die morsche, kaum in den Angeln haltende Eingangstüre, welche über sechs bis sieben aus den Fugen geratene Steinstufen in den Kellerraum führt. Vor dem Gewölbebogen, mehr gegen rechts, eine kleine, ziemlich flache Nische, durch teilweise Abbröckelung des rechten Grundpfeilers, welcher das Gewölbe trägt, gebildet. Die Nische ist höchst ärmlich mit verblaßter lichtblauer Farbe bemalt. Die Nische ist von der Eingangstüre aus nicht voll sichtbar; man muß erst die Stufen herabgestiegen sein, um sie ganz zu Gesicht zu bekommen. Von der Höhe der Nische herab über einem vorstehenden Holzsparren hängt an einer Spagatschnur befestigt ein kleines Öllämpchen aus blauem Glas, welches in einem einfachen Drahtring ruht. In der Nische steht ein höchst defekter, wackliger Armstuhl mit brüchigen Lehnen und allenthalben geborstener Polsterung. Vor dem Armstuhl ein alter Fußschemel und ein Spinnrad. Hinten im Kellerraum, mehr nach rechts, in der Mauer ein vergittertes Fensterchen, durch welches nur spärlich das Tageslicht einfällt.

In der rechten und linken Seitenwand je eine Art Tür, durch welche man in Nebengelasse des Kellerraumes gelangt. Die linke Seitentüre ist mit einem Türverschlag versehen, über den hinweg man durch eine Mauerritze mühsam ins Freie sehen kann. Vorne, seitlich, links der Nische, ist in den Kellerboden eine hölzerne Falltüre eingelassen. Rechts hinter dem Pfeiler steht eine Kommode; mehr nach rechts ein Tisch und ein Stuhl. Auf der Kommode sind in einer Flasche, deren Hals abgebrochen ist, zwei gelbe Butterblumen mit langen Stengeln eingefrischt; auf der Kommode ein irdener Wasserkrug. Auf dem Tisch liegt eine höchst primitive Geige aus ungestrichenem Holz, und ebensolcher Bogen. Es ist Morgen; ziemlich spärliches Licht. Märchenstimmung.

Digitized by Google

Dolf liegt rechts vorne auf einem Strohsack nahe der Nische schlafend. Die Mutter sitzt im Armstuhl und spinnt. Bäschen schläft links vorne auf ärmlichem Bettlein zwischen Treppe und linksseitigem Türverschlag. In der Nähe von Bäschens Lager ein zusammengerollter, defekter Laufteppich aus stellenweise arg zerfetztem Strohgeflecht.)

Mutter. Marthe (ab und zu). Dann Dolf. Bäschen (schlafend).

Marthe (alte, zerlumpte Magd; knorrig, rauh; hat den einen Fuß unförmlich mit weißen Leinenfetzen verbunden; trennt sich niemals von ihrem buschigen Reiserkehrbesen, mit dem sie wie verwachsen ist; fegt den Boden; gegen das Kellerfensterchen deutend; rauhe männliche Stimme): Frau Ruscheplättli! Lueget na! Es ischt scho heller Morge! Und der Ruscheplättli-Ma kommt no nüt us em Amt! (Macht die Bewegung des Puffens.) Heut würd's wohl wieder Überstunde gebe!

(Mutter ärmlich in Flicken und Flecken gekleidet, doch von edler Gestalt und Haltung, als hätte sie einst bessere Tage gesehen; sitzt im Armstuhl und spinnt; ihr blaßschönes Gesicht ist wie verklärt; als wäre es von einem Lichtschein umflossen.)

Marthe (da die Mutter nicht antwortet): So e wälscher Spielma ... der krätz' im Fürstegschloß die Geige so wunderwüescht, daß die Weible beim Tanze die Kittl verliere! (Drollig, weinerlich, sehnsüchtig.) Oh! So möcht' i au emol tanze! (Tänzelt drollig mit dem Reiserbesen, wobei ihre Fußfaschung in Unordnung kommt. Ordnet sie umständlich und beginnt dann die Geige abzustauben.)

Mutter (während sie spinnt, ohne von Marthe Notiz zu nehmen, vor sich hin):

Spinne, Schicksal!
Spinn' den Faden dünne;
Webe dicht die Leiden,
Webe seicht die Freuden —
Web' viel Seelenruh' darein!

Marthe (deren Blicke wie gebannt auf der Mutter ruhen, reibt sich die Augen, als sähe sie nicht recht): Trüge mi die Auge oder was! Frau Ruscheplättli! Es ischt mer grad', als güng von Eu a goldener Schei'! (Da die Mutter nicht antwortet, die Arbeit wieder aufnehmend; kopfschüttelnd.) Wie nur der bucklige, rupplige Ruscheplättli-Ma zu der wundersfeine Frau hät chomme cha!

Mutter (ihre Blicke ruhen zärtlich auf dem schlafenden Dolf; hält im Spinnen inne): Dolf! Mein Kind! Jetzt liegst du noch im Kellerloch auf Stroh! (Prophetisch.) Doch deine Zeit wird kommen. (In freudigem, stark gläubigem Hoffen.) Auf weißem Zelter, ein jungsfein Ritter wird er reiten ... auf goldener Geige spielen vor allen Leuten ... Fürst und Graf ihn zu Fuß geleiten!

Marthe (hält bei den Worten der Mutter in der Arbeit inne und hört mit spöttischem Kopfnicken zu. Geht dann mit der Geige in der Hand auf Dolfs Lager zu. Spottend): Los, Dölfli! Aufsteh sollst! Reite auf en weiße Schimml! Und hinter drei hatsche die lumpige Fürstle und Grafe! (Da sich Dolf nicht regt, zur Mutter.) Frau Ruscheplättli! 's Dölfli mag nit reite! 's Dölfli well lieber schlafe! (Besieht gering-

Digitized by Google

schätzig die ärmliche Geige.) Die Geige müßt me au erscht vergolde! Jo! (Hängt die Geige in der Nähe von Dolfs Lager an die Wand. Greift nach dem Kehrbesen und macht sich zu schaffen.) Frau Ruscheplättli! Schlaget Eu de Flause aus em Kopf! Was en armes Tröpfli ist, des bleibt en armer Tropf! So isch's no' allwey' gsy . . . und so würd's bleibe zu alli Zeite! Ehr wert schon seah! 's Dölfli wird schö' z' Fueß goh . . . und die Fürstle und Grafe werde reite! (Mit dem Besen in der Nähe von Bäschens Lager.) Bäsli! Spitzignäsli! Wachst heut nümme uf? (Horcht plötzlich gegen die Kommode nach links. Leise.) Scht . . . Frau Ruscheplättli! D drünt hör i e Mäusli nage! I well emol luege goh! (Mit dem Besen auf die Kommode zuschleichend. Läßt sich vor der Kommode auf die Knie nieder, sieht unter die Kommode und stochert mit dem Besenstiel darunter herum.) I well dir 's Beiße und Nage gebe! Mir händ selber nünt zum Lebe!

Mutter (betrübt, nachdenklich vor sich hin): Hörst du das Mäuslein am Morgen nagen — bringt dir der Abend Sorg' und Plagen . . .

Marthe (unter die Kommode sehend; mit dem Besenstiel herumstochernd; dann höchst aufgebracht unter die Kommode rufend): Do lueg däs Mistviech a! (Erbost) Was? Pfeife tuescht? (Sich vom Boden erhebend, vor die Mutter hintretend, aufgebracht.) Frau Ruscheplättli! (Weinerlich herausplatzend.) Gepfiffe hät's!

Mutter (auf die letzten Worte hin wie erlöst aufatmend): Ah! (Glückselig, wie verklärt vor sich hin.) Pfeift das Mäuslein in der Morgenfrüh: der geheimste Wunsch erfüllt sich dir!

Marthe (trockenen Humors): Alsu würd's Dölfli uf en weiße Schimml reite! (Beginnt den Boden zu kehren. Sieht eine Maus laufen.) Frau Ruscheplättli! No e Mäusle! (Verfolgt die Maus, mit dem Kehrbesen nach ihr schlagend, durch den Kellerraum; in der Mitte des Hintergrundes bei der Falltüre) Do lueg! Däs Biescht schliest in mein Chammer! (Hebt eilig die Falltüre und verschwindet, die Maus verfolgend, in der Tiefe. Bald wieder in der Öffnung der Falltür auftauchend, in steigender Lebhaftigkeit und Freude) Frau Ruscheplättli! Gepfiffe hät's! (Sehr laut) Zwei weiße Schimml! (Steigt durch die Öffnung wieder in den Kellerraum; läßt die Falltüre heftig zufallen.)

Dolf (erwacht; siebzehnjähriger hübscher, höchst ärmlich und dürftig gekleideter Junge; reibt sich die Augen; setzt sich auf dem Stroh auf): Ah!

Mutter (die sein Erwachen mit zärtlichen Augen verfolgt): Dolf! Mein jungsfein Ritter!

Dolf (vom Lager auf; froh auf die Mutter zu; umarmt und küßt sie): Meine Mutter!

Marthe (pflanzt sich, auf ihren Besen gestützt, vor Dolf auf): Dölfli! Los! Was de Muetter sägt: du würst emol so fiedle ging . . . ging (ahmt die Bewegung des Geigenspiels nach, indem sie den einen Vorderarm als Geige, den andern als Bogen benützt) uf en weiße Schimml reite, und alli Täschli voll mit Chronetaler! Was fangst dann a mit soviel Geld?

Dolf (denkt nach): Zuerst einmal . . . (dann) der Vater! (Sehr herzlich.) Der müßte den ganzen Tag nur rasten und essen, was er mag! Dann . . . tät' ich ihn (voll Herzlichkeit) zu einem Doktor führen; er müßte ihm (sehr mitleidig) sein Buckelchen kurieren!

Digitized by Google

Mutter (küßt Dolf): Du gutes Kind!

Marthe: Und dann weiter? Was täscht denn mit em Bäsli?

Dolf (wie verklärt): Bäschen . . . (nachdem er sich besonnen) vergolden lassen . . . dann auf einen Hochaltar . . . und unter Glas . . .

Marthe: Däs Heiligebildle brauchet nünt zu esse, was? (Kehrt lachend den Boden.) Wirscht wohl e Chindschopf sei!

Dolf (sieht gegen links, wo Bäschen schläft; als huschte über sein Gesicht heller Sonnenschein): Schläft Bäschen noch?

Marthe: I well emol luege goh! (Humpelt leise nach links vor Bäschens Lager hin; dann zu Dolf hin) Jetz' ha i glueget! 's Bäsli schlaft no wie e Küniglhäsli! (Kehrt wieder den Boden.)

Dolf (schlüpft rasch, leise in sein ärmliches, zerlumptes Röcklein; dann in inniger, kindlicher, stiller Fröhlichkeit auf den Zehenspitzen auf Bäschens Lager zu. Immer sich selbst zur Ruhe mahnend): Scht! Scht! (Vor Bäschens Lager leise, in kindlicher Innigkeit)

Zwölf Englein tun wachen,
Zwei zu Kopf, zwei zu Füßen,
Zwei zur Rechten, zwei zur Linken,
Zwei tun dich decken, zwei tun dich wecken,
Zwei tun dich weisen
In das himmlische Paradeis . . .

(Durch das Kellerfensterchen stiehlt sich ein Sonnenstrahl und zeichnet in der Nähe von Bäschens Lager ein rosiges Lichtfleckchen an die feuchtgraue Kellermauer.)

Dolf (etwas von Bäschens Lager weg, leise, auf den Zehenspitzen gegen Marthe zu; leise): Marthe! (Winkt sie zu sich heran und deutet auf den zusammengerollten Laufteppich.) Hilf mir den Teppich breiten! (Dolf und Marthe, den Kehrbesen unter dem Arm, breiten den zusammengerollten zerfetzten Laufteppich von Bäschens Lager gegen die Nische hin auf.)

Marthe (reißt ein ziemlich Stück der zerfetzten Strohmatte der ganzen Breite nach vollends los und wirft es nach hinten): Teppich sägst? Bei üs z'Huus sägt me: Alte Fetze!

Dolf (während des Aufrollens der Mutter leise zurufend): Mutter! Die Butterblumen!

Mutter: Ja, mein Kind! (Erhebt sich vom Armstuhl, stellt das Spinnrad beiseite; geht auf die Kommode links zu, nimmt die zwei langgestielten gelben Blumen aus dem Glase und steckt sie in je eine Ritze der brüchigen Armlehnen, so daß sie zu beiden Seiten wie zwei Kerzen aufragen.)

Dolf (da die alte zerfetzte Strohmatte um ein geringes Stück nicht bis zum Armstuhl langt, betrübt): Der Teppich ist zu kurz!

Marthe (trocken): Die kurze Fetze send nüt länger! (Nach einem Blick auf Bäschens Lager, Dolf zupfend) Lueg, Dölfeli! Jetz hät däs Bäsli gar e bitzli blinzelet!

Dolf (bemerkt das Lichtfleckchen an der Mauer. Freudig, mit leuchtenden Augen auf die Mutter zu. Sie leise zupfend): Mutter! Sie hebt schon die Augenlider! (Deutet auf das rosige Lichtfleckchen) Sieh, wie's von der Mauer rosig widerleuchtet! (Nimmt die Geige von der Wand und beginnt sie leise zu stimmen. Mutter, die mit dem Öllämpchen

Digitized by Google

in der Nische beschäftigt ist, zur Eile drängend.) Mutter! Zünde das Lämpchen an! (Stimmt die Geige.)

Mutter: Erst muß ich Öl eingießen! (Sieht sich um) Wo nur der Ölkrug ist!

Marthe (unter die Falltüre deutend): Der steht in meiner Chammer drünt! I ha mer da (deutet auf den verbundenen Fuß) en Ölumschlägli mache müsse! (Geht auf die Falltüre zu. Während sie, mit dem Besen unter dem Arm, umständlich die Falltüre öffnet und sich die Fußfaschung zurechtrichtet) Heit z' Nacht ha i mein Fueß bein Bett usgreckt — schwupps hät mer so a Ratzeviech in 'n gruße Zeah eini bisse! (Hat die Falltüre geöffnet; steigt in die Tiefe. Schließt den Falldeckel.)

Dolf (stimmt die Geige; während seine Augen auf dem Lichtfleck an der Mauer haften, in kindlich freudiger Erwartung flüsternd): Sieh nur, Mutter, den rosigen Schein! Bald, bald, bald wird Bäschen munter sein! (Plötzlich, als hätte er noch etwas Wichtiges vergessen. Erschrocken.) Mutter! Das Kränzlein von Weißdornblüh! (Ungeduldig) Ich komm' zu spät und du bist schuld!

Mutter (deutet auf den Türverschlag links): Dort nebenan! Du Ungeduld!

Dolf (eilig, auf den Zehenspitzen gegen den Türverschlag links zuhuschend, vor dem Abgehen der Mutter noch leise zurufend; hält die Hände wie Muscheln an den Mund): Mutter! Das Lämpchen zünde an! (Links ab)

Mutter: Ja! Bis Marthe den Ölkrug bringt! (Macht sich am Lämpchen zu schaffen.)

Rauschenplat. Mutter. Dann Dolf. Dann Bäschen. Zuletzt Marthe.

(Es pocht an der Eingangstüre. Mutter öffnet.)

Rauschenplat (kommt recht müde und erschöpft, als schmerzten ihn alle Glieder, doch mit gutem Humor durch die Eingangstüre; sperrt die Türe ab; steigt über die Stufen in den Kellerraum; seufzend): Ah! Oh! Au! (Man hört dann und wann von links her Dolf die Geige stimmen.)

Mutter: Da bist du! Endlich! (Hält ihm einen bequemen, mit Flicken und Flecken besäten Hausrock hin. Mitleidig) War's eine harte Nacht?

Rauschenplat (mit Mühe seinen Dienstrock ausziehend): Nein! Im Gegenteil! Ich fühle mich recht weich geklopft! (Als ob ihn alle Gelenke schmerzten; in den Hausrock schlüpfend.) Au! Au! (Dann) Doch der Verdienst steigt immerzu! (Wichtig) Drei Püffe einen Pfennig, steht der Kurs! (Nimmt aus jeder Tasche eine Handvoll kleine Münzen und legt sie auf den Tisch. Den Haufen befriedigt abschätzend.) Dreihundert Nickel sind es gut — ich wette!

Mutter (für sich, mitleidig): Neunhundert Püffe! (Laut) Armer! (Streicht ihm mitleidig über das spärlich behaarte Haupt.)

Rauschenplat: Ei was! Man lebt! Das Geschäft nährt seinen Mann! Wir haben wieder zu essen!

Mutter setzt sich wieder in den Lehnstuhl und spinnt.)

Rauschenplat (ist zur Kommode links gegangen; entnimmt der-

Digitized by Google

selben einen ziemlich großen, wenig gefüllten Lederbeutel; tritt mit demselben an den Tisch; setzt sich eine große Hornbrille auf und zählt eifrig die Münzen ab; dann ganz nebenhin, ohne die Arbeit zu unterbrechen, oder aufzusehen, zur Mutter): Heute hab' ich's aufgeschnappt! Der böse Zauber im Schlosse ist ein Schleier! Der Fürst trägt ihn als Gürtel!

Mutter (spinnt, nebenhin, ohne aufzusehen): Ein Schleier?

Rauschenplat (immer eifrig zählend und Zahlen murmelnd. Dann): Der Musikus bracht' ihn aus Welschland mit! Eine schlechte Dirne warf ihn samt den Kleidern fort! Sie ginge lieber nackt!

(Mutter spinnt.)

Rauschenplat (immer eifrig zählend und Münzen sortierend): Nun kommt das Beste! Derselbe Lasterbengel war einst im Schloß als Hoffräulein und galt als guter Engel! (Mutter wird aufmerksamer; hört auf zu spinnen) Ging stets verschleiert, und tat in allem, als wär' sie frisch vom Himmel gefallen! Wie hieß denn nur der Tugendspiegel? Ein höchst simpler Name! (Denkt nach.) Ja! Hoffräulein Maria! (Zählt eifrig.)

(Mutter mit einem Ruck vom Armstuhl auf. Steht wie erstarrt.)

Rauschenplat (eifrig zählend, ohne die Mutter anzusehen): Seit jener Zeit sieht unser Fürst nur Engel mit schwarzen Flügeln!

Mutter (ganz starr; kann sich kaum fassen): Das ist der böse Zauber? (Für sich) O Lug und Trug der Hölle!

Rauschenplat (hat eine Münze näher ins Auge gefaßt): Ein falscher Nickel! (Erbost) Doch die Püffe waren echt! (Beriecht die Münze) Fein parfümiert! Das ist die Tänzerin! Die kenn' ich am Geruch! (Wirft erbost die Münze fort) An dem Karnickel ist doch alles falsch! (Ist mit dem Sortieren zu Ende; versorgt den Lederbeutel in der Kommode; entnimmt der Kommode eine abgegriffene mit Goldpapier überzogene Krone aus Pappdeckel; setzt sich die Krone aufs Haupt; reckt sich auf; — wuchtig) Jetzt bin ich Herr und König! (Stolz, freudig die Mutter rufend) Meine Königin!

(Mutter edel schreiend, auf Rauschenplat zu.)

Rauschenplat (gerührt): Meine Königin! Meine liebe, vielgetreue!

Mutter steht gerührt).

Rauschenplat (froh, freudig rufend): Mein Prinz!

(Dolf huscht aus dem Türverschlag links in den Kellerraum. Hält in der Hand ein dürftiges Kränzlein aus Weißdornblüh; unter dem Arm Geige und Bogen; an den Vater heran; legt Geige und Bogen, sowie das Kränzlein von Weißdornblüh beiseite; dann schalkhaft, auf den Zehenspitzen von hinten auf den Vater zu; hält ihm von rückwärts mit den Händen die Augen zu und preßt innig freudig Vaters Haupt an seine Brust.)

Rauschenplat (lachend): Au! Au! Genug! (Da ihn Dolf noch immer nicht losläßt) Stockschwerenot! (Resigniert) Gut! Drück deinen Vater tot!

Dolf (läßt lachend von ihm ab. Herzlich): Mein Vater!

Rauschenplat (befühlt und streichelt Dolfs Hände): Mein Prinz ... mit der langlinienfeinen Hand! (Drückt ihn gerührt an sich und küßt ihn auf die Stirn) Meines Reiches Krondiamant! (Ruft dann mit Stolz und Würde) Meine Hofdame!

Digitized by Google

(Bäschen beginnt sich zu regen.)

Dolf (hat Geige und Bogen, sowie das Kränzlein rasch wieder an sich genommen; seine leuchtenden Augen sind in freudiger Erwartung auf das schlafende Bäschen gerichtet; hält, da Bäschen erwacht, das Kränzlein bereit; leise jubelnd): Vater! Mutter! Bäschen ist erwacht!

Bäschen (vom Strohlager auf. Höchst ärmlich gekleidet; jungfrisch; das blonde Haar aufgelöst; wie eine kleine Königin mit leuchtenden Augen vor Rauschenplat hintretend; liebreizend): Hier!

Rauschenplat (befühlt Bäschens Blondhaar; sieht ihr forschend in die klaren Augen, wie ein Geiziger, der seine Dukaten besieht; zärtlich): Meine Hofdame . . . mit den blauklaren Augen und dem goldenen Haar. (Ruft barsch, laut) Mein Leibkammerhusar!

Marthe (öffnet die Falltüre; steigt aus der Tiefe. Läßt die Falltüre offen stehen. Hält in der Hand einen Ölkrug. Mit dem Reiserbesen sich vor Rauschenplat stramm aufstellend): Herr Ruscheplättli! Do wär denn däs Husärli! (Frau Rauschenplat den Ölkrug reichend) Frau Ruscheplättli! Do wär denn däs Krüegli! (Während die Mutter den Ölkrug nimmt und ins Lämpchen Öl eingießt, sich an ihrer Fußfaschung zu schaffen machend) Jetz' gehn i mir mein Zeah frisch verbinde! Verfluechte Ratzeviecher do unte! (Verschwindet wieder in der Tiefe und schließt die Falltüre.)

Dolf (immerfort Bäschen wie in heiliger Ehrfurcht und kindlicher Freude ansehend. Schüchtern): Ein Maienkränzlein hab' ich gewunden!

Bäschen (nimmt das Kränzlein. In kindlicher Freude herumhüpfend): Ein Kränzlein, blühweiß und fein! Es könnt feiner nicht sein! Und das blühweißfeine Kränzlein ist mein? (Setzt sich das Kränzlein aufs Haar.)

Dolf (führt sie wie ein junger Kavalier ehrerbietig den Laufteppich entlang, gegen die Mauernische hin, während Vater und Mutter gerührt zusehen; Dolf hält Bäschen, die, am Ende der zu kurzen Strohmatte angelangt, ihr Füßchen eben auf den ungedielten Kellerboden setzen will, ganz erschrocken zurück): Nicht . . . mit deinen Füßchen auf den bloßen Boden! (Weiß sich keinen Rat; hilflos zur Mutter) Mutter! Der Teppich ist zu kurz!

Mutter (lächelnd, die Achseln zuckend): Er ist nicht länger!

(Dolf schlüpft rasch entschlossen aus seinem Röcklein, breitet es sorgsam an Stelle des fehlenden Teppichs auf dem Boden aus und führt nun Bäschen darüber hinweg in die Nische, wo sich Bäschen wie eine kleine Königin in den Armstuhl setzt, während ihr Dolf, ehrfürchtig vor ihr kniend, den Fußschemel zurechtrückt.)

Rauschenplat (der ebenso wie die Mutter in großer Rührung dem Tun der Kinder zugesehen, glücklich, gegen die Eingangstür gewendet): Durchlauchtigster Fürst! Ich freu' mich meines Lebens! Ich lebe! Ich lache!

(Dolf ohne sich von den Knien zu erheben, nimmt die Geige zur Hand und beginnt, in Ehrfurcht vor Bäschen kniend, wie verzückt, wunderlieblich zu geigen, während Vater und Mutter in Andacht versunken zuhören.)

(In der Höhe des halbblinden Kellerfensterchens werden eilige Schritte vernehmbar.)

Digitized by Google

Vorige. Fürſt (hinter der Szene).

Des Fürſten Stimme (am Kellerfenſterchen): O hört! O ſucht! Hier! Aus der Tiefe klingt es! (Bald darauf pocht es mehrmals an der Eingangstüre des Kellerraumes.)

Des Fürſten Stimme (hinter der Szene): Öffnet!

Mutter (horcht; zu Rauſchenplat): Haſt du gehört? (Es pocht wieder.)

Rauſchenplat (horcht auf das Pochen; ärgerlich): Wer ſtört mich mitten in meinem Glück! (Geht auf die Kellertreppe zu, während Dolf wie verzückt vor Bäschen kniend weitergeigt. Ruft vor der verſchloſſenen Türe) Wer ſeid Ihr, ungebetener Gaſt?

Des Fürſten Stimme (flehend): Öffnet! Laßt nicht lange bitten!

Rauſchenplat (vor der verſchloſſenen Türe): Ein dreiſter Bettelmann! (Nimmt eine kleine Münze aus der Taſche, öffnet vorſichtig die Türe zu einem kleinen Spalt; reicht die Münze hinaus.) Hier! Eine kleine Gabe! Schert Euch Eures Weges! (Will die Türe wieder ſchließen.)

Dritter Bedienter (hat raſch den Fuß zwiſchen den Türſpalt geſteckt; drückt gewaltſam die Türe auf; die Klinke der geöffneten Türe in der Hand, reſpektvoll zurückrufend, ſich tief verbeugend): Durchlauchtigſter Herr!

Vorige. Fürſt. Die braune Schöne. Die ſchwarze Schöne. Die Tänzerin. Der erſte, zweite und dritte Bediente. Später Muſikus.

(Fürſt erſcheint haſtig, aufgeregt in der offenen Kellertüre; ſo wie er den Park verlaſſen, Roſen im Haar.)

Rauſchenplat (fährt erſchrocken zurück): Mein Fürſt . . .

Fürſt (zurückprallend): Meines Hofes Prügelknabe! (Starren ſich beide ganz verblüfft an.)

(Im Kellereingang tauchen auf: die braune, ſchwarze Schöne; die Tänzerin; erſter, zweiter, dritter Bedienter; ſämtlich in derſelben Kleidung wie vorhin im Parke.)

Fürſt (wird der Papierkrone auf Rauſchenplats Haupt anſichtig; ſtirnrunzelnd): Eine Krone! Er ſpielt wohl hier den König?

Rauſchenplat (verlegen, die Krone abnehmend): Ein ganz klein wenig! In meiner freien Zeit! So nebenbei! (Dann ängſtlich, wie ein Geiziger, der niemandem Zutritt zu ſeinem Schatze gewähren will, die Stiege hinan, auf welcher der Fürſt noch ſteht) Doch, hoher Herr und ſchöne Damen, ihr geht irre!

Fürſt (von den Geigentönen ganz befangen, will mit ſeinem Gefolge die Stufen hinab): Oh! Lieblich fromme Weiſe!

Rauſchenplat (mit ausgebreiteten Armen auf der Stufe dem Fürſten und ſeinem Gefolge den Eintritt wehrend): Es iſt hier nicht geheuer! . . . (Auf die Damen zu) Zurück! In dem Gemäuer hauſen Mäuſe, Ratten . . . (die Damen raffen erſchrocken die Röcke; wieder warnend auf den vordrängenden Fürſten zu) und das ſind böſe Demokraten! (Flehend, mit erhobenen Händen) O kehret um, denn dies Geſindel reſpektiert kein Gottesgnadentum!

Mutter (kommt langſam, den Fürſten und ſein Gefolge im Auge behaltend, auf die Kellertreppe zu. Gar nicht übermäßig überraſcht; als hätte ſie den vornehmen Beſuch ſchon längſt erwartet. Hat ſich am Fuße

Digitized by Google

der Kellertreppe aufgestellt. Verbeugt sich und weist mit vornehmer, einladender Handbewegung dem Fürsten den Weg zur Mauernische): Seid willkommen! Tretet ein! (Fürst und Gefolge schreiten, während Rauschenplat sanft zur Seite geschoben wird, die Stufen hinab.)

Rauschenplat (sucht, wie ein Geiziger, der seine Schätze vor fremden Blicken schützen will, den Fürsten und sein Gefolge zurückzuhalten): Morsch ist Stuf' und Stein! Ihr brecht Euch Hals und Bein!

Mutter (am Fuß der Kellertreppe zum Empfange bereit; ohne den Fürsten je voll anzusehen): Seid willkommen! Tretet ein! (Während Fürst und Gefolge vorsichtig, Stufe für Stufe abwärts schreiten) Hab' Euch erwartet manch' Tag und Nacht! Endlich habt Ihr Euch aufgemacht! Der weiße Zelter wird (deutet gegen das Kellerfensterchen hinauf) oben an der Straße harren . . . (Lauscht einen Augenblick, dann befriedigt nickend) Mir dünkt, ich hör' schon sein Hufescharren! (Geleitet den Fürsten und das Gefolge gegen die Mauernische.)

(Fürst eilt den anderen voran der Nische zu.)

Rauschenplat (sucht vergebens, ihm und dem Gefolge den Anblick von Dolf und Bäschen zu verwehren. Flehend): O! Seht nicht hin! Was Ihr mit Euren Augen seht, ist nicht mehr rein!

(Fürst und die Damen stehen neugierig um die Nische herum, vor welcher Dolf, vor Bäschen kniend, in heiliger Ehrfurcht, wie verzückt, wunderschön geigt, während Bäschen, ebenso der Außenwelt entrückt, wie eine kleine Madonna im Armstuhl sitzt.)

Rauschenplat (abseits stehend): Ich hatt' mein Glück so tief vergraben! Jetzt ist es auf den Markt gestellt! (Die Tänzerin, sowie die braune und schwarze Schöne haben ihre Lorgnons gezogen und betrachten Dolf und Bäschen in sehr weltlicher Neugierde von allen Seiten; flüstern und lächeln.) (Musikus taucht im Kellereingang auf. Musikus, auf der Kellerstufe stehend, wischt sein Lorgnon umständlich rein und besieht sich gemütlich, kühl prüfend die Szene.)

Rundschau

„Ganze Menschen"

Allgemeineres

Der Jurist: Was mich veranlaßt, derartige Anschauungen ein für allemal abzulehnen? Sie gehn mir wider die Natur. Soll ich versuchen, diese elementare Abneigung zu analysieren?

Der Lehrer: Tun Sie's! Sich andern klarzumachen, scheint mir wenigstens nicht bloß für uns Lehrer eine Pflicht. Ich meine, wenn jeder, der an unsrer Kulturgemeinschaft mitarbeitet, sich auch verständlich zu machen sucht, so kann das manchen unsrer Kulturschäden verhüten oder mildern.

Der Jurist: Sehen Sie: dieser Meinung bin ich nun gar nicht. Und hier könnte ich ja vielleicht beginnen: warum sich allen verständlich machen? Oder nur vielen? Ihr alle von der andern Seite, ihr „Idealisten", ihr verlangt zuviel von den Menschen und von euch und traut euch und den andern zuviel zu.

Der Lehrer: Die Ebner sagt einmal: „Man muß Außerordentliches wollen, um etwas Ordentliches zu leisten." Ich weiß nicht, was ein Erzieher Besseres tun könnte, als von den Menschen Außerordentliches verlangen.

Digitized by Google

Der Jurist: Aber nicht dabei steckenbleiben darf er! „Ganze Menschen!“ Als ob es je mehr als ein paar von dieser Sorte gegeben hätte. Aber ihr träumt von einem Zustande, in dem die Ausnahme zur Regel wird, werdet dann durch die Gegenwart geweckt und seht nun überall „Schäden“. Der Mensch ist eine Maschine, ein „Herdentier“. Lesen Sie: „Er erwartet all sein Heil von den Dingen und Verhältnissen, hofft nichts mehr von seiner eigenen Einsicht und Kraft“; „das Maß ist aus unserm Leben gewichen“; „unsre Gesetzgebung und unser öffentliches Recht kennt ideale Interessen kaum“ — und so weiter. Muß solch allgemeiner Tadel nicht entmutigen, statt zu fördern?

Der Lehrer: Und doch finden Sie gerade in diesem Buche auf die düstere Gegenwartsverneinung eine siegesfrohe Gestaltung starker Zukunftshoffnungen gebaut.

Der Jurist: Wodurch aber gelangt Wolgast* in seinem sozialpädagogischen Versuche zu dieser verklärten Zukunft? Durch die Schule.

Der Lehrer: Die Erziehung.

Der Jurist: Gleichviel. Nicht durch die Natur. Nicht durch das Leben. Durch bewußte, gewollte Leitung. Daran aber kann ich unmöglich glauben. Wenn es so schlimm mit uns steht, wie er meint: dann hilft keine Erziehung mehr.

Der Lehrer: Sie vergessen, daß Bücher über Erziehung immer ein Notbehelf sind: so, wie wenn man ein Kunstwerk beschreibt. Und mich wundert's nicht, wenn Fernerstehenden Erziehungsgedanken durch Erziehungsbücher verleidet werden; selten wissen sie so taktvoll wie dieses hier die Gefahren ihrer schriftstellerischen Aufgabe zu meiden. Rationalisten bemächtigen sich dieser Fragen, und nicht alle Erziehungsvorschläge, die heute gemacht werden, sind so erlebt wie der Langermanns, von dem wir vorhin sprachen.* Selten läßt sich dem Außenstehenden das verständlich machen, was bei allen Erziehungsaufgaben das Wichtigste bleibt: das innere schöpferische Leben. Die Hauptaufgabe derartiger Bücher wird denn auch immer sein: Gesinnungen zu wecken und zu beleben, den Willen zu erregen, den schöpferischen Kräften und Wünschen, die verworren in einer Zeit schlummern, eine Richtung zu geben.

Der Jurist: Gerade gegen diese Gesinnung wende ich mich ja. Mir persönlich würde vieles in dem Buche praktisch brauchbar erscheinen, wenn es nicht in diese Gesinnung eingeschlossen wäre. Ihr Kern bleibt doch immer: nicht allein, nicht aus sich heraus kann die Nation und der einzelne vorwärtskommen, sie bedürfen dazu der „Erzieher“. Wir Deutschen brauchten weniger Erzieher und mehr Selbständigkeit.

Der Lehrer: Aber eben zur Selbständigkeit müssen wir, Gott sei's geklagt, zunächst einmal erzogen werden. „Erziehen“ wie Wolgast das meint, und mit ihm eine große Gesinnungsgenossenschaft, das heißt ja gerade: dem Menschen helfen, sich zu erziehen. Wollen Sie auch die Notwendigkeit solcher Hilfe in dieser unsrer Zeit bestreiten?

Der Jurist: Warum schon wieder: „in dieser Zeit“? Jede Zeit hatte ihre Nöte.

---

* Wolgast, „Ganze Menschen“ (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg)

* „Der Erziehungsstaat“ von Joh. Langermann (Math. Zimmerhaus, Berlin-Zehlendorf)

Digitized by Google

Der Lehrer: Und jede ihre Erzieher. Erst war's die Kirche, schlecht und recht, dann kam der Staat. Und dann eine Zeit, in der es an jeder großen und umfassenden Erziehung mangelte; die Zeit, da wir aus einem Bauern- und Kleinbürger- zu einem Industrievolk wurden. Man ergab sich kleinen Erziehern und Einzelautoritäten. Es fallen Ihnen ihrer hundert ein, wenn Sie sich besinnen. Sich selbst zu erziehen: dazu fehlt den Deutschen vor allem noch die Orientierung in den neuen Verhältnissen. Diese Zeit der zahlreichen, engen, widerstreitenden Autoritäten und Autoritätchen schildert Wolgast als Gegenwart. Vielleicht dürfen wir schon als das Gegenwärtigste das Streben nach einer neuen, aus uns selbst, aus der Nation und ihrem Leben geborenen Erziehung empfinden, die fernab von allen Partei- und Sonderautoritäten nur ein Maß sucht: den lebendigen Menschen. Das gilt's: Dem jungen Menschen zu helfen, daß er sich in den Mechanismus unsres heutigen Lebens einfügt, während er doch möglichst wenig von sich und seinem besten Wesen dabei verliert! Daß er jenem Mechanismus nicht allein dienen, sondern ihn auch gestalten lernt!

Der Jurist: Dabei könnten sich unsre Gedanken finden. Wenn nur nicht aus dieser großen Aufgabe der ganzen Nation wieder ein Spezialberuf gemacht würde! Mich dünkt: überall und an allen Stellen wäre eine Arbeit zu leisten, wie Sie sie hier schildern. Aber nicht der Erzieher, oder der Lehrer, noch weniger die Schule allein hat die Möglichkeit und die Pflicht, der Nation zu dieser Selbständigkeit im höchsten Sinne, zu dieser Beherrschung des heutigen Lebens zu verhelfen. Jeder Beruf und jeder Stand hat lebendige Kräfte zu verwalten und weiterzubilden, und wären diese nicht überall im Wirken — in der ganzen Nation und in jedem Berufe — so vermöchte sie keine Erzieherkunst zu wecken. Da scheint mir der Fehler dieser ganzen Gesinnung zu liegen. Es handelt sich nicht um eine Teil- oder Fach- oder Berufsaufgabe, nicht um die Verbesserung der Schule oder der Schulen oder des Erziehungswesens oder irgendwelcher Institutionen, sondern um eine kräftige Weiterbildung der nationalen Arbeit auf allen Gebieten, praktischen wie rein geistigen.

Der Lehrer: Ich wünschte dem Buche lauter solche Leser wie Sie! Sie verbinden Ihren Beruf mit einer Idee ...

Der Jurist: Nicht mehr und nicht weniger als jeder Kaufmann oder Beamte, der seine Arbeit tut. Wir sprechen unsre Berufsideen nur nicht so häufig aus wie die — Erzieher.

Der Lehrer: Bin ich nun der „Idealist" mit Anführungszeichen oder sind Sie's? Sie halten jene Berufsideen (die alle in der Idee der großen Verantwortlichkeit vor der Nation zusammenlaufen) schon für so lebendig, daß sie nicht mehr propagiert, nicht ausgesprochen zu werden brauchen? Dann haben wir die Rollen getauscht.

Der Jurist: Wir haben uns also nicht so ganz verständigt.

Der Lehrer: Aber einander verständlicher gemacht. Glauben Sie nicht jetzt, daß ein solches Sichverstehen zwischen den Berufen viel dazu beitragen könnte, die Berufsideen zu stärken, zu klären, abzuschleifen, zu organisieren?

Der Jurist: Das kann ich Ihnen zugeben.

Hermann Ullmann

Digitized by Google

Nietzsche und die deutsche Sprache

Mein Thema: Friedrich Nietzsche und die deutsche Sprache erweckt viele Erwartungen. Vielleicht zuerst die, daß ich den Einfluß von Friedrich Nietzsche auf unsre deutsche Sprache schildern will. Diesen Einfluß bezeugen fast täglich unsre Zeitungen; eine ganze Reihe von Schlagworten, die in den öffentlichen Kämpfen unsrer Tage immer von neuem auftauchen, verdankt unsre Sprache Nietzsche. „Der Wille zur Macht", „Jenseits von Gut und Böse", „Die Umwertung aller Werte", „Menschliches Allzumenschliches", „Die Vielzuvielen" und „Der Bildungsphilister". Auch dem alten Worte „Übermensch" hat Nietzsche einen neuen Sinn gegeben.

Diese Schlagworte sind, wie die meisten Schlagworte, durch überhäufigen Gebrauch abgegriffen, und weil man sie so oft sinn- und gedankenlos anwandte, heute recht inhaltsleer. Immerhin bleibt bemerkenswert, daß sie gerade im Kampf der öffentlichen Meinung um unsre sittlichen Zustände willkommene und gern geführte Waffen waren. Sie wären es nie geworden, hätte nicht ein Mann, der zu kämpfen verstand, sie geschmiedet und geführt. Und darum sind sie ein nicht unverächtlicher Beitrag zur Erkenntnis von Friedrich Nietzsche selbst, der, solange er lebte, heftig und leidenschaftlich, seine ganze Person einsetzend, für die sittlichen Werte und gegen die stumpfe Welt gestritten hat.

Der Einfluß von Friedrich Nietzsche auf die deutsche Sprache geht aber viel tiefer. Wenn wir unsre Dichter und Schriftsteller, etwa Frank Wedekind gegen Stefan George und diesen gegen Thomas Mann und ihn wieder gegen Richard Dehmel halten, und daneben Karl Spitteler, Gerhart Hauptmann usw. stellen, so scheint uns, als seien sie nur zufällig in die gleiche Zeit geweht worden, so verschieden scheint das Wesen eines jeden vom andern. Aber ein Band, das sie alle zusammenhält, viel fester, als sie es wohl selbst wissen, ist eben ihre Stellung zu Nietzsche. Diesen Zusammenhang bringt auch die Sprache der Genannten und andrer Dichter zum Ausdruck. Es würde die Erkenntnis der gegenwärtigen Dichtung an vielen Stellen bereichern, wenn man alle die Eigenheiten des Ausdrucks und der Satzfügung erforschen würde, die sie Nietzsche verdanken. Man müßte sich noch weiter vorwagen, man müßte die seelischen und künstlerischen Anschauungen, deren oft recht grober Ausdruck die Worte, deren feinerer Ausdruck die Satzfügung ist — zu erkennen und ihre Verwandtschaft mit Friedrich Nietzsche zu erfassen suchen. Die Wissenschaft sieht heute wohl Aufgaben dieser Art, aber sie zu lösen, ist sie noch nicht stark und fein genug.

Was hat nun Friedrich Nietzsche über die deutsche Sprache gedacht, welche Stellung in der deutschen Kultur hat er ihr angewiesen? Und wie hat Nietzsche seine Meinung von der deutschen Sprache in seinen eigenen Schriften zur Geltung gebracht?

Seine Auffassung über die deutsche Sprache verkündet Nietzsche lauter und deutlicher als sonst in zwei Jugendschriften, in der unzeitgemäßen Betrachtung über David Strauß, den Bekenner und Schriftsteller, und seinen alten und neuen Glauben, und in dem aus seinem Nachlaß herausgegebenen Vortrag über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten (Werke IX, 297 ff.).

Digitized by Google

In jener Abhandlung ist Nietzsche in seinem eifernden Kampf für die Reinheit und Tiefe der deutschen Sprache ein leidenschaftlicher Nachfolger Artur Schopenhauers, auf den er sich gern beruft und dessen Äußerungen er auch manchmal im Wortlaut mitteilt.

Für den jungen Nietzsche ist die Sprache das getreue Abbild und zugleich der Wertmesser der jeweiligen Kultur. Eine Kultur, das heißt die Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen, hat aber nach Nietzsches Auffassung das Deutschland von 1872 nicht besessen. Es lebte in einem chaotischen Durcheinander aller Stile. Ein Gang durch die Straßen, ein Besuch der Läden, eine Betrachtung der Manieren, der Vergnügungen, in Konzert, Theater, Kunst, müsse jeden von diesem Durcheinander überzeugen. Wir seien jedoch zu stumpf geworden, um den Tumult dieser Formen, Farben, Kuriositäten aus allen Zeiten zu empfinden. An Stelle der Kultur sei als Einheit das Bildungsphilisterium getreten, das heißt die unübersehbare Masse der Vertreter von „Bildung und Besitz", die sich überall in Deutschland finden und stillschweigend sich verstehen. Behaglich, faul und schmatzend, sitzen sie auf den Schätzen unsrer Kultur, verlangen von der Kunst Zerstreuung, Unterhaltung, Vergnügen, außerhalb ihres Berufs, in ihren unbeschäftigten Stunden. Das Ansinnen, das Erbe der Väter in täglichem Kampf und bitterem Ernst sich neu zu erwerben, weisen sie mit Entrüstung von sich. Für diese Bildungsphilister sei David Strauß der ideale Autor. Er schreibe ungefähr, wie Auerbach, wie Gutzkow oder wie die Zeitungen und habe sich deshalb den Ruf eines klassischen Schriftstellers erworben. Den überließen ihm sogar bereitwillig diejenigen, denen seine religiösen Anschauungen ein Greuel und Ärgernis wären. Das ganze niederträchtige Deutsch, das Auerbach, Gutzkow, Strauß, die Zeitungen zu schreiben sich nicht entblöden, das ein Werk, wie das „Hand- und Schandwörterbuch" von Sanders sogar zu verewigen trachte, dies Deutsch habe nur dadurch eine Existenzberechtigung erlangen können, daß man flüchtig und gedankenlos darüber hinwegliese. „Denn gerade in ihm finden wir jenes widrige Erholungsbedürfnis und jenes beiläufige, mit halber Aufmerksamkeit zuhörende Sichabfinden mit der Philosophie und Kultur und überhaupt mit allem Ernste des Daseins."

Nietzsche beruhigt sich nicht damit, das Deutsch von Strauß als Ganzes in Grund und Boden zu verurteilen, sondern er folgt seinen Schlechtigkeiten und Liederlichkeiten unbarmherzig bis in die Wort- und Satzbildung. Er verhöhnt die gefallsüchtigen und leichten Gleichnisse, die so gern modern klingen wollen. Als Beispiel einer lehrhaften Unterweisung druckt er dann ein Satzungeheuer ab, in dem sich alle Teile widerlich verschlingen, und als Beispiel, wie Strauß leicht überreden wolle, zeigt er wieder einige ganz kurze, „neckische, leichtgeschürzte" Sätze. Ein wie zerfahrenes und liederliches Deutsch das Deutsch dieser Bekenntnisschrift sei, werde gleich offenbar, wenn man versuche, es ins Lateinische zu übersetzen. Das sei ganz unmöglich, während die strengen und durchdachten Sätze von Kant und Schopenhauer dazu verlockten.

Nun hätte Nietzsche besser bei dem Schriftsteller Strauß angefangen und sich dann zum Bekenner Strauß erhoben. Er löst leider das

Digitized by Google

Ganze in die Einzelheiten auf, während er vom Einzelnen hätte zum Ganzen aufsteigen sollen. Es ist uns heute trotzdem willkommen, daß er uns zum Schluß die einzelnen Sünden in endloser Reihe vorüberführt und dadurch das Strafgericht über den unglücklichen Schriftsteller schrecklich vollendet.

In der Art, wie Nietzsche, einem Höllenrichter gleich, dem armen Sünder Strauß seine Vergehen vorrechnet, erfreut uns die hohe Gesinnung und stolze Rücksichtslosigkeit, verletzt uns ein selbstgerechter Ton, die Unerzogenheit, der Mangel an Takt und Manier, durch den die philologische Kritik der Deutschen sich gern auszeichnet. Wir spüren darin leider auch schon jene marternde Quälerei, durch die Nietzsche sich immer peinigt, wenn er gegen Werke und Menschen kämpft, die er für gefahrvoll für sich selbst hält. Er kann sich dann gar nicht trennen von dem Bekämpften und wühlt grausam, immer von neuem, in seinen Wunden. Aber wenn jemals, so war Nietzsches Zorn hier heilig und gerecht und entsprang aus der höchsten Auffassung von der deutschen Sprache. „Ich meine, ein älterer Mann müßte doch wissen, daß die Sprache ein von den Vorfahren überkommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbstück ist, vor dem man Ehrfurcht haben soll als vor etwas Heiligem und Unschätzbarem und Unverletzlichem. Sind eure Ohren stumpf geworden, nun, so fragt, schlagt Wörterbücher nach, gebraucht gute Grammatiken, aber wagt es nicht, so in den Tag hinein fortzusündigen!“ . . . „Denn wer sich an der deutschen Sprache versündigt hat, der hat das Mysterium aller unsrer Deutschheit entweiht; sie allein hat durch alle die Mischung und den Wechsel von Nationalitäten und Sitten hindurch sich selbst, und damit den deutschen Geist, wie durch sich selbst, wie durch einen metaphysischen Zauber gerettet. Sie allein verbürgt auch diesen Geist für die Zukunft, falls sie nicht selbst unter den ruchlosen Händen der Gegenwart zugrunde geht.“

Durch solche Zornreden und Strafgerichte erreicht man das nicht, was doch die Hauptsache bleibt: die Besserung der schlechten Zustände. Das wußte Nietzsche ganz gut, und er hat manche Wege gesehen und gezeigt, die zur Besserung führen können. In der Streitschrift gegen David Strauß und noch in einem späten Buch, in „Jenseits von Gut und Böse“ (216), wies er darauf hin, daß den Deutschen *eins* fehle, die genügende Ausbildung und daher auch die Kultur der öffentlichen Rede. Dieser Vorwurf ist heute leider ebenso wahr wie früher, unsre deutsche Redekunst und die Sprache der Öffentlichkeit stehen daher noch immer tief unter der Englands und Frankreichs.

Bestimmtere Vorschläge zur Pflege der deutschen Sprache macht Nietzsche in dem genannten Vortrag über die Zukunft der deutschen Bildungsanstalten. Ich teile davon einiges im Wortlaut mit: »Was für eine Aufgabe hätte eine höhere Bildungsanstalt in diesem Punkte, wenn nicht gerade die, autoratiw und mit würdiger Strenge die sprachlich verwilderten Jünglinge zurecht zu leiten und ihnen zuzurufen: »Nehmt eure Sprache ernst! Wer es hier nicht zu dem Gefühl einer heiligen Pflicht bringt, in dem ist auch nicht einmal der Keim für eine höhere Bildung vorhanden. Hier kann sich zeigen, wie hoch oder wie gering ihr die Kunst schätzt und wie weit ihr verwandt mit der Kunst seid, hier in der Behandlung eurer Muttersprache. Erlangt ihr nicht

Digitized by Google

so viel von euch, vor gewissen Worten und Wendungen unsrer journalistischen Gewöhnung einen physischen Ekel zu empfinden, so gebt es nur auf, nach Bildung zu streben, denn hier, in der allernächsten Nähe, in jedem Augenblicke eures Sprechens und Schreibens habt ihr einen Prüfstein, wie schwer, wie ungeheuer jetzt die Aufgabe des Gebildeten ist und wie unwahrscheinlich es sein muß, daß viele von euch zur rechten Bildung kommen.«" „Das Gymnasium versäumt bis jetzt das allererste und nächste Objekt, an dem die wahre Bildung beginnt, die Muttersprache: damit aber fehlt ihm der natürliche fruchtbare Boden für alle weiteren Bildungsbemühungen. Denn erst auf Grund einer strengen, künstlerisch sorgfältigen, sprachlichen Zucht und Sitte erstarkt das richtige Gefühl für die Größe unsrer Klassiker, deren Anerkennung von seiten des Gymnasiums bis jetzt fast nur auf zweifelhaften ästhetisierenden Liebhabereien einzelner Lehrer oder auf der rein stofflichen Wirkung gewisser Tragödien und Romane ruht: man muß aber selbst aus Erfahrung wissen, wie schwer die Sprache ist, man muß nach langem Suchen und Ringen auf die Bahn gelangen, auf der unsre großen Dichter schritten, um nachzufühlen, wie leicht und schön sie auf ihr schritten, und wie ungelenk oder gespreizt die andern hinter ihnen dreinfolgen."

An andrer Stelle beklagt Nietzsche bitter, daß der Unterricht im deutschen Aufsatz diese Erziehung nicht gebe, und gerade dieser verlange von den Knaben die falsche Behandlung falsch gestellter Themen, er zwinge sie, über Fragen eilfertig und oberflächlich zu sprechen, deren menschliche und künstlerische Bedeutung sie noch gar nicht erfassen könnten, und er werde dadurch nur eine schlimme Vorschule zum Journalismus.

Diese Vorwürfe sind wiederum heute ebenso richtig wie früher; doch treffen sie nur einen Teil der Wahrheit, denn sie vergessen, daß im Aufsatzunterricht viele Lehrer in gedankenloser Trägheit immer von neuem nichts weiter als die gleiche mechanische unselbständige Behandlung der gleichen verkehrten Schemen verlangen. Außerdem darf man für den falschen Unterricht im deutschen Aufsatz nicht die Schule allein verantwortlich machen. Einen großen Teil der Schuld trägt auch die Universität, weil sie die vielen Gelegenheiten, die Studenten zu einer klaren und edlen Sprache zu erziehen, meist ungenutzt vorübergehen läßt. Wer hier aber Nachlässigkeit sieht und bekämpft, steht in seinem Kampf meist recht allein.

Ich habe noch einen Einwand gegen Nietzsche: er lehnt nämlich die geschichtliche Erforschung der deutschen Sprache ab und behauptet, diese betrachte die Sprache als etwas Totes und seziere sie bei lebendigem Leibe. Diese Voreingenommenheit des Urteils hat wohl Nietzsches Lehrer, Rietschl, verschuldet. Die sprachgeschichtliche Forschung deckt ja umgekehrt gerade das überreiche Leben der Sprache auf und schärft durch eindringende Beobachtung den Blick für dessen Gesetze und Bedingungen.

Ich habe mich bei diesen Erörterungen solange aufgehalten, weil hier eine Fülle von Aufgaben erschien, die heute ebenso lebendig und ebensowenig gelöst sind, als zur Zeit der Unzeitgemäßen Betrachtungen. Nietzsche hatte die Gabe, hier immer das Wesentliche zu sehen und zu fordern, darum ist es gut, an ihn wieder zu erinnern.

Was hat nun er selbst für seine

Digitized by Google

deutsche Sprache getan? Und wie hat er sie in Zucht genommen und ausgebildet?

Nietzsche bekämpfte in seiner Streitschrift die sprachlichen Sünden von Strauß so heftig, daß wir glaubten, er fühle sich von Sünden dieser Art nicht ganz frei und züchtige, indem er Strauß abstrafe, gleichzeitig die eignen Vergehen.

Diese Vermutung ist richtig. In der Streitschrift selbst ist Straußens Deutsch manchmal über das von Nietzsche Herr geworden. Zum Beispiel verlangt Nietzsche einmal, daß die Tinte, mit der sein Gegner schreibe, vor Schamgefühl erröten müsse. Das ist von der Tinte etwas viel verlangt, abgesehen davon ist die rote Tinte nicht schamhaft, sondern schamlos.

Viel schlimmeren Versehen, Bildervermengungen und geschmacklosen Vergleichen ist Nietzsche erlegen bei seinem Vortrag über die Bildungsanstalten: „Wir verschwanden beide durch die Türe, hinter uns klappte gewissermaßen ein brüllender Abgrund zu.“ „Die Gegenwart ist nichts als ein Gedankenstrich zwischen Vergangenheit und Zukunft.“ „Ein solches Sichwiegen auf dem Schaukelstuhl des Augenblicks.“

Und der Zarathustra zeigt wieder eine Reihe seltsamer, verstiegener, gewaltsamer und abstoßender Vergleiche: „Du melktest deine Kuh Trübsal, nun trinkst du die süße Milch ihres Euters.“ „Sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung.“ „Dem Rüssel des Ebers gleich soll mein Wort den Grund eurer Seelen aufwühlen.“ Einmal (232) wird gar vom Rüssel des Gebirges gesprochen! „Trägt doch der Tänzer sein Ohr in seinen Zehen.“ „Der den Eseln Flügel gibt, der Löwinnen melkt, gelobt sei dieser unbändige Geist!“

Es wäre leicht, diese Beispiele zu vermehren. Doch sie zeigen deutlich genug, was sie zeigen sollen. Den Instinkt und die eingeborne Sicherheit des Künstlers besaß Nietzsche nicht, weder griff er aus der Masse der Sprache selbst die ewigen und immer reinen Werte, noch schuf er selbst die ewigen, die Zeiten überdauernden Worte. Ihn brachten die Verirrungen seiner Zeit und das gewaltsame Streben, zu wirken, aus seiner Bahn.

Aber weil er, wie jedes seiner Werke zeigt, die eignen Fehler erkannte, und mit unablässigem Ernst sie bekämpfte, weil er nie aufhörte, an seiner Sprache zu feilen und zu bilden, und die Forderungen an sich selbst zu erfüllen, die er an andere richtete, darum darf er uns als Vorbild gelten und darum schulden wir ihm tiefe Verehrung. Er kannte, duldete in sich selbst nicht die Gebrechen unsrer Zeit, kannte keine Rücksicht, keine Nachgiebigkeit, keine Schwäche!

Noch eine andre, mit der ersten eng zusammenhängende Eigenheit in der Sprache Nietzsches sei hervorgehoben. Mehr als er selbst waren ihm die Vorbilder und Meister, denen er nachstrebte. Ihre Ausdrucksweise hat er bis in die Einzelheiten manchmal nachgebildet, ohne es zu wissen. Sie prägte sich seinem Gedächtnis eben so ein, daß er Eigenes und Fremdes nicht mehr voneinander trennen konnte. Dadurch aber nahm seine Sprache eine schwankende Unruhe und eine starke Unausgeglichenheit an, die sie bis in seine letzten Jahre behielt.

Die ersten Schriften von Nietzsche lesen sich oft, als seien sie ins Deutsche übertragene lateinische Aufsätze, so deutlich klingt der Schematismus des lateinischen Aufsatzes in ihnen nach und so viel

Digitized by Google

Satzverschlingungen und Wendungen der lateinischen Rhetorik enthalten sie. — Der Einfluß von Schopenhauer und Wagner geht bis in die feinsten Einzelheiten der Ausdrucksweise in den Unzeitgemäßen Betrachtungen. — Wenn Nietzsche über Schiller spricht, so verfällt er unwillkürlich in die Ausdrucksweise des 18. Jahrhunderts: „Hier lernen", sagt er einmal (Werke IX, 335) „die Schüler von unsrem einzigen Schiller mit jener knabenhaften Überlegenheit zu reden, hier gewöhnt man sie, über die edelsten und deutschesten seiner Entwürfe, über den Marquis Posa, über Max und Thekla zu lächeln — ein Lächeln, über das der deutsche Genius ergrimmt, über das eine bessere Nachwelt erröten wird." — Fast wörtliche Nachklänge von Schillers Versen hört man aus den Jugendschriften von Nietzsche öfter heraus. — In der Streitschrift gegen Strauß fällt eine heftige Invektive gegen die Philister unvermutet aus dem Stil der andern. „Der Philister ist das Hindernis aller Kräftigen und Schaffenden, das Labyrinth aller Zweifelnden und Verirrten, der Morast aller Ermatteten, die Fußfessel aller nach hohen Zielen Laufenden, der giftige Nebel aller frischen Keime, die ausdörrende Sandwüste des suchenden und nach neuem Leben lechzenden deutschen Geistes." Das ist der Stil von Klemens Brentano in seiner berühmten Abhandlung über den Philister vor, in und nach der Geschichte, und es mag hier bemerkt sein, daß jenes Bild, das Nietzsche vom Bildungsphilister entwirft, dem Bild, das die Romantik von dem Philister zeichnete, recht ähnlich ist.

In der Schrift über Schopenhauer begegnen, ohne daß sie als entlehnte bezeichnet wären, die folgenden Worte: „Während dem Menschen nichts Fröhlicheres und Besseres zuteil werden kann, als einem jener Siegreichen nahe zu sein, die, weil sie als Tiefste gedacht, gerade das Lebendigste lieben müssen und als Weise, am Ende sich zum Schönen neigen." Die Worte sind das Eigentum von Hölderlin (Sokrates und Alkibiades:

„Wer das Tiefste gedacht, liebt
das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die
Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zu Schönem sich.")

Vielfältig sind auch die Einwirkungen aus fremden Dichtern und Dichtungen, die im Zarathustra an uns vorüberziehen. Wortspiele aus Shakespere und der Romantik, ohne deren Leichtigkeit und Geist, der Klang und der hinreißende Schwung aus Hölderlins Oden und der Stolz, die einsame Unberührtheit des Empedokles, die Gleichnisse und die Zahlreihen des Buddhismus, die Pointierungen und Paradoxe der französischen Aphoristen, besonders des Larochefoucauld, sogar einige Alliterationen Richard Wagners, vor allem aber die Sprache der Bibel, die Sprache Martin Luthers.

Wir wissen heute alle, was gerade aus der Sprache des Zarathustra, man möchte sagen unwiderleglich klar, sich ergibt: Dieser Zarathustra ist, als Kunstwerk betrachtet, ein Werk der Verzerrungen, voll tiefer Unruhe und Zerrissenheit, das Werk eines Mannes, der die erlahmenden Kräfte noch einmal aufpeitscht und seine Verzweiflung überlaut in die Welt ruft, damit man ihn endlich höre.

Die Wirkung des Zarathustra, wenn man ihn als Ganzes betrachtet, macht leicht ungerecht gegen die unvergeßliche Schönheit mancher Reden und Dithyramben, gegen die süße und schwere Melancholie, die

Digitized by Google

stolzen und erschütternden Worte der Einsamkeit, gegen den gewitterhaft fortstürmenden, immer neu aufblitzenden Schwung der leidenschaftlichen Klagen und Anklagen. Auch die Klangwirkungen und Klanggebilde hatten zu ihrer Zeit nirgends in der Sprachkunst ihresgleichen. Heute haben sie verloren und erscheinen uns manchmal hart oder erklügelt, denn wir können sie zwischen die Romantik, zwischen Hölderlin und Brentano dort, und zwischen die neue Kunst hier stellen: ich denke etwa an das Jahr der Seele oder den Teppich des Lebens von Stefan George oder an den jungen Hofmannsthal. Doch darf man nicht vergessen, daß gerade Nietzsche den Sinn für die Schönheit des Klanges wieder geweckt und unsrer Sprache eine neue Leuchtkraft gegeben hat.

Der Eindruck aus dem Zarathustra wiederholt und steigert sich bei der ganzen Reihe der Werke, die mit Menschliches Allzumenschliches beginnt und mit dem Antichrist schließt. Keines von ihnen ist, als Gesamtheit betrachtet, ein Kunstwerk. Aber aus jedem verbreiten sich unvergleichliche Wirkungen: strahlende Paradoxe, messerscharfe, blinkende Antithesen, ein atemlos sich überstürzendes Tempo der Rede, jähe Steigerungen und ganz plötzliche Wendungen, eine Feinheit und Genauigkeit in der Wiedergabe psychologischer Erkenntnisse und Unterscheidungen durch Worte, die vor Nietzsche niemand erreichte. Daneben stehen dann unbeholfene oder nichtssagende oder mühsam erquälte und doch beunruhigend vorbeitreffende, unsicher hin und her fahrende Worte, oder Ausdrücke, in denen die Leidenschaft jede Gewalt über sich verliert und sich zum Unsinn oder zur verletzenden Geschmacklosigkeit treiben läßt. Es prägt sich in der Sprache der Werke überall aus, daß Nietzsche seine Werke in fortgesetztem heldenhaften Kampf seiner Krankheit abrang — er schrieb in matten, auch in kranken und in jeder hellen Stunde; so erklärt sich der zuerst sprunghafte, endlich schauerliche Wechsel zwischen Erleuchtung, Verfinsterung und Dumpfheit im Ausdruck seiner Werke.

Die Beispiele, die wir gaben von der Einwirkung, die von andern Dichtern, Gelehrten und Philosophen auf Nietzsche und seine Sprache ausging, schenken uns wieder viele Aufschlüsse. Sie zeigen bei ihm ein feines Gefühl für die Besonderheit der Redeweise eines Menschen, eines Buchs, einer Zeit, so daß es ihn unwillkürlich verlockt, es nachzubilden, sie zeigen lebhafte, überschwängliche Verehrung großer Vorbilder und das Bedürfnis, immer neue Eindrücke in sich aufzunehmen und mit ihnen das eigene Wesen zu bereichern. Und welche Fähigkeit entwickelte Nietzsche, welchen scharfen, die Tiefen erspähenden Geist, wenn er die Sprache und den Stil eines andern zergliederte.

Alle die genannten Gaben sind die Gaben des Philologen. Philologe, nicht Künstler, ist Nietzsche im Wesen bis an sein Ende geblieben. Man erinnere sich nur, wie er seine Werke fortwährend erklärt, interpretiert, sie immer aus neuen Gesichtspunkten betrachtet, ihnen immer neue Vorreden voranschickt, damit man sie ja richtig auffasse, und ja bedenke, in welchem Alter, in welchen Zuständen, in welchen Absichten der Autor sie schrieb. Eine solche Selbstinterpretation ist der Ecce homo. Wenn Nietzsche in seinen Schriften, und zuletzt maßlos die Gelehrten bekämpft, so galt dieser Zorn weniger der Philologie

Digitized by Google

selbst, als ihren seltsamen und unzureichenden Vertretern, den Philologen. Es war aber auch hier sein Verhängnis, daß er sich gerade von denen abwenden und die leidenschaftlich befehden mußte, zu denen er doch gehörte.

Weil Friedrich Nietzsche so sehr fein und deutlich auf die ihn umgebenden Einflüsse reagierte, kann man aus der Sprache seiner Werke die Geschichte seiner Bildung, seiner wechselnden Ansichten und seiner Verehrungen ziemlich genau ablesen: Nietzsche war ein großer Suchender, aber ungeduldig, sich verzehrend und schließlich zusammenbrechend. Das prägt sich eben in der Art aus, wie er seine Sprache anfüllt mit den Schätzen, die ihm seine liebsten Bücher und Schriftsteller gaben.

. Die Aufgaben und die Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache haben Nietzsche bis ans Ende seines Wirkens beschäftigt. Ich teile eine berühmte Stelle mit, aus Jenseits von Gut und Böse. „Und gar der Deutsche, der Bücher *liest*! Wie faul, wie widerwillig, wie schlecht liest er! Wie viele Deutsche wissen es und fordern es von sich zu wissen, daß *Kunst* in jedem guten Satze steckt, — Kunst, die erraten sein will, sofern der Satz verstanden sein will! Ein Mißverständnis über sein Tempo zum Beispiel: und der Satz selbst ist mißverstanden! Daß man über die rhythmisch entscheidenden Silben nicht im Zweifel sein darf, daß man die Berechnung der allzu strengen Symmetrie als gewollt und als Reiz fühlt, daß man jedem Stakkato, jedem Rubato ein feines geduldiges Ohr hinhält, daß man den Sinn in der Folge der Vokale und Diphthongen rät, und wie zart und reich sie in ihrem Hintereinander sich färben und umfärben können: wer unter bücherlesenden Deutschen ist gutwillig genug, solchergestalt Pflichten und Forderungen anzuerkennen und auf soviel Kunst und Absicht in der Sprache hinzuhorchen?"

Das sieht aus, als sei es erst heute geschrieben, und es könnte gut etwa in den „Blättern für die Kunst" zu lesen sein! Was die neue Kunst und neue Sprache will, sieht es klar voraus. Aber Nietzsche konnte auch hier das Vorbild selbst noch nicht erreichen, das er vor sich hinmalte. Er hat die Wirkungen, die seine Sprache hervorrufen sollten, viel zu oft unterstrichen, sie aufdringlich betont, sie mit Ausrufungszeichen, Gedankenstrichen, Fragezeichen, Punktreihen etwas schulmeisterlich vordemonstriert und dem nachfühlenden Leser viel zu wenig sich selbst und seinem feinern Verständnis überlassen. Er blieb auch hier wieder der Philologe, fast der Pädagoge, der beim Schreiben für den Leser klar sein wollte, während der Künstler, solange er schreibt, nur an sein Werk und nicht an den Leser denkt.

Von seinen Anfängen bis zu seinem Ende war Nietzsche von *einer* Sehnsucht beherrscht: der Sehnsucht zu wirken, auf die Kultur, auf die Veredlung, auf das geistige Wachstum seines Deutschlands. Es war eine bittere Fügung seines Wesens, daß er sich immer von denen abwenden und denen feindselig gegenübertreten mußte, die er zuerst für seine Freunde und Führer hielt, mit denen und für die er kämpfen wollte. Gewiß haben seine Zeit und die Genossen seines Berufes ihn zurückgestoßen, die an ihm, wie es die Art der Philologen bleibt, nur das Anfechtbare und das Nebensächliche sahen, und nicht den in die Zeit und in das Wesen der Kultur tief eindringenden Geist. Aber auch er

Digitized by Google

selbst hat sich durch sein unglückseliges Wesen in eine Vereinsamung gebracht, die er doch nicht ertragen konnte und an der er schließlich zugrunde ging.

Heute erkennen wir, daß Nietzsche, auf den seine Zeit und ihre Äußerungen so heftig und gewaltsam einwirkten, tiefer in die deutsche Kultur gesehen hat, als alle die um ihn. Was er über Richard Wagner gesagt, ist heute die (freilich noch gern zurückgehaltene und verschwiegene) Meinung vieler. Die greuliche Unkultur des neuen Deutschlands haben, ein Menschenalter nach den Unzeitgemäßen Betrachtungen, die Deutschen selbst stolz und mit großem Geschrei entdeckt. Die neuen Wege der Kunst und die neue Aufgabe der Dichtung hat Nietzsche gezeigt. Ob auch die Auffassung Nietzsches vom akademischen Lehramt sich durchsetzt? Daß die Universitäten Bewahrerinnen und Verwalterinnen der deutschen Kultur sein müssen, und nicht der Forschung allein gehören dürfen? Daß sie vielmehr die Kultur und auch die Sprache und Literatur zu schützen und zu verteidigen haben, vor dem Ansturm der Halbbildung, der Gedankenlosigkeit, der Barbarei? Wer heute für solche Ziele kämpft, der steht noch immer fast allein.

In uns aber wirke die hohe und reine Auffassung Friedrich Nietzsches von der deutschen Sprache: sie bleibe uns der reine Spiegel des deutschen Wesens!

In uns wirke und walte seine Arbeit an sich selbst, die unablässig immer die ganze Kraft einsetzte, die nichts hören wollte von Nachgiebigkeit und Halbheit, sie wirke belebend, stärkend und veredelnd!

Friedrich von der Leyen

Gustav Wustmann,

der nun in Leipzig gestorben ist, war zweimal auf Jahre hin einer der meistbesprochenen Schriftsteller. Wir haben bei beiden Gelegenheiten nicht vorbehaltlos an seiner Seite gestanden, ebensowenig als er die Anthologie „Als der Großvater die Großmutter nahm“ herausgab, wie, als die „Sprachdummheiten“ erschienen. Die in jener Sammlung vereinigten Gedichte zu großem Teil auch als *dichterisch* wertvoll ansehn, wie Wustmann wollte, das konnten wir nicht, und in seinen „Sprachdummheiten“ waren einige Punkte, bei denen er dies und das wohl zu einseitig vom Verstande her ansah und seine Forderungen wohl zu schematisch und zu hemmend als für *alle* Fälle verbindlich aufstellte. Aber trotz seiner Begrenzungen hat Wustmann ungemein nützlich gewirkt, ja vielleicht sogar gerade durch die Stoßkraft seiner Einseitigkeit. Seine „Sprachdummheiten“ haben auf Tausende auch von denen eingewirkt, die alle Wustmannschen Betrachtungen auf denselben Haufen Schulmeistergerümpel werfen wollten. Beim allermeisten hatte er eben doch recht, und daß er sein Recht „schulmeisternd“ verfocht, das gab ihm Wirkung auf große Kreise, in denen man ein fürsichtiges „Distingue!“ kaum verstanden hätte. Das Aufrütteln in *großen Kreisen* war aber Wustmanns Aufgabe und Arbeit. Wir dürfen nicht auf unsre Poeten und auf die Schriftsteller vom Fach blicken, wenn wir seinen Erfolgen gerecht werden wollen, sondern auf die allgemeine Ebene des Sprachgebrauchs. Die hat der deutsche Sprachverein großenteils auf Grund der Wustmannschen Arbeit ganz sicher um so viel gehoben, daß

Digitized by Google

theater bedarf zu seiner Leitung nur eines umsichtigen Geschäftsmannes, dem die statistischen Ausweise andrer Bühnen als bequeme Führer dienen. Die Kunstanstalt setzt einen Führer von eigenem Urteil, Fleiß und Spürsinn voraus. Dort ist die Vergangenheit Trumpf, hier die Zukunft. In der Geschichte der Kunst zählen daher ganz vorzugsweise die Kunstanstalten.

Mir scheint aber, daß diese Einteilung das Wesen der Sache nicht ganz bloßlegt. Daß die Initiative sich keineswegs immer in der Zahl und Wahl der Neuheiten betätigen muß. Daß sie sich auch in der übrigen Gestaltung des Spielplanes, in seiner Anpassung an die gegebenen Mittel, in der Eigenartigkeit der Wiedergabe, in allerlei betriebstechnischen und organisatorischen Maßnahmen äußern kann, ist ja schon vorhin angedeutet worden. Wenn wir trotzdem dabei bleiben, in der Statistik der Neuheiten und besonders der Uraufführungen den Gradmesser für die geistige Rührigkeit und Selbständigkeit eines Instituts zu erblicken, so geschieht das, weil die Erfahrung lehrt, daß, wer in diesem einen Punkte regsam ist, auch auf den andern Tätigkeitsgebieten des Bühnenwesens keine Schlafmütze zu sein pflegt. Immerhin wird man zugeben müssen, daß die meisten besseren Theater einen gemischten Typus darstellen. Sie bewahren die Schätze der alten Literatur und bemühen sich, sie durch Entdeckung neuer zu vermehren. Schließlich ist der Ehrenname „Kunstanstalt“ in dem oben festgestellten Sinne auch recht trügerisch. Ich kann mir sehr gut ein Theater denken, das sich auf die Pflege des als literarisch vortrefflich Anerkannten beschränkt, dieses aber auch so vortrefflich aufführt, daß man ihm die Bezeichnung als Kunstanstalt nicht verweigern kann, ohne sich lächerlich zu machen. Anderseits werden wir uns kaum herbeilassen, ein Operettentheater, das jährlich sein Publikum mit drei oder vier neuen Saisonprodukten abfüttert, als eine Kunstanstalt zu bezeichnen.

Hier wäre die grundsätzliche Frage aufzuwerfen, inwieweit sich Geschäft und Kunst beim Theater überhaupt vereinigen lassen. Dingelstedt meinte einmal, jeder Theaterdirektor müsse eine rechte Hand für die Kunst und eine linke fürs Geschäft haben, wobei aber keineswegs das Prinzip gelte, daß die Linke nicht wissen dürfe, was die Rechte tut. Der Mann, der sein oder seiner Geldgeber Kapital sinnlos verwirtschaftet, dient nicht der Kunst, sondern schädigt sie, auch wenn er das nur für ideale Zwecke tut: weil er den Philister in der Anschauung bestärkt, daß sich Idealismus und anständige Existenz überhaupt nicht vertragen. Anderseits erzeugt das „System der zwei linken Hände“, also des reinen Geschäftstheaters im Publikum selbst bald eine Art moralischen Rückschlag, der dann seinerseits leicht über das Ziel hinausschießt und unerfüllbare Forderungen aufstellt. Dingelstedt hat mit seinem Grundsatz der „Zweihändigkeit“ schon recht, ja man dürfte froh sein, wenn an allen besseren Bühnen der Leiter wenigstens die Linke freibehielte und wenn er seine ästhetischen Überzeugungen nicht allein aus seinem Kassenbuche schöpfte. Im übrigen wird man schon im Interesse der Kunst selbst jedem solchen Theater jeden materiellen Vorteil zu gönnen haben, den es ohne schnöde Verleugnung seiner künstlerischen Aufgabe sich zu verschaffen weiß. Zieht es beträchtlichen Nutzen aus der Vorführung wirklicher Kunstwerke, so gilt das allgemein für

Digitized by Google

„fair". Will es die Einbußen, die ihm die standhafte Pflege bedeutender, aber das große Publikum nicht lockender Kunstwerke zufügte, durch ein sogenanntes Kassenstück wieder wettmachen, so wird kein Vernünftiger streng mit ihm ins Gericht gehen. Auf ein schickliches Verhältnis beider Faktoren kommt hier alles an, auf einer gewissen mittleren Linie wird sich auch kaum unterscheiden lassen, ob ein Theater seine Kunst im Geschäft oder sein Geschäft in der Kunst sieht.

Vielfach werden die Kategorien Hof- und Stadttheater, die ersteren von einem bestallten Intendanten, die letzteren von einem selbständigen Unternehmer (Pächter) geleitet, als gleichbedeutend mit den Kategorien: Kunst- und Geschäftstheater aufgefaßt. Aber das wäre ein Irrtum. Gewiß liegt die Gewähr äußerer Vornehmheit auf der Seite der Hoftheater, aber anderseits wirkt wegen der bestehenden Verantwortlichkeit im Instanzenwege schon der Geist der Sparsamkeit hier oft stärker, als wo ein nur sich selber verantwortlicher und darum frei beschließender Künstler an der Spitze des Institutes steht. Ausnahmen wie das Dresdner und zuzeiten auch das Münchner Hoftheater, die an der Spitze der modernen Theaterkunst schritten, widerlegen nicht die Regel, wonach unsre Hoftheater nicht die Heimstätten frischen, wagemutigen, fortschrittlichen Strebens zu sein pflegen. Sie entfalten somit vor allem konservative Tugenden, wogegen der Fortschritt nicht wenig dem Unternehmungsgeiste sogenannter „Spekulanten" zu verdanken hat. Ein weiterer Beweis, daß Kunst- und Geschäftssinn nicht unbedingt ausschließende, sondern bisweilen auch einander fördernde Mächte sind.

Wir werden diese Betrachtungen über deutsche Theaterpolitik mit besonderer Rücksicht auf die Oper fortsetzen. Richard Batka

Angelo Neumann †

Als Mann der Praxis, nicht der literarischen Theorie, war der nun Verstorbene in der Laufbahn eines Opernsängers zum direktorialen Hochsitz aufgestiegen, er wurzelte geistig in den Überlieferungen der Wiener Hofoper der sechziger Jahre, und Dingelstedt war sein Meister, sein bewundertes Vorbild. In diesem älteren Opernwesen konnte Neumann unbedingt als allererste Autorität gelten. Seinen Ruhm in die Breite aber verdankt er seinen Beziehungen zu Wagner, für den er praktisch ungemein gewirkt hat, als die kompakte Majorität ihn noch verketzerte, den er aber freilich noch mehr mit dem Instinkt des Theatermannes als aus dem Kern seiner Kunstanschauung heraus erfaßte. Mit diesem herzhaften, vorurteilsfreien Eintreten für das Neue, noch Bezweifelte, Problematische, das er auch über Wagner hinaus betätigte, hat sich der Verstorbene unbezweifelbare Verdienste erworben, ebenso wie als Entdecker von Schauspielern, Sängern, Dirigenten mit seinem Falkenauge für keimende Talente. Denn er war, wie immer man die Bilanz seines Wirkens ziehen mag, eine Persönlichkeit, die sich von andern großen Theaterhandelsleuten schon dadurch unterschied, daß seine Kunstreisen nicht jedem gerade nutzbringenden Bühnenartikel galten. Er begann immer mit dem Enthusiasmus für die Sache und stellte dann sein großes praktisches Geschick in ihren Dienst. So hat er außer dem „Ring" auch den „Barbier von Bagdad", die „Cavalleria" und die „Drei Pintos" nach Berlin gebracht. Als aber Anton Rubinstein ihm

Digitized by Google

ein Vermögen zur Verfügung stellte zu einer Tournee mit seinen biblischen Opern, holte er sich einen Korb. Die Operette haßte Neumann geradezu. Er war eben Pathetiker durch und durch. Von Wagner hatte er die Bedeutung der Festlichkeit einer Aufführung gelernt, von Dingelstedt den erziehlichen Wert zyklischer Vorführungen. Daher die von ihm erfundenen, seither vielfach nachgeahmten Maifestspiele, daher die vielen Zyklen, von denen sein Hebbel- und sein Gluckzyklus wohl die kühnsten waren. Mit seiner bis ins Alter jugendfrischen Initiative bildete Angelo Neumann im deutschen Theaterleben, zumal in der Oper, eine stets anregende Kraft, die man um so höher einschätzen darf, als er nach Nietzsches Wort „mit geringem Aufwand einen fürstlichen Haushalt bestreiten" mußte. Er hätte an ein Institut mit reichen Mitteln gehört? Ja, wenn sich an solch einem seine Schlagfertigkeit, seine rasch zugreifende, den gegebenen Moment erfassende, nicht langsam aufbauende Hand so hätte erproben können, wie in Prag, wo er als unumschränkter und überzeugter Autokrat seinen Willen sofort in die Tat umsetzen konnte! Denn ein Herren- und Willenmensch war er, von tyrannischer Strenge, voller Stolz und Starrsinn, wo er haßte. Aber er war auch wieder voll rührender Nachsicht, voll warmer Hingebung und einsichtiger Empfänglichkeit für guten Rat. Ein Mensch mit seinem Widerspruch, aber gewiß kein gewöhnlicher Mensch. Er hat erbitterte Gegner gehabt, aber sich auch Anhänger erworben, die ihr Leben für ihn gegeben hätten. Wenn ihn manche Theaterdirektoren von heute an musikalischem Wissen und Weite der literarischen Bildung übertrafen: als Individualität war er den meisten überlegen. Und als erfolgreicher Propagator des Wagners der zweiten Periode wird er in der Kunstgeschichte verbleiben.

Richard Batka

Von der Musikpflege in der Schweiz

lassen sich die Reichsdeutschen gern einmal überraschen. Man ist ganz erstaunt, wenn bei einem Musikfest in einer kleinen Schweizer Stadt Leistungen zustande kommen, die einer Reichsgroßstadt durchaus Ehre machen würden, man sagt sich, daß dann wohl dort ein reges Musikleben sein müsse, denn nur ein solches könne solche Früchte bringen, und man ist das nächstemal — wieder erstaunt. So war's in Basel zum Musikfest, in Zürich, in Bern. Die Schweizer haben, glaube ich, gegen ihre relative Unberühmtheit nicht viel einzuwenden: es ist ein Zug von völkischem Geist, eine allgemeine familienartige Teilnahme am Musikbetrieb dort, der der inneren Wirkung nur zugute kommt. Leitende wie Suter, Brun, Andreä sorgen für die künstlerische Qualität, und daß es dem Lande Berbers, George Walters, Ganzens, Maria Philippis nicht an „Ausführenden" fehlt, wissen wir ja sogar im Reich. Die zahlreichen Männerchöre und einige gute Orchester tun auch das ihrige. Es gibt sogar so etwas wie eine Schweizer Komponistengemeinschaft, wenn man zwischen Künstlern wie Huber, Suter, Schoeck, Frey, Andreä, Niggli einmal das Verbindende stärker betont sieht als das Individualistische. Auf Schoeck, dessen Talent bislang vorzüglich in Liedern Ausdruck fand, aber auch schon zu instrumentalen Arbeiten von beachtenswertem Charakter durchdrang, hat der Kunstwart schon früher hingewiesen.

Digitized by Google

Heute bringen wir, und mit besondrer Freude, in unsrer Notenbeilage Stücke von Hermann Suter. Der Basler Chormeister ist in Chorgesangkreisen kein Unbekannter mehr. Neben mehr patriotisch erfreulichen Gelegenheitswerken, die sich durch einen edlen und verinnerlichten Ton auszeichnen (op. 6 vier patriotische, op. 11 drei romanische Lieder) hat er da als op. 3 „Vier Lieder älterer Dichter" für vierstimmigen Chor gegeben, die mit ganz einfachem Ausdruck eine starke Stimmung und sehr sichere Deklamation verbinden. Kleine, auch für Familiengesang erreichbare Lieder, unter denen das unscheinbare „Abendsegen" eines unbekannten Dichters zu den zartesten und reinsten Ruhegesängen unsrer Chorliteratur gehört. Es scheint, daß dem Komponisten das weiche, stimmungsvolle Element mehr lag als dramatischer Akzent. Wenigstens ist ihm die Vertonung der Vigilien aus Faust II („Wenn sich lau die Lüfte füllen . . .") mit derselben feinen Diktion und durchsichtigen Anmut geglückt, für welche eine deutliche natürliche Textdeklamation und echt musikalische Melodik nicht prinzipiell unvereinbar ist. Ein temperamentvolles Männerchorlied „Schmiede im Wald" scheint mir dagegen näher an Herkömmliches zu streifen. Auch in „Volkers Nachtgesang" für Männerchor (op. 7) sind Stellen, die sehr markigen Vortrags bedürfen, um nicht zu weich zu wirken. Im ganzen aber steht das Werkchen, besonders der wirklich souveräne, bitter-heroische Schluß, doch weit über dem Durchschnitt unsrer gewöhnlichen Liedertafelei. Eine Art Experiment stellen Suters beide Lieder für Gesang, Violine, Cello und Orgel, op. 8, dar. Wie schon das Zusammentreffen der vier „Instrumente" selten sein wird, so können solche Mischungen auch aus inneren Gründen nur in Ausnahmefällen zum Guten führen. Mir scheint, daß Suter für Gottfried Kellers Abendlied nicht genügend persönliche Töne fand, so ausdrucksvoll sich einzelne Motive dem Text zuordnen, hier bedurfte es stärkerer Akzente. Dagegen erlaubte der ruhevolle Text von Saars „Schlummerlied" jenes leise Aufatmen und Verhauchen des Instrumentalsatzes, durch welchen der Gesang wie ein einfacher, verdeutlichender Naturlaut zieht, so daß mir hier bei guter Ausführung ein trefflich Stück Hausmusik gewährleistet scheint. Alle diese Lieder sind im Verlag Hug & Co. in Leipzig erschienen. Ein erstes Streichquartett in D-dur brachte der Verlag Eulenburg in den Payneschen kleinen Partituren. Suter gibt sich als Instrumentalist fast etwas freier als in seiner Vokalmusik. Hier erfreut von Anfang an die stilsichere Schreibe des echten Musikers. Außer dem ersten Quartett hat er nur noch eines (op. 10, in der Schweiz. Nationalausgabe) veröffentlicht, das beim Züricher Musikfest einen warmen Erfolg gewann. Aus beiden bringt unsre Beilage für Klavier gesetzte Proben. Wir möchten dadurch nachdrücklich auf diese schlichten Tonwerke hinweisen, die beide schon von einem Hausquartett sehr gut gespielt werden können. Sie stehen freilich der sogenannten „modernen" Harmonik und Form ganz fern, erschüttern auch nicht die allerletzten Tiefen der Menschenbrust, und sind ohne Programm. Aber der durchsichtige Satz, die einheitliche Gebundenheit im Ganzen lassen bald zu der tiefen Innerlich-

Digitized by Google

keit vordringen, welche in beiden lebt. Da fehlt es Suter auch nicht an kräftigen und eigenartigen Tönen. Aber sein Eigenstes ist bisher doch jene weite Linie der Sehnsucht und des holden Traums, die in den Variationen seines zweiten Quartetts immer wieder durchdringt. Hausmusik, so sagten wir, bezeichnet ein wenig den Charakter, den wir an der Musikpflege der Schweizer lieben, — hier sind zwei der besten Früchte solcher stillen Kultur. W. S.

Die wiedergewonnene Hermesgruppe eines Praxitelikers

Im 16. Jahrhundert stand im Palazzo Farnese zu Rom eine jetzt längst verschollene Gruppe eines Hermes mit dem Dionysoskinde, die wir nur aus einem Stich in den Antiquae statuae urbis Romae von J. Bapt. da Cavaleri aus dem Jahre 1594 kennen. Damals galt sie, wie die Umschrift des Zeichners kündet, für eine symbolische Darstellung der Lebensalter. Von dieser Überzeugung ausgehend gab der, wie wir noch sehen werden, recht frei verfahrende Barockist dem Kopf der bärtigen Herme allzu greisenhafte Züge. Diesen Stich brachte der Fund des praxitelischen Hermes zu der Ehre neuer Publikation. Auf der vergeblichen Suche nach römischen Kopien dieses Meisterwerkes war man auch auf ihn geraten, freilich ohne zunächst irgend etwas Rechtes mit ihm anfangen zu können.

Von einer, vor langer Zeit unternommenen spanischen Reise hatte ich unter andern Photographien von Antiken des Pradomuseums auch die einer Jünglingsstatue mitgenommen, die durch ihren attischen, an Praxiteles mahnenden Adel mein Interesse gar kräftig anzog, zumal sie in der fachwissenschaftlichen Welt noch völlig unbekannt war. Die Etikette an der Basis „loven orator del escula del Platon“ mutete freilich „spanisch“ an, offenbar wollte sie nur den idealen Charakter der Gestalt zum Ausdruck bringen. Zu demselben Zwecke gab der Ergänzer ihr eine Rolle in die gehobene Rechte, da die Blickrichtung des Jünglings dort ihren Ruhepunkt verlangte, den andern Arm ließ er schlaff herabhängen.

Da erhielt ich eines Tages von einem römischen Freunde die erbetene Photographie eines auf dem Palatin gefundenen, im Thermenmuseum befindlichen, auf einer gebrochenen Hand aufsitzenden Dionysoskindes, von dem man zunächst im Zweifel war, welchen Geschlechtes sein Pfleger sein möchte. Der erste Blick auf das Bild lehrte mich aber, daß das römische Fragment mit dem Madrider vereinigt die farnesische Gruppe zu monumentalem Dasein wiedererweckt. Ich habe diese Tatsache in dem 1898 erschienenen Buche „Praxiteles“ dargelegt, und die späteren fachwissenschaftlichen Erörterungen haben nur mehr das Verhältnis dieser neugewonnenen Gruppe zum praxitelischen Hermes in verschiedener Weise festzustellen versucht. Doch kamen gar bald neue Zeugen des Ruhmes, den sie im Altertum genossen hatte, zutage, vor allem ein Münzbild aus dem thrakischen Anchialos, in welchem der gelehrte Numismatiker, der es herausgab, den praxitelischen Hermes erkennen wollte, das aber, wie ich sofort nachweisen konnte, zu Ehren unsrer Gruppe geprägt war. Nun galt es, das Kunstwerk in voller, realer Schönheit erstehen zu lassen. Der Abguß des Kindes aus Rom war bald beschafft, doch

Digitized by Google

erst nach einem Jahrzehnt fand sich der Madrider Hermes im Prager archäologischen Institut ein. Jetzt stellte sich aber der Vereinigung ein böses Spiel des Zufalls in den Weg. Die Madrider Figur gab das originale Werk in Lebensgröße wieder, während das römische Kind von einem stark überlebensgroßen herrührt. Die Frage nach dem ursprünglichen Maßstab des Originals war für uns gegenstandlos. Für den gewollten Zweck gab es nur den Weg, das römische Fragment auf das Maß der Madrider Figur zu reduzieren. Dazu mußte ich nun die bewährte Hilfe meines Freundes Adolf Mayerl in Eger anrufen, den die Leser des Kunstwarts als Mitarbeiter an der Gruppe „Aufforderung zum Tanz“ kennen, und mein ständiger künstlerischer Beirat, der Maler-Radierer Professor August Brömse und der Michelangeloforscher Dr. Alois Grünwald haben auch diesmal nicht versagt. Die Überzeugung, daß nicht bei der Reduzierung Halt gemacht werden dürfe, sondern ganze Arbeit getan werden müsse, war uns allen gemeinsam. Es war nun eine hohe Freude mit anzusehen, mit welcher Treffsicherheit Mayerl den rechten Maßstab fand, und wie sich daraus mit zwingender Notwendigkeit die weitere Ergänzung von selbst ergab. Als aber das Kind festsaß, da wirkte, wie vorauszusetzen war, der hängende linke Arm der Madrider Figur unmöglich. Hier versagte der alte Stich. Zwar löst sich da der gesenkte Arm vom Leibe, das beweist jedoch nur, daß der Barockist feiner empfand als der moderne Ergänzer, denn daß auch an der Farnesischen Gruppe der Arm falsch ergänzt war, bewies das Münzbild von Anchialos. Auf diesem erscheint der linke Arm vorgestreckt, im Gelenk gebogen und in der Verkürzung zu sehen. Seine Hand kann nur den Herold stab getragen haben, den auch Praxiteles seinem Hermes in die Rechte gab. Hier hat dieses notwendige Requisit nur gegenüber dem Kinde Platz. Damit war dem künstlerischen Bedürfnis nach Geschlossenheit der Linienführung Genüge getan.

Das ist in Kürze die Entstehungsgeschichte dieses neuen Meisterwerkes der antiken Kunst. Seine klassische Schönheit, die weit über dasjenige hinausgeht, was uns der Stich des Barockisten ahnen ließ, bietet für die Richtigkeit der Ergänzung eine weit bessere Bürgschaft, als die ich zu geben vermöchte, und die kunstgeschichtliche Frage, die es bisher bot, löst sich nun von selbst. Nicht nur tritt der Zusammenhang mit dem Werke gleichen Motivs des Praxiteles klarer zutage, auch die Art dieses Zusammenhangs kann kaum mehr fraglich sein. Das praxitelische Meisterwerk war seine unmittelbare Voraussetzung; aber mag der Künstler unsrer Gruppe auch Praxiteliker gewesen sein, von der strengen Observanz war er es jedenfalls nicht. Wie frei und selbstsicher tritt sein Kunstwerk dem seines großen Meisters entgegen, wie deutlich empfinden wir das Bewußtsein seines Schöpfers nach, einer neuen Generation anzugehören, die ihre eigne Note zur Geltung bringen will. Das Verhältnis des Gottpflegers zum göttlichen Kinde ist gründlich gebessert. Puppenhaft und in die Fläche hineingerückt sitzt bei Praxiteles das Dionysoskind hoch auf dem Unterarm und sein Fehlen im Rufnamen des Kunstwerkes bringt seine quantité négligeable nur

Digitized by Google

allzu drastisch zum Ausdruck. Wie fest und sicher sitzt hingegen dieser kleine Komiker auf der Handfläche seines liebreichen Schützers. Schon macht sich hier die neue Raumanschauung geltend, die die Kunstgeschichte an den Namen Lysipps knüpft. Ihr eigenstes Problem ist die Schöpfung der Gruppe, und unsre räumlich gar meisterhaft komponierte ist die früheste, in der wir die Lösung dieses Problems empfinden. Die praxitelische Linienführung wirkt unverkennbar weiter, aber Kontrapost und Schwung ist doch nicht mehr alles, höher steht nun das Problem der Verteilung der Massen. Freilich, der „hohe Stil" hat einer schlichteren Auffassung Platz gemacht. Doch zieht mit ihr zugleich eine intimere Stimmung ein, die dem Werke seinen eigenartigen Reiz verleiht. Das göttliche Element der Handlung erscheint gedämpfter, das menschliche gesteigert, wie ein Vorklang zur Bukolik wirkt der traulich anheimelnde Ton des Werkes. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung umfassender darzulegen, gehört an einen andern Ort. Nur ein merkwürdiger Tatbestand mag hier nochmals gebührend hervorgehoben werden. Zu dem fast befremdenden Umstand, daß das praxitelische Meisterwerk, dessen Original wir besitzen, so geringen monumentalen Nachklang fand, ist nun der neue hinzugetreten, daß unsrer Gruppe ein weit stärkerer zuteil ward. Das läßt nun den Schluß zu, daß sein Schöpfer, trotz des für uns nicht zu lüftenden Schleiers der Anonymität, der Sieger im Konkurrenzkampf blieb. Wohl nur darum, weil er „moderner" empfand. Und wie sollen nun wir Modernen uns entscheiden, die ein Glücksfall vor die gleiche Frage gestellt hat? Wir dürfen dem Urteil des Lesers nicht weiter vorgreifen als unsres Amtes ist. Freilich fällt für uns Nachgeborene die wundervolle originale Schönheit des praxitelischen Hermes schwer ins Gewicht, doch sichert der große Fortschritt, den unsre Gruppe kunstgeschichtlich über ihn hinaus bedeutet, ihr einen Ehrenplatz in dem so ruhmreichen Kapitel der hellenischen Plastik des vierten Jahrhunderts.

Wilhelm Klein

Auch ein „neuer" Busch

Eine Warnung

In den Zeitungen ist eine Annonce zu lesen:

„Ein neuer Busch! Das Buch des diesjährigen Weihnachtsmarktes, das hunderttausenden Familien fröhliche Stunden bereiten wird, ist die soeben erschienene Sammlung bisher unbekannter Schöpfungen des größten Humoristen Deutschlands, des allbeliebten Wilhelm Busch! Ein neues Buch unter dem Titel: »Lustige Bildergeschichten und allerlei Humore.« 164 Zeichnungen von Wilhelm Busch. Mit begleitenden humoristischen Texten. Herausgegeben von Rud. Will. In Leinen-Prachtband großen Formats gebunden nur 6 Mk. Ein neuer Busch und ein köstlicher Busch!" usw.

Alle Wetter, denkt man, das muß doch was sein! Aber das Angesicht wird lang und länger, wenn man den „Prachtband" aufschlägt. Das Vorwort ist schon vorsichtiger. Es gibt zu, daß der „neue" Busch uralten Kram zusammengekehrt hat und fährt fort: „sollten einige irrtümliche Zuschreibungen unterlaufen sein" . . . Ja, es sind „irrtümliche Zuschreibungen" „unterlaufen", und nicht nur „einige". Daß aber selbst der gute Herr Rud. Will, der das Ding herausgab, bei „eini-

Digitized by Google

gen" denn doch zweifelte, zeigt schon, welchen Wert das Ganze zur Bereicherung unsrer Kenntnis von einem Zeichner hat, der in jedem Striche so charakteristisch ist, wie Busch. In dem ganzen Buch ist eigentlich nur eine Sache (die weislich an den Anfang gestellte) so, daß man Busch sofort erkennt. Alles übrige, in der Hauptsache aus alten Jahrgängen der „Fliegenden" und der Münchner „Bilderbogen" zusammengelesen, sind gänzlich ausgeblichene Altmodischkeiten. Sie haben nur zweierlei Interesse. Erstens: sie zeigen, wie weit wir denn doch mit der Zeit auf diesem Gebiete überhaupt vorwärtsgekommen sind. Zweitens, sie zeigen, wo sie echt sind: wie wenig man aus Buschs Anfängen ahnen konnte, was dann aus ihm ward. Kurz: Spekulation auf Grund einer Lücke im Urhebergesetz, die für weitere Kreise nichts bedeutet, als, wenn man diesen „neuen" Busch gekauft hat, einen Hineinfall.

Angewandte Kunst

Stil und Mode

Äußerlich wird wohl jedermann Stil und Mode voneinander zu scheiden wissen. Es wird wohl kaum jemanden geben, der nicht wenigstens antworten würde, der Stil sei gewöhnlich von längerem Bestande als die häufiger wechselnde Mode. Das ist so richtig, daß auch wir ruhig davon ausgehen können.

Aber die längere oder kürzere Lebensdauer einer Erscheinung ist natürlich nur dann etwas Wesentliches, wenn sie auf inneren Gründen beruht. Der Stil lebt länger als die Mode, weil er fortpflanzungsfähig ist, die Mode dagegen nicht. Dies ist der Unterschied zwischen Stil und Mode. Ein Stil, der nicht fortpflanzungsfähig war, ist eben kein Stil gewesen, sondern eine Mode. Vielleicht hätte auch manches, was als Mode gegolten hat, den Namen Stil verdient, denn es wäre fortpflanzungsfähig gewesen, wäre es nicht fälschlich als Mode traktiert worden.

Bedeutung erhält das, sobald es zu einem sicheren erkennbaren Kriterium führt zwischen verschiedenen Werten, dem höheren Werte des Stils und dem tief darunter stehenden Werte der Mode. Wir werden diese Unterscheidung darzutun suchen. Wie jede neue Wahrheit zu neuen Schlüssen führt, so wird auch unsre Behauptung einige Früchte zeitigen.

Die neue Vereinigung zweier Elemente ist ganz allgemein die Voraussetzung, wenn etwas entstehen soll, was noch nicht da war. Innerhalb dieser Voraussetzung aber gibt es wieder zwei Möglichkeiten: beide Elemente können schon dagewesen sein, so daß neu nur ihre Vereinigung ist, oder aber, das eine dieser Elemente ist an sich etwas ganz Neues. Auf dem Unterschiede beider Möglichkeiten beruht die Verschiedenheit des Begriffs von Mode und Stil. Der Stil bedarf eines Edelelements, eines noch nicht dagewesenen Gedankens, dessen die Mode entbehrt. Einige Beispiele.

Der gotische Stil entstand durch den Gedanken eines bestimmten Konstruktionsideals, der als neues Element in Verbindung trat mit schon Vorhandenem; der Renaissancestil fußt auf der Entwicklung eines Gegenspiels hierzu als der ästhetischen Reaktion eines andern Volkes gegen diesen ihm fremden Gedanken. Die Idee der Reaktion gegen die Gotik ist das neue Element in der italienischen Renaissance. Die italie-

Digitized by Google

nische Renaissance wie die Gotik sind Stile, die heute im großen Ganzen noch leben, denn die Gedankengänge, denen sie entsprossen, sind unsterblich; jeden Augenblick können sie junge Sprossen treiben.

Die Renaissance hat etwas ganz Neues abgezweigt, den Barockstil. Sein Gedanke ist die Repräsentation, er baut sich auf der Festdekoration der Renaissance auf. Dieser Gedanke verleiht dem italienischen Barock Stilcharakter im Gegensatz zu den Barockentwicklungen, die es sonst gegeben hat und überall geben muß, wenn ein Stil momentanen Degenerationen ausgesetzt ist. Auch dieser römische Barockstil lebt daher heute noch. Aber ein notwendiges Element in seiner alten Entwicklung ist gewesen, daß er die ernsten Bauformen aufbrauchen mußte und allmählich nichts blieb als Ornament. Aus diesen übriggebliebenen Ornamentformen erwuchs das Rokoko, das Stilcharakter erhielt, als sein bewußter Gedanke die Unruhe ward. Das Rokoko wird daher wieder abgelöst von einem Stil, dessen bewußter Charakter die Ruhe ist. Beide Stile leben heute noch, denn ihre Gedanken sind unsterblich. Das Rokoko schmückt noch heute die Räume, die der sprudelnden Lebensfreude geweiht sind, der Klassizismus, der das Rokoko ablöste, ist unser Friedhofstil geworden.

Wenn diese Stile auch unsterblich sind, so haben sie bei ihrem ersten Auftreten doch jedesmal ihre begrenzten Epochen der Herrschaft gehabt. Der künstlerischste Stil, den die Welt gekannt hat, ist der der Antike gewesen; er mußte zugrunde gehen, sobald die barbarisierte Welt zur Zeit der Völkerwanderung das Verständnis für diesen künstlerischen Charakter verlor; aber er gewann sofort neues Leben, als dieses Verständnis wieder kam. Als die Gotik sich Vorwürfe zu nehmen begann, bei denen von Konstruktion nicht mehr die Rede sein konnte, war ihre Epoche vorbei. Als in Italien der Gedanke der Repräsentation den der Struktur zu ersticken begann, hörte die Hochrenaissance auf. Das Barock mußte sein notwendiges Ende finden, als dieser Stil sich ganz auf das Dekorative züchtete; das Rokoko hörte auf, als die Gesellschaft ruhebedürftig wurde, und der Klassizismus schloß plötzlich ab mit der Revolution, denn da war es natürlich mit der Ruhe vorbei.

Überall, wo nun ein solcher Stil geübt wurde ohne den ihm zugrunde liegenden Gedanken, ist er nur eine Mode gewesen. Es war dann nicht der Gedanke, der reizte, ihn weiter zu pflegen, sondern nur der sinnliche Eindruck, den seine Formen machten, verleitete, sie nachzuahmen. Ganz allgemein gilt das auch heut, wenn wir in solchen historischen Stilen bauen, deren Entwicklung der Vergangenheit angehört. Ganz allgemein, aber nicht notwendig. Denn jedem wirklichen Stil kann auch zu jeder Zeit wieder Leben eingehaucht werden. Dagegen gibt es aber auch eine Menge Fälle in der betreffenden Stilepoche selbst, in denen eine Anwendung des Stils nur Mode war. Alle die nachahmenden Bauten, die wohl gar nach Vorlagen und Mustersammlungen entstanden, sind nur Modebauten gewesen. Die Stilbauten haben Kunstwert, die Modebauten nicht. Technik allein schafft keinen Kunstwert.

So ist zum Beispiel ein großer Teil der Renaissancekunst nördlich der Alpen und ein ebenso großer

Digitized by Google

Teil der Rokokokunst diesseits des Rheins nur Mode gewesen. Insofern aber die Renaissancekunst mit der Gotik nördlich der Alpen zu einem neuen Kompromiß gezwungen war, und insofern die Rokokokunst diesseits des Rheines Gebiete ergriff, die ihr in Frankreich unbekannt geblieben waren, bildeten sich gemäß dieser neuen Probleme hier auch neue Stile. Der Stilcharakter der Frührenaissance nördlich der Alpen ist daher, soweit er überhaupt besteht, ein ganz anderer, als er südlich der Alpen gewesen ist.

Anderseits kann alles, was wirklich nur Mode gewesen ist, nicht unsterblich gewesen sein. Das erlaubt natürlich in seiner Idee einen unerwarteten Rückschluß auf alles, was Mode ist und wird. Meistens wird Mode, was schon einmal gestorben war, denn bekanntlich gibt es nichts Neues auf der Erde. In welch erniedrigenden Gegensatz tritt hierdurch die Mode zum Stil! Und nun erst die zweite Konsequenz: es muß geradezu wünschenswert sein, nur solche Neuerungen in Mode zu sehen, die einem schnellen Tode geweiht sind. Denn je leichter sie vergessen werden, desto besser ist es ja. Findet sich aber zufällig einmal ein Edelelement unter den Modebestandteilen, so ist es traurig zu sehen, wie es mit untergehen muß.

Wenn es zum Beispiel einem frwolen Modemacher einfällt, in einer Saison die kostbarsten Pelze in kleine Stücke zu zerschneiden, sie mit Spitzen zu versetzen und daraus Damenpelzjacken zu machen, je widersinniger und geschmackloser, desto teurer, so haben wir hier einen krassen Typ der Mode als zu Unrecht verlängerter Laune. Die ist wie ein Rausch, der mit einem Kater endet; man kann sich nicht mehr in einem Kostüm solcher Mode sehen, sobald sie vergangen ist. Sobald aber lebenskräftige Ideen in einer Mode enthalten waren, erinnert man sich ihrer gern und bedauert, daß sie nicht wieder kommen; jeder hat die Idee ihrer Lebensfähigkeit gehabt. Zum Teil ist geradezu der geschäftlich organisierte Modewechselbetrieb daran schuld, daß wir so wenig Stilbildungen bekommen.

Ein Beispiel ist hier eine Erscheinung unsrer jüngsten Vergangenheit, die man allgemein „Jugendstil“ nannte. Dieser „Jugendstil“ ist kein Stil gewesen, aber er hätte vielleicht einer werden können, wenn er sich nicht sogleich mit reinen Modeelementen verquickt hätte. Daß er das Sterbliche von dem Unsterblichen nicht zu trennen wußte, hat ihm als Stilbewegung ein frühes Ende bereitet. Die Ideen des Jugendstils: eine schlichte, organische, sagen wir einmal stilreine Struktur des Zimmers und der Kleidung, konnten sich gesund als neuer Stil entwickeln. Aber man wollte diese Entwicklung nicht abwarten, erfand schnell vom Himmel gefallenes totgeborenes Ornament dazu, das zu ihm in keiner Beziehung stand und die Gedanken des Stils auf das Niveau der Mode herabzwang. Indem man das Lebensfähige an das nicht Lebensfähige band, raubte man auch dem ersteren einen Teil seiner Lebenskraft. Auf alle Fehler, die bei diesem Jugendstil um jeden Preis vorkamen, deuten diese Worte natürlich nicht; die andern aber (daß man stilistisch Werdendes allzu früh malerisch und künstlerisch zu entwickeln versuchte) gehören in unsern Zusammenhang nicht weiter hinein.

Wollen wir heute wieder zu

Digitized by Google

einem Stil kommen oder überhaupt nur zu stilbildenden Ansätzen, so muß man die Edelelemente, die sich unter die Moden verirren, aufgreifen und vor dem Untergange zu retten suchen.

Man denke sich den Fall, daß es einem Pariser Modekünstler einfallen sollte, einer Damentoilette vielleicht eine neue, aber richtige ästhetische Beobachtung am menschlichen Körper zugrunde zu legen. Geschähe dies, so würde er einen neuen Stil zum Keimen bringen; daß dieser Stil dem Wechsel der Mode unterliegt und moriturus ist, ändert an der Tatsache nichts. Es ist nun interessant, in diesem Zusammenhange festzustellen, daß die einzigen Elemente einer Damentoilette, die stilbildend wirken können, diejenigen sind, welche die Körperproportionen zu beeinflussen vermögen, nämlich die Taillenhöhe und die Frisur. Durch die Taillenhöhe werden erst die Verhältnisse des zu bekleidenden Körpers festgelegt und durch die Frisur seine Höhe, die doch bei den Verhältnissen unzweifelhaft mitzusprechen hat. Solange diese Verhältnisse willkürlich wechseln, kann kein neuer Bekleidungsstil entstehen. Die Mode sollte also vor diesen beiden Punkten einmal haltmachen, wenn sie weiterkommen und etwas erreichen will. Die richtige Proportion eines Körpers ist eben etwas, was über die Laune gerückt werden muß, etwas, was Bedingung alles Folgenden ist. Hieraus kann man einen sehr interessanten Satz ableiten: daß nämlich Stilbildung bei einem Gegenstand sich an seine Bedingungen knüpft, daß aber alles, was nicht Bedingung ist, solcher Stilbildung entgegentritt, weil es ein Modeelement ist.

Eine der letzten Definitionen des Stilbegriffs, die vielleicht ausgesprochen wurde, rührt aus den letzten Wochen Alfred Messels her. In dem Artikel „Baustil“ in dem Militärhandbuch von Alten definiert Messel Stil ganz allgemein als die Summe der Bedingnisse, unter denen etwas entsteht, in ihrer äußeren Ausprägung. Die Definition ist dem Wortlaut nach richtig; ist sie aber auch richtig gedacht gewesen? Bedingnis und Bedingung wird jeder für denselben Begriff halten, und dennoch: hat Messel hier wirklich Bedingungen gemeint oder nur kurzweg die äußeren Voraussetzungen des Einzelfalls, unter welche das Modeelement mitzubegreifen ist? Die Frage ist nicht unwichtig. Jedes malerische sinnenfällige Element, welches irgendwo hinzutritt, ist, wenn kein andrer notwendiger Grund dazukommt, der es zur Bedingung macht, willkürlich und kein Bedingnis. Ebenso ist es ganz allgemein mit rein künstlerischen Tendenzen, die irgendwo hinzutreten; Künstlerisches führt Eigenleben und ist nie die Bedingung für irgend etwas anderes. Malerisches wie Künstlerisches sind nun tatsächlich hemmende Elemente einer richtigen Stilbildung; erst wenn der Stil da ist, darf man ihn ungestraft malerisch und künstlerisch weiterentwickeln.

Unser Satz lautet also jetzt: Die Stilbildung knüpft an Bedingungen an, die Modebildung nicht. Die Bedingung entspricht aber genau dem Gedanken, der nicht zu töten, von dem oben schon gesprochen wurde. Die Bedingung als Notwendigkeit, als etwas nicht Willkürliches lebt immer wieder auf von selbst; man erkennt in ihm leicht den alten Gedanken, der unsterblich ist. Das Modeelement

Digitized by Google

als Willkürlichkeit ist dagegen jedesmal wirklich neu, mag man auch nachweisen, daß es schon mehr als einmal auf der Welt gewesen ist. —

Wir wissen, daß jeder Stil mit der Zeit degeneriert. Das klingt wie ein Widerspruch zu seiner prätendierten Unsterblichkeit. Nun können wir dies erklären. Jenseits seiner Höhe fristet jeder herrschende Stil noch eine Zeitlang sein Leben als Mode. Die Umwandlung tritt ein, sobald der Stil nicht mehr in Bedingungen wurzelt und seine Nahrung anderswo zu suchen beginnt. Das zeigt den Augenblick an, wo der Gedanke, der einem Stile zugrunde lag, eines weiteren Ausreifens nicht mehr fähig ist; wo er für eine Zeitlang stehenbleibt, also zurückgeht. Irgendeine aufsteigende Bewegung in der Geschichte des Menschengeschlechts ist dann jedesmal zu ihrem Ende gekommen. Aber man lebt gleichwohl weiter, und auch der Schein der Weiterentwicklung wird gewahrt. Die Mode ist jedoch tatsächlich keine solche Weiterentwicklung, da sie nur auf Sinnenfälligkeit beruht. Erst wenn sie durch einen Gedanken gemeistert wird, wird ein neuer Stil geboren.

Zeitalter der Mode sind Zeiten der Degeneration; Zeiten der Stilbildung aber sind aufsteigende Zeiten. Albert von Hofmann

Heimatpflege

Erfreuliches aus Groß-Berlin

Nach langem Stillstand sieht es jetzt endlich doch so aus, als ob der ungeheure und schwerfällige Körper Groß-Berlins allmählich in eine Reform seiner eignen Gestaltung einträte. Dem preußischen Landtag soll ein Gesetz zur Schaffung eines kommunalen Zweckverbandes für Groß-Berlin vorgelegt werden. Man will Berlin mit den großen Nachbarstädten Charlottenburg, Schöneberg usw., sowie auch den beiden Landkreisen Teltow und Niederbarnim oder wenigstens mit Teilen ihrer Gebiete für bestimmte Zwecke zu einem großen Kommunalkörper mit eigner Verfassung und Verwaltung und eignen Vertretern zusammenfassen. Auch in kultureller Beziehung wäre von solchem Schritt viel zu hoffen. Das geht auch aus den Zwecken hervor, für welche zunächst die Zusammenfassung geplant ist: der Erhaltung und Schaffung von Wäldern und Freiflächen, der gemeinsamen Regelung des Bauwesens und der Lösung der Verkehrsfrage, bei welch letzterer jedenfalls auch an die elektrischen Schnellbahnen zu denken ist. Auf diesen großen Gebieten könnte ein einheitliches Groß-Berlin natürlich ganz andres leisten, als der jetzige zersplitterte Haufen von Stadt- und Landgemeinden.

Es scheint mehr als Zufall, daß gerade jetzt auch die Geneigtheit der preußischen Forstverwaltung bekannt wird, mit einem großen Angebote wegen der Walderhaltung an die Groß-Berliner Gemeinden heranzutreten. Sie will ihnen nunmehr zu einem gegen früher wesentlich ermäßigten Preise (ungefähr 1,59 für den Quadratmeter) rund 11200 Hektar forstfiskalische Wälder unter der Bedingung ihrer dauernden Erhaltung überlassen. Kommt das zustande, so wäre damit die Berliner Waldfrage nach so vielen Klagen und Beschwerden zwar noch keineswegs vollständig, aber doch großenteils gelöst. Die Summe, um die sich's insgesamt handelt, beläuft sich allerdings auf ungefähr 178 Millionen. Aber eben aus der Größe des

Digitized by Google

Gegenstandes ersieht man, welche Bedeutung ein kommunaler Zweckverband Groß-Berlin haben würde, der imstande wäre, solche Fragen zu lösen.

Auch auf dem Gebiete der Schnellbahnen haben die letzten Wochen in Berlin einige große Fortschritte gebracht. Die Untergrundbahn der Stadt Schöneberg ist eröffnet, der Bau der großen städtischen Nord-Süd-Untergrundbahn Berlins ist beschlossen worden. Nimmt man dazu, daß auch die Wilmersdorfer elektrische Schnellbahn, die nach der früheren Domäne Dahlem mit ihren großen Staatsinstituten und ihren beginnenden großen Villensiedlungen verlängert wird, jetzt rüstig im Werk ist, und daß auch andre große Verkehrspläne stark gefördert werden, so sieht man, daß doch auch auf diesem Gebiete ein Fortschritt sich durchsetzt. Die kulturellen Wirkungen werden auch hier nicht ausbleiben. Es ist auffällig, wieviel Leute der „oberen Kreise“ jetzt im Begriffe sind, ihren Wohnsitz in eine freie ländliche Umgebung zu verlegen. Die Neigung, sich ein eignes Haus zum Alleinbewohnen zu bauen, nimmt sehr stark zu. Wenn sich die Schnellbahnen entwickeln und der Zweckverband Groß-Berlin entsteht, so werden hoffentlich auch die Bauvorschriften das Klein- und Eigenhaus bald mehr begünstigen.

K. v. M.

Presse und Inserat

Dem ganz unbefangenen, junggläubigen Leser dünkt es schon eine Entweihung, daß überhaupt mit Zeitungen Geld verdient werden soll. Wenigstens das Blatt, dem er von Herzen anhängt, müßte seiner Meinung nach aus reiner Liebe zur Sache all die Mühe und Arbeit auf sich nehmen. In diesem schönen Vertrauen, das die Presse hier und da noch immer genießt, liegt ein starker Ansporn für sie, sich seiner wenigstens so weit würdig zu zeigen, wie es die Läufte und die schwere Not der Zeit irgend gestatten. Sie hat kein Geld auf die Straße zu werfen, gewiß nicht. Von ihr hängt heute die Existenz Hunderttausender ab, und dafür kann immer nur ein kluger, verdienstkluger Geschäftsmann, nie ein idealistischer reiner Tor sorgen. Aber die fromme Zuversicht der Einfältigen braucht doch nicht durchaus enttäuscht zu werden. Wenn auch eine Selbstlosigkeit, die den ganzen Preßbetrieb ja rasch zugrunde richten würde, unmöglich ist; wenn natürlich auch im Zeitungswesen der Schornstein vom Profite raucht, so haben wir doch nicht nötig, die journalistische Tätigkeit platterdings und ausschließlich zu einer industriellen machen zu lassen. Jeder von uns, der sich ein bißchen Ansehen, Einfluß und Liebe erschreiben möchte, denkt bei seiner Arbeit an den Leser, nicht an den klingenden Lohn. Es ist auch beinahe ausgeschlossen, den rechten, zu Herzen gehenden Ton zu finden, die Masse zu erwärmen und fortzureißen, wenn man aus anderer Sinnesart heraus schreibt. Unter den zahllosen Briefen von Anfängern und Dilettanten, die Fürsprache und Abdruck ihrer schriftstellerischen Erzeugnisse verlangen, sind die die peinlichsten, die nichts als den Erwerbssinn der Absender klar erkennen lassen. Wahrhaftig, wen das Handwerk nur des „kleinen Nebenverdienstes“ wegen reizt, der pfuscht ins Handwerk. Der zeigt, daß er schon in der Anlage dafür verdorben ist.

Handel und Gewerbe

Anders als der Schriftsteller hat der Verleger auf das Werk zu sehn. Wir trachten zunächst darnach, eine

Digitized by Google

Kanzel zu haben; er muß für ihren Bestand sorgen, ihm und auch uns wäre wenig geholfen, wenn das Brettergerüst gleich nach der Predigt zusammenkrachte. Ohne gesicherte materielle Grundlage vermag aber keine Zeitung oder Zeitschrift zu wirken. Der wünschenswerte Zustand wäre es nun zweifellos, daß die Abonnenten und Käufer ihr Blatt aus eigenem, eben aus den Abonnementsgeldern, erhielten. Aber in ganz Deutschland, aber in der ganzen Welt gibt es zum mindesten kein Tageblatt, das sich eines solchen Glückes rühmen dürfte. Etliche wenige Wochen- und Monatsblätter mit sehr hohen Bezugsgebühren und im Verhältnis sehr niedrigen Herstellungskosten (zum Beispiel keine teuren Bilderbeilagen) wären vielleicht imstande, auf den Ertrag der Anzeigen zu verzichten, alle übrigen, und zumal die Zeitungen, sind auf ihn angewiesen. Der Abonnent bezahlt kaum das Papier, das er geliefert bekommt. Erst die Annonce deckt die Unkosten, die weit höher sind als der Laie ahnt. Wenn unsre Presse sich so gewaltig entwickelt hat und Ausgaben nicht mehr scheuen darf, auch nicht mehr zu scheuen braucht, die noch vor vierzig Jahren jedem Fachmann märchenhaft erschienen wären; wenn Zeitungen Entdeckungsreisende besolden, Polarexpeditionen ausstatten, die Welt mit einem Nachrichtenfangnetz überziehen, so verdanken wir das nur dem Inserat. Wobeivöllig dahingestellt bleibe, ob unsrer Seelen Seligkeit von all diesen Millionen verschlingenden Einrichtungen abhängt und ob die schlichte Presse der vierziger Jahre nicht in mancher Beziehung ihrer stolzen Erbin vorzuziehen gewesen ist.

Der Inserent ernährt den Verleger, der Inserent macht dem Leser tagtäglich reiche Geschenke. Ist es befremdlich, daß der starke Mann sich seines Wertes wohlbewußt ist und seine Machtstellung auszunützen sucht? Ihm bedeutet die Sache ein Geschäft, einen Handel wie andre mehr — wir werden sogar sehen: einen Handel, bei dem er oft übervorteilt zu werden glaubt. „Die Zeitungen könnten allesamt recht gut viel billiger mit ihren Inseraten sein“, bemerkte grollend ein großer Berliner Kaufmann, als er sich zum Prozeß Bruhn und dessen Lehren äußern sollte. Für den Inserenten gibt es zunächst keine geistigen Aufgaben der Presse. Er will mit ihrer Hilfe Waren verkaufen, sonst nichts. Ideale Erwägungen, denen er als Privatmann ja möglicherweise zugängig ist, scheiden beim Erteilen eines Anzeigenauftrages in neunhundertneunundneunzig von tausend Fällen für ihn aus.

Gerade das Inseratengeschäft hat nun auf der einen Seite so viel Verführerisches und ist auf der andern so schwer, daß es ohne Ausschreitungen dabei nicht abgehen kann. Dem Käufer wird für sein gutes Geld nirgends gebrechlichere, dünnere Ware als hier geboten: ein bißchen Papier und Druckerschwärze, die er, nicht nur nach der Meinung des Berliner Großinserenten, ganz unangemessen hoch bezahlen muß. Da man ihn mit Angeboten überschüttet, da jede Post Anzeigewerbebriefe, jede Morgenstunde mindestens einen Inseratenakquisiteur ins Haus bringt, braucht dem Inserenten so leicht an seiner Gottähnlichkeit nicht bange zu werden. Er fühlt sich umworben, und er stellt Bedingungen. Der Annoncenjäger ist geneigt, alles zu versprechen. Bei dem Geschäft fallen außerordentlich reiche Provisionen ab — was Wunder, daß man sich

Digitized by Google

ohne Not keinen Auftrag entgehen läßt! Selbstverständlich muß das Gewimmel der unzähligen Kleinen, unter denen es an Entgleisten und Verlorenen nicht immer fehlt, sich ganz anders anstrengen als die bevorzugte Vertreterschaft der großen, angesehenen Blätter. Selbstverständlich greift der Winkelagent in seiner Verzweiflung zu ganz anderen Mitteln als sie. Ihm gilt es unter Umständen gar nichts, für eine Anzeige redaktionelle Verpflichtungen zu übernehmen — ist er doch in vielen Fällen gleichzeitig der Herr Redakteur des Fachblättchens, ist er doch manchmal in einer Person auch noch der Herr Verleger selbst. Diese Geschäftsgepflogenheiten färben ab. Der Inserent glaubt auch von den großen Zeitungen ein Entgegenkommen erwarten zu dürfen. Und die großen Zeitungen verderben es, wie jedes kaufmännische Unternehmen, wenigstens mit den Hauptkunden nur sehr ungern. Sie werden sich von ihnen nicht etwa ihre politische Richtung vorschreiben lassen; sie haben das übrigens auch um so weniger nötig, als sich die Anschauungen der berühmtesten Inserenten ohnehin mit denen der berühmtesten Anzeigenblätter zu decken pflegen. Jedenfalls aber wird die bekannte „weitgehende Rücksicht" genommen. Selbst wichtige lokale Nachrichten, die sonst unbedingt und in Sperrdruck veröffentlicht würden, verschwinden, wenn sie einem Inserenten von Bedeutung unbequem werden könnten. Ein fürchterlicher Fahrstuhlunfall in einem fleißig annoncierenden Warenhause ist auf Verlangen der Firma von der gesamten Presse verschwiegen worden; die für die Öffentlichkeit recht interessanten, allerdings kriminellen Handlungen eines mit Bombenanzeigen wirtschaftenden Industriellen kamen erst in letzter Stunde, durch das gerichtliche Urteil, an den Tag. Im Bruhnprozeß hat der Sachverständige Kluge, ein ehrlicher und wahrheitsliebender Mann, denn auch ohne weiteres anerkannt, daß Angriffe gegen große Inserenten, ja selbst mißzudeutende Bemerkungen über sie, erst dem Chefredakteur vorgelegt werden. Herr Kluge ist tags darauf von seinem eigenen Blatte gerüffelt und als unerfahren in redaktionellen Dingen hingestellt worden. Er hat das, aus naheliegenden Gründen, schweigend auf sich genommen. Der Gerechte muß leiden, — doch ein ungeschicktes Dementi bringt die Wahrheit nicht aus der Welt.

Kann schon in angesehenen und übrigens unantastbaren Zeitungen die Grenze zwischen redaktionellem und Anzeigenteil nie haarscharf gezogen werden, so besteht für die kleinere, oft hart genug um ihr Dasein ringende Presse weit dringendere Gefahr. In Weltblättern mit Millionenumschlag hat der Verleger es nicht nötig, bedenkliche Inserate aufzunehmen oder gar bedenkliche Mittel zu ihrer Erwerbung anzuwenden, obgleich die schändlichen Massenfusen-Annoncen und die Schmach der bezahlten Reklame-Feuilletons just millionenreichen Zeitungen zur Last fallen — aber das Gewimmel der Kleinen unterliegt der Versuchung leicht. Bei vielen Fachblättern dient der Redakteur gleichzeitig als Annoncen-Akquisiteur. Wie soll er die beiden, hoffentlich einander wenigstens widerstreitenden Seelen in seiner Brust auseinanderhalten? Der Spender bedeutender Inseratenaufträge ist ihm Tabu. Und wie erst dann, wenn die Personalunion von Redakteur, Akquisiteur und Verleger eintritt! Berlin und andere

Digitized by Google

wichtige Börsenplätze erfreuen sich einer Anzahl von Zeitungen, die nur nach Bedarf erscheinen — das heißt: sobald der Besitzer Bedarf hat. Er bewirbt sich in diesem nicht gerade seltenen Fall um die Anzeigen derjenigen Banken und Bankiers, die aus irgendeinem Grund ihre Ruhe haben wollen. Bewilligen sie die Inserate, so erscheinen von dem hervorragenden Preßorgan oft nur die Belegexemplare; weist man ihn ab, so gehorcht die unbestechliche Zeitung ihrer idealen Pflicht und leuchtet dem nichtannoncierenden Verdächtigen furchtlos ins Antlitz. Daß sogar Literaturblätter nicht immer wenigstens den Schein zu wahren wissen, hat ja der Kunstwart an sehr lehrreichen Beispielen gezeigt. Noch heute bedingen sich Verlagsbuchhandlungen gern aus, daß am selben Tage mit ihrem Inserat die redaktionelle Kritik des in der Anzeige empfohlenen Buches abgedruckt werden müsse. Man kann kaum deutlicher sein.

In den Tagesereignissen

Schwarzseher sagen der deutschen Presse die Entwicklung voraus, die ein Teil der amerikanischen und fast die gesamte Pariser genommen hat. Leitartikel, Plauderei, Lokalnotiz — alles kann gekauft werden. An derselben bevorzugten Stelle, wo heute die erste und ernsteste Feder des Landes ihre kühnen Gedanken ausbreitete, empfiehlt morgen ein Börsenmensch seine Goldshares, ein Theaterdirektor sein neues, schlecht besuchtes Stück. Dafür ist zum Beispiel das Beilagenfeuilleton schön geeignet, das nur Kundige als nichtredaktionelle, nach dem Reklametarif bezahlte Anreißerei erkennen. Wer die deutschen Zeitungen wirklich für ein Kulturmittel hält und sie in noch höherem Maße dazu machen möchte; wer einen Teil der Menschheitwürde in ihre Hand gegeben glaubt, der wird wünschen, daß die unterirdischen Zusammenhänge zwischen Inserat und Redaktion wenn nicht völlig verschwinden, so doch nicht vermehrt werden. Reinliche Scheidung ist hier die Forderung des Tages; Schriftsteller- und Journalistenorganisationen, die sich ernst nehmen und ernst genommen werden wollen, müssen unerschütterlich darauf beharren. Der Plan einer Verstaatlichung und Monopolisierung des Inserats mag heute noch ebenso abenteuerlich wie vor fünfzehn Jahren klingen, wo ich ihn an anderer Stelle erörterte und wo er auch im „Kunstwart" empfohlen wurde. Vielleicht kommen wir darauf zurück. Mögen die Zeitungskonsuln in ihrem eigenen Interesse die üppige und ungebührliche Eroberungslust der Annonce weise einschränken, mögen sie sie in ihrem Gebiet festhalten und so dafür sorgen, daß nicht eines Tages die Eisenbartkur nötig werde!

Richard Nordhausen

Von einem unbekannten Volke in Deutschland

In der Vorrede zu einem soeben erschienenen Buche „Von einem unbekannten Volke in Deutschland" von Seefried-Gulgowski übt Heinrich Sohnrey scharfe Kritik an dem Vorgehen des Ostmarkenvereins in der Kaschubei. Die Kaschuben, die sich durchaus als eigenen Volksstamm fühlten und dem Deutschtum zuneigten, würden unserseits der polnischen Agitation zugedrängt; denn praktische Wohlfahrtsarbeit, die den nicht allzu schwer gangbaren Weg zu ihrer Germanisierung bedeuten würde, lehne man von seiten des Ostmarkenvereines ab. Indem man die Kaschuben als Polen betrachtet und behandelt, *macht* man sie dazu. Die deutsche

Digitized by Google

Schule hat nicht Einfluß genug, um dem entgegenzuwirken. „Man zwingt die Eltern, die Kinder in die Schule zu schicken, sucht sie dort mit einer Fülle von Kenntnissen auszustatten und ihnen deutsche Gesinnung einzuimpfen; sobald diese Kinder des andern Volksstammes aber erwachsen sind, will der Ostmarkenverein von den dummen Kaschuben nichts mehr wissen. Man würde ihn beleidigen, wenn man ihm zumutete, Fühlung und Gemeinschaft mit den Leuten zu suchen, damit die Saat, die die deutsche Schule mit soviel Mühe und so vielen, vielen Millionen Talern auf den magern Äckern eingeschart hat, auch aufgehe und Früchte trage... Die deutsche Schule war's, die für die Weckung der Intelligenz gesorgt hat, und der Ostmarkenverein sorgt dafür, daß die großpolnische Bewegung die Früchte unsrer Schularbeit erntet."

Uns scheint dieser Ruf ganz besonders beachtenswert wegen der Person Sohnreys, die durch ihre ganze Vergangenheit vor dem Verdacht eines Lärmmachens aus unpreußischer Gesinnung gefestet ist.

Kulturarbeit im Heer

Auch beim Offizier ist das soziale Pflichtgefühl lebendig geworden. Nicht bei allen, versteht sich; aber es ist ein neuer „Typus" von Offizier schon in allen deutschen Heeresteilen zu finden.

Der besteht aus Männern, die erkannt haben, daß sie noch in andern, als dem altüberkommenen Sinne, zu Volkserziehern berufen sind. Sie wollen's nicht mehr Wort haben, daß ihre Stellung ihnen Schranken auferlege, wo's das Wohl ihrer Soldaten gilt. Und ihr Arbeitsplan ist, in Kürze, der: Die Kaserne soll ein Soldatenheim werden und den Soldaten alles gewähren, was unsre besten Volks- und Jugendheime dem Volk bieten. Der „neue Offizier" dieses Schlages weiß, daß hier unendlich viel Versäumtes nachgeholt werden muß. Aber er hat den festen Willen, dem stumpfsinnigen Kommißleben vergangener Tage in seinem Arbeitsgebiet ein Ende zu machen. Und das Erfreulichste ist, daß kein Dienstbefehl, sondern freier Wille ihn bestimmt, für solche Kulturarbeit den Soldaten die Mußestunden zu opfern. Leo von Egloffstein

„Prinzipielles" zur Frauenbildung

Mann und Weib

Aus den Kämpfen um die Frauenbildung kristallisieren sich immer klarer zwei Anschauungen heraus: auf der einen Seite wird betont, daß die weibliche Eigenart einer besonderen Erziehung bedürfe, auf der andern erklärt man, daß die Naturanlage der Frau auch ohne spezifisch weibliche Erziehung sich von selbst geltend mache und „im Sinne eines organischen Prinzips den Kulturerwerb der Frau eigenartig forme und gestalte". Und man verteidigt diese Meinung mit dem Hinweis auf die Mängel der „spezifisch weiblichen" Bildung, wie sie bis jetzt vielfach verstanden worden ist: — nämlich als Drill auf den Mann hin. Die Frau müsse vielmehr den ganzen Bereich der Kulturaufgaben kennen und imstande sein, die ihrer Art fremden männlichen Züge in unsrer Kultur richtig einzuschätzen. Man möge den Frauen selbst die Regelung ihrer Bildungsfragen überlassen.

Heer und Flotte

Auseinandersetzungen wie die hier kurz gekennzeichnete, die zwischen Schulrat Gaudig und Helene Lange auf einer Konferenz des „Preußischen Zentralverbandes für die Interessen der höheren Frauenbildung" stattfand, können wie alle

Digitized by Google

prinzipiellen nur dann fruchtbar werden, wenn sie zur Orientierung allein dienen, nicht etwa unmittelbar die praktischen Wege selbst weisen wollen. Diese führen in der Regel zwischen und über den Prinzipien dahin. Es handelt sich nur darum, daß der Begriff der weiblichen Eigenart weit genug gefaßt werde: dann müßten sich ohne weiteres die beiden „Standpunkte" vereinigen lassen. Man wird, auch sofern man dem ersten der beiden Prinzipien sich angeschlossen hat, nicht zögern, in die weibliche Wesensanlage so starkes und freudiges Vertrauen zu setzen; wird aber dann auch von ihr erwarten dürfen, daß sie, da sie den Kulturerwerb der Frau eigenartig zu formen und zu gestalten imstande ist, nicht ohne weiteres und mechanisch die Formen der Knabenbildung, auch dort, wo diese höchst mangelhaft und veraltet sind, nachahme. Sollte sich jenes so wertvolle „organische Prinzip" nicht schon an den Grundlagen der Bildung betätigen können? Es ist gerade von Frauenkräften, sofern sie sich auf ihre eigensten Aufgaben besinnen wollten, viel Gutes für die Reform unsres Schulwesens zu erhoffen.

Körperpflege
Bildung und Schule

Wintersport

Den „Winterlichen Leibesübungen in freier Luft" hat Prof. Burgaß (Elberfeld) im Auftrage des „Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele" eine kleine und doch umfassende Schrift gewidmet, deren mit gewissenhafter Sachkenntnis abgefaßter Text zugleich durch 68 Abbildungen erläutert ist (Preis 1 Mark; B. G. Teubner; 2. Aufl.). Sie kann ein vorzüglicher Ratgeber für alle sein, die sich den verschiedenen Zweigen des Wintersports als Neulinge nahen. Vorangestellt sind die Verse von Grillparzer:

„Harter Winter, streng und rauh,
Winter sei willkommen!
Nimmst du viel, so gibst du auch,
Das heißt nichts genommen."

Dann würdigt der Verfasser den Wert der winterlichen Übungen, gibt geschichtliche Rückblicke und in dem 130 Seiten umfassenden Hauptteil eingehende Beschreibungen der einzelnen Bewegungsarten auf dem Eise und Schnee. Neben dem Schlittern und Schlittschuhlaufen werden die Eisspiele besprochen, neben dem Schneeschuhlaufen die Arten des Schlittenfahrens. Nützliche Winke über Kleidung und Beschaffung der Geräte machen den Abschluß. — Von Übertreibungen und Auswüchsen, von dem ganzen Drum und Dran wichtigtueriſchen, sportlichen Gebarens ist der Verfasser kein Freund. Nicht für die Rekordjäger, nicht für die „Körpernarren und Muskelchristen" — wie sie Kerschensteiner genannt hat — wollte er schreiben, sondern einen Wegweiser schaffen, der über engere Kreise hinaus dazu helfe, die winterliche Freilicht- und Freiluftturnerei zu einer Volkssitte, zu einem Auffrischungsmittel für Körper und Geist zu machen.

Karl Möller

Oberlehrer und Erzieher

Über die im Kunstwart berührten Fragen in Sachen „Oberlehrer und Volksschullehrer" sind uns außerordentlich viele Zuschriften für und wider zugegangen. Wir haben uns daher an Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Münch gewendet, weil wir uns hier sicher fühlten, ein Urteil von „höherer Warte als der Zinne der Partei" zu erhalten. Er antwortet uns darauf:

Ich will „meines Herzens Mei-

Digitized by Google

nung sagen“: das heißt das, was mir nicht bloß aus reichlicher äußerer, sondern aus der innersten persönlichen Erfahrung heraus von der Sache dünkt. Ganz kurz zu sein, ist da freilich schwer; aber es ist wohl der „Geist der Zeit“, der überall Kürze fordert, und jedenfalls ist es hier die Schriftleitung.

Daß eine Reihe von Romandichtern die bittersten Urteile über den erzieherischen Geist unsrer höheren Schulen vertritt, darf innerhalb dieser Schulen gewiß nicht gleichgültig hingenommen werden. Es muß zur Selbstprüfung im großen anregen. Tatsächlich aber lehnen dort die Besten ohnehin die Zumutung stets erneuerter Selbstprüfung ihres Tuns, ihrer Gesichtspunkte und Einrichtungen nicht ab. Man ahnt in weiteren Kreisen offenbar nicht, wieviel Erörterung großer und kleiner Fragen unaufhörlich stattfindet und mit welchem Ernste sie gepflogen wird; auch nicht, wieviel mehr Liebe zur Jugend, schonende Billigkeit und Nachsicht der Beurteilung dort doch weithin anzutreffen ist. Man ahnt offenbar nicht die ganze Aufwärtsbewegung, die vorhanden ist, freilich nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise als Drang zum Umsturz, als Bereitwilligkeit, mit beiden Füßen auf einen ganz neuen und unerprobten Boden hinüberzuspringen. Sehen doch die Draußenstehenden in einer von ihnen beurteilten Lebenssphäre meist etwas möglichst Ruhendes, Fertiges, wo nicht Starres. Was an innerer Bewegung vorhanden, welche Tendenz zur Wandlung, zur Selbstkorrektur lebendig ist, wird nicht beobachtet. Während der einzelne bei sich selbst das Ineinanderspielen mannigfacher und ganz ungleicher Regungen nicht bloß sehr wohl kennt, sondern als das natürlichste Ding von der Welt empfindet, erwartet man schon bei fremden Einzelpersonen meist vollere innere Einheit, um so viel rascher mit seinem Urteil fertig sein zu können; und bei größeren Gruppen, bei vielköpfigen Gemeinschaften setzt man erst recht voraus, daß ihr Wesen sich mit einigen geraden Linien abbilden lasse. Um so lieber übernimmt man da auch fertige fremde Kennzeichnung, und leicht überträgt sich eine kräftig geäußerte Stimmung.

Freilich, um seelische Übertragung allein handelt es sich in unserm Falle doch keineswegs. Der unleugbar breite Strom des Mißtrauens und Mißmutes hat verschiedene Quellen. Was die Romandichter betrifft, so haben naturgemäß gerade die zu produktiver Phantasietätigkeit Berufenen und in diesem Sinn Begabten eine besonders ungünstige Stellung zu den regulierten Anforderungen, Bahnen und Formen, wie sie in öffentlichen Schulen schwer anders zu erwarten sind. Sie sind so viel empfindlicher gegen Druck. Das besondere Licht, das in ihrem Innern aufleuchten will, läßt sie viel Trübe und Dämmerung ringsumher empfinden, und in raschem Luftzug flackert es schmerzlich. Für die Künstlernaturen müßte es andre Bildungswege geben als die öffentlichen höheren Schulen. Indessen auch neben diesen besonders Gearteten gibt es sichtlich eine große Anzahl solcher, denen die gleichmäßigen und ununterbrochen mannigfaltigen Anforderungen der Schule allzu wehe tun. Auch die Generationen „folgen sich und gleichen sich nicht“. Das junge Geschlecht von heute ist minder geduldig, minder widerstandskräftig, minder geneigt, sich ein-

Digitized by Google

fach einzuordnen oder sich Regelmäßiges auferlegen zu lassen. Und der öffentliche Glaube an den Wert der höheren Schulen in ihrer bisherigen Gestalt ist eben weithin erschüttert.

Es wird da im einzelnen außerordentlich viel Oberflächliches, Unzutreffendes, Ungerechtes behauptet, wird schwerlich zu Erfüllendes leichthin gefordert. Indessen im ganzen bildet sich ja wirklich, gerade auch unter den Einsichtsvollsten, eine Vorstellung von wesentlich neuen Bedürfnissen in der Lehrweise, in der Auffassung des jugendlichen Wesens, im Verhältnis der Unterrichtsziele zu dem Inhalt der Wissenschaften. Diese Umbildung vollzieht sich, obschon in ungleichem Tempo, in den verschiedensten Kulturländern; auch in Deutschland, wo die Dinge freilich nicht so leicht in Fluß kommen, aus Gründen, die nicht verächtlich zu sein brauchen. Da genügt es denn nicht mehr, daß jeder einzelne als Dozent Richtiges lehre und als Schulbeamter Korrektes leiste. An psychologischer Vertiefung und an Empfänglichkeit für neue erzieherische Gesichtspunkte muß der Durchschnitt der höheren Lehrer noch sehr zunehmen. Daß die Träger dieses neuen Strebens nicht fehlen, darf nochmals betont werden; aber daß die vielen Tausende der Berufsgenossen weit und breit so leicht wie durch ein militärisches Kommando zum Einschwenken in eine neue Linie gebracht werden könnten, hieße Unmögliches erwarten, um so mehr als diese Linien immerhin noch wenig fest sich hinzeichnen, noch ziemlich kraus durcheinanderlaufen. Es ist auch nicht unrichtig, daß die fachwissenschaftlichen Universitätsstudien für manche Geister die Gefahr einschließen, der eigentlichen Berufsaufgabe entfremdet zu werden. Hier wird die Zukunft noch erhebliche Wandlung bringen müssen. Man darf nicht ohne weiteres stolz sein auf seinen wissenschaftlichen Charakter; es gilt, alles erworbene Wissen und Verstehen in den Dienst wirklich wertvoller Jugendbildung zu stellen, namentlich aber, die werdenden jungen Persönlichkeiten innerlich zu gewinnen, wahrhaft zu beleben, zu beflügeln. Gewiß, diese Aufgabe ist so hoch, daß in keinem Berufe eine derartige von der großen Mehrzahl der Berufsmitglieder nach Wunsch gelöst werden könnte. Aber die Aufgabe muß immer wieder vor Augen gestellt werden und die Bemühung darum muß eben weiter wachsen.

Ist es wahr, daß die seminarisch gebildeten Lehrer zurzeit weit mehr pädagogisches Interesse und Verständnis beweisen als die Akademiker? Ein Wunder könnte das nicht heißen, da das Interesse der letzteren zugleich ihrem fachwissenschaftlichen Gebiete zugewandt bleiben muß, wenn sie nicht die geistig anregende Kraft verlieren sollen; und tatsächlich kommt denn über diesem Interesse das andere leicht zu kurz. Es ist aber auch nicht ganz unberechtigt, wenn man in dieser Schulsphäre mehr von der freien Einwirkung der geistigen Persönlichkeit erwartet, und in jener andern von der unbedingt erfaßten und befolgten pädagogischen Methode. Das eine wie das andere kann vortrefflich wirken, es kann aber auch im wesentlichen versagen. Die Besten oder die wahrhaft Guten sind hüben und drüben großen Lobes würdig. Diese Besten sind es auch nicht, die einander mißachten oder mißtrauen. An solchen unschönen Empfindungen fehlt es wiederum auf beiden Seiten nicht. Der Kampf der

Digitized by Google

Oberlehrer um Rangerhöhung mochte manchem recht unerfreulich dünken: was er aber doch Gutes gehabt hat, ist, daß die Aufgabe der Jugenderziehung im Verhältnis zu andern regelmäßigen Kulturaufgaben eine um so vollere Schätzung erfahren muß. Eigentlich ist alle Erziehertätigkeit jahrtausendelang gering bewertet worden, weil man an der Kindheit und Jugend nur Geringwertiges sah. Das ändert sich nun sehr, und daraus wird sich eine innere Rangerhöhung aller Beteiligten ergeben. Darüber wird ein Stufenunterschied nicht aufhören, aber er braucht nicht ein freundliches Zusammenwirken, nicht eine gegenseitige Anerkennung auszuschließen.

Wilhelm Münch

Der neue Wandkalender

des Kunstwarts liegt diesem Hefte bei. Sein Künstler ist diesmal Bernhard Jäger in München. Möge das kleine Mädel, das seines Weges so keck bewußt zwischen den Ähren ins Grüne bergauf schreitet, auch unsern Lesern im neuen Jahre 1911 eine Handvoll Blumen bringen!

Lebende Worte

Ursprünglich

Alle, die entweder selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue leben, oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Richtige wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnen und sie nicht hassen, oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben; alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein Zweites zu sein und Abgestammtes, und die deutlich sich also kennen und begreifen, sind es in der Tat und werden es immer mehr durch diesen ihren Glauben, sie sind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen oder neben ihnen aus eignem Triebe sich regte, ein vom Felsen zurücktönender Nachhall einer als Volk betrachtet außerhalb des schon verstummten Stimme, sie sind Urvolks und für dasselbe Fremde und Ausländer.

Johann Gottlieb Fichte

Unter uns

Unsre Bilder und Noten

Die beiden farbigen Bilder, die wir diesem Heft beigeben, Bilder vom Winter am Tag und am Abend, haben nicht sehr bekannte Maler zu Verfassern, zeigen aber alle beide feinere Werte, als auf den ersten Blick scheinen mag. Das Rauhreifbild aus einem Park bei München von Nikolaus Schmid-Dietenheim ist im Original von einer sehr schönen Duftigkeit, Kristalligkeit des Schnees, die seinen besondern Reiz ausmacht. Es stellte aber der Reproduktionstechnik eine Aufgabe, die sich rein photomechanisch gar nicht bewältigen ließ — alle unsre Versuche der Art ließen nicht nur den Duft sozusagen klebrig werden, sondern sie machten auch die Farbe süßlich. Erst durch mühsame künstlerische Hilfe mit der Hand ließ sich das Ergebnis erreichen, das vorliegt. Wir bitten, das Blatt ein wenig von unten links anzusehn, etwa aus der Augenhöhe eines Spaziergängers, der auf dem freigemachten Wege vorn steht.

Digitized by Google

Das Spreewaldbild von M. Moritz-Lübben hält mit viel Naturgefühl einen der großartigen Eindrücke fest, von denen der Stadthocker wenig erfährt, obgleich sie im Winter gar nicht selten sind: es braucht nicht schneevermummter Schober und Puppen von Heu, um solche Naturbilder höchst phantastisch und wieder urnaturwüchsig zu gestalten. Nach trübem Tage aus schmalem Streifen vom Horizont her der glühende Sonnengruß vor dem Nachten.

Unsre andern Bilder sind im Texte dieses Heftes besprochen. Eine ganz besondre Freude ist es uns, von den „Randzeichnungen des kleinen Moritz" Oberländers die besten einmal zusammen zeigen zu können — in den „Oberländer-Albums" des Braun & Schneiderschen Verlags fließt ja überhaupt eine Quelle gesundesten Frohsinns, aus der, wieviel immer, doch noch nicht genug getrunken wird. Auch die Zeichnungen Buschs und dann die vielen kleinen „echten" Kindersachen gehören zu dem Aufsatz über Kinderzeichnungen.

Die Illustrationsbeilage erläutert den Aufsatz von Professor Klein über die durch seine Kombination „wiedergewonnene Hermesgruppe eines Praxitelikers".

Unsre Notenbeilage illustriert durch zwei Stücke von Hermann Suter gewissermaßen den Beitrag „Von der Musikpflege in der Schweiz" unsrer Rundschau. Die Leser — Spieler sind gemeint — wollen nicht übersehen, daß sie es nicht mit Klavier- sondern mit Kammermusik zu tun haben, was eine eigne, innerlich in den Streichinstrumententon transponierende Auffassung verlangt. Ungeübte können durch Vergleich der (billigen) Partituren ihre Fertigkeit im Lesen steigern und das Einbringen in die Eigenart der Werke erleichtern und vertiefen.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhändler, Wien I, Seilergasse 4 — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

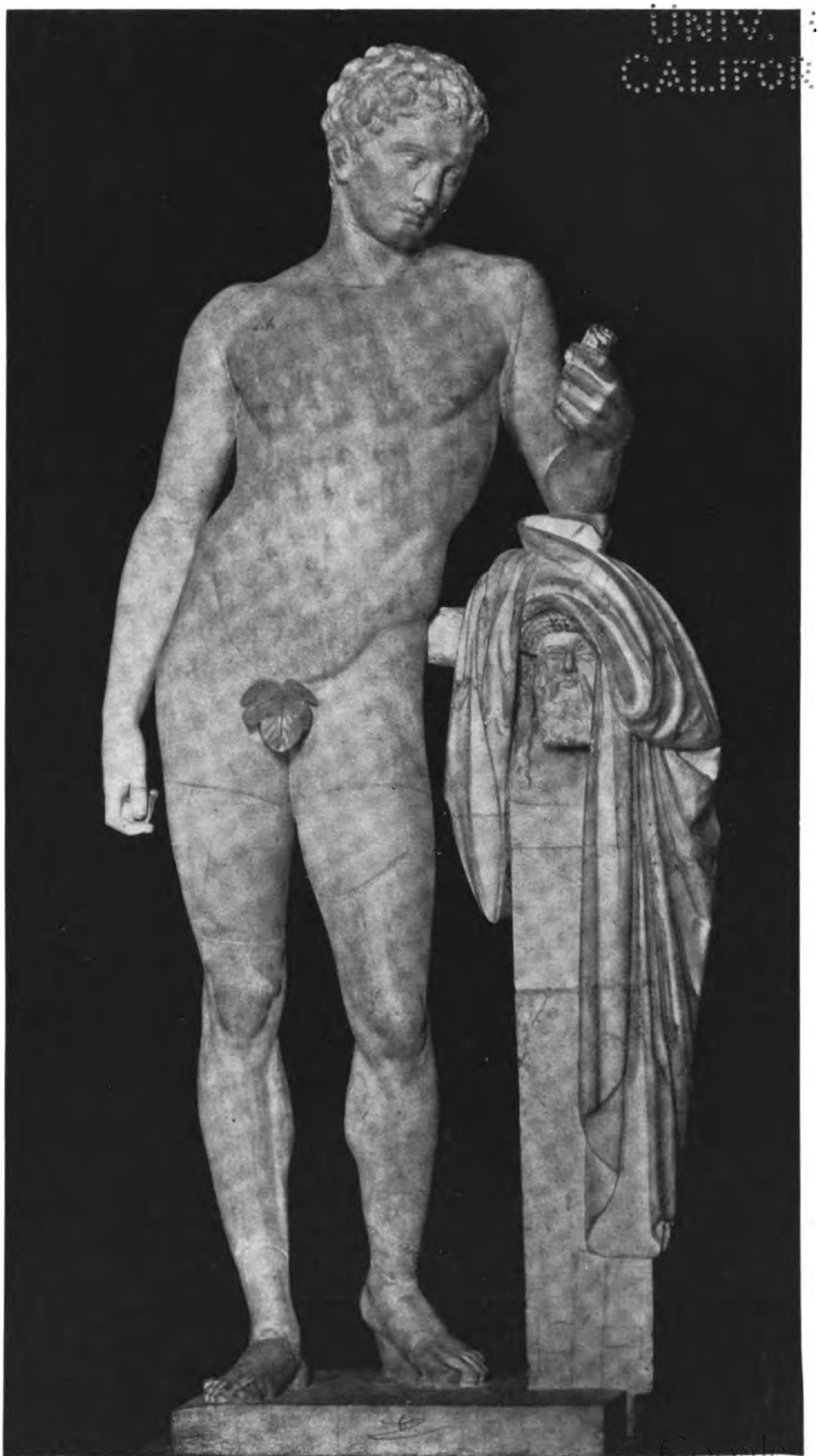
M. MORITZ-LÜBBEN

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DIE WIEDERGEWONNENE HERMES-GRUPPE EINES PRAXITELIKERS



UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

(AUS DEM KUNSTWART) JÜNGLINGSSTATUE AUS DEM PRADOMUSEUM

ZU DEM BEITRAGE: DIE WIEDERGEWONNENE HERMESGRUPPE EINES PRAXITELIKERS

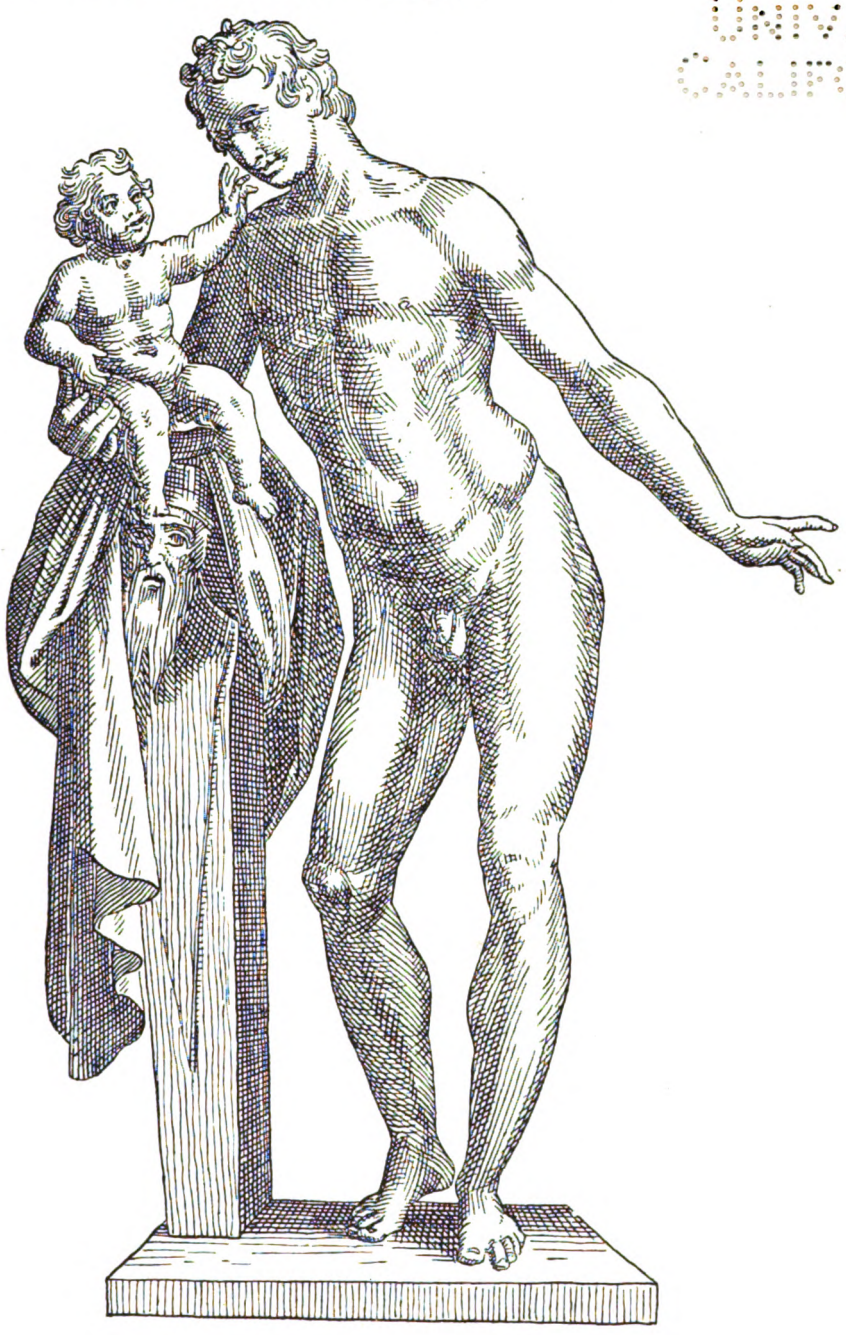
AUS DEM KUNSTWART

DAS DIONYSOSKIND AUS DEM THERMENMUSEUM

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DIE WIEDERGEWONNENE HERMES-GRUPPE EINES PRAXITELIKERS

UNIV. OF CALIFORNIA

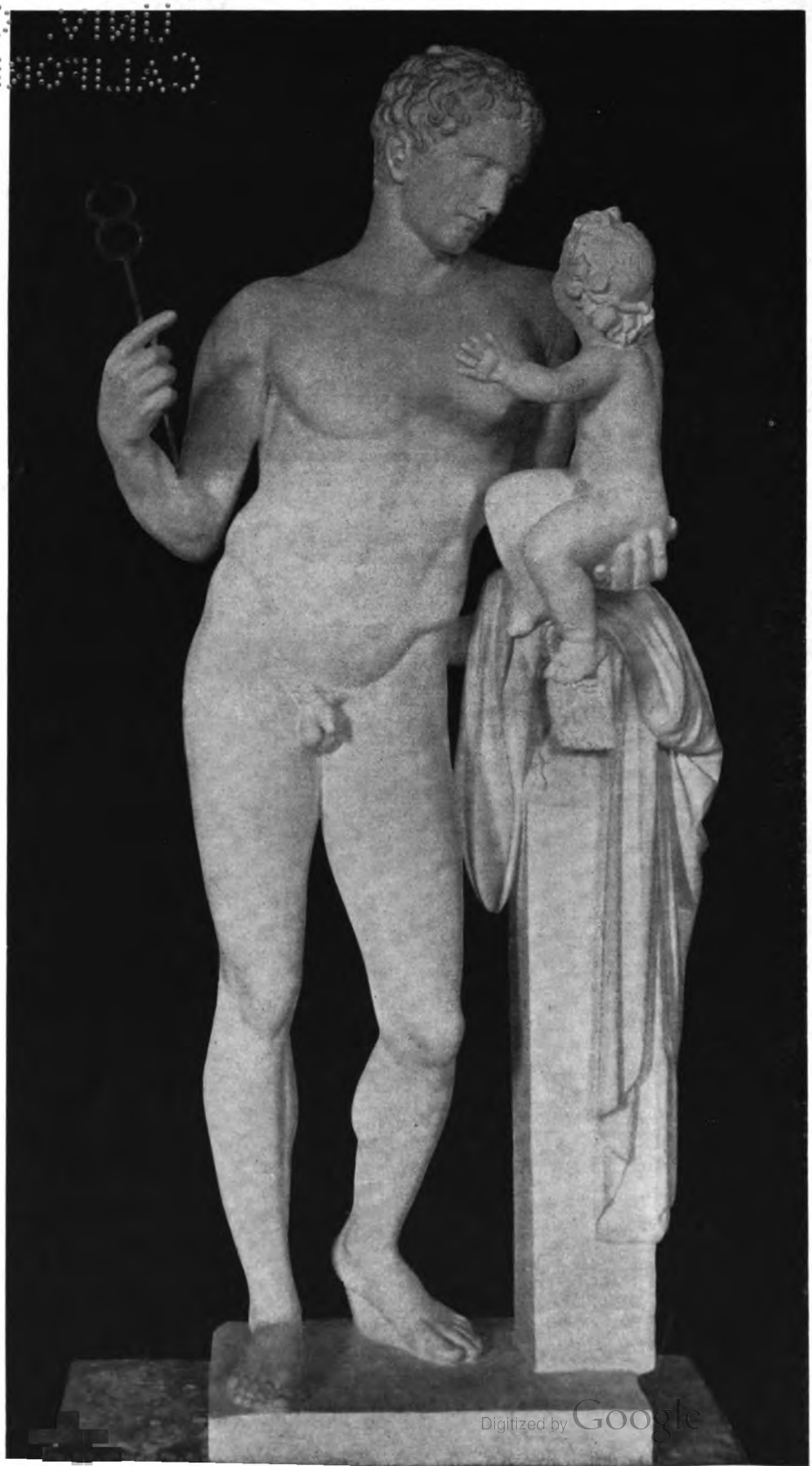


OBEN: HERMES MIT DEM DIONYSOSKINDE, NACH DEM CAVELERISCHEN STICHE
UNTEN: DIE THRAKISCHE MÜNZE MIT DER RICHTIGEN ANSICHT DER STATUE

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DIE WIEDERGEWONNENE HERMES-GRUPPE EINES PRAXITELIKERS

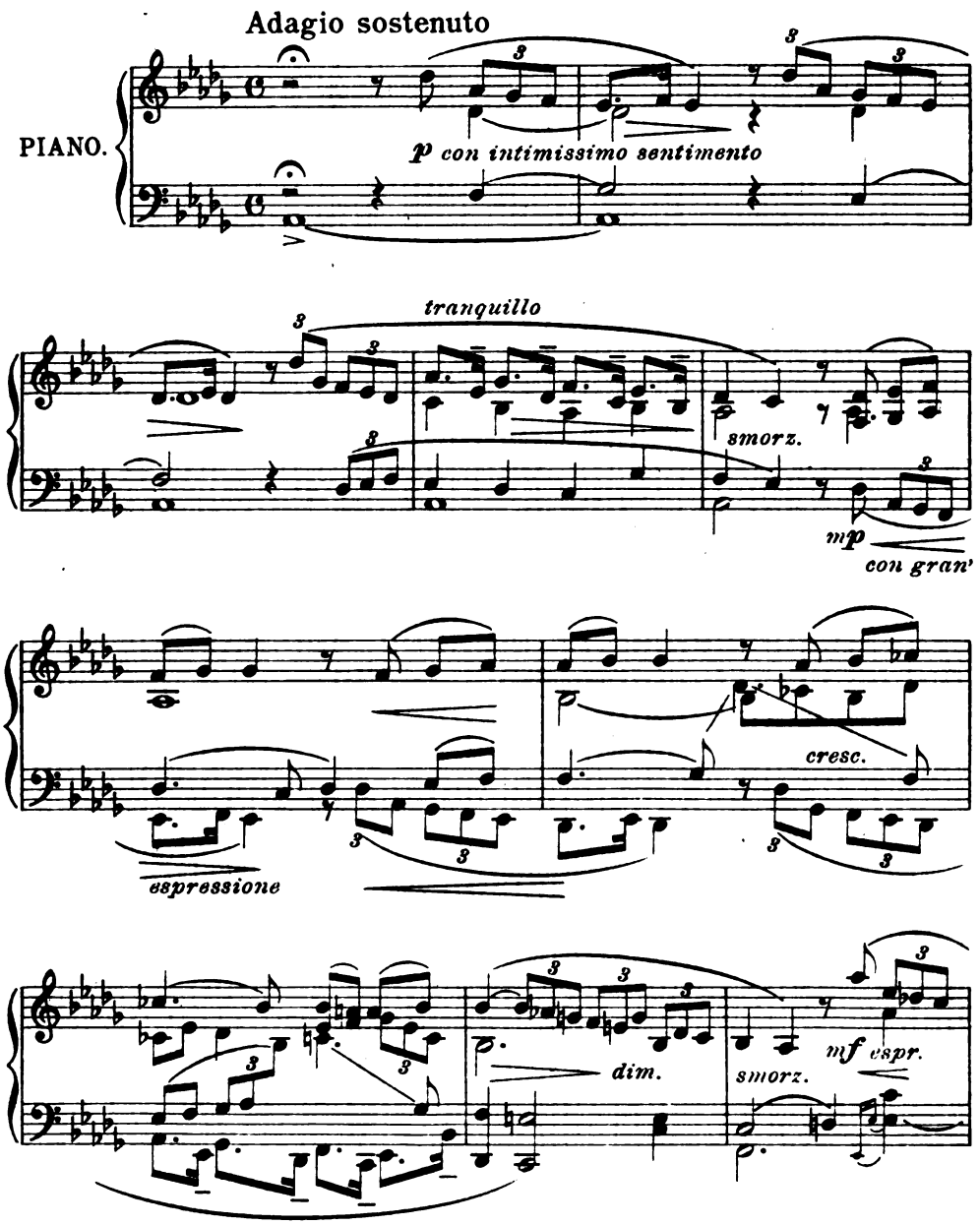


Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

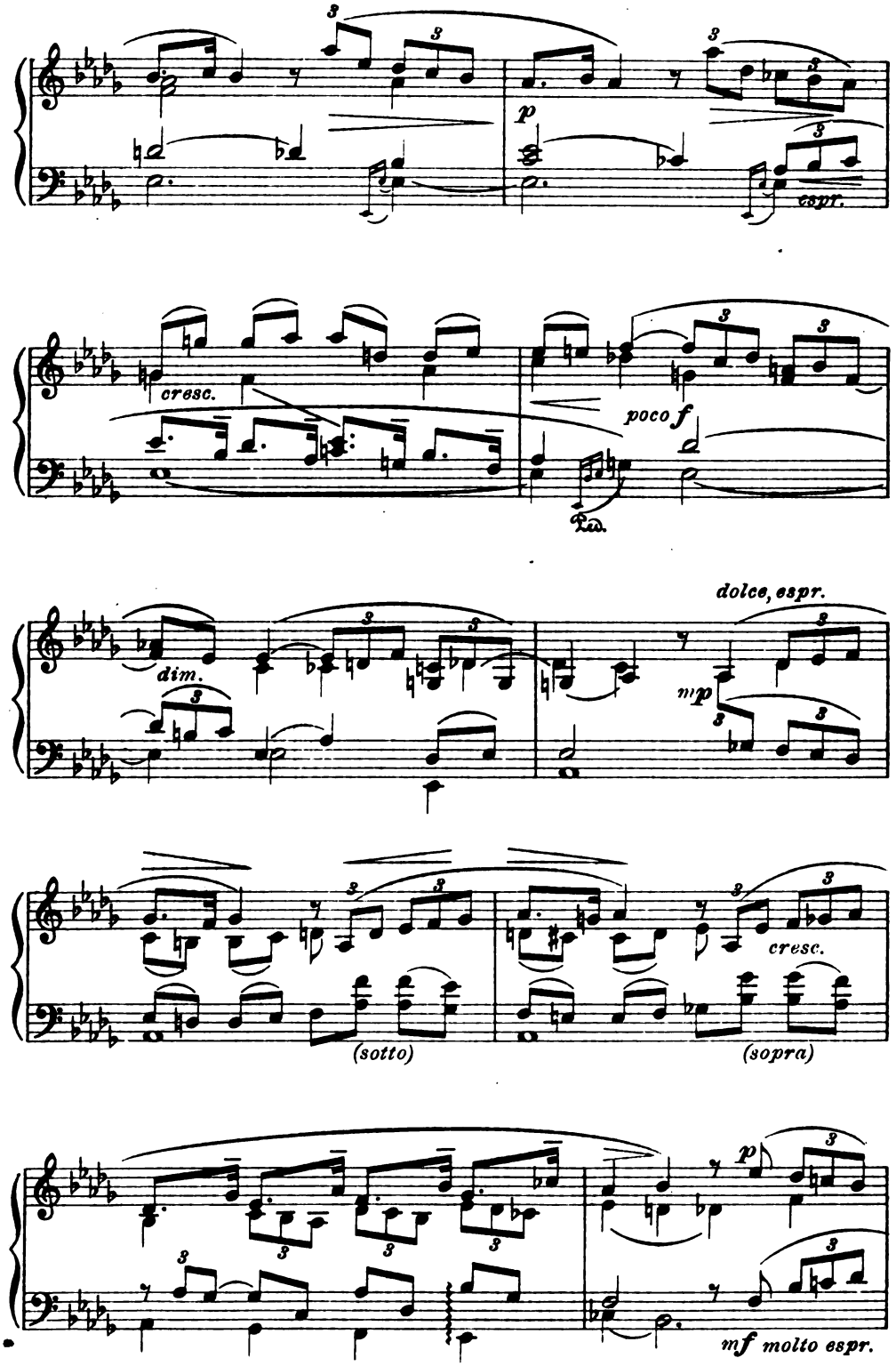
HERMANN SUTER

Aus dem zweiten (Variationen-) Satze
des Streichquartetts in Cis moll, Op. 10

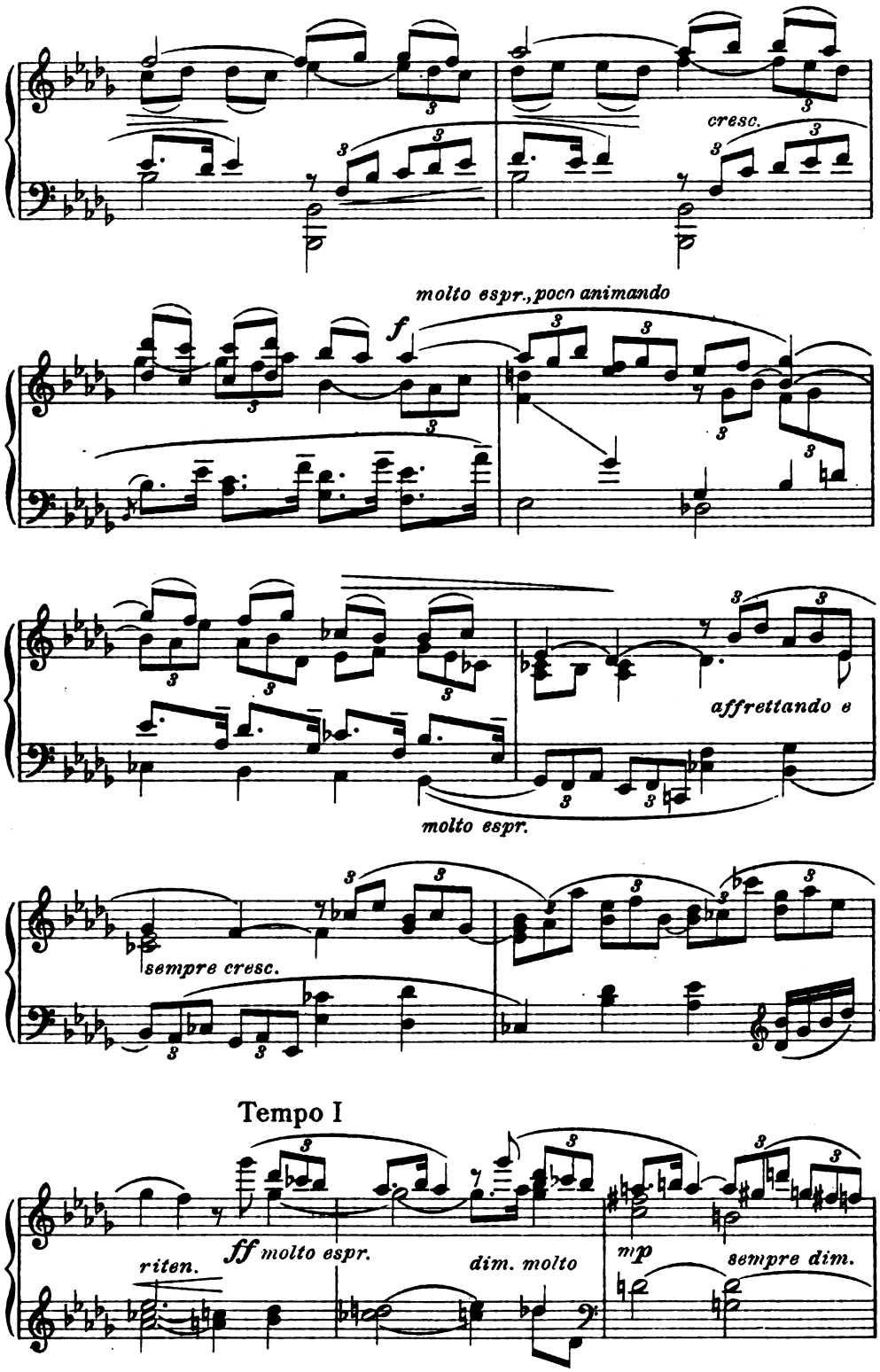


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

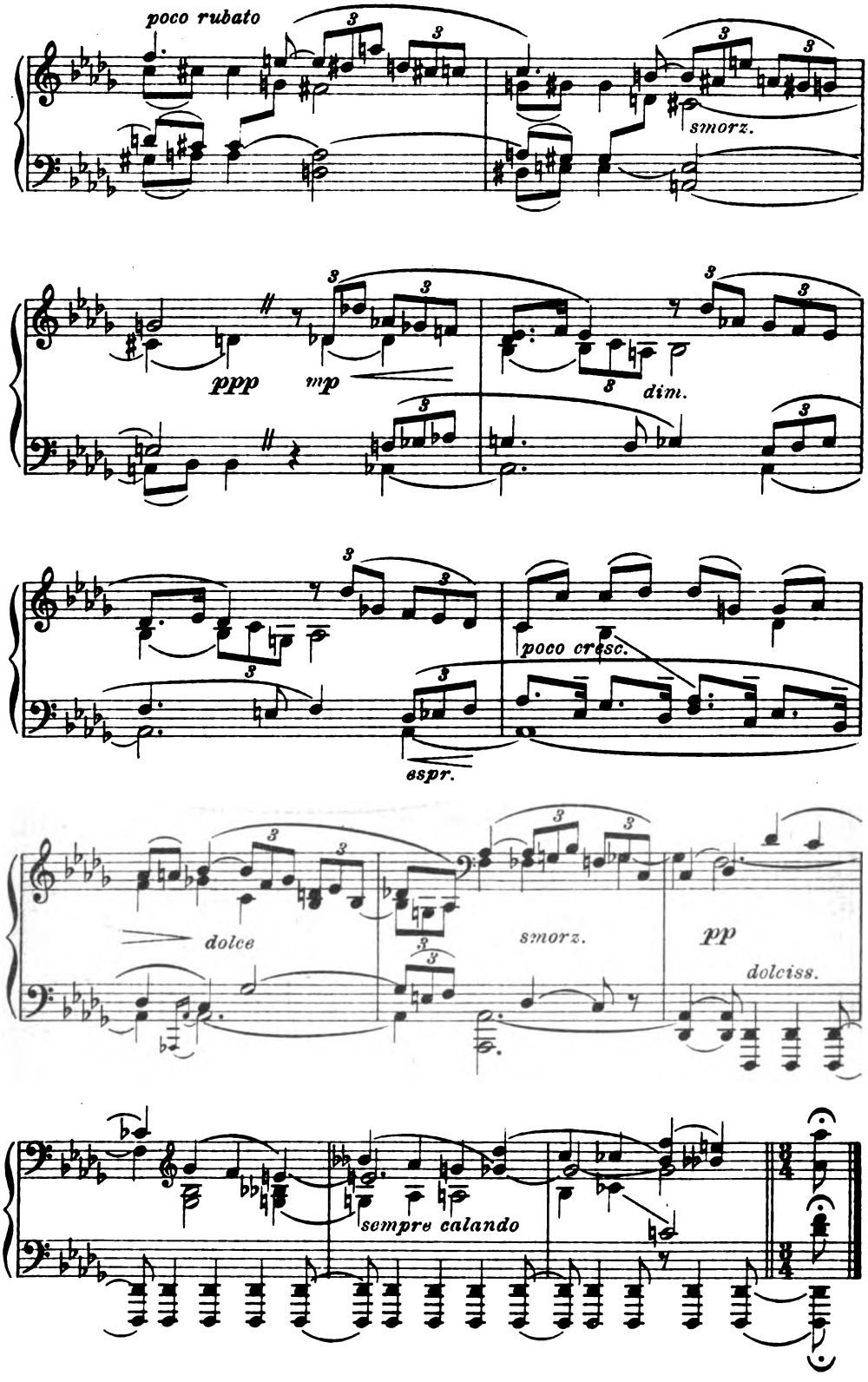
Digitized by Google



Digitized by Google



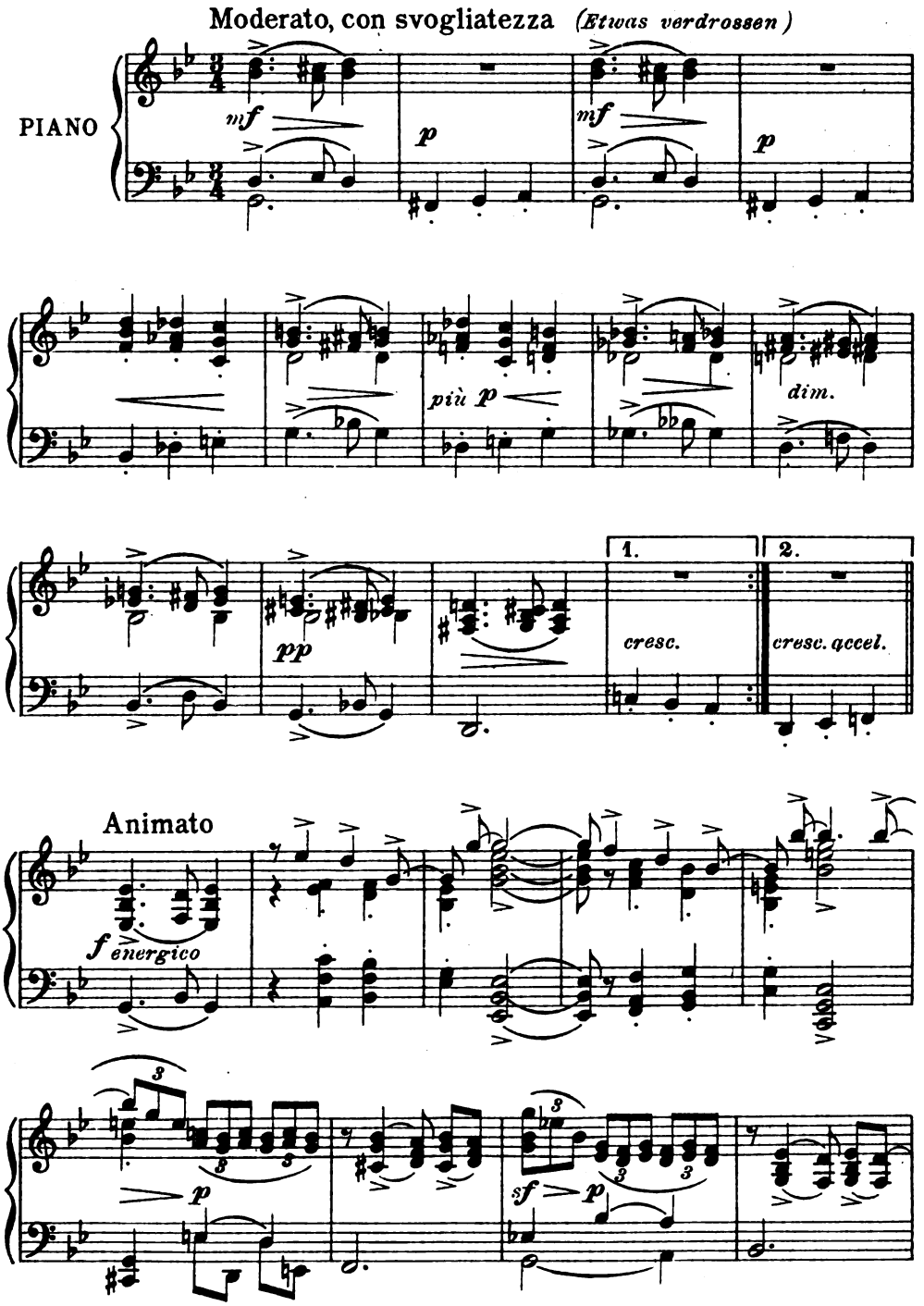
Digitized by Google



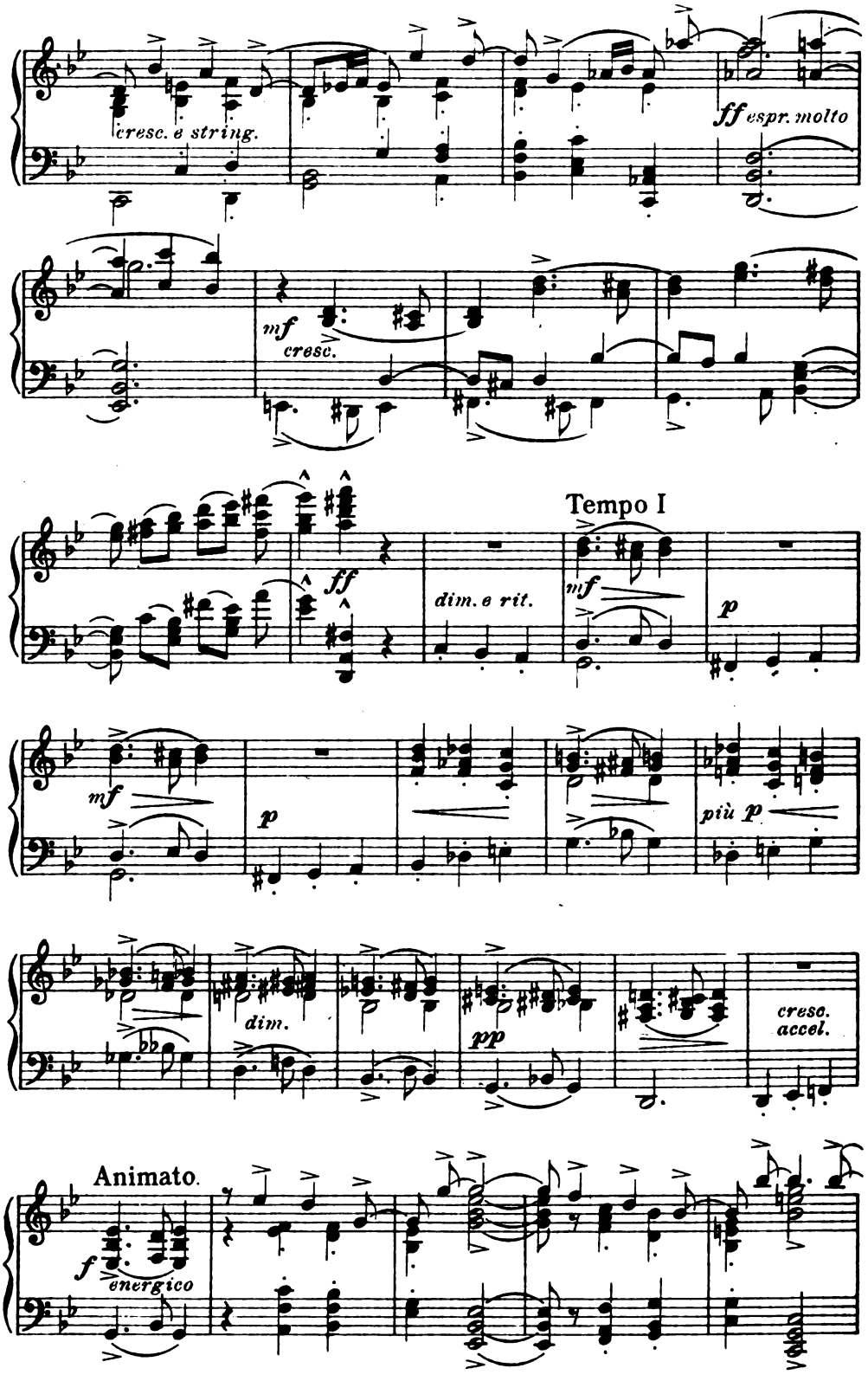
Digitized by Google

Hermann Suter

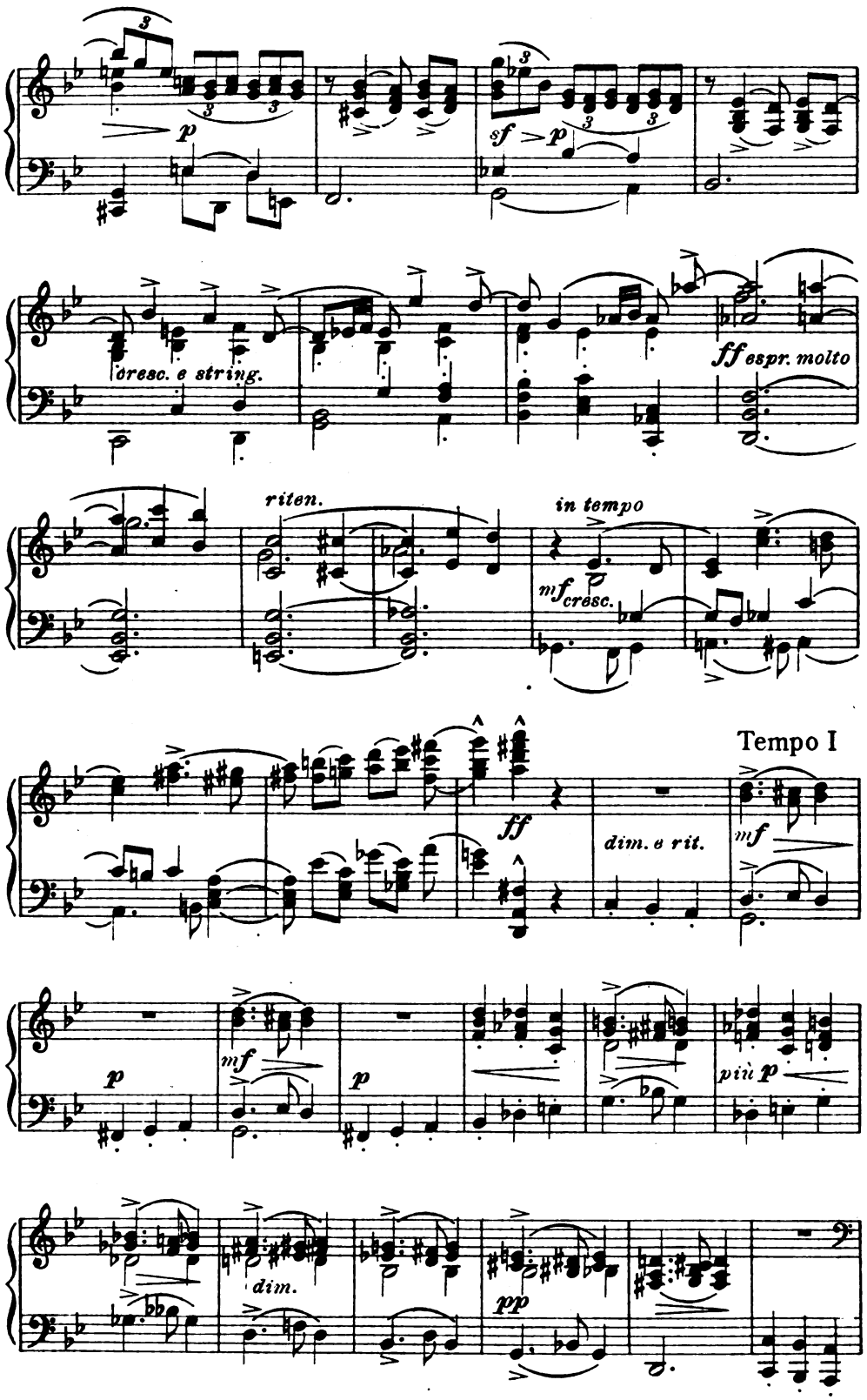
INTERMEZZO
aus dem Streichquartett in D, Op. 1



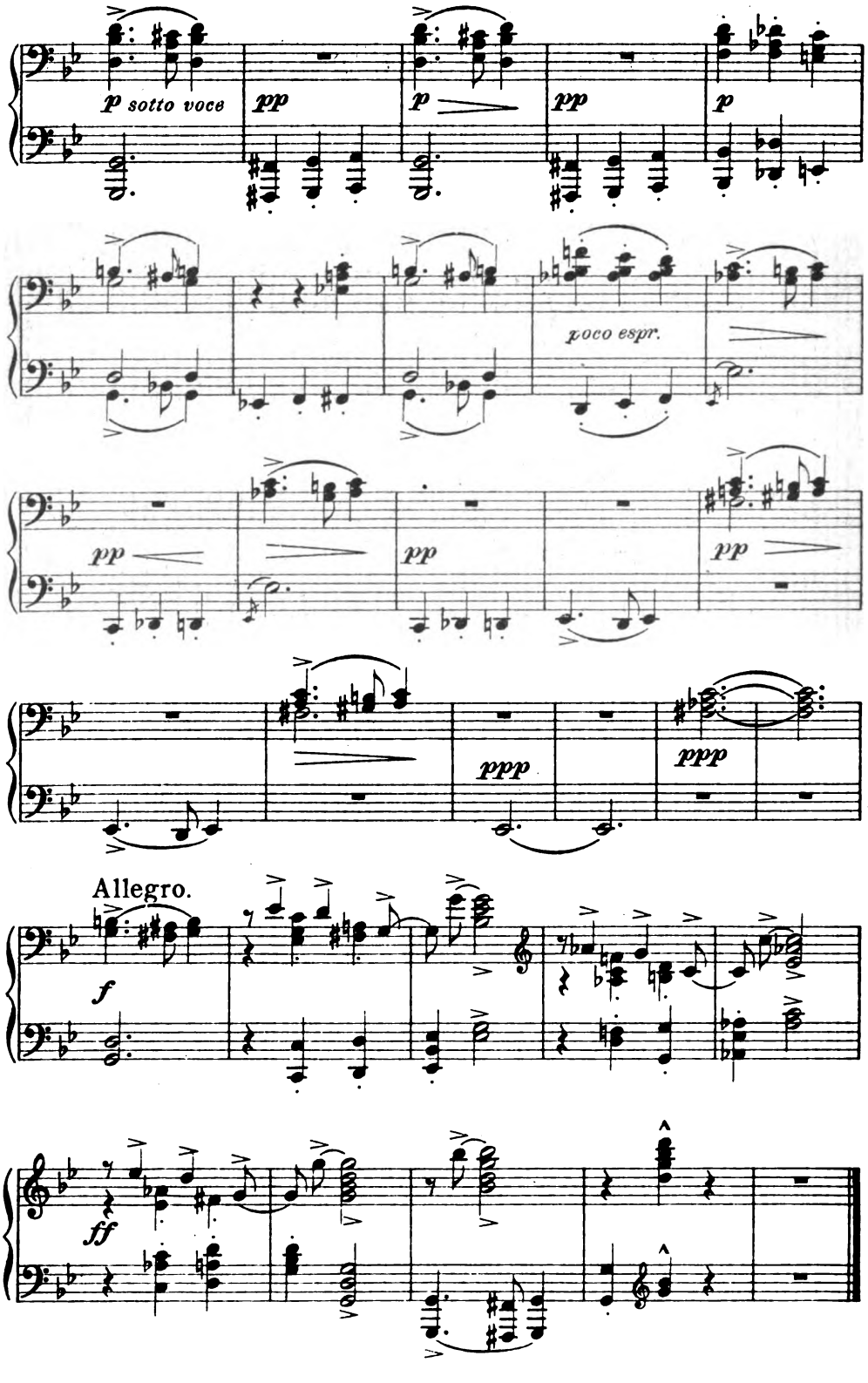
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Emilie Pelikan

Digitized by Google

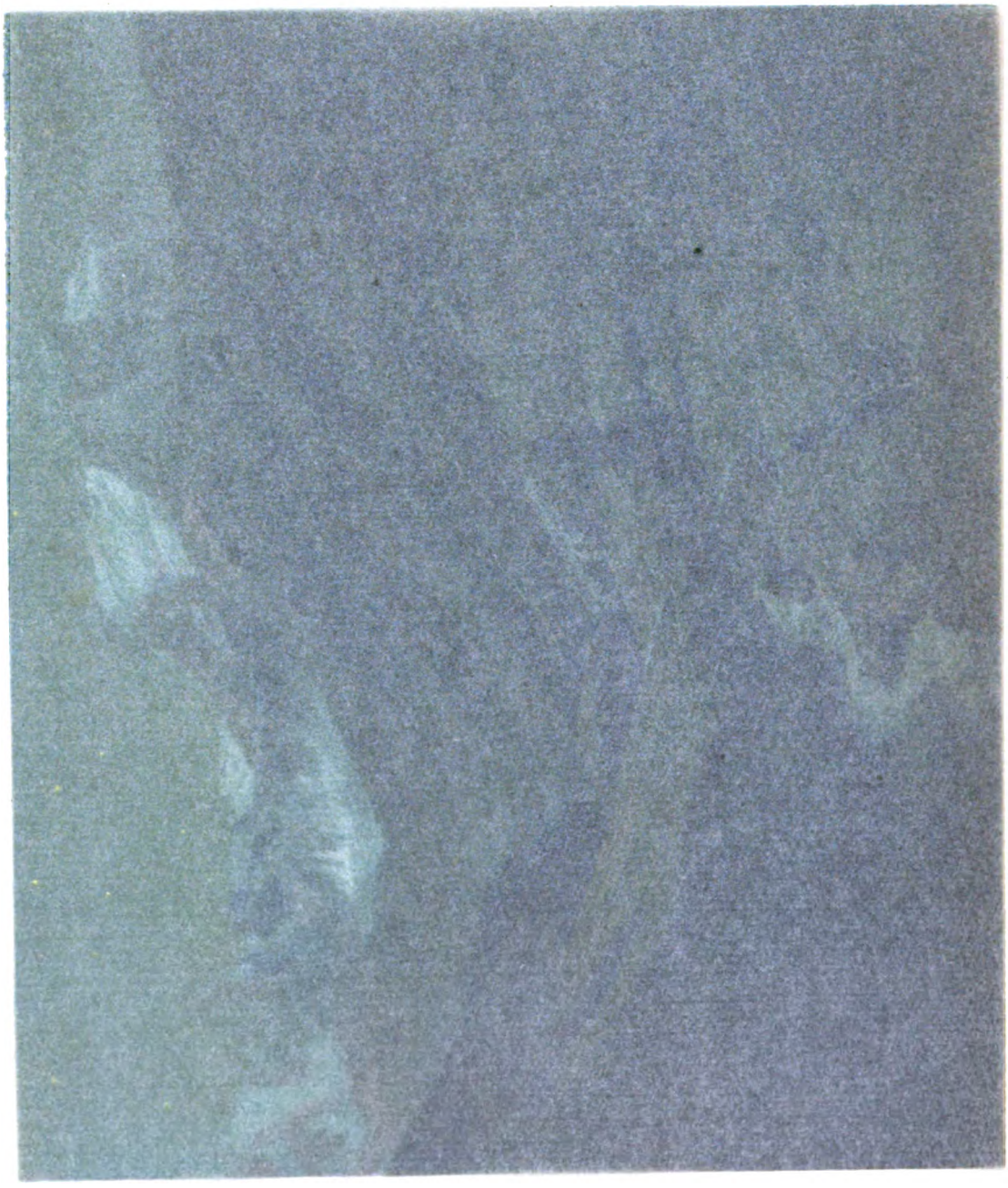
Gegen die Farbendrucke

[illegible], so muß man schreiben, um endlich gehört zu werden. Obgleich's eigentlich nicht stimmt. Aber davon später.

Beginnen wir mit einem [illegible]. Nicht mehr, vergessen Sie, kennen die „Bunten Blätter" [illegible] Kunstfreunde & Genossen. Die meinen „Meisterblätter" [illegible] Malerei und damit wen [illegible], sie [illegible], Velasquez, Rembrandt, [illegible], Leibl — [illegible] Zeitschrift [illegible] Meisterwerke [illegible] Schwarzwald [illegible] Farbe nicht besser oder [illegible] dadurch daß man [illegible], ein wohl ich konnte [illegible] nur die Gefahr sehen. Aber leider werd ich nun sowas die „Bunten Blätter" vermehren, gewicht sich, der ich Blätter für das allerschwerste Mittel halte, unserm Volk den Farbe von Grund aus zu verderben! Nun sind wir bei von ich wieder mal sprechen möchte, beim Ruinieren des Kolorit durch die wahl[illegible] [illegible]drucke. Denn diese sind [illegible], wenn sie sind, wie die meisten, die [illegible] Sondern den Farbensinn, und [illegible] den Farbe [illegible], wenn sie gut, ja, wenn sie [illegible] überhaupt sein können. [illegible] verstanden, weshalb, und da wir die „Bunten Blätter" [illegible] geschoben werden, gerade von den „[illegible] kommen.

Betrachten wir die Farbe zunächst [illegible] beim Original beispielsweise: [illegible] pastose Ölfarbe und Firnis, bei der [illegible] Minimum von Druckfarbe. Das bedeutet [illegible] nur mit viertelfingerdickem Gespachtel [illegible] ein andrer nur mit Lasuren über Lasuren ein [illegible] Druckfarbe „reproduzieren", die vom Papier [illegible] eingesogen wird, oder als ein unmeßbar dünner [illegible] Das ist einfach optisch unmöglich. Man kann [illegible] nur einen dünnen matten Farbenauftrag, zum Beispiel den von Pastellen, wie Druck mit wiedergeben. Wie lernen wir eines Rafael, Tizian, Rembrandt Kolorit zu sehn, wenn wir glauben, irgendwas künstlerisch [illegible] davon in den Reproduktionen mit eingesogenen Farben wieder zu finden? Warum malten denn jene Meister überhaupt, von deren unsäglichem Ringen um die Kraft der Farbe wir doch wissen? Auch sie haben gelegentlich mit ganz dünnen Farben „getuscht". Aber man betrachte ein einziges solches getuschtes Original, und man wird mit dem ersten Blick erkennen, daß sie dann ganz anders arbeiteten, als in den Bildern. Pastoser Auftrag und dünnes Tuschen bedeuten

Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Februarheft 1911 Heft 9

Gegen die Farbendrucke

Ja, so muß man schreiben, um endlich gehört zu werden. Obgleich's eigentlich nicht stimmt. Aber davon später.

Beginnen wir mit einem Beispiel. Nicht wahr, verehrter Leser, Sie kennen die „Bunten Blätter" von Römmler & Jonas? Die haben meinen „Meisterbildern" alles Äußere nachgemacht, damit man denken sollte, sie kämen vom Kunstwart: Format, Größe, Umschlag, Papierfarbe, Rahmenzeichnung, Druckfarbe, Drucklettern, Text — alles, sogar das Schild mit der Aufschrift „Herausgegeben vom Kunstwart", nur daß statt des „Kunstwart" das Wort „Kunstverlag" prangt, das zwar nicht das mindeste sagt, bei flüchtigem Hinsehn aber ungefähr so wie „Kunstwart" aussieht. Man kann eine Flagge nicht besser anerkennen, als dadurch, daß man unter ihr zu schmuggeln sucht, ich könnte den Herren für die Ehrung danken. Aber leider werd ich nun soundso oft für die „Bunten Blätter" verantwortlich gemacht. Ich, der ich diese Art Blätter für das allersicherste Mittel halte, unserm Volk den Sinn für Farbe von Grund aus zu verderben! Nun sind wir bei dem, wovon ich wieder mal sprechen möchte: beim Ruinieren des Sinns für Kolorit durch die wahllose Verbreitung photomechanischer Farbendrucke. Denn diese sind nicht nur dann Augengift, wenn sie schlecht sind, wie die meisten, die Publikus bewundert. Sondern sie verderben den Farbensinn, und mehr als den Farbensinn, sehr oft sogar dann, wenn sie gut, ja, wenn sie so vortrefflich sind, wie sie ihrer Technik nach überhaupt sein können. Sei mir's erlaubt, nochmals kurz zu begründen, weshalb, und da mir die „Bunten Blätter" in die Schuhe geschoben werden, gerade von den „Bunten Blättern" Beispiele zu nehmen.

Betrachten wir die Farbe zunächst rein als Stoff, als Pigment. Beim Original beispielsweise: Leinwand oder Holz und darauf pastose Ölfarbe und Firnis, bei der Reproduktion: Papier mit einem Minimum von Druckfarbe. Das bedeutet: Was ein Koloriſt vielleicht nur mit viertelfingerdickem gespachtelten Auftrag, was ein andrer nur mit Lasuren über Lasuren erzielt hat, das soll eine Druckfarbe „reproduzieren", die vom Papier entweder ganz eingesogen wird, oder als ein unmeßbar dünner Hauch darüberliegt. Das ist einfach optisch unmöglich. Man kann überhaupt nur eingesogen dünnen oder matten Farbenauftrag, zum Beispiel den von Aquarellen, mit Drucktechnik wiedergeben. Wie lernen wir eines Raffael, Tizian, Rembrandt Kolorit zu sehn, wenn wir glauben, irgendwas künstlerisch Wesentliches davon in den Reproduktionen mit eingesogenen Farbwässerlein zu finden? Warum malten denn jene Meister überhaupt, von deren unsäglichem Ringen um die Kraft der Farbe wir doch wissen? Auch sie haben gelegentlich mit ganz dünnen Farben „getuscht". Aber man betrachte ein einziges solches getuschtes Original, und man wird mit dem ersten Blick erkennen, daß sie dann ganz anders arbeiteten, als in den Ölbildern. Pastoser Auftrag und dünnes Tuschen bedeuten

Digitized by Google

wesensverschiedene Stile, in den photomechanischen Drucken nach pastosen Gemälden wird das eine durch das andre imitiert.

Zweitens: bis auf einen von tausend sind alle photomechanischen Farbendrucke nach Galeriebildern, Fresken usw. Verkleinerungen. Aber ein großes Bild hier und ein kleines dort, sie entstehen und werden betrachtet auch in dieser Beziehung unter ganz verschiedenen Gesetzen. Was das Betrachten anlangt: Die Luftperspektive, die beim Wandbild mitwirkt, fällt vor dem Blatt in der Hand fast weg, die Stellung der Betrachteraugen ist dort und hier eine andre, die Umgebung wirkt anders mit usw. Viel wichtiger jedoch sind die Unterschiede beim Schaffensprozeß. Um zur schnellsten Beleuchtung der Sache ein recht krasses Beispiel zu nehmen: wer wird sich vorstellen, daß Michelangelo sein Jüngstes Gericht für das Bildchen eines Hausaltars ebenso komponiert hätte, wie für die Wand der Sixtina? Ein minder krasses: daß Böcklin seine „Gefilde der Seligen" für Postkartengröße ebenso wie für sein Gemälde entworfen hätte? In Dürers großer und kleiner Passion und in der Menge von Behandlungen gleicher Themen für große und kleine Ausführung, die wir sonst noch aus der Kunstgeschichte kennen, sind die kleinen Ausführungen von den großen sofort zu unterscheiden. Auch wenn wir nicht die Originale, sondern nur Photos in gleicher Größe, sagen wir: „Ansichtspostkarten" vor uns haben. Daran, daß die kleinen Ausführungen einfacher sind. Die Gestaltenzahl wird geringer, der Massen werden weniger, der Farben weniger, die Linien werden einfacher. Eine photomechanische Reproduktion kann deshalb, gleich sorgfältige Ausführung vorausgesetzt, in dieser Beziehung je besser sein, je weniger die Größe des Originals die der Reproduktion übertrifft. Dieses im Sinn, denke man an die Blätter oder gar Karten nach großen Tafelbildern oder gar Wandgemälden!

Aber, so fragt man, wird das Ganze denn nicht übertragen, so daß es immerhin in sich gut werden kann? Aber da steckt ja gerade der Haken, daß es nicht übertragen, sondern mechanisch nachgemacht wird. Man frage einen Maler, der etwa ein Aquarell nach einem Ölbild machen will, ob er sich bemühen wird, alle Töne, die dort sind, genau so wiederzugeben, wie sie dort sind, — und er wird einen auslachen. Er verzichtet auf die besondern Reize der Ölfarbe, die er doch nicht erreichen kann, und benützt die besondern Reize der Wasserfarbe, mit andern Worten: er übersetzt. Ebenso ist's bei der Übersetzung von groß zu klein, und ist es immer. Wer berühmter Beispiele gedenken will, gedenke der farbigen englischen Blätter nach den Malern jener Zeit. Die photomechanische Reproduktion dagegen kann ja ihrem Wesen nach nicht übersetzen, sie kann nur reduzieren. Selbst bei dem Verkleinern in gleicher Technik würde der Kopierer statt der zehn Farbentöne dort auf dem Gewand einen vereinfachenden wählen. Der Photomechaniker dagegen kann nur die zehn durcheinanderrühren, und nicht bloß optisch, sondern mit Farbenmaterialien, was aus dem Kolorite soundso oft einfach Schmutz macht.

Deshalb sind für ein gebildetes Auge „bunte Blätter" nach großen Ölbildern das, was sie sich nennen: „bunte" aber nicht im künstlerischen Sinne „farbige" Blätter. Es ist geradezu ein Maßstab

Digitized by Google

für Kultur nach dem Koloristischen hin, ob ein Auge an solchen Reproduktionen Gefallen findet, die dem entwickelten Farbensinn als Barbareien erscheinen. Dagegen können, seltsam nur für den ersten Gedanken, in Wirklichkeit farblose Blätter, wie ja sehr bekannt ist, dem gebildeten Auge im künstlerischen Sinne „farbig" erscheinen. Hier wird die Phantasie nicht durch mangelhaft nachahmendes Farbenpigment gebunden, um irregeleitet zu werden. Es bleiben dagegen, nun ungestört von Fälschungen, die wirklich übertragbaren Werte der Zeichnung, Komposition, Charakteristik usw. Und es bleiben auch die Lichtwerte, ja bei mangelhaftem Kolorit der Originale verstärkt sich sogar ihr Reiz. In solchem Maße, daß die farblose Reproduktion mitunter das erreicht, was das farbige Original gerade durch die Farbe erstrebte und die farbige Reproduktion gerade durch die Farbe zerstörte: Harmonie, Geschlossenheit, Ruhe, Wohllaut.

Photomechanische Verkleinerungen sind in koloristischer Beziehung Imitationen. Wer an ihnen das Auge für Kunst üben will, will die Zunge für Kaffee an Zichorie üben. Nur steht hier ja wirklich mehr auf dem Spiel. Was kann einen stumpfen Sinn für Farbigkeit noch mehr verrohen, als die Übung darin, ein Buntfeuerwerk hinzunehmen für das tiefe stille Leuchten, an dessen Verinnerlichung und Durchglühung der Maler sein Sehnen und sein Können wandte! Was den Sinn für das organische Beisammenleben von Farbenkraft bei Farbenkraft sicherer verderben, als die Gewöhnung des Auges an ein Zusammensuseln der Kontraste und Harmonien? Von den eigentlichen Fälschungen ist bei all dem noch gar nicht gesprochen. Wie's damit bei den Massenauflagen billiger Farbendrucke aussieht, davon weiß jeder ein Lied zu singen, der mit den Originalen verglichen hat. Das Ergebnis ist dann und wann nicht nur komisch, sondern grotesk.

Nur mit Originalen oder mit Übersetzungen kann auch die Kunst unsern Farbensinn ohne Hemmungen üben. Wie sehr sich's dabei um Feinheiten handelt, das beweist das Verhältnis aller Geführten zu den Führenden — eine leiseste Nuance, und wir erkennen statt der Meister- die Schülerhand. Sobald aber überhaupt nicht mehr ein Menschenauge nachfühlt, sondern ein photomechanischer Apparat mechanisiert, beginnt das Vermengen, Fälschen, Auflösen. Dazu kommt, daß wohl eine Lumièreplatte die Farben des Originals zeigen kann, sehr selten aber ein Druck, denn dem muß, um die Deutlichkeit der Zeichnung herzustellen, meist noch ein koloritzerstörendes Element zugesetzt werden: die Schwarzplatte, welche die Töne überdruckt. Nun könnte man diese Fehler immerhin mildern, könnte auch beim photomechanischen Reproduzieren sich dem künstlerischen Übertragen insofern wenigstens annähern, als man durch Wahl geeigneter Druckfarben eine leise, zurückhaltende, diskrete Wirkung erstrebte, die einigermaßen dem Tuschen entspräche. Aber dann würde man schlechtere Geschäfte machen, denn Publikus freut sich ja gerade der Farben-„Pracht". Also her mit den rötesten und grünsten Saucen und den knallendsten Tönen — Publikus hält die Saucen für Harmonien und das Geknall für Kraft. In der photomechanischen Vermengung frißt sich das nun entweder gegenseitig auf oder preßt es sich gegenseitig heraus oder vermengt sich zu dem, was

Digitized by Google

der Maler Hummermayonnaise nennt — jedenfalls gibt man dem „Effektvollen“ zuliebe die Reize der leichten Tuschung auf, während man von den Reizen des pastosen Auftrags nichts erreichen kann, weil man ja doch bei dünnstem Auftrag transparenter Farbenminima bleiben muß. Wo eine einfarbige Reproduktion mit richtigen Lichtwerten die keuschen Wunder des Kolorits nicht zeigt, aber ahnen läßt, wird uns grelle Buntheit oder die sogenannte Tapeziererharmonie geboten, das heißt eine Harmonie, die nicht durch den Zusammenklang der Einzelfarben erreicht ist, sondern durch eine allen miteinander übergegossene Brühe. Ist einer erst mal so weit, daß ihm vor einem Römmlerschen „Tizian“, „Frans Hals“, „Rembrandt“ die Farben tatsächlich Tizianisch, Frans Halsisch, Rembrandtisch scheinen, so kann er ziemlich sicher sein, daß er nur noch nach gründlicher Umerziehung ins Farbenzauberland dieser Großen finden kann. „Kolorit“, sagte Feuerbach, „ist das vergeistigte Spiegelbild der in der Schöpfung zerstreut umherliegenden Dinge in ihrer Gesamtheit, ihr verklärter Abglanz in einer künstlerisch begabten poetischen Seele . . .“ Man durchdenke das, sehe sich dann diese Blätter an, die angeblich zum Kolorite führen — und lache nicht bitter. So gewiß beim echten Maler durchs Kolorit seine Seele spricht, so gewiß werden die Beschauer durch das Vergnügen am Bunten immer weiter weggeführt von dem, wohin sie angeblich geführt werden sollen. Wie haben wir über die alten Ölfarbendrucke gespottet, die sich zu Großvaters Zeiten der ahnungslose Bürger an die Wand hing! Wie werden unsre Enkel darüber spotten, daß wir in diesen Sachen die Farben besser fanden!

Wir haben an den Blättern der Karlsruher Künstler, an denen von Voigtländer und Teubner usw. gute und wohlfeile farbige Sachen genug, die auch dem Farbensinn helfen können. Im übrigen gilt es sorgfältige Wahl von Fall zu Fall. Was ich persönlich auch an photomechanischen Reproduktionen für zulässig halte, zeigen zum Beispiel die farbigen unsrer „Vorzugsdrucke“. Je kleiner und einfacher, je dünner im Farbauftrag oder je matter gehalten das Original, je eher wird die Sache glücken. Von teuren wirklich künstlerischen farbigen Reproduktionen erinnere ich an einige Blätter der Photographischen Gesellschaft, Bruckmanns und Langens. Von billigen bietet manches recht gute der Verlag der „Jugend“, weil hier die Vorlagen mit ästhetischem und technischem Verständnis für die Wiedergabe in einer Zeitschrift gewählt sind, wenn schon Mißgriffe (wie neulich bei den Feuerbachs) auch hier natürlich kaum zu vermeiden sind. Desgleichen wird unter den Seemannschen Blättern usw. Brauchbares finden, wer zu wählen versteht. Ich meine immer: Brauchbares für die Zwecke des Farbengenusses, der Übung im Koloritsehn. Von kunstwissenschaftlichen Studien, von der Vermittlung von Kenntnissen über Farbigkeit reden wir hier ja nicht. Für sie ist mancherlei wertvoll, was die Hebung der ästhetischen Kultur nur insoferne angeht — als seine Vermengung mit ihren Aufgaben von Übel ist.

Wie sind wir zu der ungeheuerlichen Überschätzung der „Farbendrucke“ gekommen? Zweierlei hat zusammengewirkt.

Zunächst: man pflegt bekanntlich alle technischen Errungenschaften

Digitized by Google

auf kunstgewerblichem Gebiet zunächst ästhetisch zu überschätzen, weil man vor Erstaunen über das wirklich Staunenswerte die ästhetischen Mängel übersieht. Man denke nur an den Schmiedeeisen-„Ersatz“ durch Guß, an die Glasbilder-Diaphanien, auch an die Porträtphotographie, vor der man eine Weile lang die Verdrängung der Bildnismalerei befürchtete. Das „aber“ kommt immer erst nach einiger Zeit, und zu der Menge der Gefährten immer erst wieder eine Weile später. Die Zwischenzeit ist die, da jene neue Technik die Mode macht. Noch ist dem Volk das Auftauchen photomechanischer Reproduktionen bisher nur farblos wiedergegebener Bilder in jedem Einzelfall etwas Überraschendes, und es nimmt diese neue Vermittlung im besten Fall: einiger Kenntnisse von den Farben gutgläubig als Vermittlung koloristischer, ästhetischer Werte hin.

Dann: durch die Erfindung des Drei- und Vierplattendrucks auf photomechanischer Grundlage ist die Herstellung von Farbendrucken mit einem Schlage außerordentlich verbilligt worden. Das Publikum weiß das aber noch nicht, es bildet sich ein, es bekomme die Sachen verblüffend preiswert, und der Geschäftsmann nützt das aus. So könnte zum Beispiel der Kunstwart kein besseres Geschäft machen, als wenn er seine „Meisterbilder“ farbig herausgäbe, denn die Herstellungskosten ihrer neuen auf Karton gebotenen Folge sind zum mindesten ebenso hoch, wahrscheinlich höher, als die der „Bunten Blätter“, trotzdem kosten diese das Doppelte — und Publikus glaubt doch, sie seien, wer weiß wie billig. Halte die edelste Photogravüre, auf deren Lichtreichtümern und Feinheiten ein Künstlerauge schwelgen kann, neben den buntesten Farbendruck, — der Mann mit dem Durchschnittsauge wird glauben, auf dem Farbendruck „mehr fürs Geld“ zu bekommen.

Ich glaube nicht, daß unter uns „Kunsterziehern“ irgendwer auf die Freude an der Farbe mehr Gewicht legt als ich, aber Farbe und Buntheit ist zweierlei. Es ist höchste Zeit, daß sich all die wohlmeinenden Schriftsteller, Redakteure, Lehrer in jedem einzelnen Falle der Verantwortlichkeit bewußt werden, die sie mit der Verbreitung photomechanischer Farbendrucke auf sich nehmen. Es gilt nicht schlechterdings ablehnend aber kritisch zu stimmen gegen sie allesamt. Es gilt zu warnen vor dem Buntheitstaumel, in dem wir mitten darin sind. Die große Erzieherin des Farbensinns ist die Natur, nochmals die Natur und drittmals die Natur, ehe irgendein Bild in Frage kommt. Die Natur in gesammeltem oder zerstreutem Licht und Schatten, die zu keiner Stunde dasselbe Stück Fläche und Körperlichkeit im Raum in genau derselben Erscheinung zeigt, wie zu irgendeiner andern. Wirklich beobachtende Blicke durch drei Zimmer mit Luftperspektive, auf und durchs Fenster, an dem die Blumen stehn, auf eine Gestalt, die im Raume herumgeht und jetzt, so beleuchtet, vor dem braunen Schrank, jetzt, anders beleuchtet, vor der blauen Wand steht, Blicke auf das Pferd dort vor dem Karren, Blicke die Straße hinab, Blicke ins Weite hinaus, an denen übt sich das Auge für Farbenwerte. Und wie erst, wenn die Hand nachzubilden sucht: am Zusammenstellen von Farbigem jeder Art, am guten Dilettantismus. An all dem übt sich der Sinn fürs Kolorit. Am Komponieren von Häuserflächen und

Digitized by Google

Häusergruppen zu großen, einheitlichen ruhigen Stimmungen. An Originalen der Kunst, an Übersetzungen der Originale. Am Hineinsehen der Farbigkeit mit nachbildender Phantasie in materiell farblose aber lichtreiche und lichtfeine Nachbildungen. Vor allem, nochmals und immer wieder: an der Natur. A

Das Pathologische im Kunstwerk*

1. Das Seelische

Mitten in einer Fülle von Vorgängen steht der einzelne Mensch in der Welt, die ihn von allen Seiten her berührt. Er nimmt auf, was sie ihm zuträgt. Durch das Auge ziehen Lichtstrahlen ein, die von den beleuchteten Gegenständen zurückgeworfen werden, und bewirken Farbensehen; das Ohr vermittelt die Schwingungen der Luft als Töne usw. Durch die Sinne zieht die Welt ein in des Menschen Seele. Dort spiegelt sie sich wider in geistigen Bildern, in Vorstellungen. Daß diese Bilder der Welt lebendig werden in der Seele, dafür sorgt das Gefühl. Das Gefühl bewertet die geistigen Bilder und wird uns Veranlassung zum Handeln. Da aber jeder Mensch anders veranlagt ist und andre Erinnerungen hat, entsteht in jedem ein besonderes geistiges Bild, das auch in jedem Falle ein besondres Gefühl hervorbringt. So bildet sich der einzelne seine besondre geistige Welt; aber alle Menschen müssen sie nach gleicher Gesetzmäßigkeit bilden.

Eine Blume steht vor uns. Wir sehen sie und riechen ihren Duft. In der Seele entsteht das geistige Bild dieser Blume. Das Gefühl bewertet dieses geistige Bild, und wir sagen: „diese Blume ist schön“ oder „sie ist nicht schön“. Naturwissenschaftlich gesprochen heißt dies für das Sehen: Lichtwellen gehen von der Blume in unser Auge, pflanzen sich von dort aus in irgendeiner Weise weiter fort und dringen bis zu den Gehirnzellen vor. Dort entsteht das geistige Bild der von uns gesehenen Blume, und es wird zugleich ein Gefühl erzeugt. Das geistige Bild mit dem ihm beigegebenen Wert verlegen wir nach außen. Nun können wir sagen: vor uns steht eine Blume; sie ist schön oder nicht schön.

Die geistigen Bilder in uns werden unser Eigentum; sie schließen sich zusammen zu einem großen Komplexe, zu der Erfahrung. Und insofern diese Summe von geistigen Inhalten durch das Gefühl in uns lebendig geworden ist, stellt dieser Komplex das geistige Ich des Menschen vor. Die in der Seele sich widerspiegelnde Welt samt den Gefühlen formt sich zu einer Einheit; zu einer Einheit, die lebendig ist; und weil sie lebendig ist, gibt sie stets ab und nimmt stets auf und verändert die Stellung der einzelnen Bilder zueinander, wie eine Pflanze ihre einheitliche Form bildet durch stetes Aufnehmen, Abgeben und Umsetzen von Kräften und Stoffen.

---

* Die Wichtigkeit, die das Vorkommen pathologischer Elemente in Kunstwerken nachgerade erhalten hat, rechtfertigt wohl, daß wir zur Aussprache über den Gegenstand hiermit einem Psychiater das Wort geben. K.-L.

Digitized by Google

Dies vollzieht sich bei jedem Menschen, der als bewußter Teilnehmer an den Dingen der Welt sich unter ihnen bewegt.

2. Das seelisch Pathologische

Wenn das Leben und Wachsen des geistigen Ichs gestört wird, verändert dieses Ich seine Form; es treten Wucherungen, Verkrümmungen und Verschiebungen auf an den Vorstellungen und an den Gefühlen. Das geistige Ich leidet Einbuße in seiner Einheitlichkeit. Diese Auswüchse, Ausfälle und Verkehrtheiten nennen wir pathologisch, das heißt krank.

Die geistigen Bilder treten aus dem geschlossenen Ich zu weit heraus; sie lösen sich los, und entziehen sich der Kontrolle seitens der zurückbleibenden Bilder der Erfahrung. Sie verändern ihre Form; sie binden sich nicht mehr an die zugehörigen räumlichen Maße und zeitlichen Einteilungen; sie vermischen sich mit Teilen andrer Bilder. So werden die Vorstellungen der normalen Seele zu Halluzinationen und zu Illusionen.

Die Halluzination ist ein aus dem Ganzen sich vordrängendes seelisches Bild, das nach außen verlegt wird. Wer halluziniert, nimmt um sich wahr, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Er sieht Gestalten und hört Töne, die es für die Wahrnehmung andrer Menschen nicht gibt. Unter Illusion verstehen wir die Umgestaltung eines wirklich vorhandenen Dinges zu einem Trugbilde, zum Beispiel wenn ein Vorhang im Zimmer für eine leibhaftige Gestalt angesehen wird. Halluzination und Illusion sind also insofern voneinander verschieden, als bei der ersteren das seelische Bild ohne äußere Veranlassung aus der Phantasie in die Welt der Wirklichkeit verlegt wird, während die Illusion durch irgendein wirkliches Ding veranlaßt ist.

Die normalen Täuschungen unterscheiden sich von den pathologischen dadurch, daß die Täuschung durch eine Kontrolle mittels der Sinne oder des Denkens schnell aufgehoben wird.

Die Halluzinationen und die Illusionen zeigen meist aus verschiedenen seelischen Bildern zusammengestellte wundersame und oft abenteuerliche Gestalten und Situationen. In der Zeit des Halluzinierens ist die seelische Einheit eines Ichs krankhaft verändert; ein Teil der Erfahrung ist ausgeschaltet.

Ähnlich wie mit den geistigen Bildern verhält es sich mit den Gefühlen. Hebt sich ein Gefühl im Lebensprozeß der Seele zu weit heraus aus dem einheitlichen Ich, dann ist eine Überfeinfühligkeit da. Dieser steht die Gefühllosigkeit gegenüber. Zwischen beiden liegt das perverse Gefühl. Wenn nämlich das Gefühl den Wert einer Sache zu sehr auf die Spitze getrieben hat, dann verkehrt sich dieser Wert leicht in das Gegenteil, und es entsteht der „Perverswert". Aus der Bejahung wird die Verneinung.

Aber selbst wenn die Überfeinfühligkeit bis zur ekstatischen Erregung steigt, die nur noch göttliche Werte fühlt — im gewöhnlichen Leben sind wir selbst dann nicht leicht geneigt, etwas Pathologisches zu erblicken. Deshalb nicht, weil es sich hier immer noch um eine Lebensbejahung handelt, wenn auch im Extrem der Lust. Erst wenn dieses hochgehobene Gefühl sich auf seiner Höhe ins Gegenteil verkehrt, wenn es jäh stürzt

Digitized by Google

oder wenn es völlig umgeschlagen ist in die Verneinung des Lebens und der Dinge in der Welt, erst dann erscheint es gewöhnlich auch dem Laien als krankhaft. Das Übermaß der Lust jedoch ist ebenfalls pathologisch. In den Stimmungen wird dies deutlich. Es gibt eine pathologische heitere Verstimmung, wie es eine traurige Verstimmung gibt; die eine nennen wir Manie, die andre Melancholie. Wie in der Melancholie der Mensch die Welt gleichsam durch eine dunkel gefärbte Brille sieht, sieht er sie in der Manie gleichsam in rosenfarbenem Lichte. Heinrich Stadelmann

(Schluß folgt)

Lose Blätter

Das Selbstbildnis Liliencrons

Zu seinen Briefen

[Der Dichter Detlev von Liliencron hat ganz gewiß in seinen Werken jederzeit sein Wesen freimütig zur Schau gestellt. Das machte ja gerade den stärksten Reiz dieser Dichtungen aus und schuf ihnen auch wieder nach außen hin, besonders im Anfang, die ärgste Hemmung. Wie gut glaubten wir die Persönlichkeit des Dichters aus seinen Büchern erkannt zu haben. Und wir müssen nun nachträglich gestehen, daß er sich doch immer in merklicher Entfernung hielt! Denn in seinen Briefen erst, die seitdem erschienen sind, haben wir sein „sprechend" ähnliches Selbstbildnis.

„Ich sage immer: wenn das Volk (dies Volk? na na!) die Liebesbriefe seiner echten Poeten sehen würde, da hätte es die höchste Poesie . . ." So schreibt Liliencron einmal an Dehmel, nachdem er einen „brausenden Waldbachbrief" von diesem empfangen. Man darf das erweitern: alle Briefe, die ein echter Dichter aus bewegter Stimmung heraus schreibt, sind echte Poesie und können höchste Poesie sein. Es ist ja hier wie dort, in Briefen wie in Gedichten, derselbe Überschuß an Empfindungskraft. Was in dem privaten Gefühlsausdruck an besonnener Formung etwa verloren geht, das wird oft durch verlustlose Frische oder Glut des Herzenserlebnisses reichlich wettgemacht.

Außerdem: diesen sonderbaren Menschen, den Dichtern, ist die unglaubliche Gabe verliehen, selbst im unmittelbaren Niederschreiben leidenschaftlichen inneren Erlebens selten der Formung ganz zu vergessen. Ähnlich wie Shakespere-Hamlet es von den Schauspielern fordert: „Mitten in dem Strom, Sturm und, wie ich sagen mag, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt." Von Liliencrons Briefen ist allerdings zu melden, daß sie größtenteils von dem Recht des persönlichen Bekenntnisses Gebrauch machen, mehr Sturm als Mäßigung zu zeigen.

Dabei sind die gesammelten Briefe, die man jetzt der Öffentlichkeit freigegeben hat, der Zahl nach nur eine höchst bescheidene Auswahl aus einer unübersehbaren Menge. Aus 21000 Schriftstücken hat Richard Dehmel, der Testamentsvollstrecker des toten Freundes, die zweibändige Sammlung „Ausgewählte Briefe" bei Schuster & Löffler in Berlin heraus-

Digitized by Google

gegeben, die wohl die grundlegende Veröffentlichung liliencronischer Briefe bleiben wird.

Die Ziffer der da vereinigten Briefe zu ermitteln, wäre einigermaßen mühsam. Dehmel hat es unter seiner Poetenwürde gefunden, die einzelnen Stücke zu numerieren oder wenigstens beim Verzeichnis der Empfänger die Seitenzahl der Briefanfänge beizufügen; wie denn auch ein Register der im Text vorkommenden Personen und Gegenstände fehlt. Wenn man annimmt, daß im Durchschnitt ungefähr auf jeden Brief eine Druckseite kommt, so sind sechs- bis siebenhundert Briefe hier dargeboten, die in Postkarten- und Billettform eingeschlossen. Von den dreitausend Schriftstücken, die Dehmel selber von Liliencron empfing, hat er auf dessen Wunsch fast zwei Drittel vernichtet; vom Rest hat er sicherlich nicht übertrieben viel, eher zu wenig mitgeteilt. Den Gesamtumfang von Liliencrons Briefschreibewerk schätzt Dehmel auf mehr als vierzigtausend Stück.

Welche Fülle von Selbstoffenbarung, von Schreibefleiß bedeutet das, wieviel rastlose Liebe zur schriftlichen Unterhaltung, wieviel ungesichtete Poesie — bis die zunehmende Berühmtheit eine immer ungeheuerlichere Korrespondenzlast auf ihn wälzte! Vergeblich (da er ja doch ein geborener Briefschreiber blieb) wehrte er sich dagegen, mit Stöhnen und Zürnen und schließlich mit dieser denkwürdigen gedruckten Postkarte, die eben doch nicht jedesmal zu verwenden war:

> Euer Wohlgeboren zur Nachricht, daß ich wegen ewigen Besuchs, ewiger Einladungen, ewiger Störung, wegen schwerster Überlastung mit Korrespondenz, Manuskript- und Büchersendungen, wegen Anfragen, Rundfragen, Wohltätigkeitsanliegen, wegen Bestürmung mit Aufrufen, Depeschen, zahlreichen Bitten und Gesuchen jeder Art, z. B. um Prologe, Epiloge, Hochzeitskarmina, Grabsprüche, Festgedichte, Stammbuchverse, Autographen usw. usw. völlig außerstande bin, auf jede Einsendung, Zuschrift und dergleichen zu antworten. Erlauben Sie mir gütigst, Ihnen in dieser Form meinen tief empfundenen Dank auszusprechen. Detlev Baron Liliencron

Dehmels Auslese wird bereits (weiteres bleibt schwerlich aus) ergänzt durch eine Sondersammlung, die einen vierjährigen Briefwechsel mit einem einzelnen unverkürzt wiedergibt: „Detlev von Liliencrons Briefe an Hermann Friedrichs aus den Jahren 1885—1889“ (Berlin, Concordia. Mit Einleitung, Anmerkungen und Personenregister). Friedrichs, der sich Ende der neunziger Jahre aus dem literarischen Leben zurückgezogen hat, leitete von 1885 (bis April 1886) das „Magazin für Literatur“. Mit einem Bravo! für Friedrichs' Artikel „Die Clauren-Marlitt“ beginnt die Briefreihe. Ein paar charakteristische Stücke daraus sind auch in Dehmels Sammlung aufgenommen, doch hat dieser Band neben ihr seine Daseinsberechtigung.

In den vielen Briefen des angehenden Dichters an Friedrichs wird die unablässige Sorge des „Naturalisten“ Liliencron um die reinste künstlerische Form, namentlich um das sauberste Deutsch, wird die jüngstdeutsche „Revolution“ der deutschen Literatur weit gründlicher erörtert als in der Hauptsammlung. Wer starkes Interesse für Technik der Poesie und für neuere Literaturgeschichte hegt, wird daher die Briefe an Hermann Friedrichs nicht entbehren mögen. Für die Hauptsammlung ist das kein Vorwurf, für Dehmels ausgewählte Liliencron-Briefe galt eine andere

Digitized by Google

Ökonomie. Selbstverständlich läßt eine so strenge Sichtung des überreichen Materials auch Sympathien und Antipathien Richard Dehmels durchspüren. Vielleicht auch hierin: in dem Friedrichs-Band sind über den Kunstwart und seinen Herausgeber mehrere äußerst dankbar-begeisterte Äußerungen wiedergegeben, bei Dehmel bestimmen den Ton ein paar feindselige Worte aus einer Epoche der Verärgerung.* Anderseits macht es sich

* Dehmel gibt von den lobenden Briefstellen Liliencrons über mich nur eine wieder: „Ich gestatte mir, Ihnen nächstens einmal zahlreiche Nummern des prächtigen Kunstwarts zu senden. Sie werden mit Begeisterung manches darin lesen. Avenarius trifft, wenigstens mir konform, vieles auf den Kopf. Er hat den Mut seiner Überzeugung.“ Später heißt es, ich hätte Falken auf irgend etwas „lümmelhaft“ geantwortet. Falke erklärt jetzt auf meine Anfrage: „Jeder, auch Ihre Feinde, wissen, daß Sie »lümmelhafte« Briefe nicht schreiben“, das sei eben so Gepolter gewesen. Bei Dehmel sagt Liliencron dann: warum schrieb Falke auch an mich, er wußte doch, daß ich zu „dieser verdammten Sanfte-Heinrich-Bande“ gehöre. Woraus zu ersehen, daß ich ein lümmelhafter sanfter Heinrich war — immerhin was Rares. Dann schreibt Liliencron zu der Nord und Süd-Geschichte an Dehmel: „So sah ich auch, solang ich ihn kenne (persönlich hab ich ihn nie gesehn), Herrn A. bis auf den Grund seiner Seele. Und wußte, daß er einmal seine innigste Feindschaft gegen mich loslassen würde. Er wartete nur auf die Gelegenheit. Was hältst Du von A's Satz: »Daß Detlev von Liliencron nach diesen Mitteilungen die Herausgeberschaft dieses Jahresberichts niederlegen wird, bezweifle ich keinen Augenblick.« Wenn Du kannst, gib mir schon heut nachmittag Nachricht.“ Das war also auf die Enthüllung des Kunstwarts über die skandalösen Vorgänge, für die sich die damaligen Verleger von „Nord und Süd“ Liliencrons gutes Namensschild als Deckung weiter mieten wollten. In der fünften von Dehmel zitierten Stelle gegen mich grollt es aber noch nach: „Ich verlor im Mai d. J. 1000 Mark für den Katalog von Nord und Süd, weil A v. dagegen war.“

So also sieht das Kapitelchen: „Liliencron über Avenarius“ bei Dehmel aus. Und wie war unser Verhältnis? Als mir, dem damaligen Referenten der „Tägl. Rundschau“, die „Adjutantenritte“ als Buch eines vollkommen Unbekannten auf den Tisch kamen, schrieb ich unverzüglich einen Aufsatz, der begeistert für den neuen Mann warb, also natürlich als einer unter den ersten. Liliencron war das so wichtig, daß er allein in den abgedruckten Briefen an Friedrichs diese Besprechung nicht weniger als fünfmal erwähnt. Einem überschwänglichen Dank folgten dann von ihm an mich mehr Briefe, als ich, der ich schon damals ziemlich viel zu tun hatte, beantworten konnte, oft drei und vier mehrere Foliobogen große wöchentlich. Sie sind bis auf wenige entweder bei einem Umbau, der sich, während ich verreist war, in meiner Wohnung notwendig machte, oder durch einen auf Autographen fahndenden Hausdieb abhanden gekommen — aber auch in den wenigen erhaltenen spricht Liliencron über mich als Menschen wie als Dichter in einer Weise, die mir das Zitieren genau aus dem Grunde peinlich machen würde, aus dem Dehmel das Zitieren aus den Briefen an ihn peinlich war: der Liliencronschen Überschwänglichkeit wegen. Sehn wir uns also nach ruhigeren Zeug-

Digitized by Google

sehr vorteilhaft geltend, daß der Ordner der allgemeineren Briefsammlung eine künstlerische Persönlichkeit ist: Bedeutungsloses, Veraltendes ward hier tunlichst ausgemerzt, die erstrebte Vielseitigkeit der Charakteristik erreicht, im ganzen ein erneutes, oft überraschend ergänztes und dauernd wertvolles Selbstbildnis Detlevs von Liliencron zusammengefügt.

nissen um, wie sie Liliencron über mich an *andere* schrieb. An Friedrichs schreibt er von meinem „durchaus noblen" Charakter, ein andermal: „Sein Kunstwart ist wundervoll. Nie haben die Deutschen ein so ausgezeichnetes Blatt gehabt." „Was mich immer bei Avenarius so sehr freut, ist sein *feinstes, künstlerisches* Verständnis." (Die Unterstreichungen sind von Liliencron.) Wieder ein andermal: der Kunstwart „ist vorzüglich und gänzlich unparteiisch. Eben: ein *vornehmes* Blatt". Vier Gedichte von mir gab Liliencron auch unter den wenigen in seinem „Mäzen" wieder.

Also: wenn mir unser Poet „von Anfang an auf den Grund meiner Seele sah", so schien es ihm dort damals ganz leidlich auszusehn. Die diesem Heft beigegebene Photographie ist „meinem sehr lieben Freunde F. A." gewidmet. Mir gelang es dann zufällig, ihm finanzielle Beihilfe zum Freiwerden aus Kellinghusen-Abdera zu verschaffen, wofür er mir wieder mit überschäumenden Briefen dankte. Während seiner Münchner Zeit aber lockerten sich unsre Beziehungen, denn dafür, wie er's dort nach seinen Briefen an mich trieb, fehlte mir manchmal, was man so „Verständnis" nennt. Wer von seinen jeweiligen Freunden ihm später den Unsinn von meiner „innigsten Feindschaft" aufgerebet hat, weiß ich nicht, wenn's aber ein ehrlicher Herr war, so war's ein fahrlässiger, denn aus all den Jahrgängen des Kunstwarts ist zu beweisen, daß ich für das Verständnis des Dichters Liliencron ununterbrochen weiter gewirkt *habe*. Meister Detlev hat auch schwerlich lange an jene Äußerung geglaubt, er gab mir in der „Nord und Süd"-Sache nicht nur durch briefliche Worte Recht, sondern vor allem durch die *Tat*, denn er *legte* auf meine Aufklärung hin die Schein-Herausgeberschaft des Nord und Süd-Ratgebers *nieder*. Nun ich bald darauf endlich persönlich mit ihm zusammentraf, begrüßte er mich, als er meinen Namen hörte, in mir unvergeßlicher Herzlichkeit mit einem „welcher Avenarius, *unser* Avenarius?" Noch vor ein und dreiviertel Jahren, am 16. März 1909 schrieb er mir: „So freue ich mich meiner großen Einsamkeit und freue mich unausgesetzt meiner kleinen Familie. Und freue mich immer Ihres Kunstwarts, der stets wie eine grüne fruchttragende Insel im wüsten Meere des Lebens schwimmt." —

Dehmels Aufgabe bei dieser Briefanthologie war, Liliencron zu charakterisieren, nicht andre Leute, die mit ins Blickfeld kamen, ich mache ihm also wegen des schiefen Lichts, das auf mich fällt, keinen Vorwurf. Hätt ich ihm Liliencrons Briefe an mich zur Verfügung stellen können, so wäre das Bild ja anders ausgefallen. Da ich nicht nur Privatmann bin, sondern auch Herausgeber einer Zeitschrift, für deren guten Namen ich zu haften habe, mußte ich sprechen — feierlich nehm ich aber natürlich Liliencrons Lob ebensowenig wie seinen Tadel. Man muß sich bei *jedem* seiner Urteile vor *allem* fragen: stand er zu dem Beurteilten

Digitized by Google

Jetzt erst ist ein Einblick in sein ganzes Werden und Wesen möglich. Es war Liliencrons gutes Recht, bei Lebzeiten solchen Einblick höchstens den paar Allervertrautesten zu gönnen. Der Verlauf seines äußern Lebens war auch wirklich nicht danach angetan, ihn zu wachsender Vertrauensseligkeit zu erziehen. Nicht recht verständlich bleibt nur in Richard Dehmels geistreicher Einleitung der wenig liebenswürdige Ton gegen die zahllosen Verehrer des Dichters, die diesen treuherzig so auffaßten, wie er sich der Öffentlichkeit gegenüber meistens gab: als eine vornehmlich heiter rüstige Natur, als ein „großes Kind". Und noch weniger begreift man die Gereiztheit gegen die literarische Kritik.

Denn die Menge der Verehrer hat nun doch schon seit manchem Jahr dem „großen Kind" Genie-Ehren erwiesen wie kaum einem deutschen Lyriker vorher. Und die literarische Kritik, zuerst freilich nur durch wenige, längst aber durch alle Ernstzunehmenden vertreten, hat ihn von Anfang an gefördert, hat sich mehr und mehr mit überschwänglicher

---

um diese Zeit in persönlichen Beziehungen, und in welchen? Es ist entzückend, mit wie feinem Künstlergefühl er oft über dichterische, insbesondere lyrische Werte, zumal über Einzelwerte spricht, — und ist verblüffend, wie der Maßstab sich augenblicklich ändert, wenn Beziehungen von Mensch zu Mensch auf ihn abfärben. Das zeigt sich schon bei seinen Urteilen über Dehmel selbst, mit dem ihn außer der gemeinsamen Kunst auch eine in vielem verwandte Lebensauffassung, ein Stück Lebensgemeinschaft und der Dank für dauernde Hilfeleistungen verband — „sprudelt" Liliencron, so ist Dehmel der Goethen Ebenbürtige, spricht er einmal ruhig überlegt, so nennt er ihn nicht einmal unter den großen nachgoetheschen Lyrikern, als deren erste ihm (wie uns) Mörike und Keller erscheinen. Viel mehr aber zeigt sich's noch in all den andern Fällen, wo die literarischen „Unterlagen" einer Begeisterung nicht nur kleiner als bei Dehmel sind, sondern für besonnene Köpfe kaum findbar klein.

Wer diese Briefe genießen will, darf aber nicht „besonnen" sein. Ganz im Ernst: so wenig, wie wenn er ein Kunstwerk genießen will oder die Lebensfülle der Natur. Wer unsern Poeten „besonnen" nimmt, „wörtlich" nimmt, wird seiner Verehrung an Dutzenden von Stellen Beulen stoßen. „Welche Zügellosigkeit im Geschlechtlichen!", „welche skandalöse ewige Pumperei!", „welche Naivitäts-Poserei bei zynischem Gelächter über die, so's glauben!", „welche skrupellose Reklamemacherei, daß es selbst den Verlegern zu toll wird!" Der „Besonnene" kann all das aus seinen Briefen „belegen". Aber schon die Geschichte mit „Nord und Süd" ist ein Beispiel dafür, daß Liliencron vor dem wirklich Unvornehmen doch zurückscheute, auch wenn er im Spiel damit die ersten Schritte schon getan hatte. Ich glaube: die Briefsammlung wird in den weiten Kreisen das schwächen, was Liliencron selbst den Liliencronrummel nennt — das wird kein Unglück sein. Denen aber, die von je nicht einen Übermenschen in ihm sahen, sondern einen Menschen, zu dem auch das Menscheln gehört, aber einen echten Vollblutmenschen, eine „Natur" im Goetheschen Sinne, einen, dem gerade unsre Überzivilisation so viele Grüße Frischluft zu danken hat — ich meine, die werden die Kehrseite der Medaille wohl einmal ansehen, aber deshalb nicht vergessen, daß die andre Seite die Hauptseite bleibt. A

Digitized by Google

Anerkennung für ihn eingesetzt — viel rückhaltloser für ihn als etwa für Dehmel selbst. Bedeutend verständlicher wäre es, wenn der Testamentsvollstrecker seine Gereiztheit rückhaltlos gegen die ungeheure kompakte Mehrheit der Kultur- und Poesiefeinde richtete; die sind schuld, daß Liliencrons Bücher nicht soviel Anklang fanden wie manche fade Modeware. Oder wenn Dehmel all den schönen Grimm, über den er „im Bedarfsfall" verfügt, gegen den schmählichen Geiz der Krösusse losließe, die, sonderlich im Bereich der Hochgeborenen, dem Dichter materielle Hilfe versagten. Den Literaturfreunden und den Literaten verdankte Detlev von Liliencron schließlich doch alles, was er nach außen allmählich erreichte. Er ist von vielen, vielen Seiten mit Liebe überschüttet worden; das wollen wir doch nicht vergessen. Vielleicht lag es auch an der Organisation der Hilfstätigkeit für den darbenden, aber wirklich auch nichts weniger als „wirtschaftlichen" Dichter-Baron, daß nicht mehr für ihn erreicht wurde? Noch Weihnachten 1903 klagt er bitter: „Die Teutschen schickten mir »Huldigungstelegramme« (sic!), Gedichtbücher, Manuskripte und Honigkuchen. Alles billig, billig, aber keiner schickte mir Geld. . . . Na, ich danke für Obst und mein Vaterland. So also sieht das Leben eines teutschen Tichters aus! »Deutschlands Lyrik edelstem Meister«, so hieß ein Telegramm. Ich übergebe mich vor Ekel." Und: „Die Teutschen schickten mir Getichte und braune Kuchen. Braune Lappen wären mir lieber gewesen. Ja, Kuchen!" Diese Stimmung, diese überdeutliche Forderung haben, trotz allem, die Massen der Bewunderer nicht gut vermuten können. Viele nichtkapitalistische Bewunderer Liliencrons hätten ihm sicher gern, einzeln oder gemeinsam, klingende Münze zu Weihnachten oder zum Geburtstag verehrt, wenn sie gewußt hätten, daß sie mit ihren mehr oder minder bescheidenen Gaben nicht abgewiesen würden. Womit nicht gesagt sein soll, daß solche Unterstützungsmethode ein erfreulicher Anblick in einem „Kulturstaat" sei. Das berührt ein Thema, von dem hier schon oft die Rede war und bei andrer Gelegenheit noch öfters zu sprechen sein wird. . . .

Die Klagen über die unaufhörliche Geldnot, über die grauenhaften Demütigungen des Schuldners, über den Fluch der Armut und den doppelt grausamen der Ver-Armung nehmen in Liliencrons Briefen einen sehr breiten Raum ein, obwohl unendlich viel Gleichartiges nicht mitveröffentlicht wurde. Es ist oft peinlich, aber es ist auch erschütternd, diesem Ringen, diesen Liebenswürdigkeiten für reiche Leute ohne Bedeutung, diesem chronischen Spiel mit dem Selbstmorde zuzusehn. Bemerkenswert für die Erklärung seiner Nöte* ist seine geringe Eignung zu bürgerlich regelmäßiger Erwerbstätigkeit (an Versuchen vieler Art ließ er es nicht fehlen), ferner die vornehme Gesinnung, die ihn mittelbar um einer Liebesheirat willen die aussichtsreiche Offizierslaufbahn aufgeben und die ältesten Wuchererschulden berücksichtigen ließ, die späte und langsame Erkenntnis seines Dichterberufs und die Leidenschaft, die ihn immer wieder in Neigungsverbindungen (dreimal in eheliche) mit vermögenslosen Frauen trieb.

* Mir scheint, eins wird oft übersehn. Selbst Liliencron, wie er einmal war, hätte in der spätern Zeit mit seinen Einkünften wohl „leben" können, wenn nicht die alten Schulden immer mitgefressen hätten. A

Digitized by Google

Im übrigen erweist der Inhalt dieser Bekenntnisse aus vier Jahrzehnten sich glücklicherweise dennoch als reich und vielfältig genug, um das Peinigende meist wieder zurückzudrängen. Im Charakter Liliencrons, der als ein echter Künstler so ziemlich alle menschenmöglichen Eigenschaften mit Ausnahme der gemeinen in sich schließt, zeigt sich ein so unaufhörlicher Wechsel der Empfindungen, daß man nicht müde wird, zu folgen. Dehmel hat völlig recht, wenn er eine lange Reihe von Gegensätzen — Optimist-Pessimist, Realist-Phantast, Idylliker-Ironiker usf. — vorführt, die alle in Liliencrons Seele stecken, und sogar wenn er sagt: „Man mag von ihm aussagen, was man will: es ist immer auch das Gegenteil wahr." Dasselbe läßt sich, nicht zufällig, etwa auch von Shakespere sagen oder von der Natur selbst.

Bierbaum und Freunde aus Liliencrons literarischen Anfängen sind, bei bester Meinung, mitschuldig, wenn der Dichter des „Poggfred" und so mancher tiefernsten Vision von vielen bloß als fideler Lebenskünstler, als „Tschingdada- und Hopsasa-Held" mit feudalem Einschlag gekannt wird. Und er selbst ist mindestens durch die im tiefsten Grund geringschätzige Art, mit der er den Fernstehenden nur den Bruder Liederlich oder den feudalen Liebhaber zeigte, mitschuldig daran. Erst aus den Briefen wird es zum Beispiel klar, daß trotz seinem gegenteiligen Ausspruch auch ein ausgezeichneter Kritiker in ihm lebte, nicht ein Kritiker für alles (zum Beispiel nicht fürs Drama), aber doch für die Beurteilung von Menschen, Gedichten und vielem mehr.

Auch eine Entwicklung läßt sich diesem besonderen Lyriker nachweisen. In den Briefen des ersten Zeitabschnitts, diesen unersetzlichen Herzensergießungen an den Kameraden Ernst Frhrn. von Seckendorff, ohne die wir über diese Frühzeit nichts erfahren würden, sehen wir einen weichherzigen Jüngling von edlem Streben, zu seinem eignen Leidwesen noch ungefestet in den Grundsätzen und unklar über die Lebensziele.

Alles, was nachmals Zierde des Dichters bedeutet, ist hier allerdings schon im Keim zu entdecken: das Soldatenleben, so sehr es ihn anzieht, kann ihn doch nicht ausfüllen; Träumen, Sichbilden, Kunst erleben gibt ihm doch schon das meiste; die Liebe zum Weib ist schon in aller Stärke wach, aber neben jugendlichem Getändel zeigt sich eine schwärmerische Verehrung für das reine und wertvolle Mädchen.

Welch ein Weg von da bis zu dem ernüchterten, halb verbitterten, halb humoristischen Lebensbetrachter und aufrichtig-zynischen Liebesgunstgenießer seiner fünfziger Jahre! Welcher Weg auch von dem harmlosen Leutnant bis zum vielgeprüften Hardesvogt a. D. und Überbrettl-Direktor, vom schüchtern beginnenden Verseschmied bis zum kunstbewußten und gefeierten Dichter der Nation.

Eine Beichte, ein Schicksal, eine Mahnung, ein Kunstwerk: dies alles und noch mehr birgt sich in Detlev von Liliencrons Briefen. Unmöglich, ihnen hier gerecht zu werden. Selbst mit unsern Proben können wir nur an einzelnes Wenige rühren. Willy Rath]

Ich habe eben sehr lange am Klavier gesessen und andern Leuten vorgespielt. Ich unterscheide eigentlich zweierlei Spielen: für andere und für mich. Wenn ich letzteres tue, so kommen mir stets viele phantastische Gedanken, und, mon cher, daß ich „sie" nicht los werde. Oft denke

Digitized by Google

ich so glühend daran, und dann bei meinen Spaziergängen, oder wenn ich allein auf meiner Stube bin und in die Nacht hinaussehe. — Über meinem Schreibtisch hier hängt ein schlechtes altes Ölgemälde, das meinem Vater gehört: eine „Mondlandschaft", See, Bäume, altes Schloß, ein kleiner Bach, alles vom „fahlen" Lichte des Mondes übergossen. Es ist, was Kunstwert anbelangt, glaube ich, ein jämmerliches Machwerk, aber meine Phantasie hat es von Kindheit auf erregt. Auch jetzt möchte ich mich so gerne in eine herrliche Sommernacht versetzen mit Mondschein und einem dunkeläugigen Mädchen — o Gott, ich schmachte nach der Liebe eines Wesens: Seckendorff, ohne Liebe ist das Leben nichts — und gar eine unglückliche Liebe. — Man sagt, daß, wenn man sich Mühe gibt, einen Gegenstand rasch zu vergessen, man es schnell könnte; ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, aber immer und immer wieder tritt das Mädchen mit dem mondbleichen Antlitz wieder vor mein inneres Auge. (An Ernst Freiherrn von Seckendorff, 7. 12. 69)

Heute ist Sonntag — aber akkurat so langweilig wie überall; wie das eigentlich häßlich klingt, abgeschmackt, blasiert. Was ich heute morgen angefangen habe? Höre: Zuerst (sic) bin ich, ohne daß es meine Mama weiß (die sehr darob erschrecken würde), in der kleinen katholischen Kirche gewesen — hörte hübschen Gesang, machte die Augen zu, ließ den Weihrauch mich umgeben, hörte die Messe, und stand lange, lange an einen Pfeiler gelehnt (in Zivil natürlich) — vor mir knieten zwei hübsche Mädchen, und ein alter Mann mit schneeweißem Haar — sie beteten inbrünstig — ich kam mir vor, als wenn ich am Rhein sei in irgendeiner kleinen Kapelle. Nachher fing eine Art Predigt an, aber der Priester hatte einen so abscheulichen süddeutschen Dialekt, daß ich mich wieder herausstahl aus der kleinen Kirche. Sie ist so groß, alles in alles, wie unser österreichischer Saal; mit einigen guten Gemälden, meistens Geschenken von zum Katholizismus übergetretenen hiesigen Edelleuten. — Von dort ging ich (in gewisser feierlicher Stimmung) zum Hafen, weiter auf wunderschönen Spaziergängen zum Strande. Vor mir lag die unendliche, entzückende See; einige wenige große Schiffe glitten langsam bei mir vorüber. Auf unsern hier stationierten Kriegsschiffen war alles totenstill; — ich lehnte mich wie kurz vorher an eine Säule, an einen herrlichen Buchenbaum. Aus der Ferne kamen, in leisen Schwingungen, Töne der Militärmusik (die wahrscheinlich in Kiel auf der Parade spielte) — und dies alles, die herrliche See in tiefem Blau, mit ganz, ganz leise sich kräuselnden Wellen, die tiefe Stille um mich her, die Töne der Musik, die um so herrlicher erklangen, je weiter sie herkam — dies alles, sage ich, brachte mich in jene, von Dir wohl ebenso gekannte Stimmung hinein: Man träumt von alten Geschichten, von längst verklungenen Kindermärchen, von lieben Gesichtern und lieben Menschen — und wenn man dann aufhört zu träumen, so merkt man, daß das Herz doch nicht ganz verdorben und gestorben ist.

Seckendorff, ich bin unzähligen Stimmungen unterworfen, und ich glaube, das macht den Menschen nicht glücklich! Wie es einem fast immer geht, nämlich, wenn man sich freut, recht alleine sein zu können, so kommt entschieden etwas dazwischen — und richtig, plötzlich, ich hatte mich um die ganze Welt nicht bekümmert und nichts bemerkt, steht ein

Digitized by Google

alter Bekannter vor mir. „Ach, Du in Zivil, auf Urlaub? wie charmant“ etc. etc. Alle diese unausstehlichen Fragen, denen ein Unglücklicher, der auf Urlaub ist (meistens sind es aber Glückliche), unterworfen ist. — Aber es half zu nichts, im nächsten Augenblicke befanden wir uns auf dem Heimweg nach der Stadt: Er lud mich ein, in eine Privatgemäldegalerie zu kommen. Ich tat's: einige schöne Madonnen, Kopien natürlich, dann einige prächtige Landschaften, meistens (naturellement) aus Steiermark, Schweiz, zwei aus Schleswig-Holstein: oh, wie liebe ich doch mein engeres kleines Heimatland: Du glaubst nicht, lieber alter Seckelshagen, welche Reize hier im Ländchen verborgen sind: ich gebe diese Landschaften und Blicke und Aussichten für keine der Welt hin.

(An denselben, 12. 12. 69)

Wie alles bei mir auf einmal kam, das heißt all das Unglück, so hatte ich auch unendlich viel mit Religionsskrupeln zu tun. Namentlich die ewige Frage: Ist Jesus Christus Gottes Sohn? oder war er nur der reinste, erhabenste Mensch. Mich hat diese Frage fast zum Wahnsinn gebracht. Aber jetzt bin ich beruhigt; ich *glaube* an Jesus Christus, als den eingebornen Sohn Gottes, von der heiligen Mutter Gottes geboren, als an den „Gott-Mensch“. — Ach! lieber Baron! was ist doch unser Leben nur eine Kette von Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten, ewig und immer nur. Auf spekulativem Wege darf man das Geheimnis Gottes und Christi nicht ergründen wollen, da laufen wir doch nur gleich fest. Einfach *glauben*, das ist der einzige Weg.

(An denselben, 4. 7. 72)

Es ist ein Zug des Schmerzes, des Seelenschmerzes, der mir aus den Zeilen entgegenweht. Es sind die unausgesprochenen Gefühle in Dir: Woher? Wohin? Was sind wir? Wie wird es werden nach dem Tode? — Zweifler sind wir-mehr oder minder alle, und es spräche gegen allen Menschenverstand, gegen alle Vernunft, wenn wir es nicht wären. Aber ich schätze mich dennoch glücklich, daß ich den festen Glauben habe an einen Gott. Ob wir ihn den großen Geist nennen, oder wie die Indianer die große Medizin, oder Jehova, Gott oder Allmächtiger — das alles ist gleichgültig. Aber es gibt ein höheres, ein höchstes Wesen, dem wir untertan sind. — Und Christus? Ist er wirklich Gottes Sohn? Es spricht ja gegen alle menschliche Vernunft. Aber dennoch, so behaupte ich, ist er Gottes Sohn, und wir sind am glücklichsten durch seine erhabene Lehre. — Aber Teuerster, je älter Du wirst, je mehr Du bei Deinem klaren, hellen Verstande über das alles nachdenkst, ist Dir die Frage nicht zuweilen im Inneren entstanden: Ob Katholik, ob Protestant, ob Jude oder Heide, wenn man nur *so* lebt, wie es das Gewissen vorschreibt! Was soll dieser entsetzliche Religionsstreit. [. . .] Wer sagt uns denn, daß wir paar Christen, im Vergleich zu den Millionen von Heiden und Mohammedanern, die einzig richtige Religion haben? Nach dem Tode werden wir da alles erfahren, das ist mein bestimmter Glaube. Wir werden unsere Lieben wiedersehen; wir werden erfahren, wie es ist, auf all den ungeheuren Welten, die im Weltenraum schweben. Schon daß unsere kleine Erde, dieses Pünktchen im Weltall, der bevorzugteste Stern sein soll, ach Seckendorff, Seckendorff, Seckendorff, es ist alles anders. Ich habe Darwin

Digitized by Google

mit Interesse gelesen, aber ich hasse den ekelhaften, flachen Materialismus eines Ludwig Büchner und Konsorten. Widerliches Gesindel.

(An denselben, 9. 2. 75)

Meine Gedichte, Novellen, Essays fangen an besser zu werden. Aber es wird Jahre dauern, bis ich „soweit bin", das heißt davon leben kann. [. . . .] Nun noch etwas von mir. Lieber Seckendorff! Erinnerst Du, daß ich Dir von Köthen aus glühende Briefe schrieb über ein Liebesverhältnis, das ich damals angeknüpft hatte mit dem 15jährigen Freifräulein Helene v. B.? Du wirst Dich entsinnen. Du weißt auch, aus welchen Gründen (Geldrücksichten) dieses reine, unglaublich erhabene Verhältnis aufgelöst werden mußte. Sechs Jahre sind verflossen, und — vor acht Tagen sah ich sie in dem Hause ihrer Mutter in Görlitz wieder. Du wirst es meiner Natur nicht zutrauen, aber es ist so: ich habe nur sie geliebt. Mein ganzes Leben hat nur ihr gegolten. Als sie sich mit einem andern verlobt hatte, da erst machte ich in einem Jahre 10000 Taler Schulden. (An denselben, 15. 6. 77)

Ich sehne mich aufrichtig nach einer Kirche, nach einer Religionsgemeinschaft, wo ich mich als „Mitglied" fühlen kann. Das kann ich in der kalten protestantischen Kirche nicht. Euer ganzer Kultus wirkt berauschend, beseligend, beruhigend auf mich. Ich fühle mich wohl in Eurer Kirche. Mich mehr zu einem persönlichen Mittler und Gott hingezogen. Unsere lutherische Kirche ist grenzenlos intolerant; die kahlen, weißen Wände, die monotonen Gesänge, die oft mehr als schreckliche Predigt können mich nicht fesseln. Es ist dagegen bei Euch eine gewisse Fröhlichkeit, eine gewisse klassische Heiterkeit. Es ist, mit einem Worte, die Religion der Liebe, zu der sich mein liebebedürftiges Herz hingezogen fühlt.

(An denselben, 12. 1. 78)

Ich habe nur ein einziges Talent, und das ist, daß ich instinktiv sofort herausfinde, was „schön" ist. Hunderte von Dichtern werfe ich in die Ecke, und nur äußerst wenige kann ich vertragen. Darf ich für den Fall, daß mir die Ehre wird, Ihnen zu begegnen, Reinotizen in „Angelina" machen? Wie gerne ich nach Palsgaard gekommen wäre, ich brauche es Euer Durchlaucht nicht erst zu versichern. Doch ließ es sich diesmal nicht bewerkstelligen.

Mein Leben ist recht einsam hier. Der Landrat ein allerliebstes nettes Kerlchen; das ist sehr angenehm. Wie freue ich mich auf Ihren nächsten Brief. Wenn irgendein neueres Gedicht mitfolgte von Euer Durchlaucht, es wäre zu reizend. Wann kommt das nächste „Liliput"? Es dauert etwas lange. Durchlaucht gestatten, daß ich zwei neue Lieder von mir beilege. Ich weiß es, daß ich kein Dichter bin, daß ich nur schöne Gedanken habe, die aber keinen Ausdruck finden; mir fehlt das „Wort", die Sprache. Ich bin es mir jetzt ganz und gar bewußt. Trotzdem „dichte" ich weiter, das heißt, lege meinen Gedanken keinen Kappzaum an, wenn ich merke: Nun los! Das zweite: „Deutsche Pappel" fabrizierte ich heute nachmittag höchst sündhafter Weise, als ich bearbeitete:

Nachtrag

zu den Klassen-(Einkommens-)Steuer-Ab- und Zugangs-Kommissions-Gesuchen der Gemeinde X. X. pro 1880 . . . .

(An Schönaich-Carolath, 4. 11. 79)

Digitized by Google

Hochgeehrter Meister! Hochzuverehrender Herr Professor! Tausend Dank darf ich Euer Hochwohlgeboren sagen für den lieben Brief vom 10. Oktober 1881. Ich war ganz unglücklich, daß ich keine Antwort erhielt; um so größer war meine Freude, als ich Ihr Schreiben in Händen hielt.

Ich hätte viel früher meinen tiefgefühltesten Dank ausgesprochen, wenn ich nicht eine Scheu gehabt hätte, Sie mit einem neuen Schreiben und neuen Gedichten zu belästigen, da ich weiß, wie unendlich Ihre Zeit in Anspruch genommen ist.

In diesem Briefe nun — was ich im vorigen nicht konnte — muß ich vor allem Ihnen meinen heißen Dank sagen für den Quickborn und für so manche andere herrliche Gabe, die Sie uns geschenkt. Quickborn hat mich seit 1860 auf allen meinen Wegen begleitet, in neun Provinzen und 17 Garnisonen, in drei Feldzügen und in allen Manövern und Biwaks und Reisen, in Frankreich, Rußland, England und Amerika — und immer, immer wieder hat mich die unglaubliche Schönheit der Lieder entzückt, getröstet und zugleich zu Tränen gerührt. Waren Schleswig-Holsteiner in meinen Kompagnien, so erhielten sie sofort ein Exemplar, und ich las ihnen Gedichte vor. Wie sehr gerade im Quickborn habe ich es gemerkt, daß so manches auch hell ins Herz des gewöhnlichen (ich bitte um Entschuldigung für das häßliche Wort, soll ich sagen: ungebildeten) Mannes ging. „Min Modersprak", „Min Jehann", „Min Vaderland" (ich bin immer im Zweifel, ob ich es nicht als Ihr schönstes Gedicht halten soll), das ging uns Landsleuten in der Ferne immer tief ins Herz. Vielleicht auch gelang es mir, das letzte Lied ihnen gut vorzulesen; jedenfalls ging es ihnen jedesmal tief ins Herz. (An Klaus Groth, 25. 2. 82)

Darf ich mir gestatten, Ihnen einige Notizen über mich zu geben, so sind es in nuce: Hauptmann a. D., drei Feldzüge, schwer verwundet, nun Zivildienst als Landvogt (Königlicher Hardesvogt) und Brandhauptmann von Pellworm und den Halligen, verheiratet, leicht erregtes Herz, in total mich nicht verstehender Umgebung, Pessimist, Schopenhauerianer, trotz Realismus den endlichen Frühling erwartend, keine Spur mehr Phantast und doch zuweilen mit unbeschreiblicher Wehmut in schöne Vergangenheit zurückblickend usw. (An Margarete Stolterfoth, 20. 4. 83)

Gestern saß ich den ganzen Mittag von 11—3 Uhr in heiterstem Sonnenschein in einsamster Gegend, um den Tod zu studieren: Es hat eine solche Stickhitze, wie wir sie hier allerdings nur alle 100 Jahr einmal haben, etwas Gespenstisches für mich; es liegt etwas Geheimnisvolles, Grauenhaftes darin, dies Werden der Pest zu sehen, das Kriechen des Gewürms auf dem ausgetrockneten Sumpf, die toten Fischlein im sterbenden Graben. — Aber Verzeihung, daß ich Sie mit solchen Sachen ermüde. Ich sage hier, gleich hier: Darf ich mir alleruntertänigst einen Rat gestatten: heiraten Sie niemals einen Dichter! Ein Dichter — ein wahrer, echter — ich glaube kaum, daß er eine Frau glücklich machen kann. Die Gründe liegen auf der Hand. — Sollten Sie eine Pestszene oder Pestzitierung jemals in meinem Trauerspiel „Knut der Herr" sehen oder lesen, so werden Sie wissen, daß ich die Farben aus dem gestrigen Mittagbilde nahm. Ich arbeite nun fleißig an „Knut der Herr". Handlung muß es sein, ohne Reflexion, aber blenden durch die Pracht der

Digitized by Google

Bilder und Tropen. Es ist ein wundervoller Stoff. Aus unserer Universitätsbibliothek und von Privatbüchereien hatte ich Geschichtswerke, Chroniken, Biographien, Legenden usw. über diesen Stoff bei mir liegen, und nach langer mühsamer Arbeit habe ich nun mit dem „Trauerspiel" begonnen, dessen innere Einteilung allerdings schon lange fertig war. Ich möchte mich ganz durchtränken lassen von der Zeit (1131) und deshalb so vieles lesen: deutsch, dänisch, lateinisch. Der erste Akt ist fertig, und verschiedene Szenen aus dem zweiten und vierten.

(An dieselbe, 4. 7. 83)

Es ist übrigens eine der schwerest zu beantwortenden Fragen: was soll denn das „Volk" (immer im besten Sinn gesprochen) zum Lesen bekommen.

Den Fall gesetzt, die Gartenlaube böte, statt Werner, Marlitt und Genossen, Novellen von Wildenbruch, zum Beispiel „Die heilige Frau", [. . .] oder von Th. Storm, Turgeniew, Th. Fontane: binnen drei Monaten hätte sie 40 000 Abonnenten weniger. Wir „Gebildeten" (Sie verstehen, wie ich das Wort meine) nehmen Gartenlaube, Daheim usw. lediglich zur Hand, um die Bilder darin zu besehen, finden beim Blättern ab und zu eine uns interessierende Skizze, eine Biographie p. p., aber dann ist's „alle". Das „Volk" — ich wiederhole zum letzten Male, daß ich mit diesem unsre brave, herrliche, meistens handarbeitende Mittelklasse meine — unser Volk liest aber mit Begier „die Geschichte" in diesen Journalen. Die Lesenden bilden sich ein, daß es etwas Herrliches sein müsse, was so sehr überall angepriesen wird — und werden in ihrem Geschmack vergiftet. Aber wie da zu steuern ist, den Geschmack ins richtige Fahrwasser zu bringen — ich weiß es nicht. Unsere Klassiker, die ja jetzt so unendlich billig zu haben sind, werden doch auch stets nur gelesen werden — wenigstens mit Genuß und Verständnis — von den upper then thousand.

(An Hermann Friedrichs, 20. 3. 85)

In meinem Bezirk hab ich einen interessanten kleinen Versteck, wo zuweilen Zigeuner tanzen und singen und spielen vor mir, und allerlei Scherenschleifervolk zusammenkommt. Zum Entsetzen — meiner Gendarmen und Polizisten. Das können solche verdammten Polizeiseelen nicht begreifen. Natürlich ist es tolles Gesindel, dies Zigeuner- und Scherenschleiferpack. Aber solange mir nicht die Anzeige von der gestohlenen Gans gebracht wird, laß ich sie laufen. Dafür singen sie mir allerlei vor. Wenn Sie da einmal mitreiten könnten! — Nein, aber deshalb möchte ich den Abschied: den ganzen Morgen, und oft auch Stunden nachmittags, muß ich in meinem Bureau arbeiten — dann ist man mürbe abends!

Ach! Der Pflichtpflug! Aber auch der hat ja so gute Seiten.

(An denselben, 1. 6. 85)

Allerdings: Arno Holz ist ja wüster, rotester Sozialdemokrat, aber fort mit der Feigheit, und mir schließlich egal: Arno Holz ist ein aller-allererster Dichter. Stockschwerenot noch einmal! Ich schrieb die Kritik, wie mir der Schnabel gewachsen ist: voll Fröhlichkeit und Begeisterung für A. Holz. Nie hört ich von ihm. Aber lesen Sie den Wischwasch, und gefällt's Ihna

Digitized by Google

nit, ſtreichen Sie's teilweiſe oder ganz! Meine Kritiken weichen durchaus von der Schablone. Neid oder ſo etwas kenn ich nicht. Und wo ich — ach! wie ſelten! — wirklich Herrliches finde, warum ſoll man's nicht ausposaunen. [. . .] Aber hören Sie, beſter Herr Chefredakteur! Das iſt ja eine ganz koloſſale Revolution in der Dichterwelt zurzeit. Eine neue Epoche. Ich fühl's in jeder Fiber. Und ich marſchiere mit. Die politiſche Geſchichte geht mich darin nichts an; ich bleibe Royaliſt bis zum letzten Atemzug, und mit Wonne leg ich für meinen Kaiſer-König den Kopf auf den Block. Und mein letzter Ruf bleibt in Ewigkeit: Es lebe der Kaiſer! [. . . . .]

In Schriftſtellerangelegenheiten bin ich leider gänzlich unbekannt, und deshalb tue ich eine vielleicht törichte Frage: Erfordert es der Anſtand, daß man erſt dem, den man kritiſiert, die Kritik zur Durchſicht ſendet? [. . .]

Ach, lieber Freund, ſtatt hier in dem verdammten Lauſeneſt zu ſitzen, wie gerne wäre ich einmal bei Ihnen — bei Euch! — Leipzig kenne ich nur von vor 20 Jahren her als Fähnrich. O du ſelige, o du fröhliche Fähnrichzeit! Käme die doch noch einmal. (An denſelben, 5. 7. 85)

Haben Sie ſich noch nicht verſucht in „Sizilianen"? Es iſt ja eine entzückende Form, um in tändelnder Weiſe ein Genrebild, ein Bild überhaupt, eine kleine Landſchaft mit Anhängſel perſönlicher Stimmung, einen Gedanken (irgendeinen plötzlich durchs Gehirn gehenden) feſtzunageln. Jede dieſer Sizilianen aber muß ein Meiſterſtück werden. Ich verſichere Sie: Nehmen Sie irgendein kleines Bild, und dann los! Nun das Suchen der Reime ohne oder mit irgendeinem alten Schmöker von Reimlexikon, dann auf dem Sofa, im Graſe, mit guter Zigarre, und nun formt ſich das Bildchen: man wird heiß, warme Wellen wie im Bade, plötzlich dieſe Wendung, dann jene, uſw. Nun fängt's an; dies und das Wort paßt nicht; durch den Reim (ſo iſt es!) kommen oft Gedanken. Nun wirbelt's hin und her, der Guß fließt; der Guß — ſteht, und Sie ſind ſterbensverliebt in die kleine Siziliane, die Ihnen nun einige Tage Freude macht. (An R. Fuchs, 28. 5. 86)

Trotz meiner raſenden Schmerzen p. p. bin ich mit einer Novelle beſchäftigt. Diesmal ſoll ſie lang werden, keine Skizze, keine Studie nur. Ich zittere, ich lache, ich weine dabei. Schöne, maleriſche Bilder bringen mir geradezu Freudenſchreie. Wäre ich „auf", dann liefe ich oft beim Schreiben hin und her, umarmte den Ofen, ſänge uſw. und dann wieder Kritzel, Kritzel, Kritzel. So wird es Ihnen auch gehen. Nur die „öden Acker und Landſtrecken", die bei jeder Novelle, bei jedem Roman vorkommen müſſen, ſind ſo langweilig. (An denſelben, 6. 5. 87)

Mit dem Bogen Ihrer Stormſchrift haben Sie mir ein großes, großes Feſt bereitet. [. . .] Alles, was ich über Storm las, hat mir, außer von Ihnen, noch niemals gefallen. Storm ſandte mir neulich mit einem unendlich gütigen Briefe: „Der Doppelgänger". Ich konnte ihn meiner Krankheit wegen erſt vorgeſtern leſen. Immer dasſelbe bei mir: Völlig wie berauſcht bin ich von der Lektüre, die ich — einen Storm — natürlich ſtets auf einmal nehme. Wundervoll. Ich liege Stunden und Nächte darauf mit geſchloſſenen Augen, und die eben geleſene Novelle ſchüttelt mich

Digitized by Google

dann. Wie mit Robert Schumann, so mit Theodor Storm muß irgendein geheimer Faden mich binden, so weit ich auch unter den beiden stehe.
(An Paul Schütze, 25. 6. 87)

Sie werden auch längst auf diesem Standpunkt angekommen sein — es ist mir bei Gott jetzt toute la même chose, ob ein Engel oder Teufel mich kritisiert. Ich komme allmählich zu der Überzeugung, daß alle diese kleinen, meistens höchst erbärmlichen — ob gut oder böse geschriebenen — Kritiken durchaus nichts nützen. Von Freund zu Freund, von Brief zu Brief, das ist es. (An Hermann Friedrichs, 13. 5. 88)

Darin sind wir beide derselben Meinung, daß die Politik sehr öde ist und den menschlichen Charakter verdirbt. Ich, der Kreuzzeitungsmann, hasse natürlich alle freisinnigen und demokratischen Parteien. Daß zum Beispiel Bebel ein vortreffliches Herz haben kann, bezweifle ich nicht; zum größten Teil aber — außer einigen Schwärmern und wirklich edlen Herzen — sind die sozialdemokratischen Führer Bestien, die es nur auf den Augenblick abgesehen haben, wenn die große Plünderung beginnt. Und dann: gesetzt, der Wahnsinn einer sozialdemokratischen Gleichstellung ließe sich durchführen, wie grenzenlos langweilig wäre das! Nein, den sozialdemokratischen Unsinn verstehe ich nicht ... Was ich verstehe, ist der Anarchismus. Er, er, er läßt sich sehen. Das lobe ich mir: da kommt das scheußliche Raubtier, genannt der Mensch, doch direkt und ohne Heuchelei zum Vorschein. Im Anarchismus ist der beliebte Kampf: Einer gegen den andern. Da stoßen wir uns gefälligst gegenseitig gleich auf der Straße nieder, ohne Rücksicht aufeinander; ja, das ist doch wenigstens interessant. Die verfluchte und verruchte Rasse der Menschen kommt hier einmal in ihrer ganzen Bestiennatur so wundervoll zum Vorschein. Ei, ei, ei .... das ist doch was; aber das andere, wie unbeschreiblich langweilig, nüchtern und philisterhaft. Nein, vive le roi! Und noch im verzweifeltsten Augenblick des Königtums sieht man an meinem Helm das blaue Blümchen der Treue. Der Kaiser ist mir ein Abglanz der Heiligkeit; für ihn und mein deutsches Vaterland gebe ich den letzten Atemzug. Alles übrige halte ich für Nonsens. Wie? Was? He? Etwa: Menschenrechte? Ha, ha, ha, Menschenrechte! Wann denn ist einmal ein Mensch — Mensch? Niemals! 100 000 Rücksichten walten hier. Wie? Was? He? Brüderliche Liebe etwa? Köstlich, köstlich ist dies „brülljante" Wort. Brüderliche Liebe? Bei dieser schändlichen Mörder- und Mord-Gesellschaft, Menschen genannt, brüderliche Liebe? Wie? Was? He? Gleichheit etwa? Die Hyänen der Sozialdemokraten — (die Anarchisten, wie gesagt, verstehe ich; das sind himmlische Kerle) — wollen Gleichheit? Wie? Was? He? Sowie mit 100 000 000 000 Tonnen Menschenblut auf eine Minute Gleichheit war, gleich schlagen sich die „Führer" die Brandpauken und Petroleumfässer um den Kopf; dann wieder 100 000 000 000 Tonnen Menschenblut, und es entsteigt aus ihnen der Diktator, Präsident, König p. p. Nein, nein: die Knute ist gut.
(An denselben, 10. 8. 88)

Ich bin der krasseste Naturalist! Ich erwarte nichts vom Leben als Ärger, Ekel, Schändlichkeiten. Die Menschen — always excepted the

Digitized by Google

present company — alle sind für mich die größten Schufte (ich selbst an der Tete), die nur darauf ausgehen, zu betrügen. Ich sage aber — weil ich Atheist bin, wenigstens Atheist, wie es die blöde Menge auffaßt —: das Menschenvieh ist so angelegt von Hause aus. Also wir — always excepted present company — Bestien können ja gar nicht anders.
(An denselben, 29. 10. 88)

Die Gemeinde Storms ist eine sehr kleine, und immer wird sie es bleiben. Die Menschen, die Schönes empfinden können, sind selten. [. . .] Der Deutsche, es ist traurig zu sagen, liebt die Rhetorik: deshalb die Begeisterung für Schiller. Bitte, mich nicht mißzuverstehen; wir wollen ihn heilig halten, diesen Großen. — Ich las vor einigen Tagen: Hehn, „Gedanken über Goethe". Hier fiel mir die Abteilung „Goethe und das Publikum" besonders auf, wie selbst dieser Einzige so wenig Verständnis gefunden hat und findet. Ich schrieb neulich von Goethe, daß, 50 Millionen Deutsche angenommen, nur 5000 ihn liebten; heute sage ich 500. Uhland, dieser Deutscheste, dieser Köstliche, Unvergleichliche, wird entschieden weniger gelesen als der Didaktiker Rückert und als — Heine. So ist es! Und Mörike? Ja, wer denn kennt ihn. Storm hat immer wieder auf ihn hingewiesen; es hat nicht geholfen. Und endlich, nach Storms Tode: der einzige Lyriker, den wir haben, der große Schweizer Gottfried Keller: nur äußerst wenigen ist er überhaupt bekannt. Das ist alles so trostlos in unserm Deutschland.
(An Alfred Biese, 21. 11. 88)

Das schmerzt mich immer so bei der deutschen Nation, daß die wackeren Landsleute nie den Dichterkünstler verstehen, den sie stets in einen Topf werfen mit dem Schriftstellerhandwerker. — Ich danke Ihnen sehr für die freundliche Weisung, in Betreff des Landhauses bei Münster. Aber ich habe hier, bei ärmlichen, einfachen, aber, wie mir scheint, guten kleinen Bürgersleuten, ein Quartier gefunden, wo ich noch einmal versuchen werde, in der Einsamkeit arbeiten zu können, wenn ich nicht zu sehr von äußeren, grausenhaftesten Geldverhältnissen in den Tod gejagt werde. Sie hatten, gnädige Frau, die besondere Güte, ganz offen von Ihren äußeren Verhältnissen zu schreiben. So tue ich es auch. Wenn auch nicht in glänzenden, so lebte ich doch als Offizier in guten Verhältnissen; ich lebte sehr flott, meine Schulden wurden stets bezahlt. Aber das änderte sich, ich möchte sagen: von dem Augenblick an, in dem ich teutscher Dichter wurde. Von da ab, es ist erst zehn Jahre her, hatte ich mit äußerster Geldnot zu kämpfen. Sie finden in meinen „Gedichten" in der Abteilung „Aus der Zunft" das Schreien meines Herzens. Leider gelingt und gelang es mir nicht, mir zu helfen. Bettelbriefe zu schreiben, ist mir nicht gegeben, und wo ich es auf dringendes Anraten meiner Freunde tat, wurden diese Briefe dermaßen hochmütig, humorvoll und burschikos, daß die Empfänger mich wahrscheinlich für verrückt gehalten haben. So sitze ich denn in unwürdigster, unerträglichster Lage. Seit fünf Monaten — und das ist das erstemal, daß das „Leben" mich unterkriegte — habe ich nichts mehr geschrieben (gedichtet). Zum „Schriftsteller" fehlt mir auch das geringste Talent. Und es ist wohl verzeihlich, daß ich mehr und mehr mich in den Gedanken einlebe, diesem

Digitized by Google

ewigen Elende durch den Freitod zu entfliehen. Sie waren, gnädigste Frau, so liebenswürdig offen, daß ich es nun auch gewesen bin.

(An Frau Hedwig Kiesekamp, 21. 2. 91)

Bei jeder (sexuellen) Liebe, bei jedem Verhältnis sind zahlreiche Verdrießlichkeiten. Besser: man kümmert sich nicht um die Weiber. Läßt die kleinen kommenden Blasen zerplatzen, denkt an anderes sonst, dann tut man am besten. Aber wer's kann. Ich könnte es nicht: ich brauche das Weib. — Lebe wohl. Weiber oder „Trifels und Palermo", Geld oder keins: Je m'en fiche, je m'en fiche. Aber genießen die Weiber, das will ich doch. — Die Scheidung geht ihren ruhigen Gang. Nit übel.

(An O. J. Bierbaum, 12. 6. 91)

Ich bin recht angegriffen. Vier Tage und vier Nächte kämpfte ich für meine kleine 13jährige Haustochter Grete mit dem Tode. Lungen- und Rippenfellentzündung denkbar schwerster Art. Zwei schreckliche Operationen. Gestern morgen, wie schon drei- bis viermal, schien es zu Ende zu sein. Ein mit mir in demselben Hause wohnender Tierarzt, der sich herrlich in diesem Fall benimmt, raste wieder zum Doktor. Der Vater war fort vor Entsetzen, die Mutter lag wie im Wahnsinn auf der Erde. Ich hielt mit Kraft das zerflatternde Leben, das verlöschende Kerzchen in meinen Armen. Es schienen die letzten Röcheltöne zu kommen. Das Herz schlug so schnell wie eine Dampfschiffschraube, wenn sie über Wasser kommt (Kraftlosigkeit); der Schaum trat vor die Lippen; die Augen brachen. Da schrie ich (ich war ganz allein mit dem Mädel) den Tod an in meiner Verzweiflung: „Wull du woll, du Aas", und ich spie nach ihm! Und das nahm der alte Herr mir so übel, daß er davonging. — Wir hoffen, hoffen noch. Es sind aufregende Tage und Nächte. Ja, der alte Gentleman Tod. Wir haben außerdem noch die, die völlig den Verstand verloren zu haben scheint, die Mutter zu trösten. Alles das erregt mich. Ich konnte stets tapfer mein Gefühl beherrschen in solchen Fällen. Aber oft wird's denn doch recht schwer jetzt. Alles nur: Nachen des Todes.

(An Arno Holz, 14. 11. 91)

Lieber, um ½12 ist die kleine, holde, liebe, lustige Grete Schwabrach in meinen Armen gestorben. Ich riß mein Hemd auf, und legte sie an meine nackte heiße Lebensbrust — umsonst. Ich hauchte ihr meinen Atem in den schon stehenbleibenden Mund — umsonst. Das Herz stand still. Noch einmal, wie zu einer Frage, bebten die Lippen — das letzte Rasseln in der Luftröhre. Sie war hinüber — (An denselben, 16. 11. 91)

Verfolgen gnädige Frau die Briefe Moltkes an seine Braut und Frau in „Über Land und Meer"? Bei meiner grenzenlosen Hochachtung vor diesem seltenen Mann, vor dem Genie (wo und wie immer es sich zeigt) — aber die Liebesbriefe, so fein und zart und liebevoll sie sind, sind kalt, ruhig, jedes Wort überdacht selbst hier, der Mathematikus selbst hier!!! Wo ist ein einzigesmal darin ein feurig Wort, ein wildes Wort, ein heißes Wort, ein heißheißes Sehnen? Die Briefe interessieren mich außerdem so, weil ich die ganzen Verhältnisse genau kenne, ja fast (wenigstens manches) miterlebt habe! Meine Mutter war eine intime

Digitized by Google

Freundin Frau von Moltkes. — Herr Gott, wenn ich an meine Liebesbriefe denke! Lauter Gedichte, glaub ich, waren es; oft an solche, die keine Ahnung davon hatten. Lauter Springbrunnen, Romantik, Glutverlangen, heißeste Wünsche, Tollheit, alles nieder und hoch reißendes Glück, tausend Wünsche: wärst Du doch bei mir! Wenn ich liebe, bin ich ja außer mir, verrückt; die Perlen beider Indien sind mir nicht genug, damit meine Liebste zu überschütten. Ich halte sie so hoch in meinen Armen, ich werfe sie wie einen Fangball in die Luft, ich zerdrücke sie — unter meinen Küssen. Nun, das wird man auch wohl ein wenig aus meinen Liebesgedichten lesen. Aber nichts davon bei Moltke. Dagegen Bismarcks Briefe: Welche Offenheit, welcher Humor! Humor allerdings hat Moltke auch, und zwar den feineren. Aber selbst im Humor ist er vorsichtig. Das Nie-aus-sich-herauskommen bei Moltke mag ich nicht.

(An Frau Hedwig Kiesekamp, 22. I. 92)

Du hast gar keinen Begriff, wie hier der schwarze Tod herrscht. Ich gehe unbekümmert darin herum. Was soll man anders machen. Neulich: die Depesche war ernst gemeint. Aber sie ist gerettet. Denke Dir also: Da gehe ich so durch die Straßen bei Tag oder Nacht: Geschrei (der Sterbenden, der Hinterbliebenen), die Polizei-(Sanitäts)beamten alle besoffen, roh; der Kadaver oder noch Lebende (meistens in drei Stunden futsch) wird aus den Häusern herausgerissen (sehr richtig), Geheul, weißes Laken, einige Sanitätsbeamte sprengen mit großen Malerquasten, ob auf Tote oder Kranke, große Massen Chlorkalk. Alles stinkt hier von Chlorkalk. Der Pferdebahnbetrieb hat fast ganz aufgehört. Alle Theater, Musiken p. p. geschlossen. Und so traf ich Henni: In einer Mietkaserne (mit 300 Kindern), die entsetzlich schmierig ist, saß sie häkelnd in ihrer scheußlichen Kabine, nachdem ich sie also verlassen hatte. Mich übermannt die Sinnlichkeit — sie warf sich mir zu Füßen: ich solle sie retten — und ich blieb die vorige Nacht bei ihr. In dieser Nacht wurden 7 (schreibe sieben!) Menschen aus dieser Mietkaserne wegen Cholera entfernt — und wir hörten das Geschrei, den Jammer, und Amor ward der schwarze Tod, die Pest!

Liebster Richard, wir sind hier alle auf den (so grenzenlos ekelhaften) Tod vorbereitet. Also: meine Manuskripte gehen zuerst an Falke, dann von dem an Dich und Bierbaum. Rettet meinen Roman und — mein neues Gedichtbuchmanuskript: „In und aus Poggfred“. Das letzte Gedicht: „Die heilige Flamme“ findet ihr in meiner gelben Mappe. Das Gedicht: „Einen Sommer lang“ ist mir auf irgendeine Art aus dem Gedichtbuchmanuskript entkommen. Vergeßt es nicht. Dann auch schlagt mein letztes Gedichtheft nach (in meiner gelben Mappe), so daß alles noch gedruckt wird, was ich in den letzten zwei Jahren (nach dem „Haidegänger“) schrieb. Jetzt gehe ich zu Henni, die ich so schmachvoll verließ — aber mir fehlte das Geld —, und schlafe wieder in dem Pesthause. Morgen, wenn wir noch leben, schaffe ich ihr ein besser Quartier.

(An Richard Dehmel, 30. 8. 92)

40 Jahre! Die vier ist unangenehm. Aber von 40—50: das ist doch das eigentliche Mannesalter. Und dies ganze Jahrzehnt steht Ihnen bevor! Da werden wir viel Großes und Schönes und Tiefes von Ihnen

Digitized by Google

bekommen. Lassen Sie jetzt auch den Rest hinter sich aller „Ängstlichkeit“ vorm Publikum. Zu Ihrer unnachahmlichen Anmut (welche Stümper sind wir gegen Sie!) lassen Sie nun auch die volle rücksichtslose Kraft hinzutreten! Verlieren Sie sich nicht zu sehr in Anmut und Getändel. Denken Sie stets daran — verzeihen Sie den greulichen Schulmeisterton — wie zum Beispiel Böcklin schafft: zuweilen hintereinander ein herrlich Phantasiestück, eine Pietà, eine Szene aus einem Bordell (zum Beispiel Susanna im Bade). Darauf kommt's an! Das und so ist der souveräne Künstler! Und der sollen und müssen Sie nun werden in dem Jahrzehnt, das Sie vor sich haben. (An Gustav Falke, 11. 1. 93)

Ich merke, daß ich eine starke innerliche Keuschheit besitze. Nicht natürlich die Gouvernanten-Keuschheit; na, das wissen Sie ja. Aber die seelische. Bei jedem Verlassen des „Sie“ hört jene Keuschheit auf, die so angenehm ist. Das „Du“ ist stets der Anfang der Brutalität. Aber unser guter Schmidt (also habe ich auch mit dem Bruderschaft getrunken?) nennt mich in einem heutigen Briefe „Du“. Und so muß das „Du“ denn auch zwischen Dir und mir bleiben. Nun, hoffentlich bleibt es bei unserem herrlichen d'accord. Daß ich eine starke innere Keuschheit besitzen muß, merk ich schon daraus, wie außerordentlich ich immer zu tragen habe, tagelang, nach einer kleinen débauche. Da ich innerlich sehr verschlossen bin — es gibt auch eine äußerliche Verschlossenheit —, so ist mir (bei jedem, bei mir) ein Herausschwatzen, wie jedes Geschwätze, widerlich. Und weil ich sehr verschlossen bin, so schwatz ich in der Trunkenheit. Und weil ich, wie neulich, nicht mal mehr zwei Glas Grog vertragen kann, so habe ich mich fest dahin entschlossen, nicht mehr (natürlich nur in gewissem Sinne) zu trinken. Betrunkene Menschen sind mir unbeschreiblich widerlich. Auch die seelische Entladung (das Detail) über unsere Gedichte zum Beispiel ist gegen meine Keuschheit. (Sie werden lachen über das ewige Wort Keuschheit in diesem Briefe.) Was soll denn das Geschwätz? Man macht sich nur lächerlich.
(An Gustav Falke, 19. 1. 94)

(Hanssen ist alter Korpsstudent, und versteht alles im Leben; ist er doch selbst noch heut ein Lebemann. Er hat mich doch durch seine immerwährende Güte monatelang gehalten.) Nun verlangt das Komitee (Hanssen) über jeden mir gegebenen Pfennig Quittung, und auch sicher mit Recht. Aber da sind einzelne Teile (Personen), wo's denn doch nicht gut möglich ist, zum Beispiel mein Friseur. Na, das ginge noch. Aber meine alte Dame R. kann ich doch nicht quittieren lassen über 10 Mark. Die würde „mien lütt Baron“ schön ansehn; ich habe dort (in Hamburg) meine zweite Wohnung. — Dann bin ich seit 7 (!) Jahren für ein verlorenes Vielliebchen einem Mädel eine Papeterie schuldig. Dann bin ich einem andern Mädel, wo ich eine Wette verlor, eine Brustnadel (à 20 M.) schuldig. Dann bekommt aus alter Anhänglichkeit die süße, sonderbare Fite jeden Pfingsten einen Sommerhut (à 20 M.). Du, Richard, lasest gerade das letztemal, als ich bei Euch war, den köstlichen Brief von ihr. — Dann bin ich einer vornehmen jungen Dame 40 M. schuldig. Und bei allen diesen kann ich keine Quittung fordern. Was ist da zu machen?

Digitized by Google

Da sind auch noch 20 M. (praeter propter) für ein kleines Abendessen usw.: Ich war neulich spät von Hamburg mit der Bahn gekommen. Auf dem Perron, beim Durchgehn, stand ein Mädchen. Ich redete sie an; sie war eine Lehrerin aus Pinneberg. Sie war zu spät gekommen zum Zuge. Da hatte ich das „artigste“ (wie Goethe sagen würde) Abenteuer. Dafür kann ich aber doch auch keine Quittung vom Wirt mir geben lassen. [. . . .]

Gestern wurde mir vom Komitee Wäsche gekauft. Hanssen führte mich zu dem Ende — „um Ihnen zu zeigen, wie man spart“ — in einen ganz scheußlichen Laden für Arbeiter und Matrosen. Und hier mußte ich mir nun Hemden, Unterhosen p. p. kaufen, statt in einem feinen Herrengarderobemagazin, wie ich's gewohnt bin sonst als Kavalier; dann ging's in die Große Johannisstraße, wo nur Plebs und „kleine Leute“ wohnen. Und hier kaufte Hanssen mir einen scheußlichen Regenschirm für 8 M., der ich sonst nur meine Schirme zwischen 15—20 M. kaufe. Zigarren soll ich nur noch zu 5 Pf. rauchen. (An Richard Dehmel, 18. 4. 94)

Ich bin Royalist vom reinsten Wasser, nicht allein „laut Darwinschen Vererbungsgesetzen“, sondern aus innerster Überzeugung. Ich bin Royalist und Atheist! „Alles ist eitel.“ Ich glaube nicht an einen Fortschritt der Menschheit. Eher an das Gegenteil. Aber eines tue ich stets mit Freuden: Ich lasse jedem seine politische, philosophische, religiöse p. p. „Meinung“! Bitte mir dann aber auch die meine zu lassen. Die Linksseite hat mir nur den fatalen Beigeschmack, daß ich nirgends größere Tyrannei, Unduldsamkeit und größeres Bourgeois- und Philistertum sah, als eben auf der Linksseite. Deshalb fahre ich lieber mit Sechsen (ohne dabei den biederen „Arbeiter“ mit Schlamm zu bespritzen, wie Sie aus Poggfred annehmen), als daß ich hungernd im 5. Stock sitze. Satis superque. Ich bin Künstler, und weil ich das bin, bin ich frei und unabhängig! Kehre mich den Teufel an Politik. Jeder Tendenzkünstler ist mir ein Greuel aller Greuel. Ich dichtete das, was ich sah und erlebte (auch in Poggfred, da hab ich allerdings „eigenhändige“ Erinnerungen gegeben) — natürlich „dichtete“ ich hinzu (Phantasie).

(An Wilhelm Mauke, 24. 10. 94)

Mein alter herrlicher Ottju!!! Der Papagei bekommt, außer Euerm liebenswürdigen Futter, in Milch oder Wasser aufgeweichte alte Semmel. Aber — zuweilen Sonnenblumenkerne!!! Nie Kartoffeln oder Fleisch!!!!!! Der Name Goya ist sehr schön. Ich vermute, daß es der Name eines der Konquistadoren ist. Und nun weiteres zu den Antezedenzien Euers Papageien: Goya ist erst seit etwa 6 Wochen in Europiens Gefilden. Das, was er spricht, hat er auf der Überfahrt zu uns „Jebildeten“ gelernt. Das lehren die Matrosen die Papageien in ihren Mußestunden. Mündlich Dir, meinem Unvergleichlichen, einige köstliche Anekdoten in dieser „Hinsicht“. Reizend ist es, daß er in so ungenierter Weise Tee mit Euch trinkt.

Und hier ist denn der Platz, daß ich ein von Sternen zu Sternen donnerndes Hoch auf Gusti'n ausbringe. Liebe Gusti, das besonders für Sie: Die grünen Papagenos aus Centro-Amerika sollen die gelehrigsten sein. Gruß, Gruß, Gruß, liebe Gusti. Im Januar kimm i

Digitized by Google

und bin dann zwei Tage bei Euch. Und ich hoffe, daß es ein so wunderbar stürmisches Wetter ist, wie bei meinem ersten Besuch.

Es ist 6 Uhr morgens. Als ich diese (vorige) Nacht in „bürgerlicher" Zeit — 11 Uhr — nach Hause kam, hatte ich meinen Schlüssel verloren. Ich mochte nicht „klincheln". Ich ging deshalb in die „Stadt" zurück und übernachtete „irgendwo". Als ich nun eben, Glock söß (Uhr sechs) nach Hause komme, finde ich meine Schlüssel in meiner Schreibtisch-Schieblade stecken. Hurra! [. . .]

Du, Julius, die Wirkung Deiner Worte auf Henry Schultz: Ich las sie ihm zuerst vor (er wurde totenbleich), dann las er sie selbst (er wurde purpurrot). Dann, weil ich eine Ohnmacht bei ihm befürchtete, setzte ich den schweren Bengel in meinen Lehnstuhl. Er stierte nur! Unheimlich. Ich wurde zum Essen gerufen. Ich erschien nach dem Essen wieder chez moi. Da saß er noch mit stieren Augen, dunkelrot vor Freude und Ehrgeiz. . . . Er hatte das erste, ferne, ferne Rauschen des Lorbeerhaines gehört!

Und nun, Ottju, nichts weiter heute als: Du lieber, lieber Kerl, der Du in die Weltliteratur kommst! Nicht nur Deiner Dichtungen wegen, sondern auch weil Du mit großem, größtem Cäsar- und Alexandermut dahergestürmt bist und daherstürmst gegen Seine Exzellenz den Herrn Philister! Mein Dank, Julius, an Dich, kommt. Wann, weiß ich noch nicht, aber er kommt einmal. (An Otto Julius Bierbaum, 14. 12. 94)

Hochverehrte Herren, ehe ich ins Breite gehe, möchte ich einiges erst „mit Ziffern" erzählen. Also:

1. Morgen ist der große Liliencron-Abend in Prag!

2. Wann kommt endlich der große Liliencron-Abend des Schillertheaters im Rathaussaal? Dichter über Dichter werden dort gefeiert, wie ich lese.

3. Wann kommt der Liliencron-Komponisten-Abend?

4. Wann kommt wohl der Aufsatz in der „Nation"?

5. Bin ich im Januarheft von „Nord und Süd"?

6. Wann kommt wohl mein Bild in die Leipziger Illustrierte Zeitung, mit Begleitworten von Ludwig Salomon, dem Abstrakten?

7. Hat Herr Seufert noch nicht sein Buch losgelassen?

8. Mein Bild bei Schulte wird eine riesige Reklame für uns sein. Daran hatten wir nicht gedacht.

9. Neulich erhielt ich vom Kapellmeister Herrn Bernh. Schuster einige sehr liebe Worte. Ich habe diesem Herrn herzlich gedankt. Ich vermute, es ist der Bruder unseres Herrn Schuster. Leider habe ich noch immer nicht Gelegenheit gehabt, alle Liliencron-Lieder zu hören am Klavier, da ich nirgends mehr hingehe. So, das wären die Annehmlichkeiten dieses Briefes. Nun einiges sehr Ernste:

Es ist vor kurzem bei Lipsius und Tischer in Kiel ein sogenanntes Prachtwerk erschienen: „Schleswig-Holstein meerumschlungen". Ein Herr Hermann Krumm hat darin den Aufsatz verfaßt: „Dichter und Schriftsteller". Herr Krumm ist Oberlehrer. [. . .] Dies Buch wird sehr viel in Schleswig-Holstein und Hamburg gekauft werden. [. . .] Das, was er als „Literarhistoriker" über mich sagt, ist ein solcher Blödsinn (à la Busse), daß jeder, der mich kennt, in lautes Gelächter ausbrechen wird. [. . . .] Aber bitte, meine Herren, lesen Sie den Aufsatz selbst. Herr Krumm hat dieselbe Art wie Biese: Er lobt mich aufs äußerste, um gleich

Digitized by Google

darauf mit vor Wut und Gift erstickter Stimme über mich, als „im Banne des rohesten Naturalismus“ steckend, wie ein hungriges Krokodil herzufallen. [. . .]

Die sogenannten „Vergnügungen der Großstadt“ reizen mich natürlich schon seit Jahren nicht mehr. Aber trotzdem kommt man nolens volens mal (wie neulich, übrigens aus Verzweiflung) ins „Getriebe“. Das ist einfach unvermeidlich, ja notwendig. Bin ich also nun mit Weib und Kind („angesiegelt“, aber so muß es ja der Biedermeier wegen sein) allein: Hurra! das Lied! Mit den Lerchen jubele ich dann wieder um die Wette! Um 1 Uhr wird gefrühstückt. Anna bringt mir Curry und Reis. Um 6 Uhr abends gegessen. Was gegessen wird, erfahre ich des Morgens. Dazwischen Arbeit, Arbeit und einsamste Spaziergänge. So lieb ich, so liebte ich es stets. Zu der häuslichen Einrichtung geben alle meine Freunde und Freundinnen ein Stück. Dehmel einen alten Stiefelknecht, Ottju ein altes Vogelbauer usw. Mein lieber gütiger Prinz Emil hat mir auch Möbelstücke versprochen. Und mit diesem Simmelsammelsurium lebt's sich dann ganz nett. Einsam, einsam, einsam, darauf kommt's an. Dann komme ich auch wieder zur „Sammlung“, die mir unter den ewigen fürchterlichen Geldsorgen hier selbstverständlich abhanden gekommen ist. Ja, das ist also mein Ziel. Sehr bescheiden. Vielleicht gelingt's mit Teutschlands Hilfe. Oh, du Teutschland, du Teutschland!

(An Schuster & Löffler, 12. 1. 97)

Sehr hab ich mich Ihretwegen geärgert in diesen Tagen. Das kam so: Ein mir bekannter Herr hatte Ihr reizendes Gedicht: „Zwei Zehner“ gelesen. Er war wie ich davon entzückt. Aber, so sagte er, es ist ja jammerschade: Falke hat ja nie in seinem Leben Champagner getrunken. Er tut wie'n Konfektionsmädchen, das auch keine Ahnung vom Kostenpreise wirklichen, vornehmen Sekts hat. Es ist so etwas höchst fatal für einen Dichter: wenn er die Technik des Lebens nicht kennt! Laß doch Falken 1000 grammatische und orthographische Fehler machen, das schadet gar nichts! Aber ein einziger Fehler in der „Technik des Lebens“ wirft den Dichter auf die untersten Stufen hinab! Eine Veuve Cliquot kostet mindestens 14 bis 15 Mark. Sie aber rechnen 10 Mark für eine Veuve Cliquot. Jeder sieht also sofort, daß Falke niemals Champagner getrunken hat, also nie in der sogenannten „Gesellschaft“ gewesen ist, ganz gleich, ob man diese sogenannte „Ges.“ verlacht, verspottet oder nicht. —

Ich erinnere mich, mein Faucon, daß ich Sie seinerzeit schon auf diesen unverzeihlichen Fehler aufmerksam machte. Mein Gott: „Drei Zehner machen dreißig Mark“ — ist doch ebenso gut Alliteration wie „zwei Zehner machen zwanzig Mark“.

Alles wird mit Recht bei jedem wirklichen Dichter verziehn. Ein Fehler in der „Technik des Lebens“ (ein herrliches Wort von mir) mit Recht niemals! Machten Storm, Goethe, Byron, Kleist, Eichendorff, Freiligrath, Lenau, Rückert pp. solche Fehler?

(An Gustav Falke, Februar 97)

Es geschehen Zeichen und Wunder! Gestern, meine hochzuverehrenden Herren, erschien plötzlich die alte Exzellenz Liliencron aus Schleswig, den

Digitized by Google

ich außerordentlich hoch verehre, bei mir. Es war eine große ernstliche Versöhnung. Er war unendlich liebevoll!!! Sehn Sie, meine Herren: das macht: der Erfolg! Dieser Besuch meines alten Onkels, den wir Liliencröner alle hoch verehren, bringt eine „Aussöhnung“ (ich war übrigens mit keinem „vertürnt“) mit allen Lilien- und Lylljenkrohnen zuwege!!!

Eine zweite ungemein wichtige Nachricht. Heut schickte mir die — — — „Trierische Zeitung“ (ultramontan?) einen vorzüglichen Aufsatz, den G. Paulitzky, der Redakteur des Blattes, über mich im Trierischen „Wissenschaftlichen Verein“ gehalten hat. Herrlicher Aufsatz! Sie müssen sich sofort diese Nummer kommen lassen. Versäumen Sie es nicht! Denn er ist für die „Reklame“ wie noch keine Kritik über mich vordem. — Vor einigen Tagen kaufte ich mir einen Revolver. Er liegt ungeladen in meiner Kommode. Nächstens geht er wohl ungeladen in die linke Schieblade meines Schreibtisches. Und abermals: ich lade ihn: und abermals kommt eine Minute, wo ich ihn vor mich auf den Schreibtisch lege. Weshalb waren meine Deutschen so ruppig gegen mich in Geldsachen?

(An Schuster & Löffler, März 98)

Ja, liebster Kröger, laß uns mal alle Kräfte anspannen dazu! Ich dachte vielleicht auch — die Idee ist gar nicht so übel — eine Art Liliencron-Aktie à 100 Mark einzurichten, bis so viele 100 Mark zusammen sind, daß ich heiraten kann und die letzten Schulden (ein paar 100 Mark) bezahlt sind. Vielleicht schreiben Sie darüber mit Rocholl, wenn er Ihnen schreiben sollte. (An Timm Kröger, 13. 1. 99)

Hinter meinem Stuhl stand — beim Essen nach der „Vorstellung“ (die übrigens immer besser geht) — eine ganze Menge „Enthusiasten“ (Dichterjünglinge usw.). Es kam mir vor, als wenn ich ein alter römischer Kaiser sei, hinter dem stets sein Klientel stand. Unaufhörlich wurde, werde ich dann angesprochen, muß ästhetische, dichterische, politische, religiöse Reden usw. über mich ergehen lassen. Furchtbar, furchtbar! Am furchtbarsten aber sind die Toaste auf mich! Das ist das Schrecklichste. Und da muß man stillhalten. Oh, diese Affenkomödie! Oder plötzlich fühlt man einen Lorbeerkranz auf dem „edeln Dichterhaupte“. Entsetzlich! Übrigens: Nachdem ich gestern „die kleine Fite“ (vortrefflich! ich werd's auch in Hamburg tun) gelesen hatte, erhob sich ein großes, hübsches Mädchen mit prächtigen Augen und — brachte mir zu meinem Tisch einen Feldblumenstrauß. Dann ging sie wieder auf ihren Platz zurück. Donnernder Applaus. Ich kam mir wie ein echter Schauspieler vor: Ich nahm den Strauß, beschnüffelte ihn, stand auf und verbeugte mich. Ekelhaft, ekelhaft! Aber was soll man in solchem Falle tun.

(An Alma Holtorf, 16. 2. 00)

Wie wunderlich doch der „Roman“ meines Lebens ist: Jetzt mal wieder in den „Allerhöchsten Kreisen“. Und daheim sitzt die Baronin, die Mutter meiner Kinder (das Wort „Frau“ und „Mann“ möcht ich mir ein für allemal aufs höflichste verbitten, weil es mir so lächerlich vorkommt) und ist so arm, daß sie sich nicht ein Dienstmädchen halten kann. Und dazu meine ewige wütende Sehnsucht nach Einsamkeit,

Digitized by Google

nach meinen Kindern. Denn es bleibt das einzige Glück auf diesem ekelhaften „Aufenthalt“, genannt Erde: das Familienglück.

Natürlich sind hier wie überall, und ohne Ausnahme, die Menschen Kanaillen und Bestien, die nur (ohne Ausnahme) drauf ausgehn, sich zu begaunern (dree Mark tachentig!!!), zu belügen und zu betrügen. Geld: die gekrallte Hand, die wir Menschen alle, ohne Ausnahme, dem geehrten „Schicksal“ hinhalten. Scheußlich! Alles nur infamste Neugier, Lieblosigkeit, Geldgier, Verkleinerungssucht usw. usw. „bis ins tausendste Glied“. Allmählich aber, ganz gegen Nietzsche, komme ich dahinter, daß wir Menschen gegeneinander nur das größte Mitleiden haben müßten, denn wir können gar nicht anders leben und denken; wir wären sonst sofort „unten“. Also: betrügen, belügen, begaunern, wo wir nur können.

Na, nur nicht blaß werden: Eins gibt's noch: den Humor! Und den Humor vergesse ich auch nicht in den „Allerhöchsten Kreisen“. Und was für ein Humor. Davon werde ich Ihnen später zu Hause erzählen! Die englischen und amerikanischen Ladys hier sind alle enorm „korrekt“, „Ladestock“ im Nacken. Aber ich habe sie bald bei Tisch zum Lachen gebracht. Es war köstlich! Nur eins können wir gut von ihnen lernen: Wie man Messer, Gabel, Löffel und Glas zu führen hat!!! Unglaublich graziös ist's!

Wann ich nur irgendein Viertelstündchen Zeit habe, gehe ich im Park spazieren. Herrlich auch im Schnee. Immer sieht man Goethes Gartenhäuschen. Ach, es ist zu drollig: Was man alles hier, natürlich besonders in Eroticis, von Goethe erzählt. Die wackern Teutschen, diese ewigen heuchlerischen (!!!) Tugendwächter, würden vor Entsetzen in die Erde sinken. Mündlich mal! —

Sie müssen sich nun nicht „die Hofgesellschaft“ als lauter Dummköpfe p. p. vorstellen. Im Gegenteil: es ist da viel „Bildung“ und „Interesse für Kunst und Wissenschaft“. Bei der ersten Begegnung natürlich: Phrasen. Aber das ist überall so! Von jeher sind mir die „Hofmenschen“ wie lächelnde Schlangen vorgekommen. Und so bin ich auch jetzt eine — lächelnde Schlange. „Furchtbar“ klug muß man da sein. Jedes Wort, jeden Satz blitzschnell überlegen, ehe man spricht oder antwortet. Alles ist bei Hofe auf den äußersten „Takt“ dressiert. Also so ganz leicht ist's nicht, da sich durchzuwinden. (An dieselbe, 7. 3. 00)

Einige, nein viele Damen: Exzellenzendamen, Generalinnen Fischweiber, „Kaffeekränzchen“, Gutsbesitzersfrauen p. p. bestürmten mich mit dem „Warum?“ in der „Nächtlichen Trauung“.

Nun gut, Weiber sind Weiber. Daß aber selbst unser Leonissimo ein solches Waschweib ist — ich schrieb's ihm selber — das ist mir unfaßlich. Der G. ist doch wahrhaftig ein feiner Kerl sonst. „Der Leser“!! Mein Gott, was geht denn den Dichter „der Leser“ an!

Aber ich will's Euch sagen, woran es liegt. Ihr seid alle, und mein Sp. erst recht, wieder Tutlitut und Pieplipiep geworden. Die gefeiertsten Dichter sind schuld daran, daß wir wieder Waschweiber geworden sind, in der Literatur! Glaub's mir, ich seh's jeden Tag mehr. Die papierene Lyrik ist wieder da! Mag sein, daß es mit an der ungeheuern Feigheit unsrer Zeit liegt. Denn das Signum unsrer Zeit ist die Feigheit!!! (An Jakob Loewenberg, 17. 7. 03)

Digitized by Google

Unter all dem Strund, den ich mehr und mehr bekomme, war heut auch eine Einladung von der „Deutschen Literatur- und Kunst-Zeitung". Ich habe den Wisch in den Papierkorb geworfen. Schon wenn ich lese: „Was wir wollen!" bekomme ich starke Leibschmerzen. Ekelhaft! Überhaupt, sowie man endlich bekannt wird, kommen alle diese gräßlichen Literaturhandlungsgehilfen und schreien einem in die Ohren.

(An Richard Dehmel, 26. 12. 03)

Dieser Weihnachten war der trostloseste, den ich je erlebte. Die Teutschen schickten mir „Huldigungstelegramme" (sic!), Gedichtbücher, Manuskripte und Honigkuchen. Alles billig, billig, aber keiner schickte mir Geld. [. . .] Na, ich danke für Backobst und mein Vaterland. So also sieht das Leben eines teutschen Tichters aus! „Deutschlands Lyrik edelstem Meister", so hieß ein Telegramm. Ich übergebe mich vor Ekel.

(An Günther Pogge, 28. 12. 03)

Ja, dieser ganze Geburtstagsschwindel ist für mich zum Speien, Vomieren, Übergeben, Kotzen. Na, aber ein Trost ist: ich sehe schon in Gedanken, wie liebe Feinde, oder Gott weiß wer (den ich vielleicht nie gesehn habe) den Kopf in seinen Händen hat, um nachzusinnen: wie kann ich ihn wohl nun tödlich treffen. Ja, Neid, Bosheit, und wie alle die 999 999 Gemeinheiten heißen, die uns alle täglich umlauern, sind nun an der Arbeit. Das könnte dann mein einziger Trost sein. Denn:

Gerade ich, der schon zu Lebzeiten gestorben sein möchte und vergessen, dem sein höchstes Ideal abgeschlossene Einsamkeit und Zurückgezogenheit ist, gerade ich muß nun diesen Schwindel mit meiner eignen Person und an meiner eignen Person erfahren. Das ist mir unerträglich, gräßlich! Aber Mitte Juni ist alles vorbei und mein Name für immer in die Versenkung gefallen. Hosianna!

Eins möchte ich, das dabei herauskäme: Etwas Geld! Dann hätt es wenigstens einen Zweck gehabt. Aber alle die literarischen und andern „Vereine", die jetzt ihre „Liliencron-Fest-Abende" feiern, deren gutgemeintes Bardengebrüll mich dabei aus Freude an den Sirius spuckt, die denken nicht dran, mir auch nur einen Groschen des Eintrittsgeldes zu schicken.

Aber ich will nicht melancholisch enden: Viel Liebe, echte Liebe mag auch dabei sein, bei diesen ganzen „Veranstaltungen".

(An Rudolf Presber, 21. 4. 04)

Ich hielt Theodor Storm immer für den ersten Lyriker nach Goethe. Jetzt aber gebe ich doch (im Gedicht) Mörike den Vorzug. Freilich folgt unmittelbar für mich dann Storm. Und jetzt, wo ich mich immer mehr in Keller „eingelesen" habe, steht mir als Lyriker wohl Keller am höchsten, abgesehen natürlich von den unerträglich vielen „Gelegenheitsgedichten" (nicht im Goetheschen Sinne). Leider „macht" auch Mörike „darin" viel zu viel. Und da ist mir wieder Storm der höchste. Denn was er als „Gelegenheitslyrik" uns schenkte, ist, mit wenigen Ausnahmen, große, wirkliche, herrlichste Lyrik, wo Onkel Meier, Tante Berta usw. ganz verschwinden.

Die „Geschwisterliebe" hat Storm durch sein ganzes Leben interessiert. Auch in einer seiner besten Novellen hat er sie behandelt.

Digitized by Google

Storm kannte von mir nur (gedruckt) die „Adjutantenritte“. Nur einmal im Leben habe ich ihn gesehn, im Hause des verstorbenen Dr. Mannhardts in Fernsicht bei Kellinghusen. Nach dem Mittagessen drückte er mir den Zeigefinger der Rechten auf die Brust und sagte: „Sie haben den Punkt getroffen.“ Das ist mir unvergeßlich. Wie mir dieser ganze Nachmittag unvergeßlich ist. (An Albert Köster, 10. 5. 04)

Mein lieber alter Herr Schuster, ja, ja, so ist's. Ich halte auch von Ihnen sehr viel. Gleiche Brüder, gleiche Kappen, pflegt der Volksmund zu sagen. Bei uns sind die Kappen: 20 Markstücke. Ich alter Haderlump und Sie alter Karotteur, der stets meinen Hals zuschnürt mit seiner Faust, daß jetzt schon aus meinen herausquellenden Augen die Goldstücke purzeln. [. . .] Unermeßlich habe ich über unsre „gemeinsamen Bestrebungen“ lachen müssen: 20 Markstücke in alle Ewigkeit. Gewiß, es war sehr lieb von Ihnen, so früh wie möglich die Korrektur zur 19. Auflage der Kriegsnovellen zu senden; dann hätte aber doch auch gleich der Druck angehn müssen. So mußte ich deswegen, weil Sie mit Ihrer bekannten langen Peitsche dahintersaßen, Blut schwitzen. [. . .]

Jetzt kimmt a Freid: Ich habe die letzten drei Nächte (das tue ich sonst nie: Sie wissen, ich gehe stets neun Uhr zu Bett) verwandt für den Roman (Feile), und bin schon bis zur Hälfte gekommen. Ist die Feile durch, dann erst (vom 1. Februar an) die Abschrift. Aber Sie Unbegreiflicher! Was denken Sie sich denn eigentlich: vier Stunden täglich zu diktieren ist ja eine Unmöglichkeit für mich! Besonders der Zeit wegen. Wie soll ich denn Zeit finden! Täglich vier Stunden Zeit! Ich muß dringend bitten, was denken Sie sich davon. Sie wissen es jetzt: der Roman kostet mich vorher schon 2000 Mark. Es ist ja zum Kopfabschlagen, daß ich mein Schindluder von Roman (Donnerwetter, passen Sie und ich mal auf! Darüber, daß wir einen Absatz von 250 000 Exemplaren noch in diesem Jahre haben, müssen wir uns auch mündlich unterhalten) erst an die Zeitschriften und Zeitungen geben muß. Ich breche mich bei dem Gedanken! Aber es geht nicht anders. Ich kann als armer Kesselflicker diese 20 000 Mark nicht entbehren. Und 20 000 Mark sind es mindestens. Dann kommt Ihr kleines von 5000 Mark hinterher. Nun:

Bis zum 1. Februar bin ich fertig mit der Durchsicht. Dann: vom 4. Februar: Schreibmaschiene (oder Schreibmaschine ohne „e“?). Da geht ein beständiges Erbrechen bei mir los. Also ich denke: bis 15. März. Dann meine neue Durchsicht: 90 Fehler auf jeder Seite. Unaufhörliches Erbrechen meinerseits. Diese meine noch dazu erste Durchsicht rechne ich bis 1. Mai oder 15. Mai. Dann: An drei, vier Freunde muß ich alle (also fünf bis sechs!!!) Typexemplare für meine Freunde durchsehen (es waren doch 90 Fehler auf jeder Seite)!!! Dann bekomme ich davon Nervenfieber und den schwarzen Tod zugleich. Nun von meinen Freunden zurück: Da muß ich wieder die Typexemplare zurechtmachen, und das geht erst an Sie. Nachdem ich Ihnen dann erst ein gerichtliches Formular zur Unterschrift vorgelegt (sonst verramschen Sie gegen einen kleinen Preis unter der Hand den Roman) habe: dann erst drucken Sie den Roman, und dann erst geht für mich die Korrektur los. Ist dann endlich alles in Ordnung (etwa im September): dann erst gehen die

Digitized by Google

betreffenden gedruckten Exemplare an die Zeitungen und Zeitschriften. Und dann erst kommt die Buchform. O mein Gott.

Für den ganzen zweiten Teil (jeder Teil hat 25—30 Bogen): meine Kriegstagebücher: hoffe ich allein schon 40 000 Mark zu bekommen! Voilà der ROMAN! (An R. Schuster, 12. 1. 08)

Ich verlor im Mai dieses Jahres:
1000 Mark für den Katalog von „Nord und Süd" (Schottländer), weil Av. dagegen war.

Ich verlor im April und Mai dieses Jahres:
9000 Mark, weil ich zwei großen Kabaretts absagen mußte, aus „künstlerischen" Gründen. Da muß man selbst Frau und Kinder verhungern lassen.

Ich verlor jetzt:
40 000 bis 60 000 Mark, weil keine Zeitung und keine Zeitschrift meinen Roman zum Abdruck genommen hat: weil — „Fortsetzung folgt" unmöglich ist.

Ich verlor in dieser Zeit mindestens:
60 000 bis 80 000 Mark, weil, außer daß sie mir Kosten gemacht haben (Reise und viertägigen Aufenthalt in Berlin), meine beiden Dramen nicht durchgedrungen sind.

Summa summarum: etwa in zwei Monaten 120 000 bis 140 000 Mark. Nun? (An Gustav Falke, 18. 6. 08)

Rundschau

Deutsch-Italisches

Allgemeineres

Albrecht Dürer trat vor Gottvater. Er hatte eine Tafel in der Hand, dergleichen er vorher nicht gemalt hatte. „Ich mochte schier verzagen / Vor großer Angst vergehn, / Als ich mit deinen Augen / Herrgott die Welt tat sehn", sagte er.

Das ist ein echter Künstlertraum. Isolde Kurz erzählt ihn von Hildebrand. Man glaubt Gottvater mit dem wallenden Bart auf dem Weltenthron zu sehn, wie er Dürers Tafel ansieht wie einer, der in eigene Vergangenheit zurückdenkt. Und Dürer vor ihm wie ein großes Kind, fast schüchtern und wie erschüttert mehr als wie stolz auf seine Arbeit, obwohl auch davon etwas in seiner Haltung liegt. Und das Bild, wie die Berge sich in die Höhe biegen und die Wolkenfetzen hinfliegen wie vor dem Andrang des untenaufwühlenden Erdgeists.

Aber wie kommt Hildebrand dazu, Dürer zu träumen? Isolde Kurz, die aus einer dreißigjährigen Bekanntschaft sehr artig über Florenz und Deutsch-Florentinisches plaudert,* hat in ihrem Buch manches von Böcklin erzählt, das unmittelbar aus seiner Person und seinem Werk einleuchtet. Und manche andere, von denen sie spricht, treten sehr gegenständlich uns entgegen. Dieser Hildebrand ist mir ein Rätsel geblieben. Daß er aus einem Hause von alter Kultur stammt (sein Vater Nationalökonom, einer der Achtundvierziger aus der Paulskirche), glaube

* Florentiner Erinnerungen (München, Georg Müller, 1910).

Digitized by Google

ich; daß ein künstlerisches Ingenium — mag es gerichtet sein, wie es will — im Gymnasialbetrieb keine Förderung erleben kann, glaube ich mit großer Innigkeit. Aber daß der Schöpfer der abgeklärten und flüssigen Hildebrandschen Florentinismen in Deutschland als ein völlig naiver und voraussetzungsloser Genius aufwächst und nach Rom zu Marées kommend, arbeits- und kampflos in lichtgeborener Vollendung das in sich findet, was Marées vergeblich zu erkämpfen sucht, daneben aber in seinen Nächten Dürer träumt und in seinen Mußestunden das „Problem der Form" schreibt — das ist mir ein vollendetes psychologisches Rätsel.

Isolde Kurz sagt in einer feinen Schilderung von Florenz über die Wirkungen, die die Stadt auf den ausübt, der sich ihr ergibt: „Langsam verfeinert sich das Stilgefühl bis zur Unduldsamkeit und schafft beim Anblick jedes Erzeugnisses einer unreiferen Kultur Qualen, von denen der Außenstehende keine Ahnung hat. Nur in Gesellschaft der Toten scheint das Leben noch lebenswert. Aber die Toten sind grausam, besonders gegen den schaffenden Künstler. So mancher legt sich als demütiger Schüler zu ihren Füßen, der daheim Gewinn und Ehren erringen könnte oder schon errungen hat, und wird von ihnen ausgesogen und weggeworfen."

Die Bemerkung enthält Wahrheit nach zwei Seiten. Einmal ist es wohl wirklich nicht sowohl das spezifisch Italienische, was Florenz zu einer so guten Schule des Geschmacks macht, sondern es sind „die Toten", es ist die machtvolle Kultur, die vergangen ist, die auch in Deutschland ähnlich wirkt, überall, wo sie noch zusammenhängend genug auftritt, um ein Lebenswort sprechen zu können. Nur gibt es eben in Deutschland kein Stück Vergangenheit mehr, das in solcher Breite noch lebt. Dann aber anderseits wird, während man jenes einsaugt, in, mit und unter ihm das spezifisch Undeutsche, Italische darin wirksam, und das, scheint mir, ist es, was unsre Künstler ungünstig beeinflußt und fast allen (nicht nur den ganz Schwachen) einen Zug von Heimatfremdheit ins Antlitz gibt.

Wenn Isolde Kurz gelegentlich den hübsch gemachten Scherzreim ihres Bruders, des Arztes, anführt: „Ich floh und ich fliehe vor einem Dichter / der nennt sich Jean Paul Friedrich Richter. / Ich floh und ich fliehe noch viel weuter / Vor einem Schreiber, der heißt Fritz Reuter", so ist es wohl nicht ganz zufällig, daß das gerade zwei typisch un-anitalisierte Deutsche sind. Es ist mir leider ziemlich gewiß, daß im Grunde des Herzens der meisten dieser italienischen Deutschen auch Dürer und Rembrandt keinen aufrichtig verehrten Altar haben: „Ich floh und ich fliehe vor einem Schmierer / Der stammt aus Nürnberg und nennt sich Dürer. / Ich floh, und ich muß noch weiter fliehn / Vor einem Klexer, heißt van Ryn."

Böcklin hat in Sachen Rembrandts bekanntlich in Tat und Wahrheit so ähnlich gefühlt. Aber er liebte freilich dafür die Altdeutschen mehr als die Italiener.*

* Bei Gelegenheit Böcklin noch eine Kleinigkeit: Wer den allmählich nun oft genug gehörten Lobgesang auf die „pietätvollen deutschen Hände", in welche die Villa Böcklin nach des Meisters Tode gefallen ist, sowie auf den letzten

Digitized by Google

Er ist schließlich auch eine titanischere Natur als Hildebrand und hat sich vom Italismus nicht ins Innerlichste seiner Kunst hineinreden lassen. Hildebrand ist im Kloster San Francesco Renaissancemensch von Herzen geworden und hat das Dürermäßige, das ursprünglich in ihm gewohnt haben mag, nur noch in seinen Träumen und vielleicht in jenem gesetzgebenden Buch — wenigstens in dessen Stil oder sozusagen Duft — zu erleben vermocht.

Schließlich sei noch etwas sehr Merkwürdiges in bezug auf den Einfluß der alten Kultur von Florenz erwähnt, das psychologisch das Wichtigste ist. Von denen, welche Florenz „abmachen", auch wenn sie etwas mehr daranwenden, als jener, welcher sagt: „Vier Stunden Florenz, — herrlich! — alles gesehn!" spricht Isolde Kurz in jenem Zusammenhang natürlich nicht. Sondern von denen, die hier einige Jahre leben. Aber wie steht es da mit den Florentinern selbst, die ihr ganzes Leben lang unter diesem Einfluß bleiben? Weshalb hört man nichts von großen Florentiner Künstlern der Neuzeit? Weshalb ist die moderne Abteilung der Accademia so minderwertig, daß eine Provinzialstadt zweiten Ranges in Deutschland sich schämen würde, eine solche Galerie zu haben? Weshalb hat Florenz, als es die eigentliche Altstadt, von der Isolde Kurz eine schöne Schilderung gibt, mit ihren unübersehbaren Verbrecherwinkeln niederriß, den Markt, seine Kolonnaden, seine Bildsäule nicht nur mit entfernt, sondern auch durch diesen greulichen Spektakelplatz ersetzt, an dem die Fremden Kaffee trinkend sitzen in der Meinung, Florenz zu genießen? Weshalb entwickelt sich überhaupt zurzeit alles ins Protzenhafte? Weshalb also wirkt der altflorentiner Geschmack auf die Florentiner selbst so wenig? Es scheint mir mancherlei hierüber zu sagen, besonders aber dies, daß die Gewohnheit auch der stärksten Anreize Herr wird. Florenz vermag auf anders erzogene Deutsche bis zur Unterjochung stark zu wirken. Auf die Florentiner wirken fremde Protzenhaftigkeiten stärker als das, was ihnen bis zum Überdruß bekannt und eingeübt ist. Die Antike hat in der Renaissance als Kontraststimmung diese spannungsvolle, elektrisch in die Höhe reizende Wirkung ausgeübt. Ganz ähnlich wie vorher erst die christliche Aszese und dann die indisch-arabische Phantastik auf die jugendliche germanische Welt.

Hierin liegt ein psychologisches Gesetz verborgen, das des Studiums unsrer Pädagogen sehr wert wäre, und dessen Unkenntnis leider das Fundament unsrer Gymnasialpädagogik ist.

Georg Stolterfoth

Pinsel, der noch da liegt, wo der Meister ihn niedergelegt hat, weiter singen will, der sollte vielleicht zur Orientierung der deutschen Florenzfahrer hinzufügen, daß der häßliche Turm, der heute den Charakter der Böcklinvilla für den Beschauer bestimmt, nicht aus Böcklins Zeit stammt, sondern aus der der pietätvollen Hände.

Vom religiösen Leben

Religion und Sozialismus

„Mit dem Klassen- und Massenintereſſe allein lassen sich soziale Institutionen, Werke der Solidarität nicht schaffen.... Die gemeinschaftbildende Kraft sozialistischer Ideale ist offenbar nicht ausreichend; sie muß durch eine tiefreligiöse Überzeugung verstärkt

Digitized by Google

werden... einen unerschütterlichen Glauben an die Güte und Gerechtigkeit der Sache, eine starke Liebe zu den Menschen, denen die Arbeit gilt, eine große, zu allen Opfern bereite Begeisterung.“ Dieses Bekenntnis legt „auf Grund vieler Beobachtungen und Erfahrungen speziell auf dem Gebiete der Genossenschaftsbewegung“ Hans Müller — das Wo ist wichtig: in den „Sozialistischen Monatsheften“ (16, 26) ab.

Literatur

Falke

Wie Dehmel läßt nun auch Falke seiner ersten billigen, für Propagandazwecke berechneten Gedichtzusammenstellung eine reichere, repräsentative Auswahl aus seinem lyrischen Gesamtgut folgen. Sie ist von dem Wiener E. O. Czeschka ausgestattet (außen mit schöner Schlichtheit, innen mit aparter, durch ihre Raffiniertheit mit Falkes Art stark kontrastierender Kunst), bei Alfred Janssen (Hamburg) erschienen, kostet fünf Mark und heißt: „Die Auswahl“. Wir wollen den Artikel in diesem Titel nicht überstark betonen, nicht umständlich nachprüfen, welche Gedichte uns zu fehlen, nicht den Finger auf die legen, welche uns für *den* Falke überflüssig scheinen; wollen vielmehr die Auswahl zum willkommenen Anlaß nehmen, der Erinnerung den Freibrief zu geben und so zu durchdenken suchen, was uns Gustav Falke war und damit, was er uns ist.

Nichts charakteristischer für die Wertung, die ein Dichter genießt, als die ersten mehr oder minder unwillkürlichen Reaktionen, wenn unvermittelt in einer Gesellschaft literarisch interessierter Männer und Frauen sein Name fällt. „Dehmel“ sagt einer — im nächsten Augenblick — man beachte sich und andere — sieht man starke, weitausgreifende, hastige Gebärden und Worte folgen, groß, laut überbetont: Lodern — Sinnlichkeit — Weib — mächtig — Wille — Glut — Welt. „Liliencron“ — helle Freude überfliegt die Züge, die Herzen schlagen höher, ein Lachen klingt auf; der trommelt, dem Blutrhythmus nachgebend, mit den Fingern auf der Tischplatte, dem zuckt es in den Füßen und ein Wort jagt hinter sich selber her: Leben! Leben! „Gustav Falke“ — verlegne Stille, auf den Gesichtern Gönnerhaftigkeit, Nachsicht und die Worte, selbst die anerkennendsten mit Entschuldigungsbeiklang, tröpfeln: Nun ja! — innig — eng — Frau — klingen — Haus — Kinderliebeldichter — süß — Herdfeuer — semmelblond — Lyrik zum Hausgebrauch. Einer aber sitzt abseits und schweigt; auf seinem Gesicht liegt ein sonniges Lächeln. Hörte er die Worte, schlösse ihm Scheu nicht den Mund, er würde etwa sagen: Ihr habt ja recht. Falkes Welt ist nicht groß. Es ist die des traulichen Daheim des Bei-sich-selberseins. Wozu laute Worte, große Gebärden, wo der leiseste Anruf, wo Blick und Wunsch ausreichen? Es ist Stille in dieser Haus-Welt; viel Stille. Aber die Stille klingt! Wie läßt sich's in ihr auf sich selber horchen! Wie läßt sich's träumen mit ihr! Eine Frau — wohl uns, daß wir aller Romanschreierei, aller Versaufreizung zum Trotz ihrer noch Hunderttausende haben! — hütet die Stille. Ergeben, leise, treusorgend. Zerreißt Kinderlachen sie für ein Weilchen: doppelt klingt es hinterher. Und das Gärtchen am Haus! Gab euch einer wie Falke sein Grünen und Blühen, sein Leuchten, sein Leiden? Dahinten aber — lärmt nur nicht! — dahinten braust, in Versen eingefangen, auch hier die große Welt. Eng? Klein? Ihr habt ja recht. Aber glaubt ihr, daß

Digitized by Google

Falke das nicht weiß? Besser weiß als ihr, daß er für seine Stärke den Mangel an starkflutendem farbigem Leben als Preis zahlen mußte? Habt ihr vergessen, was er im Rückerinnern einem geliebten Menschenkinde als letztes Wort auf den Weg gab:

„In meinen Versen weint und lacht,
was mir mein Leben reich gemacht..
Auch du blickst wohl darauf zurück;
und war's dir auch kein großes Glück,
war's doch vielleicht, mag's wenig sein,
ein Wegestreckchen Sonnenschein."

Seid ihr so reich an Glück, daß ihr — und ist's auch wenig! — das Wegestreckchen Sonnenschein nicht mehr zu achten braucht? Und dann: Habt ihr vergessen, mit welcher Inbrunst Falke hinausverlangt, wie auch er Leben umarmt hat; daß das Stillesein etwas — uns zum Glück — Gewordenes ist; daß die Innigkeit, die Erhobenheit über den lauten Tag mit Schmerzen errungen wurden, daß sie ein lebensnotwendiges Ergebnis darstellen und nicht zum Beginn als ein Fertiges, Verfrühtes dastanden? Lebt nur einmal das „Aus dem Takt" — kein lieberes Gedicht weiß ich mir von Falke — nach:

„Mein Weib und all mein holder Kreis,
mein Kind und all mein lachend Glück,
ich rühre an die Saite leis,
wie hell klingt es zurück.

Nur manchmal, wenn von ferne ich
die großen Ströme rauschen höre,
wenn sich der vollern Lebenschöre
ein Ton in meine Stille schlich,
schrei laut ich auf und hebe Klag:
mehr Licht, mehr Licht, nur einen Tag!

Und blutend leg ich, abgewandt,
mein Herz in eure Liebeshand,
bis es von aller Angst entbunden
und wieder seinen Takt gefunden,
den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.
Herddämmerglück, Herddämmerlicht."

Lebt es nach! Und ihr wägt, wenn ihr erschüttert das Werden gewahrt, wenn euch die schmerzhafte Notwendigkeit in ihm aufgegangen ist, eure Worte besser. Ihr ehrt und achtet, was nun ist. Nun! Denn es war nicht immer so. Da war die Zeit, wo Falke ein stundenlaufender Klavierlehrer war, wo er um Hunger, um Feinde und hochgehängte Kränze bat, den Gläubigern sein Abseitssein, seine Einsamkeit, seinen zornigen Stolz dankte; die Zeit, wo er das „Geld, wenn ich's hätte!" zu einer bitterlustigen Narretei nützte, wo die Sorge die knarrende Stiege hinaufschlich, das Grauen umging, wo er den knirschenden Haß mit der Schmerzfalte sah; war die Zeit, wo er aufschrie: „Deutschland, ich soll dich lieben und läßt deine Dichter hungern, von Tür zu Tür sich schieben und lungern?", wo er sich zu dem: „Die Peitsche euch!" aufreckte. Das alles war. Und da es war, ist es in Falkes Versen — Gelegenheitsgedichten im Goetheschen großen Sinn wie wenige — noch heut. Und dann die Liliencronzeit! Lest einmal die köstlichen Verse von den zwei Schelmen, die an einem Galgen hangen müssen, das „Herr Wirt, heut hab ich zwei Zehner im Sack" oder „Es reicht nicht" oder „Trommler, laß das Kalbfell klingen" jemanden vor, der die Gedichte nicht kennt! Er wird sicher nicht auf Falke kommen. „Nein, er wird Liliencron sagen; das ist ja eben das für Falke Kompromittierende." Mit Gunst: Kompromittiert wird allenfalls der Hörer durch seine Unkenntnis des frühen Falke. Und

Digitized by Google

dann: Ist es nichts, daß Falke sich so von einem Lebensgenossen befruchten lassen konnte? Hunderte haben's ihm gleich im Ton des Meisters versucht und ihre Gedichte — mit Verlaub — stinken nach Liliencron. Darum: es ist eben doch, seht nur genauer zu, Gustav Falke, der aus ihnen spricht; freilich ein Gustav Falke, den die wenigsten kennen, und an den die Neunmalweisen, die ihn — wie alles! — kennen, hübsch vorbeisehen, damit sie ihr Bild auf einen Zug abstimmen können. Soll ich noch von Falkes Humor sprechen? Von den Kinderliedern? Den lustigen plattdeutschen Gedichten? (Auch hier wieder ist den Einfachsehern das mächtige: „Wat brüllt de Storm? De Minsch is n Worm!" im Wege.) Von den Balladen, die gewiß nicht feurig, farbensatt, lebengesättigt wie die Liliencrons sind und doch prächtige Stücke bergen; wie Hans Hauner-land, der den Walnußbaum nicht durch den Schlund kriegen konnte, wie Hans Sporck („Den Duiwell ook, Majestät, de hatt dat dahn!"), wie den Trommelgrafen? Soll ich — nein ihr sollt. Sollt nicht vorschnell urteilen, sollt euch hineinversenken, sollt der stillen Kunst mit Stille begegnen, sollt das „Wegestreckchen Sonnenschein", das Falkes Lyrik euch spenden kann, suchen.

So etwa würde der abseits Sitzende mit dem Lächeln auf dem Antlitz sprechen, hätte er die leichtgewichtigen Worte der Schwätzenden gehört. Jetzt aber muß man ihn anrufen: „Nun, Sie Falkeschwärmer?" „Schwärmer?" „Man las es ja auf Ihrem Gesicht!" „Schwärmer? — —?" „Klammern Sie sich nicht an ein Wort. Also was ist Ihnen Falke?" — Er sucht nach Worten. Scheu läßt nicht aufkommen, was er sagen möchte; und billige vorschieben? So schweigt er auch jetzt. Man springt ihm bei: „Ist Dehmel etwa nicht wuchtiger?" „Ja." „Liliencron nicht prächtiger?" „Ja! Ja!" „Nun wie ist denn Ihr Falke?" „Sonniger — inniger." „Ziehn Sie's doch zu einem Wort zusammen: Sinniger." „Wenn Sie's recht verstehen wollen, ja: Sinniger." Man lacht. Nach wenigen Minuten, das Gespräch ist auf Heinrich Mann übergesprungen, sitzt der Aufgescheuchte wieder mit seiner Erinnerung allein und denkt Falkescher Verse. Auf seinem Gesicht liegt ein sonniges Lächeln.

Hans Franck

Heimatzeitschriften

Es bedarf hier keiner Erörterung, wieviel Kraft in unserm deutschen Kulturleben durch den Mangel an Verständigung zwischen „Provinz" und „Zentrum" vergeudet wird. Die „Zentren" entbehren ohne die Mitarbeit, das Mitleben der Provinz des Rückhalts und der natürlichen Kraftquellen; die Provinzen ohne den Zusammenhang mit dem Ganzen oft die Richtung aufs Ganze des nationalen Lebens. Zwischen Kopf und Gliedern haben in einem gesunden Organismus richtig funktionierende Nerven zu vermitteln. Glieder und Hirn sind beide schöpferisch, beide empfangend, und im Schaffen wie im Empfangen aufeinander angewiesen. Die Publizistik kann man ohne allzuviel Gewaltsamkeit einem vermittelnden Nervensysteme vergleichen. (Man kann vielleicht sogar ihren Wert nach der biologischen Richtigkeit, mit der sie „motorische" und „sensorische" Reize vermittelt, beurteilen.) Wenn dieser Vergleich nur irgendwie gilt, dann ist er zumal auf die Heimatzeitschriften anwendbar. Ihre Aufgabe teilt sich

Digitized by Google

durchaus in eine von außen nach innen und von innen nach außen vermittelnde Tätigkeit. Sie suchen für die heimatlichen schöpferischen Kräfte die Verknüpfung mit dem allgemeinen deutschen Kulturleben und sie wenden die breiten Erfahrungen und Wünsche des großen öffentlichen Denkens, Fühlens und Wollens auf die besonderen Verhältnisse der Heimat an. Damit dienen sie ebenso der Heimat wie dem Leben „draußen". Ihren Mittelpunkt suchen sie meist in der Idee des Heimatschutzes, doch sind damit ihre Aufgaben keineswegs erschöpft. Volks- und Trachtenkunde, Geschichte und Kulturgeschichte, literarisches, künstlerisches und wissenschaftliches Leben der Heimat gehören in ihren Umkreis. Die Gefahren, die hier erwachsen: Überschätzung des Nahen, Förderung des Dilettantismus, werden am glücklichsten dort vermieden, wo man die Aufgaben, die die Heimat stellt, den großen sozialen, wirtschaftlichen, geistigen Bewegungen unsres allgemeinen deutschen Kulturlebens eingliedert; wo also etwa organisierte Volksbildungs- und Wohlfahrtsbestrebungen sich um die Zeitschrift sammeln.

In diesem Sinne arbeiten die „Schlesischen Heimatblätter", „Hannoverland", „Niedersachsen", „Die Oberpfalz", die „Gemeinnützigen Blätter für Hessen und Nassau", „Aus dem Posener Land", und andere. Wie auch jeder Ungebildete sein Lokalblatt liest, so sollte jeder Gebildete im Deutschen Reich auch das Heimatblatt seiner Provinz lesen. Lesen wirklich alle Schlesier unter uns die trefflichen Hirschberger „Schlesischen Heimatblätter", alle Hannoveraner das „Hannoverland" usw.? Und doch ist's ihre Sache, die in solchen Zeitschriften mitgepflegt wird, ohne Ausnahme mit Opfern an Arbeit und Geld, die Geschenke der Herausgeber an die Heimat bedeuten. Es wird Zeit, daß man sich auch seiner Pflichten gegen diese schöne Bewegung bewußt werde — ehe es zu spät dazu ist.

Eine Bedeutung besonderer Art erlangen solche Organe dort, wo Deutsche in der Diaspora wohnen; denn diese Grenz- und Auslandbeutschen bedürfen in besonderem Maße, auch in besonderer Art der Verknüpfung mit ihrem Zentrum, dem Reiche: geht es doch bei dem Kampfe, den sie um ihre nationale Existenz an vielen Stellen zu führen haben, nicht nur um ihre eigene Sache, sondern auch um die des Deutschtums überhaupt. Das geistige und kulturelle Leben an solchen Grenzposten wird durch den ständigen Kriegsdienst auf der einen Seite schwer gehemmt: es bedarf notwendig der Ermutigung und Stärkung vom „Reiche" aus. Auf der andern Seite aber erwachsen ihm aus jenem Kampfe auch besondere Kräfte, Einsichten, Erfahrungen, mit denen es sehr wohl auch den Schatz deutschen Kulturlebens- und -schaffens zu bereichern vermag. Es muß immer wieder betont werden: nicht allein um zu geben, auch um zu empfangen sollte man sich im „Reiche" mehr mit den Deutschen „draußen", vor allem in Österreich, beschäftigen. Die Möglichkeit, das eigene Volkstum in völlig fremden und zum Teil sehr problematischen Verhältnissen kennen zu lernen, wird noch immer nicht ihrem vollen Werte nach genützt. Die österreichischen politischen Wirren lenken alle Aufmerksamkeit auf sich und von der starken positiven Arbeit ab, die gerade in den politisch heißesten Teilen Deutschösterreichs geleistet wird. Gerade in Siebenbür-

Digitized by Google

gen und Deutschböhmen sammeln sich die geistigen Bestrebungen in zwei über die Heimat hinaus wertvollen Zeitschriften: der „Deutschen Arbeit“ und den „Karpathen“. Von den inneröstterreichischen Ländern leistet allerdings nur Tirol etwas Ähnliches, während die nordwestliche Ecke von Deutschböhmen noch im besondern durch „Unser Egerland“ vertreten ist. Eine durchaus maßvolle, von den politischen Parteiwirren sich fernhaltende Verteidigung des heimischen deutschen, in jahrhundertelanger Kulturarbeit festgewurzelten Volkstums und seiner geistigen Lebensinteressen ist ihrer aller vornehmste Aufgabe. Mit ihrer Erfüllung sind sie auch zu jener anderen Aufgabe berufen, von der wir ausgegangen sind: zur Vermittlung zwischen dem deutschösterreichischen und dem reichsdeutschen Kulturleben. Doch tut's da der gute Wille nicht allein: man lese jene Blätter mehr im Reich! J. L.

Theater

Auch ein Anschauungsunterricht

In der Münchner Altstadt fand ich im Schaufenster einer kleinen Buchhandlung folgendes Plakat:

Nur dumme Menschen lesen solche Schundromane! Das Geld ist direkt auf die Straße geworfen. 100 Hefte à 10 Pfg. 10.— Mark.

Was schafft sich ein denkender Mensch für 10.— Mark an? 1 gute Klassikerausgabe M. 6.—, 1 Band Dichtergedächtnisstiftung M. —.55, 2 Wiesbadener Volksbücher M. —.25, 1 Hesses Volksbücher M. —.80, 1 Fremdwörterbuch M. 1.—, 1 Krankenversicherungsgesetz M. —.80, 1 Invalidenversicherung M. —.60. M. 10.—.

Das Prinzip solcher Gegenüberstellung (nicht diese Liste) hat der Dürerbund durch sein „Heb mich auf!“ verbreitet. Aber unser Buchhändler macht es anschaulich. Unter dem Plakat liegt links ein dickes, verschnürtes, ziemlich schmieriges Paket, der Kolportageschund: „Der Scharfrichter von Magdeburg oder die Opfer des Schafotts.“ Rechts stehen auf einem kleinen Bücherbrett, sauber gebunden, die bezeichneten Bücher, eine verlockende kleine Hausbibliothek. Man kann für eine andere Auswahl sprechen, durch die der Betrag von zehn Mark noch günstiger für die Belehrung, Geschmackserziehung und Unterhaltung ausgenützt würde: aber ist dieser praktische Anschauungsunterricht nicht hoher Anerkennung wert? Zeugt es nicht von ausgezeichneter Menschenkenntnis, wie unser Buchhändler seinem Schaufensterpublikum den Unterschied zwischen Wert und Unwert vor Augen führt? Und ist sein Beispiel nicht nachahmenswert?

E. F.

Gerhart Hauptmanns „Ratten“, Stuckens „Lanzelot“, Andrejews „Studentenliebe“

Berliner Theater

Gerhart Hauptmanns neue Berliner Tragikomödie „Die Ratten“ sollte ursprünglich ein Roman werden. Und diese Kunstform des epischen Nebeneinander, der episodischen Breite und des verweilenden Tempos schimmert in der Buchausgabe des Dramas (Berlin, S. Fischer) weit mehr noch durch, als sie es in der Erstaufführung des Lessingtheaters tat: die Praxis der Proben hatte dort das Rankenwerk der Reden namentlich gewisser Nebenpersonen vielfach gestutzt, und — was sich als besonders gescheit erwies —

Digitized by Google

ein paar glückliche neue Wendungen hatten das von allerlei Trübungen sehr gefährdete Hauptthema zum Schluß noch einmal stark und klar herausgehoben.

Dies Hauptthema ist die Tragikomödie, besser noch die Komitragödie einer gesunden Frau aus den Berliner Volkskreisen, die wider den Willen der spröden Natur, mehr noch ihrem kindernärrischen Mann als ihrem eignen Zärtlichkeits- und Sorglichkeitsdrange zuliebe, auf ihre älter werdenden Tage Mutterfreude und Mutterstolz genießen möchte. Von einem polnischen Mädchen, das von dem Kind in ihrem Leibe ganz und gar nichts wissen will, läßt sie sich das heimlich geborene in Pflege geben, gleich mit dem festen Vorsatz, es als ihr eigenes aufzuziehen. Ihr Adalbertchen, das vor ein paar Jahren da war, hat sich nach acht Tagen schon wieder davongestohlen; eine neue Hoffnung hat sie eben einsam und still für sich begraben müssen — soll sie ihrem wochen- und monatelang weit von ihr entfernt arbeitenden Mann, der bei aller Biederkeit sowieso manchmal Gelüste der Freiheit verrät, jetzt schreiben, mit dem Kinderglück sei es ein für allemal aus und zu Ende? Nein, komme, was da wolle! Mit jener elementaren Energie, die den volkstümlichen, um Frauenstolz und Mutterschaft kämpfenden Figuren Hauptmanns eigen ist, setzt Frau Maurerpolier John ihren Entschluß durch. Als der Mann heimkommt, findet er das Würmchen sauber gebettet im Kinderwagen, und die beiden freuen sich wie ein in Liebe und Anhänglichkeit verjüngtes Paar auf den fröhlichen Lebenspfad, der sich jetzt mit Kinderlallen und Zukunftsfreude vor ihnen auftut.

Aber mittlerweile sind auch in der rechten Mutter die natürlichen Gefühle, verquickt freilich mit allerlei praktischen Erwägungen, erwacht; sie bringt bei der Stellvertreterin ins Haus, verlangt das Kind zurück und bedroht die Pflegemutter mit dem Verrat des Geheimnisses. Ein Kampf zwischen der rechten, pflichtvergessenen und der unrechten, aufopferungsvollen Mutter beginnt, der dem zweiten Aufzug zu einer wirkungsvollen, von innen herauf schöpfenden Dramatik verhilft. Konnte es bis dahin zweifelhaft sein, ob sich die Handlung mehr zum Tragischen oder Komischen wenden werde, so ist mit dieser Szene ihr weiterer Lauf entschieden — leider auch das immer stärkere Umsichgreifen des Kriminalistischen, das von vornherein sein Wesen trieb. Die ehrbare Frau Maurerpolier hat nämlich einen Bruder, ein verkommenes Individuum, das schon lange mit einem Fuß im Zuchthaus steht. So sehr ihr Mann gegen die Gemeinschaft mit dem Burschen wettert, sie kommt halb aus Mitleid, halb aus dumpfem Gemeinsamkeitsgefühl nicht von ihm los. Als es nun vollends gilt, sich das polnische Mädchen und ihre gefährlichen Mutterschaftsansprüche vom Leibe zu halten, glaubt sie die Hilfe dieses verwegenen Burschen nicht entbehren zu können. Den Auftrag, das Mädel zu beschwichtigen, versteht er falsch: in der gewitterschweren Frühe eines Maitages liegt es, von seinen brutalen Händen ermordet, stumm und kalt unter einem Fliederbusch an der Spree.

Starr vor Entsetzen, mit zu Tode erschreckten Augen steht die Frau vor diesen Konsequenzen ihrer aus lauter Zärtlichkeit und Glückverlangen geborenen Lüge, Doch noch einmal rafft sie sich mit

Digitized by Google

aller Energie eines robusten Gewissens zusammen: das Kind muß ihr bleiben, es wird Gras über das Verbrechen und seine Zusammenhänge wachsen, ihr Glück wird sich behaupten. Aber die Entdeckung des Betruges, einmal in den Händen der Polizei, schreitet weiter fort. Es kommt alles an den Tag, es nützt kein Leugnen und Versteckspielen mehr. Ihr Mann, den sie mit dem Kinde halten, von neuem fester denn zuvor an sich und das Haus fesseln wollte, wendet sich, in seinem Reinlichkeitsbedürfnis ins Innerste angeekelt, von ihr ab; das Kind, das sie in der Raserei ihrer Verzweiflung an sich zu nehmen sucht, wird ihr im letzten Augenblick entrissen. So stürmt sie allein davon, scheinbar um ein schnelles Ende mit sich zu machen, während die Rufe des Mannes: „Mutter! Mutter! Jebt uf Muttern acht!“ ihr vergeblich nachhallen. Das letzte Wort spricht — nicht in der Buchausgabe, aber in der Bühnenform — eine gutmütige, zum Friedenstiften herbeigeeilte Bürgersfrau, die eben selbst vor dem Schicksal steht, ihr blutjunges Töchterchen wider ihre bessere Einsicht an einen Sei- und Habenichts zu verlieren: „Was weiß denn so ein Mann, was eine Mutter ist!“

Auf dieses Gefühl ist das Stück in seiner Grundmelodie gestimmt, ihm verdankt es seine tieferen seelischen und allgemein menschlichen Schönheiten — Schönheiten, die so zäh, ungefüge und spröde sind, daß sie aus der Schale nicht recht herauskommen, die uns aber dennoch mit ihrem erschreckend nahen und heißen Lebensodem mehr als einmal bange Schauer über Haut und Herz jagen. Was die unselige Rose Bernd zum Vernichtungswahnsinn gegen ihr eigen Fleisch und Blut trieb, das facht in einem andern Alter, einer andern sozialen Lage und einer andern Umgebung, aber aus eng verwandtem Gefühl heraus diese Jette John, geb. Mechelke, zu einem nicht minder unglückseligen Erretter- und Erhalterwahnsinn an. Warum aber sollte aus diesem Stoff durchaus eine Tragikomödie werden? Hat Hauptmann inzwischen die straffe Spannkraft des dramatischen Willens eingebüßt, solche „Lebenssachen“ zu einem aufrechten, festen und runden Stamm aufwachsen zu lassen? Wenn man von diesem Stück auf die Reihe seiner letzten Dramen zurück- und auf seinen Christusroman hinüberblickt, entsteht die einstweilen noch aus Furcht und Hoffnung gemischte Empfindung, er verliere mehr und mehr das eindeutige zielbewußte Sehen und Gestalten des Dramatikers und bilde dafür mehr und mehr jene epische Kunst in sich aus, die Menschen und Dinge fragend, prüfend, wägend zugleich von verschiedenen Seiten zu betrachten liebt.

Hier, in dieser Berliner Tragikomödie, die nur äußerlich an den „Biberpelz“ und seine stumpfere Fortsetzung anknüpft, ist fast aller humoristischer Saft in die Nebenschößlinge einer allzu breit verzweigten Episodenhandlung geströmt. Die Tragödie der erschwindelten Mutterschaft hat von diesem Humor kaum noch etwas abbekommen; er wird aufgesogen von der nur lose damit verbundenen pathetisch-burlesken Parallel- und Kontrasthandlung, die in dem ehemaligen Theaterdirektor Harro Hasenreuter und seinem Anhang ihren Brennpunkt findet. So sehr sich Hauptmann bemüht haben mag, die äußeren Fäden, die jene soziale Unterschicht und diese soziale Ober-

Digitized by Google

schicht zusammenhalten sollen, zu inneren Verknüpfungen zu machen, es bleibt bei einem Nebeneinander, etwa wie im „Fuhrmann Henschel“ zwischen Siebenhaar und seinen Kellerbewohnern, ja die Ungeschicklichkeit der Szenenführung, das immer wiederholte Verstecken der Personen vor andern, die dazukommen, aber isoliert bleiben müssen, das unmotivierte Kommen und Gehen wird durch diese ungleiche Nachbarschaft eher noch vergröbert. Der ganze dritte Akt, den Hassenreuter mit seinen Schülern beherrscht, ist im Grunde nur weitausgesponnene Episode. Ein dramatisches Organisationstalent würde, was davon für die innere, eigentliche Handlung wichtig, bequem im zweiten und vierten zwischen den Szenen haben geben können, vorausgesetzt, daß es nicht überhaupt mit drei Aufzügen ausgekommen wäre. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieser bombastisch gespreizte und doch auf seiner menschlich-geistiger Linie gehaltene Theaterdirektor eine unergiebige Figur wäre. Im Gegenteil! Aber sie beansprucht für ihre im Dienst der beherrschenden dramatischen Idee nötigen Funktionen viel zu viel Raum, und was schlimm ist: bei der Ausmünzung dieses Metalls gerät Hauptmann in die Gesellschaft schnellfertiger Possenmacher, die sich einbilden dürfen, dies ebenso gut oder besser zu können als er. Die Schatten der „Jungfern vom Bischofsberg“ werden wieder wach, und man ist froh, wenn die naturalistische „Muse aus der Mulackstraße“, wie der ganz noch im erhabenen Goethe-Schillerschen Tragödienstil webende Theaterdirektor die Frau Maurerpolier nennt, wieder die Führung übernimmt, mag sich das billige Lachen derer, die „partout“ amüsiert sein wollen, auch noch so verliebt an den andern Figuren festklammern.

Warum eine Tragikomödie dieses Verlaufs „Die Ratten“ heißt, ist nicht leicht zu sagen, obwohl Hauptmann mehrmals einen Anlauf nimmt, den Titel symbolisch zu erklären. Soviel wird klar: der Dichter denkt dabei an das zerstörerische Ungeziefer, das sein unterirdisches Wesen wühlend, nagend, zerfressend unterm Boden unsres Daseins treibt, und den Bau unsers Glückes zu Fall bringt, wenn wir uns nicht rechtzeitig vorsehn. Der brave Maurerpolier erlebt das an dem verlumpten Bruder seiner Frau; dem Direktor, der mit seinem Theaterfundus unter einem Dache mit Krethi und Plethi, Dirnen, schweren Jungen und anderm losen Gesindel haust, nagten die Biester vielleicht die „süße Seide“ an, sein Bestes, seine Tochter, wenn ein guter Stern ihn nicht noch im rechten Augenblick aus dem unterirdischen Dasein, dem der ehemalige Theatergewaltige halb und halb schon verfallen, durch Wiedereinsetzung in sein altes Amt dem oberirdischen zurückgäbe und mit ihm auch den nichts weniger denn robusten Geliebten seiner Tochter, der vorher schon gefährliche Bekanntschaft mit Volksküche und nächtlichen Tiergartenbänken gemacht hatte.

Hauptmann hatte bei der ersten Ausfahrt dieses Stückes eine Bundesgenossin, die nicht vergessen werden darf: Else Lehmann, die Darstellerin der Jette John. Ihr war eine schwere, schwere Last aufgebürdet. Sie sollte in angemaßter Mutterschaft glaubhaft und ergreifend machen, was man für gewöhnlich nur der echten, natürlichen zugesteht; sie sollte über Lug und Trug, Zärtlichkeit und Hingebung, Gefühlsseligkeit und krimi-

Digitized by Google

nalistische Intrige, Verworrenheit, Wahn und Verzweiflung den sichern Weg der Wahrheit und Menschlichkeit gehen. Sie tat es und ward darüber zur Mit- und Weiterdichterin, so daß die Rufe nach ihr sich zu Schluß der fünf Akte mit Recht immer wieder mit denen nach dem Verfasser mischten.

Der Zickzackweg, der dem Dramatiker Hauptmann nun einmal vorgeschrieben zu sein scheint, und der es auch seinen besten Freunden so schwer macht, den künstlerischen Charakter in ihm zu erkennen, hat den Dichter der „Griselda", der „Geisel Kaiser Karls", der „Pippa" und der „Elga" aus dem Reiche romantischer Märchenphantasie zurückgerufen in die Stuben des norddeutschen Naturalismus, darin seine Kunst zuerst allein heimisch und stark zu sein schien. Eduard Stucken geht den Weg strengen, geradlinigen Stils weiter, den sein vor Jahresfrist zuerst aufgeführtes Gralsdrama „Gawân" einschlug. Auch sein „Lanzelot", dessen sich wiederum (in nicht gerade vollendeter Darstellung) die „Kammerspiele" annahmen, ist mehr wort- und verskünstlerische Paraphrase eines altüberlieferten, altgeweihten Stoffes als dramatische Neuschöpfung ererbter Idee und unveralteter Motive. Kultur, Geschmack und Bilderfreude vereinigen sich auch hier wieder, einer endlos langen Kette doppelt gereimter altepischer Verse für ein paar Stunden den Anschein einer dramatischen Angelegenheit zu geben. Und immer, wenn man anfangen will, über die Trivialität einzelner Wendungen, über die Langatmigkeit der Reden und Beschreibungen, über die blutarme Wesenlosigkeit der Gestalten zu zürnen, kommen Haltung und Gebärden eines poetischen Intellekts zutage, die auch dem Ungeduldigsten Respekt abnötigen, Respekt vor dieser Hingebung an einen in seiner mittelalterlichen Mystik erstarrten Kult. Aber ist diese Hingebung für einen Dramatiker der rechte Dienst? Nimmt er dem alten Heiligtum nicht vielmehr etwas von seiner eingebornen Weihe und seinem erprobten Wert, wenn er die Genügsamkeit an der novellistischen Erzählung des Geschehens durch die aufgezwungene Maske der dramatischen Form zerstört? Eine dramatische Dichtung, die so wie diese die Aufmerksamkeit und die bald staunende, bald entsetzte Bewunderung auf das Wort konzentriert, wird schwerlich jemals lebendigen Anteil an der dramatischen Produktion der Gegenwart oder der Zukunft gewinnen.

Die Wort- und Verskunst Stuckens trägt ein romanisches Gesicht, ihr Lyrismus schöpft aus der Bildfülle der mittelalterlichen Gralswelt balladenhaften Klang. Überträgt man diesen erweichten Lyrismus ins östliche, ins modern Russische, so wird er ganz Musik und Melodie. Das kann man bei Leonid Andrejews Schauspiel „Studentenliebe" erfahren, dem das Kleine Theater die mittlerweile zur feinen Spezialität ausgebildete Kunst seiner leisen, sorgsam abgetönten Darstellungsart zuteil werden ließ. Das schwermütige russische Volkslied geht durch diese drei handlungsarmen Akte, die am Ende zwei Enterbte, Stiefkinder des Glückes, den bettelarmen Studenten und die verkaufte Dirne, in wortloser Liebe einander in die Arme treiben. Aber etwas Neues ist hinzugekommen, das die Naivität des Volksliedes in dieser Inbrunst noch

Digitized by Google

nicht kannte: die Güte, das Allesverstehen und Allesvergeben, das erst das soziale Mitleid in die Welt gebracht hat. Tat, Handeln, ein dramatisches Geschehen würden diese Melodie brutal zerreißen; sie lebt allein aus der Geduld, der Nachgiebigkeit, ihr ist wohl nur in dem ebenen Fluß der Stunden, dem sich kein Fels und kein Wehr entgegenstemmt, um Anprall oder gar Überwindungskraft von ihm zu fordern. Einst schien Andrejews junges brausendes Blut gegen den Stachel dieses Rassengebots lecken zu wollen; jetzt hat wohl die große Stille auch ihn unter ihren Bann gezwungen.

Friedrich Düsel

Werningsches

Im 1. Novemberheft hat Heinrich Freſe auf die nachgerade gemeingefährliche Verbreitung der Werningschen sogenannten „vaterländischen Festspiele“ hingewiesen. Direktor Werning ist andrer Meinung darüber, und sehr lehrreich sind seine „Gründe“ dafür. „Ich gestehe zu, daß das Stück seine Schwächen hat; aber seine ganze Anlage ist eine derartige, daß der Text in die zweite Reihe rückt.“ Nämlich: „Die durchschlagende Wirkung meiner Bilderarrangements“ ist „fest und eingewurzelt“. Ja, dann freilich! Wie konnte Dr. Freſe denken, es käme bei vaterländischen Festspielen auch auf den Text an? Hurraschreien, Rot- und Grünfeuer, „Die Wacht am Rhein“ und Nachbars in durchschlagenden Bilderarrangements, das tut's!

Ferner „berichtigt“ Direktor Werning noch, daß bei ihm, „abgesehen von gelegentlichen Mitarbeitern, für Bureau und Lager fünf gut salarierte Herren fest angestellt seien“. Das Geschäft geht. Warum geht's? Darüber teilt er uns etwas mit, das Freſe wohl nicht gewußt hat, das aber neben der Protektion durch Autoritäten und Honoratioren die Verbreitung dieses Rummels erklären hilft. Er weist auf die „großen Reingewinne“ hin (das gesperrt Gedruckte ist immer von Werning unterstrichen), die er „den Vereinen zugeführt habe“. Die Vereine hätten, behauptet er, während der fünfzehn Festspieljahre 500000 Mark durch ihn profitiert. Demnach machte also nicht nur Werning, sondern auch die deutsche Vereinsmeierei mit diesen Hochzeiten von sogenanntem „Patriotismus“ und echtem Unsinn ihre Geschäfte.

Von ihrer Schädlichkeit wäre dadurch nichts vermindert, nur etwas vermehrt. Werning klagt, unsre Angriffe auf seine Festspiele würden von der Sozialdemokratie ausgenützt. Die Sozialdemokratie hat ein Recht, gegen solches Zeug vorzugehn, und die Einsichtigen hätten ihr allerseits dafür zu danken, solange sie selber nicht das gleiche tun. Zu danken im nationalen Interesse. Wovon ging Freſe doch aus? „Wir öffnen dem fürchterlichsten Schund mit Gruß und Verbeugung die Tore, sofern er auf seiner Geschäftsreise eine patriotische Fahne trägt. Und bilden uns dann ein, er würde von seinem Besuch als Gastgeschenk nur die patriotischen Gefühle zurücklassen, nicht auch die Freude am Schund, nicht auch die Eitelkeit, die Narretei und das Billigste vom Billigen: die Selbstanräucherung im Schwärmen und Schwögen, die im faulen Sichausstrecken auf den eignen Lorbeeren endet. Arbeit fürs Ganze brauchen wir, die stellt Leistungen hin; eine »Vaterlandsliebe«, die sich von

Digitized by Google

Rauch und Dunst »nähren« läßt, ist selber nichts Besseres und wird durch bengalische Beleuchtung in allen gangbaren Feuerwerkfarben um kein Saatkorn fruchtbarer." A

Musik

Zur „Einmaligkeit" unsrer Musikgenüsse

Man muß mit einem Kunstwerk eine Weile zusammenleben, um über seinen Lebenswert im klaren zu sein. Gerade das fehlt aber unsern Konzert- und Theaterbesuchern: die Nachprüfung des Urteils zu verschiedenen Zeiten. Wir werden mehr und mehr dazu gedrängt, unsre Meinungen aus raschen Impressionen zu bilden. Die Programme unsrer Konzertinstitute, die Spielpläne unsrer Theater bringen einen ziemlich feststehenden Kanon von stets wiederkehrenden Werken, denen sich eine beschränkte Zahl von Ausnahmeaufführungen zugesellt. Diese Aufführungen stehen dann auch im Zeichen der Sensation, eine jagt die andre, eine bemüht sich, die andre aus unserm Gedächtnis zu verdrängen. Ältere Leute erzählen noch, wie man in ihrer Jugend dieses oder jenes Stück, diese oder jene Komposition zehn-, zwanzigmal gehört habe. Wer nimmt sich heute diese Zeit? In den romanischen Ländern umfaßt die Stagione drei bis vier Opern, die der Italiener mehrmals zu besuchen für Pflicht hält. Wir müssen uns allbereits fragen, ob das, was bisher den Stolz und die Überlegenheit des deutschen Musikwesens ausmachte, die Weite des Horizontes, das an sich so ehrenwerte Streben, das Beachtenswerte aller Zeiten und Völker zu umfassen, nicht zum Schaden auszuschlagen beginne.

Gewiß tragen die wirtschaftlichen Verhältnisse einen Teil der Schuld. Das Budget, das der einzelne für seinen Bedarf an öffentlichen Musikdarbietungen aufstellt, pflegt ziemlich fest begrenzt zu sein und reicht zumeist kaum hin, auch nur die allerwichtigsten der dargebotenen Ereignisse mitzumachen, geschweige denn, sich auf einen wiederholten Besuch einzulassen. Wir leiden unter der Einmaligkeit der Eindrücke. Die Folge ist eine unaufhaltsame Verflachung der musikalischen Kultur. Und unglücklicherweise fordert das Bildungsideal des Durchschnittes in der Gegenwart nicht, Weniges gründlich zu kennen, sondern von allem Möglichen gehört zu haben.

Was hat der Wagnerschen Kunst seinerzeit so gründlich zum Siege verholfen, als die alle interessierende Persönlichkeit des Meisters, die die Leute förmlich zwang, seine Werke wieder und wieder zu hören! Was alle Streit- und Erläuterungsschriften des Zukunftsmusikkrieges nicht vermocht hätten, das bewirkte das häufige Vorführen der zunächst fast unverständlich erscheinenden Werke. Wie von selbst lösten sich allmählich die Rätsel. Da haben wir ein klassisches Beispiel für die Bedeutung der Wiederholung im Musikleben. Und wenn ihr die Zivilisationsverhältnisse jetzt entgegen sind, so müssen wir trachten, sie zu ändern.

Es fehlt uns in deutschen Landen keineswegs an tüchtigen Leitern von Bühnen und Konzertinstituten, die das Neue schätzen und dafür Opfer bringen. Aber ihre Fürsorge erlischt zumeist am Abend der Premiere. Ist die Neuheit gut herausgebracht, so heißt es: vivat sequens. Ein falsches, ein verderbliches Prinzip. Noch verdienstlicher, als das Herausbringen des Werkes ist das Geschick, es den Menschen in Erinnerung zu erhalten. Man wende nicht ein, daß das eine un-

Digitized by Google

erlaubte Begünstigung sei und die Herren Direktoren zu Herrgöttlis erhebe, die den Erfolg machen oder verhindern können. Die Wiederholung, die „öftere“ nämlich, ist ein zweischneidiges Schwert. Sie läßt die Vorzüge der künstlerischen Leistung immer klarer sich offenbaren. Aber sie enthüllt ebenso unerbittlich die Schwächen und Sterblichkeiten des wiederholten Kunstgebildes. Sie korrigiert das Urteil.

Richard Batka

Denkmäler deutscher Tonkunst 1

Wir könnten uns niemand denken, der ernstlich sich mit bildender Kunst beschäftigte und nichts von Dürer, Raffael, Tizian, Rembrandt wüßte. Wir wären auch völlig ratlos, wenn wir alle die Werke dieser und hundert anderer Maler für die künstlerische Bildung und Erquickung des Volkes entbehren sollten. In der Musik aber ist's noch immer ganz anders. Nicht nur das Volk kennt Kunstschöpfungen, die vor Mozart oder gar vor Bach liegen, in ganz verschwindender Anzahl, sondern auch eine Menge Berufsmusiker verachtet diesen „alten Kram“ mit einer Miene, die man erhaben nennen könnte, wenn sie nicht komisch wäre.

War in früheren Zeiten solche Unkenntnis älterer Musik entschuldbar, weil die Werke schwer zugänglich waren, so kann man jetzt, wo neben einer Menge Sonderausgaben die langen Reihen von „Denkmälern deutscher Tonkunst“ erschienen sind, nur Bequemlichkeit und geistige Beschränktheit als stichhaltige Gründe gelten lassen. Denn die Mängel, die die „Denkmäler deutscher Tonkunst“ haben, bieten keinen genügenden Grund für das Ignorieren des in ihnen aufgespeicherten Materials durch die musikalische Praxis. Immerhin: sie erwirken mildernde Umstände.

Ich fürchte, die Mängel werden jene Ausgaben ewig haben. Es scheint, wenn man in Deutschland eine Sache mal angefangen hat, wenn auch ungeschickt und unpraktisch, daß man's dann unentwegt jahrzehntelang immer so weiter machen muß, um der „Konsequenz“ und „Einheitlichkeit“ willen. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß die Denkmäler-Ausgabe viel zu teuer ist, daß es Unverstand ist, sie in dieser kostbaren Weise auszustatten, daß man die Vorreden und Abhandlungen getrennt in kleinerem Formate drucken solle usw. Man **bleibt** beim alten Zopf — und hat als Resultat, daß die wenigsten Menschen imstande sind, die Denkmäler käuflich zu erwerben, daß selbst Bibliotheken und große Konzertvereine unter der Belastung durch die Ausgabe seufzen. Ist denn niemand, der mal in den preußischen und bayrischen Ministerien, die doch die Gelder dazu hergeben, auf die unrationelle Verwirtschaftung dieser Gelder hinweist.

Um aber diese neugehobenen Schätze alter Musik nicht wieder völlig in Bibliotheken vergraben sein zu lassen, wollen wir hier im Kunstwart im Laufe der Jahre auf einzelne Bände, die für die Praxis besonders brauchbar erscheinen, hinweisen, und an Beispielen zeigen, wie man manches daraus trotz des Denkmal-Systems nutzbringend verwerten kann. Es ist ja schon von verschiedenen Seiten der Anfang damit gemacht worden, denn solche Denkmäler-Ausgaben sind zu kostspielig, wenn sie nur die Gelüste von ein paar Historikern befriedigen sollen. Die Befruchtung unsres Kunstlebens, die Wirkung auf das Volk ist die Hauptsache, und gerade

Digitized by Google

das Volk, die breitesten Schichten des Volkes, die jetzt von Operettenschlagern leben, weil ihnen keine andere Kost geboten wird, finden hier eine ganze Menge volkstümlicher Musik. Mögen die Hinweise, die hier von jetzt ab gegeben werden sollen, alle, die's gut mit der Kunst meinen, zu reichlicher Verwertung der schönen Kunstwerke anspornen, die wir von den Vätern ererbt haben! Georg Göhler

Beispiele für Konzertprogramme

läßt der Dürerbund in seiner 73. Flugschrift nun den Programmen für Dichterabende (68. Flugschrift) folgen. Die von Eugen Thari und Wilhelm Harmans bearbeitete Programmsammlung bringt Vorschläge für Blasmusik, volkstümliche Streichmusik, Symphoniekonzerte, Kammermusikabende, Gemischte Chorvereine, Männergesangvereine und strebt auf allen diesen Gebieten der praktischen Musikpflege den vielfach herrschenden Potpourriprogrammen gegenüber eine reineren Geschmacksansprüchen entsprechende Stileinheit an. Sie kostet ohne Porto 30 Pf. A. d. D.-B.

Bildende Kunst

Katharine Schäffner

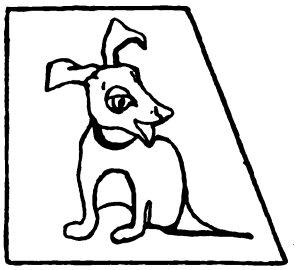
ist eigentlich erstaunlich schnell zur Anerkennung gekommen, wenn auch der Kreis derer, die ihre innerlichsten Schöpfungen nacherleben, kaum jemals groß werden kann. Als ich von Kunstwarts wegen die Mappe „Eine neue Sprache?“ herausgab und hier darüber schrieb (vgl. Kw. XXI, 22), erregte sie zunächst so allgemeines Kopfschütteln, daß ich nicht glaubte, es könnte bei immerhin so zahlreichen Leuten zu einem Nicken werden. Aber die Schäffner selbst half sich. Ihre kunstgewerblichen Gebilde waren zum Teil so wundersam schön in Linie und Farbe, daß sie jeden entzücken mußten, und anderseits ihre Karikaturen so reich an Menschenkenntnis und Humor, daß sie unwiderleglich sagten: in dieser Künstlerin steckt etwas, und wenn ihr's bei den „schwierigeren“ Werken nicht finden könnt, so liegt das doch wohl auch an oder in der Neuheit der Sache. Es fällt keinem Nachdenklichen mehr ein, die Schäffnerschen Zeichnungen für „verrückt“ zu erklären, man sieht: hier liegt ein Problem. Nun ist bei Callwey eine neue Mappe der Künstlerin in edlerer Technik erschienen („Sechs Zeichnungen in dekorativem Stil“, Photogravüren, in Mappe 15 Mark), auf welche diese Zeilen hinweisen mögen. Einiges über unsre Reproduktionen sagen wir im Bildertext. Ein paar neue Schäffnersche Karikaturen streuen wir mit einigen aus dem „Fröhlichen Buche“ zur unterhaltsamen Begleitung ins Heft.

Manche unsrer Leser dürfte die folgende Zuschrift von Fidus interessieren, gerade weil er die Sache zum Teil anders ansieht, als ich sie angesehen habe. Natürlich spricht dieser Künstler ganz im eignen Namen. A

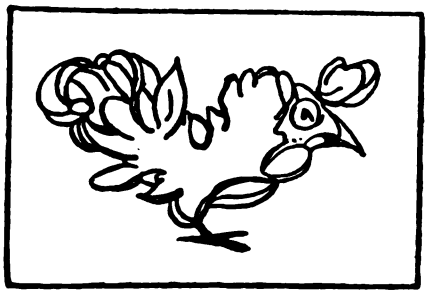
Wenn auch ich mich zu Katharine Schäffners Mappe „Eine neue Sprache?“ noch äußern darf, so möchte ich fürs erste Avenarius' weitsichtige Fürsprache für ihre Versuche gänzlich unterschreiben. Auch seine naturgesetzlichen Betrachtungen über die Elemente der „Augenkunst“ und der „Ohrenkunst“ treffen mit meinen Anschauungen zusammen, wie ich sie in Auslassungen über „sichtbare“ und „hörbare“ Kunst angedeutet habe, zum Beispiel in dem Vorworte zu meinen Mappen „Naturkinder“ und „Tänze“. Ich nenne sie, weil

Digitized by Google

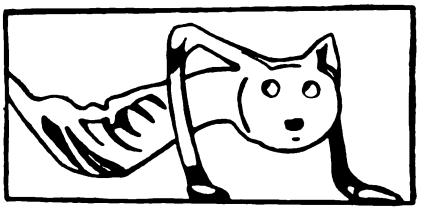
Die Dummheit



Der Frechdachs

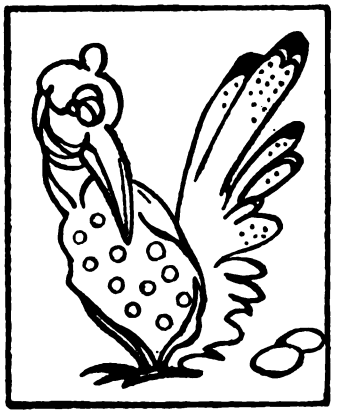


Die Frau Geheimrat



Das Peinliche

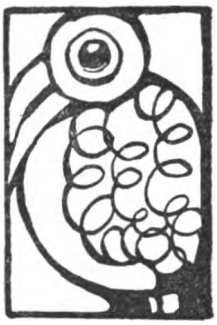
Begierde



Der Autor

Zeichnungen von Katharine Schäffner

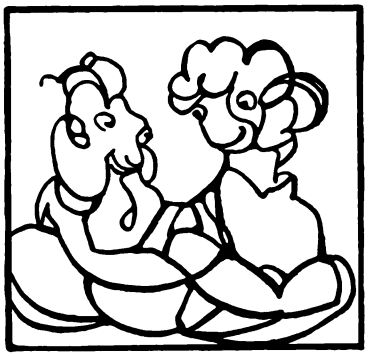
Digitized by Google



Der Geheimrat

„Hab ich nicht recht?“

Trivialität



Das glückliche Paar

Die eitle Gans

Der Berühmte

Zeichnungen von Katharine Schäffner

Digitized by Google

besonders letztere meine ersten Versuche ebensolcher, von der Natur losgelöster Linien- und Farbensprache vor vierzehn Jahren zeigt, in den farbigen Hintergründen der fünf Bewegungsstufen meines „Walzers“.

Aber ich will gleich bekennen, daß die Erfindung derartiger „freier Linienkunst“ nicht aus mir allein kam, sondern daß einerseits einige Eindrücke orientalischer Kunst sowie deren Verbindung mit abendländischer Kunst durch Jan Toorop und anderseits das Studium okkultistischer und theosophischer Literatur mich darauf gebracht haben.

Katharine Schäffner, Offene Tafel

In betreff der Kunst möchte ich nur des javanischen Batiks erwähnen, wie es in Multatulis „Max Havelaar“ beschrieben ist. Javanische Frauen und Mädchen batiken, das heißt malen freihändig eigentümliche Muster auf Kleider und Stoffe, wobei jede Linie und Farbe Bedeutung hat und Gefühle ausdrücken soll. Die Muster werden zwar von europäischen Fabriken nachgedruckt, aber nur arme Leute dort tragen bedruckte Sarongs, deren Muster „nichts sagt“, nicht „spricht“. Die häßlichsten Zeichnungen sind oft die wertvollsten für den, der sie versteht. Wenn eine Abinda für ihren Saidjah batikt, weiß er, was jede Linie, jedes Pünktchen bedeutet; die Linie a könnte zum Beispiel die Menge ihrer Tränen sein, b aber etwa der Schwung ihrer Hoffnung usw. „Abinda zeichnete Betrübtheit auf ihr Gewebe, denn sie hatte Saidjah traurig gesehen“, „... das war ihr Geheimnis und dazu ein Beweis, daß sie nicht mehr Kind war“. Nach dem indischen Schönheitsbegriffe soll eine Malerei nicht nur etwas Gegenständliches vorstellen, sondern eine Phantasie sein, verständlich für den, der den Schlüssel dazu hat. Trotzdem zeitigte die morgenländische Kunst einen Stil, der unsrer Stillosigkeit erst wieder aufhelfen mußte — ich meine sogar: nicht trotzdem, sondern deshalb.

Aus der theosophischen Literatur möchte ich der farbig-illustrierten Mitteilungen von Annie Besant („Gedankenformen“) und C. W. Leadbeater („Der sichtbare und der unsichtbare Mensch“) erwähnen. Hier wird dargelegt, wie jede Schwingungsebene der Kraftwirkungen auch ihre sichtbaren Erscheinungsformen hat und daß es der Sinn der Bewußtseinsentwicklung ist, für jede Wirklichkeit auch Sinnesorgane zu entwickeln. Etwas „Unwirkliches“ gibt es für den einsichtigen Menschen überhaupt nicht, und wenn ein Gedanke, ein Wille Muskeln und Berge bewegen (und nicht umgekehrt, wie die moderne Dogmatik erklügelt), so sind sie auch in haus-

Digitized by Google

backenster Weise wirklich, wirkend, ja wirklicher als das nachträglich Bewirkte. Was aber lebt und bewegt, muß ein Formenspiel haben, und wo Formen sind, muß eine Sichtbarkeit möglich sein. Die genannten Schriften — unter andern aus allen Zeiten — zeigen nun auf Grund eigener Erfahrung und unter Vergleich mit der anderer, wie die Gedanken, Gefühle und Begierden und ihre Welten sich in Form und Farbe dem jeweilig entwickelten Auge darstellen. Manche Abbildungen dieser Bücher zeigen elementare Ähnlichkeit mit den geheimnisvolleren von Katharine Schäffners Gebilden, nur mit dem Vorzuge, daß die so wesentliche Mitwirkung der Farbe nicht fehlt. Ich nehme Katharine Schäffners Verzicht auf die Farbe nicht, wie Avenarius zu tun scheint, für einen Vorzug.* Unleugbar ist es eine schwerere Kunst, die Innenvorstellungen auch farbig getreu wiederzugeben oder bei erdichteten Problemen, also eigentlichen Schöpfungen, jene auch farbig harmonisch zu lösen. Und gerade bei solcher subjektiver Mitteilung ist die Verdeutlichung durch Farbe viel notwendiger, als bei der Nachdichtung äußeren Geschehens, dessen Gegenstände ja den Beschauern so vertraut sind, daß die bloße zeichnerische Andeutung eher genügt, ja unter Umständen die feinere „Beschränkung" ist.

Da geistiges Streben in Studium und Tat die Quelle meiner Kunsttätigkeit ist, so habe ich selber nie aufgehört, Versuche in der „losgelösten" reinen Linienkunst zu machen, und ich sehe in ihr das Ziel auch der „sichtbaren Kunst" überhaupt. Daß diese in dieser Richtung, aber eben nur im Abendlande heute hinter der „hörbaren Kunst" zurücksteht, sehe ich als eine Nachwirkung der aszetischen Puritaner-Moral an, die alle „Augenlust" zur Sünde stempelte, während die „geistliche" Musik sich entwickeln durfte. Auch wir müssen wieder zu einer sichtbaren Sprache kommen, die über das elementare Stammeln der Naturnachahmung oder auch nur — Anlehnung hinauskommt. Mag die noch so fein ausgewählte Naturstudie stets die notwendige Vorübung zur Kunst bleiben und auch zur Stimmung des bewohnten Privatraumes das angenehmste, weil stillste Schmuckstück sein — in der monumentalen Fest- und Tempelkunst aber wie in dem broschürenhaften Ideen- und Empfindungsaustausch der Zeit durch die Zeichnung brauchen wir Stil und Stilisierung. Ich sagte: auch wir und wiederum, denn alle Höhen-

Katharine Schäffner, Frieden

* Das ist ein Mißverständnis. Es ist Fidus augenscheinlich auch unbekannt, daß Katharine Schäffner in andern Werken eine Künstlerin, ja eine Meisterin auch der Farbe ist. K.-L.

Digitized by Google

stufen der Kunstgeschichte, die Tempelkünste aller Zeiten und Völker bis zu unsrer christlichen Kirchenkunst hatten diese „losgelöste Sprache“, diesen wahrhaften „Stil“, zu welchem jedesmal die religiöse Architektur der Mutterboden war.

In diesem Sinne begrüße ich Katharine Schäffner als Mitbekennerin eines Glaubens und Mitstrebende nach einem Kunstziele, welches heute leider von dem lautesten Kunstgeschrei verhöhnt und selbst von den meisten Künstlern verkannt wird. Ich nehme dabei ruhig an, daß auch sie nicht ohne Anregung von außen zu ihren Versuchen gekommen ist und vielleicht auch mit durch Denken zu ihren Formeln kommt. Man pochte stets zu viel auf das unbewußte Schaffen. Ich wüßte aber nicht, wie und wo im Universum eine Form entstehen könnte ohne einen bewußt bauenden Willen dahinter. Die unbewußte künstlerische Intuition käme schließlich nicht auf Meisterschaft, sondern Mediumschaft heraus, bei der man immer noch nach dem inspirierenden Denker fragen müßte, der die Formeln zusammengeschlossen hatte. Mag das Formulierende unterhalb oder oberhalb der Bewußtseinsschwelle stehen, das heißt, mag das Hirn für die zeugenden Kräfte, physische wie geistige, schon Bewußtseinszentren entwickelt haben oder nicht, einerlei: der „unkünstlerische“ Denker steckt im Künstler oder hinter ihm und fürwahr, es sind nicht die unbedeutenden Werke, die von denkenden Künstlern geschaffen werden. Fidus

Denkmalpflege und Zeichenunterricht

Eine Verfügung des preußischen Kultusministeriums wird die Leser des Kunstwarts interessieren. Sie betrifft den Zeichenunterricht, der sich der Denkmalpflege annehmen soll.

Die Verfügung erkennt zunächst an, daß seit dem Erscheinen der neuen Lehrpläne das Interesse an der zeichnerischen Wiedergabe der heimischen Bau- und Kunstdenkmäler stetig gewachsen ist und daß eine große Zahl von höheren Schulen und Seminaren auch schon Erfolge auf diesem Gebiete aufzuweisen haben. Daneben gäbe es freilich noch manche Anstalt, an der bis jetzt die heimischen Denkmäler überhaupt noch nicht in den Bereich des zeichnerischen Studiums gezogen worden sind. „Ich nehme aber an, daß es nur des Anstoßes bedarf, um auch dort das Interesse für die dankbaren und meist sehr naheliegenden Aufgaben zu wecken, wie sie unser an altem Kunstbesitz reiches Land in Fülle bietet.“ — Die Darstellung soll sowohl freihändig, wie auch, nach Art der Architekten, in Projektion und konstruierter Perspektive geschehen. Besonders wünscht der Minister die Aufnahme von solchen Denkmälern, deren Bestand gefährdet erscheint. Es kann sich dabei natürlich nur um kleinere Bauten und um einzelne Bauglieder handeln, die aber, weil sie an sich unscheinbar sind, oft in ihrem Werte unterschätzt werden. Als Beispiele werden genannt: Bauernhäuser, kleine Kapellen, Gartenhäuschen, dann Pforten, Friedhofsportale, Grabsteine, Zäune und außerdem Möbel. Die Verfügung regt ferner die Begründung von Heimatsarchiven bei den Schulen an, die den Zweck haben sollen, gute Aufnahmen von dem Verfall und der Zerstörung ausgesetzten Denkmälern zu sammeln und als schätzbares Material für die Pflege und das Studium der heimatlichen Denkmäler auf-

Heimatpflege

Digitized by Google

zubewahren. Um einen Anfang zu machen, sollen im nächsten Jahre in Berlin und darauf auch in der Provinz solche Schülerzeichnungen ausgestellt werden.

Das ist eine Verfügung, die durch ihren Inhalt fast romantisch klingt und durch ihre unbureaukratische Form sympathisch berührt; sie fällt damit ganz aus dem Rahmen der üblichen Bestimmungen heraus. Kein Wunder, wenn ängstliche Gemüter nun gleich befürchten, „der Zeichenunterricht werde dadurch immer mehr aus dem Rahmen des Schulorganismus herausgehoben und der zielsicheren geschlossenen Arbeit der Schule entfremdet". Ich glaube eher, daß die Verfügung in den Lehrerkonferenzen mit gespannter Aufmerksamkeit vernommen worden ist. Man ist dort empfänglich für einen frischen Luftzug. Kann es doch auch nichts Natürlicheres geben, als daß die fähigeren Schüler, wenn es das Wetter erlaubt, hinausgehen und diejenigen Dinge, welche den Schmuck und die Sehenswürdigkeiten ihres Ortes bilden, in ihr Skizzenbuch aufnehmen — so lernen sie sie wirklich kennen, hoffen wir: so verlieben sie sich in sie. In vielen Fällen brauchen sie nicht einmal das Schulhaus zu verlassen, denn manche Schule ist ja in einem alten ehrwürdigen Bau untergebracht; hier haben die Schüler die denkbar schönsten und lehrreichsten Motive. — Natürlich geht bei dem neuen Unterrichtsbetrieb das Ideal der „Musterlektion" in die Brüche. Was schadet es? Wenn dieser „Rahmen des Schulorganismus mit seiner geschlossenen Arbeit" dem Zeichenunterrichte zu eng wird, so *darf* er ihn sprengen und sich eine Freiheit schaffen, um die er von vielen Lehrern beneidet wird. Es ist in den letzten Jahren an den höheren Schulen viel von Reform gesprochen worden; aber nirgend ist sie so energisch durchgeführt worden wie im Zeichenunterricht. Das verdankt dieser nicht zum wenigsten sehr vernünftigen behördlichen Maßnahmen. Diese neue hier ist das Glied einer Reihe von Bestimmungen, die das gleiche Ziel erstreben: Wiedererweckung der Pietät vor dem Schönen in Kunst und Natur. Dem preußischen Gesetz gegen Verunstaltung mußte eine Maßnahme folgen, die sich der *Jugend* versichert. Hätten die, die sich jener Verunstaltung schuldig gemacht haben, in ihrer Jugend besser sehen und künstlerisch empfinden gelernt, wir brauchten ihre Sünden nicht zu beklagen. Der Zeichenunterricht kann eine Kulturmission erfüllen, und die Zeichenlehrer müssen sich dessen bewußt sein, daß sie mit *verantwortlich* gemacht werden für die *Gesinnung*, welche die kommende Generation von Männern und Frauen gegenüber den Werken von deutscher Art und Kunst betätigen wird.

H. *Grothmann*

Bei der Vorstadtrodelbahn

Ein klarer Wintertag. Draußen im Land breiten sich reine, leuchtende Schneeflächen; hier in der Stadt scheint die Sonne matt durch einen rötlichen Nebel auf schmierige, halb aufgetaute Asphaltstraßen. Endlose Häuserreihen: düstere Schluchten an solchen Sonnentagen. Endlich ein Stück frischen, weißen Winters: eine große Fläche, die für einen eben begonnenen Bau inmitten der Stadt freigelegt ist. Die Grundmauern und die Schutthügel mit köstlichem Schnee bedeckt. Und auf dem höchsten dieser Hügel hun-

Digitized by Google

derte von Kindern, ein schwärzlich wimmelnder, lärmender, drängender Schwarm. Sie rutschen, kugeln, stoßen sich den Hügel hinab, drängen sich um das bißchen glatte blankgescheuerte Fläche, das sie ihre Rodelbahn nennen, und das Ganze sieht mehr einem erbitterten Kampfe ähnlich als einem Winterjungenvergnügen, wie man es sonst kennt und stundenlang in Freude über die roten Backen und die leuchtenden Augen mit ansehen kann. Warum bedrückt mich dieses Bild hier fast? Der Jungenlärm hier hat fast einen gierigen Klang, ganz anders als der wildeste beim Indianerspielen im Busch. Er spricht vom Lechzen der jungen Leiber und Seelen nach dem, wonach sie nur dürsten sollten, wie man nach dem Wasser verlangt, das einem sicher ist. Und dieser ungeheure Haufen auf dem engen Platz erinnert mich an das rastlose Gewühle der Großen in den Geschäftsstraßen und bei ihren „Erholungen". Ich brauche gar nicht die Gesichter dieser Großstadtkinder selbst zu sehen, um die viele in Häusern und dunklen Winkeln erstickte Jugendsehnsucht in ihnen zu spüren, die nach Sonne, Luft, freien Flächen zum Rennen und Raufen verlangt.

Der Platz hier, der den Jungen aus den Vorstadtstraßen doch wenigstens ein Surrogat — so kläglich es ist — gibt, wird im nächsten Winter verbaut sein. Wenn ich nicht irre, wird es ein großes „Vergnügungsetablissement". Aber selbst wenn es ein Museum oder ernstes Theater würde: liegt auf dem neuen Hause nicht etwas wie eine Schuld; eine Pflicht, Ersatz für den geraubten Raum zu schaffen? Ein Teil jener großen Pflicht, die mehr und mehr als gemeinsame erkannt wird? Schafft Spielplätze, Stätten für die Jugend! Die öffentlichen Mittel fehlen? Schießt sie vor! Alles, was für Volksgesundheit geschieht, hilft der Zukunft, öffentliche Mittel zu schaffen. Denn, wie die Amerikaner sagen: Der Knabe ohne Spielplatz ist der Vater des Mannes ohne Arbeit. L. M.

Handel und Gewerbe

Die Förderung des Geschmacks im Gewerbe

Wir haben kürzlich hier (Kw. XXIII, 17) über eine Umfrage berichtet, welche die Sächsische Landesstelle für Kunstgewerbe bei Handwerkern, Industriellen und Künstlern veranstaltet hat. Wie's in der gewerblichen Produktion um die Aussichten der Geschmacksveredlung bestellt ist, das wollte man durch diese Erhebung ermitteln. Wir haben hier einige Bedenken gegenüber der Methode, die bei dieser Umfrage eingeschlagen wurde, äußern müssen. Wenn aber auch die unzweckmäßige Fragestellung das Ergebnis beeinträchtigt hat, es ist, wie wir schon bemerkten, trotzdem mancherlei aus den eingegangenen Antworten zu lernen. Einiges davon möchten wir herausfischen.

Das Kernproblem aller Fragen der Qualitätsproduktion, gleichviel ob man dabei an technische oder ästhetische Vervollkommnung denkt, ist dies: liegt der Schwerpunkt der Entwicklung beim Konsumenten oder beim Produzenten? Man ist neuerdings vielfach geneigt, das letzte anzunehmen, die Schuld am Verfall des Geschmacks ihm beizumessen und ihm auch die Aufgabe der Konsumentenerziehung zuzuschieben. Zweifellos läßt sich vieles für diese Art, die Dinge zu sehen, anführen. Aber genauere Beobachtungen machen trotzdem wahrscheinlich, daß alle entscheidenden Wendungen vom Bedarf ausgegangen sind und weiter von ihm ausgehen werden.

Digitized by Google

Nicht so, als ob die Produktion von jeder Schuld am Niedergang, jedem Verdienst am Aufstieg der Geschmackskultur frei wäre. Die Beziehungen zwischen Bedarf und Erzeugung sind immer wechselseitig, aber in diesem Spiel der Kräfte sind die auf jener Seite die stärkeren. Es läßt sich nachweisen — und ich werde das demnächst an andrer Stelle tun —, daß die Schichtung des Bedarfs das Primäre ist, und daß der Produzent nach Maßgabe der ihm zur Verfügung stehenden produktiven Kräfte und der Konkurrenzverhältnisse nur insofern eine beschränkte Wahlfreiheit hat, als er sich für mehr oder minder hoch qualifizierte Bedarfsschichten entscheiden kann. Allerdings — und damit komme ich auf die andre Seite dieser Wechselbeziehungen — sind diese Bedarfsschichten nichts unverrückbar Festes. Sie entwickeln sich, und der Produzent hat es in der Hand, diese Entwicklung zu hemmen oder zu fördern, die Grenzlinien zwischen den einzelnen Schichten ein wenig nach oben oder unten zu verschieben. In den Jahren des Industrieaufschwungs, der Zeit des „billig und schlecht", hat nicht die Produktion den Konsum zur Geschmacklosigkeit und zum Plunder erzogen; der Bedarf der wachsenden Menschenmassen bis ziemlich hoch hinauf war, mehr oder weniger unter dem Druck harter wirtschaftlicher Notwendigkeit, auf das Billige gerichtet — man lese die Reiseberichte von Franzosen und Engländern, die in jener Zeit Deutschland besuchten —, und dem sich zum Wohlstand hinaufarbeitenden Volke waren Fragen des Geschmacks nebensächliche Dinge. Das ist Schicksal aller Pioniergenerationen: ihr Kampf verschlingt sie. Eine Produktion, die für die Bedürfnisse eines gereiften Kulturvolkes hätte arbeiten wollen, wäre damals unmöglich gewesen. Aber eins darf man wohl sagen: die Industrie jener Tage hatte nur an wenigen Stellen das Bewußtsein, daß auch sie mit verantwortlich ist für die Kultur. Sie folgte zumeist sehr willig den niederziehenden Strömungen des Bedarfs, ja — auch das läßt sich nachweisen — sie bemühte sich in ausschließlicher Wahrnehmung augenblicklicher Erwerbsinteressen, diese Ströme zu vertiefen und zu verbreitern. Sie stärkte die unteren Schichten des Bedarfs (untern nicht im Sinne der sozialen Ordnung, sondern der Wertigkeit) und erschwerte dadurch sicherlich die kulturelle Wiedergeburt. Und umgekehrt: als vor zehn Jahren etwa in Deutschland hier und da vereinzelt jene Werkstättenfirmen entstanden, die als erste planvoll den Gedanken der neuen Handwerkskunst verwirklichten, war das nur möglich, weil der Bedarf für Dinge eines verfeinerten Geschmacks schon so stark geworden war, daß er diese Unternehmen tragen konnte. Freilich, in der Folge arbeiteten sie nun auch bewußt darauf hin, die schmalen Bedarfsschichten, auf die sie sich zunächst stützten, auf Kosten der minder entwickelten zu vergrößern, die nach oben strebenden Tendenzen der künstlerischen Bewegung zu kräftigen. Es ist ungemein anreglich, zu beobachten, wie etwa ein neues Möbel von Riemerschmid, eine neue Schriftform von Peter Behrens bisher nur latent vorhandenen Bedarf frei macht. Jede Bedarfsschicht hat an ihren Grenzen sowohl nach oben wie nach unten solche Streifen latenter Bedürfnisse, sie mögen nun quantitativer oder qualitativer Art sein. Von der Politik der gewerblichen

Digitized by Google

Unternehmungen hängt es dann in erheblichem Umfange ab, nach welcher Richtung sie diesen ihnen gelassenen Spielraum ausnutzen wollen.

Das vorauszuschicken schien mir unerläßlich, denn nur auf diesem Hintergrunde bekommen die Ergebnisse der Dresdner Untersuchung das rechte Kolorit. Natürlich bezogen die Fragen sich zumeist auf die Verhältnisse innerhalb der Produktion, und wie es um den Bedarf bestellt ist, das kommt nur als Reflex in die Antworten hinein. Dabei ist nun bemerkenswert, daß sämtliche Befragten das geringe Verständnis der Käufer oder Besteller für gute und solide Erzeugnisse beklagen. Es fehle die Sicherheit des Geschmacks, man wisse den Wert individuell gestalteter Handarbeit gegenüber maschinell hergestellter Massenware nicht zu würdigen, das Billige, wenn auch Geringwertige werde bevorzugt, es solle aber äußerlich „nach etwas aussehen" — namentlich die Frauen seien da schlimm. Ohne Sinn und Notwendigkeit frage das Publikum nach dem Neuesten, auch habe es noch immer eine Schwäche für ausländische Erzeugnisse. Und in den wohlhabendern Kreisen gebe man wohl unverhältnismäßig große Summen für Antiquitäten von zweifelhafter Echtheit aus, öffne den Geldbeutel aber nur spärlich, wenn es gälte, etwas Neues anzuschaffen. Um diese Äußerungen in der richtigen Weise abschätzen zu können, müßte man allerdings weit genauer orientiert sein über die Art der Betriebe, von denen sie herrühren. Daß das Material der Sächsischen Landesstelle darüber nichts enthält, ist ein empfindlicher Mangel, den ich schon in meinen früheren Betrachtungen hervorhob. Immerhin läßt die Übereinstimmung der Klagen darauf schließen, daß, was auch andre Beobachtungen bestätigen, uns Konsumentenerziehung noch mindestens ebenso not tut, wie Produzentenerziehung. Was nach dieser Richtung hin vorgeschlagen wird, ist wohl gut und brauchbar: aufklärende Flugschriften mit Beispiel und Gegenbeispiel, Vorträge, Beeinflussung der heranwachsenden Generation in den Schulen, gut gesichtete Ausstellungen, vorbildliche Leistungen bei Staatsbauten, Aufklärung durch den Kleinhandel. Dann: der Kunsthandwerker und Industrielle muß auch unter schwierigen Verhältnissen an der soliden geschmackvollen Arbeit festhalten.

Wenn der Gewerbetreibende das tun soll, dann hat er sich aber nicht nur gegenüber den Widerständen durchzusetzen, die von außen, von seiten des Konsums ihm in den Weg treten, er hat auch innerhalb seiner Betriebe allerhand Reibungen zu überwinden. Damit kommen wir zu den Fragen, die im Mittelpunkt der Erhebung stehen.

Johannes Buschmann
(Schluß folgt)

Arbeiterbildung und Partei

Gesellschaft

Durch die bisher erschienenen Selbstzeugnisse aus dem „vierten Stande", auch durch die Bilder der Arbeiterdilettanten, von denen der Kunstwart einige gezeigt hat (Kw. XXIII, 12) und noch mehr zeigen wird, ist auch für die Fernerstehenden bestätigt worden, was Unbefangene längst beobachteten und auch Angehörige der sozialdemokratischen Partei selbst ausgesprochen: weite Kreise unsrer Arbeiterschaft beherrscht ein starkes Gefühl

Digitized by Google

„seelischer Leere", das „bewußt oder unbewußt nach irgendeiner Erfüllung tastet, einer Erfüllung, die durchaus nicht immer auf einem bestimmten, deutlich erkannten Wege erstrebt wird". Die sozialistische Bewegung und Weltanschauung allein hat die Befriedigung, so starke organisatorische und gemeinschaftbildende Wirkungen von ihr ausgegangen sind, dennoch nicht zu geben vermocht: sie ist offenbar zu realistisch dazu, sie läßt wesentliche Seelenkräfte unbeschäftigt, wo sie im Bewußtsein der Massen ihren messianischen Charakter eingebüßt hat und zur politischen Räson mehr und mehr einschrumpft. Eine „Freude an allem Fernliegenden, die um so stärker wächst, in je engerm Umkreise sich das tägliche Leben abspielt", „ein unklarer Drang nach etwas Höherm, Unendlichem, nach einem Losgerissenwerden von allen Lebenswirklichkeiten": so werden die seelischen Bedürfnisse des deutschen Proletariats von sozialdemokratischer Seite charakterisiert, von Willy Zepler in den „Sozialistischen Monatsheften" (1910, 24). Sie suchen, heißt es dort, Ausdruck in dem überall hervortretenden, „von bestimmten Interessen völlig freien" Kunst- und Bildungshunger, der die volkstümlichen Unterhaltungsabende und die Aufführungen der Volksbühnen auch bei den schwierigsten Programmen und oft gerade bei diesen füllt. Gerade daß die Darbietungen bei solchen Gelegenheiten oft das Aufnahmevermögen der Zuhörer weit überschreiten, zeigt, was ihre Anziehungskraft auf den Arbeiter ausmacht: die unbestimmten erhabenen Empfindungen religiös-ethischer Art, die durch hohe Kunst oder die Behandlung allgemein geistiger Fragen in ihm ausgelöst werden. Dem Arbeiter müssen ja gerade solche religiös-ethische Bedürfnisse am meisten sich aufdrängen: er ist am schärfsten getrennt von den alten sicheren Überlieferungen, er ist in seinem täglichen Leben von wirtschaftlichen, sozialen, geistigen Problemen umringt, und von seiner Lebenserfahrung aus muß unsre Zeit am meisten dem Chaos nahe erscheinen. Daß diese seelische Stimmung vor allem in einer Oberschicht sich äußert, ist kein Beweis dafür, daß sie nicht in den Tiefen der Masse ihre Wurzeln haben könnte. „Die Sehnsucht nach einer befriedigenden Weltanschauung im Proletariat, wie sie aus all diesen inneren Entwicklungen heraus entstanden ist, wird vermutlich mehr und mehr zu einer philosophischen Umkehr innerhalb des Sozialismus führen."

Einer solchen Wandlung dient aufs beste die Forderung, die in bezug auf die praktische Ausbildung von Parteiführern und Kämpfern, also die Parteibildung im engern Sinne, an der erwähnten Stelle erhoben wird: diese neben den allgemeinen Bildungsaufgaben völlig unabhängig einhergehende, bestimmt umgrenzte Bildungsarbeit solle nicht mit fertigen Allgemeinanschauungen, sondern mit der Vermittlung *sachlichen* Wissens beginnen. Dagegen werde allenthalben in den Parteikursen gefehlt. Die Folge sei geistige Unselbständigkeit, Mangel an Urteilsfähigkeit, Erstarrung in Doktrinen. Was hier für die sozialdemokratische Parteibildung gewünscht wird, wäre freilich den andern Parteien ebenso zu wünschen: auch sie erziehen zur Unselbständigkeit, zur Einseitigkeit, zum Erstarren. Und vielleicht *muß* ja alle eigentliche Kulturarbeit zwischen den Parteien geschehen, weil eine jede irgendwelche Dogmen setzen muß.

Digitized by Google

Nachträgliches zu Mieltschin

Die Zeitungen sind nun einigermaßen zur Ruhe gekommen — erinnern wir uns aber jetzt der Stimmung, die in all den Erörterungen über den Prozeß waltete, worin klang sie zusammen? Empörung, ja, das war eines, aber eigentlich nur der Anfang, das Ende war: Hohn. Spott und Hohn im Witzblätterstil. Diese Stimmung war durch die Verhandlung gegen Breithaupt und Genossen auch nicht erst erzeugt, sondern nur verstärkt, sie lebte schon lange im Volk, dank Vorläufern des Herrn Breithaupt vom gleichen Schlag. „Lieber ins Zucht- als ins Fürsorgehaus!“ Von der vielen treuen unsäglich schwierigen und aufopferungsvollen Arbeit, die Menschen in anderen derartigen Anstalten besten Willens aufgewendet haben und aufwenden, weiß das Volk nichts. Es weiß auch wenig davon, um eine wie wichtige Sache es sich da handelt. Und doch wäre die Teilnahme der Öffentlichkeit gerade an diesen Dingen dringendst zu wünschen: Publikum und Behörden *brauchen* hier einander, müssen voneinander lernen und gemeinsam arbeiten. Von den Behörden aus ist der Weg dazu jetzt betreten. Die Behörden erkennen an, daß sich die Aufgabe auf die bisherige Weise nicht lösen läßt, mögen sie die außerhalb der „Fachkreise“ stehenden „Laien“ zur Mitarbeit finden. Und mögen die Volks-, die Menschenkenner, die Praktiker im Publikum mithelfen, daß sich der „grün Tisch“ nun einmal in ein Saatfeld verwandle. Hemmt nicht die Lösung auch aller solcher Aufgaben immer wieder die gleiche Erscheinung: daß sie als *Parteisachen* behandelt werden?

Ein Europäer über die Japaner

Ein vorzüglicher Kenner Japans schreibt uns:

Unter dem Stichwort „Ein Japaner über uns“ hat der Kunstwart neulich gezeigt, wie man in Ostasien über uns denkt. Vielleicht interessiert es nun auch die Japaner, wie ein Europäer aus vertrauter Bekanntschaft von ihnen über diejenigen Dinge denkt, die ihr Landsmann an uns so sehr auszusetzen hat — und vielleicht interessiert das auch einige Europäer.

Ich fürchte, Herr Tamori ist da etwas in den allgemein menschlichen Fehler verfallen: je weiter wir uns von der Heimat entfernen, in um so idealerem Lichte erscheint sie uns, je mehr wir sie zu verteidigen haben, um so mehr schwinden ihre Fehler und Flecken aus unserm Bewußtsein.

Sind wirklich die Gegensätze zwischen Armen und Reichen, zwischen Volk und Gebildeten so gering in Japan? Wir wollen gar nicht an die noch nicht so lange entschwundene Feudalzeit denken, in der es ja unüberbrückbare Klassenunterschiede gab, die Gegenwart bietet der Gegensätze auch drüben genug. Die Zahl der Reichen ist zwar in Japan noch gering, aber das Großunternehmertum ist auch dort in schnellem Wachstum begriffen und in viel stärkerem noch das Proletariat der modernen Industriestädte. Welches Elend da vielfach unter den den Unternehmern schutzlos ausgelieferten Arbeitern (Männern, Frauen und Kindern!) herrscht, darüber vergleiche man Professor Schachners kürzlich in der „Internationalen Wochenschrift“

Digitized by Google

erschienenen Aufsatz über die soziale Frage in Japan. Anderseits vertiefen sich auch die Gegensätze zwischen Gebildeten und Volk, von denen ja überhaupt erst seit einer Generation gesprochen werden kann, schon zusehends.

Es ist richtig, daß der Japaner in der Regel gegen Tieferstehende äußerlich höflich ist, aber das ist der Gebildete bei uns auch; nur sind die Formen der Höflichkeit andre in jedem Land. Seine Höflichkeit hindert den Japaner nicht, Untergebenen, zum Beispiel Dienstboten, gelegentlich Ausdrücke zuzuwerfen, die sich bei uns niemand bieten lassen würde. Über die japanische Höflichkeit ist in Europa des Lobes so viel gesprochen worden, daß es wohl an der Zeit ist, auch einmal auf einige Schatten im Lichte hinzuweisen. Der Japaner widerspricht oft in der unhöflichsten Form; er stellt unbefangen Fragen, die wir Europäer schon nicht mehr als unhöflich, sondern als belästigend empfinden. Selbst der Wagenzieher oder auch Kuli ist dort höflicher? Mir ist die Höflichkeit und Zuverlässigkeit unserer Dienstleute gerade von Ausländern mehr als einmal gerühmt worden. Als höflich nach europäischen Begriffen werden wir's aber kaum bezeichnen, daß einen Kulis wohl stundenlang mit ihren Wagen verfolgen oder gar, wenn man ihre übertriebenen Forderungen nicht gleich bewilligt, derart lärmen, daß man sie schließlich um der Menge willen bezahlt. Die Höflichkeit hindert manche Kulis auch nicht, über einen Fremden, der da fest bleibt, an geeignetem Orte herzufallen und ihn zu verprügeln, wie das in den letzten Jahren ziemlich oft vorgekommen ist. Zwei Worte von der Höflichkeit im Straßenverkehr. Ich habe nie gehört, daß Erwachsene Kinder zurechtgewiesen hätten, wenn sie den „rothaarigen Barbaren" Nekkubaba, Baka, Keto und andere unübersetzbare Ausdrücke zuriefen. Ich selbst wurde einmal in der Straßenbahn ohne jede Veranlassung von einem Manne in gar nicht wiederzugebender Weise beschimpft. Die Menge lächelte stillvergnügt, erst als ich mich zur Wehr setzte, entschuldigte man ihn mit seinem Mangel an Bildung.

Auf der andern Seite empfinden wir Europäer die Formen der Japaner vielfach als zu unterwürfig, wenn der Japaner derartiges auch nur bei uns Europäern bemerken will. Schon die Sprache, die man Höhergestellten gegenüber führt, und besonders die Sprache der Frauen gegenüber Männern, klingt uns unterwürfig; zum Beispiel bezeichnet man im Gespräch sein Gegenüber oft als Fürst, sich selbst als Sklave. Und nun gar die Proskynese, wie sie in Japan in täglichem Gebrauch ist!

Herr Tamori sagt, der Japaner sei bei seiner äußeren Bescheidenheit innerlich stolz. Den Ausländern gegenüber ist er äußerlich nur allzu „stolz"; der Gesamtheit eines ganzen Volkes inneren Stolz zuzuschreiben, geht doch kaum an. Gegen Bestechung hat sich der Japaner nicht immer stolz gezeigt. Eine solche Eigenschaft braucht Zeit zur Entwicklung; die Zeiten sind ja noch nicht fern, in denen das Volk nichts galt, da der Fürst einen Mann aus dem Volke niederhauen lassen durfte, wenn er ihm nicht schnell genug aus dem Wege sprang.

Auch um den Stolz der Mädchen ist es doch da und dort drüben ein eigen Ding. Pärchen, auch im harmlosesten Verkehr, sieht man

Digitized by Google

allerdings nicht in Japan. Es scheint dem Europäer mitunter, als gäbe es dort keinen harmlosen Verkehr unter den Geschlechtern. Als sei der Mann dafür zu „materiell", als gebe es für ihn an weiblichem Verkehr außerhalb seines Hauses nur den mit der Geisha oder das Bordell. Zahlen sprechen auch einiges: 1900 wurden ungefähr zehn vom Hundert der Kinder außerehelich geboren. Die Zahl der unter Kontrolle stehenden Prostituierten hat jemand für das gleiche Jahr auf 400 000 berechnet, Wenn das zu hoch gegriffen ist, so muß man doch auch an die ungezählten Tausende denken, die nicht unter Aufsicht stehen, an die vielen Geishas, die nebenbei dasselbe Gewerbe treiben und an die nicht geringe Zahl der japanischen Prostituierten in allen Hafenstädten des fernen Ostens.

Was soll nun gar der Satz beweisen, in Japan erfreue sich jeder Bürger einer Freiheit und Ungebundenheit, wie sie der Deutsche nicht kenne? Hören wir, was einer der gründlichsten Kenner des Landes, Professor Chamberlain, darüber sagt: „Vom angelsächsischen Standpunkt aus gesehen sind die Japaner ein vielregiertes Volk, die Beamten sind zahlreich, ihre Machtbefugnis ist groß, und alle möglichen Dinge, die bei uns der Privatunternehmung überlassen bleiben, liegen hier in den Händen der Regierung. Veränderungen in der Verwaltung sind häufig, Bestechungen treten oft zutage.... Die Verbreitung von Bestechlichkeit und Korruption hat dazu gedient, den Stand des öffentlichen Lebens herabzudrücken."

Wirtschaftlich mag ein größerer Prozentsatz dort noch freier und unabhängiger sein, auch dieser nimmt aber mit der fortschreitenden Industrialisierung des Landes reißend ab. Das zahllose Heer der Beamten ist in jeder Hinsicht viel gebundener, viel unfreier als bei uns. Von politischen Freiheiten kann auch nur mit Vorsicht und Vorbehalt gesprochen werden, da das Wahlrecht zum Parlament auf etwa 2 vom Hundert der Bevölkerung beschränkt ist. Die Presse ist immer noch recht strengen Gesetzen unterworfen; jede Zeitung muß eine Kaution für gute Leitung stellen, dabei ist der „Sitzredakteur" eine bekannte Persönlichkeit.

Und die Polizei und ihre Verordnungen greifen sehr intensiv in das Privatleben des Japaners ein, alte Gewohnheiten und Volkssitten werden durch sie beseitigt, so das Tragen des Zopfes, das Schwärzen der Zähne (bei Männern), das Tätowieren usw. Kartenspiel um Geld wird schwer bestraft. Der Beamte ist gezwungen, wenigstens im Dienst die ihm lästige europäische Kleidung zu tragen. Noch eine ganz andere Macht aber läßt Freiheit, Ungebundenheit im Privatleben nicht aufkommen: die alles beherrschende Etikette.

Es bliebe noch ein Wort über die japanische Kunst zu sagen. Die ältere japanische Kunst hat in Europa, abgesehen von der Musik, gewiß mit vollem Recht höchste Anerkennung, ja Begeisterung erweckt. Um so weniger versteht der Europäer, weshalb die Japaner nicht nur unsre Tracht, sondern auch unsre Musik und Malerei, sogar unsre Keramik (kurz: all das, was ihnen nach einigen Zeugnissen unsympathisch, ja selbst lächerlich erscheint) neuerdings doch kritiklos bis zum völligen Aufgeben ihrer nationalen Eigenart *nachahmen*.

Digitized by Google

Das Gesagte hat nicht im entferntesten die Absicht, die uns allen bekannten vortrefflichen Eigenschaften der Japaner zu verkleinern. Wir nehmen natürlich auch von Herrn Tamori an, daß es ihm nicht auf die Verkleinerung der Vorzüge von uns Europäern ankam. Die erkennt man ja auch in Japan durch Nachahmen und Lernen bei uns, kurz: durch die Tat so unwiderleglich an, daß Worte gegen das Zeugnis dieser Handlungen nicht aufkämen.

Heer und Flotte

Militärtauglichkeit unsrer Abiturienten

Von unsern Primanern sind mehr als die Hälfte kurzsichtig, von unsern Studierenden 71 vom Hundert, in England dagegen vom Hundert nur 14. Bei 75 vom Hundert unsrer militärtauglichen Studierenden sind allgemeine Schwächlichkeit, Sehstörungen, Krankheiten der Lunge der Grund zur Untauglichkeit. Heft 40 der „Veröffentlichungen des Militärsanitätswesens".

Mann und Weib

„Der Toilettenmarkt der deutschen Frau"

Unter dieser Überschrift brachte das erste Heft, das Probeheft der in dem angesehenen Verlage von Velhagen & Klasing erscheinenden Wochenschrift „Die deutsche Frau" den folgenden Vorschlag:

Die elegante deutsche Frau werfe, amerikanischer Sitte folgend, die nicht mehr ganz moderne kostbare Toilette, deren sie überdrüssig geworden ist, auf einen systematisch geordneten und verwalteten Markt. Unbemittelte Frauen können sie dort zu billigerem Preise erwerben.

Das heißt: „Die deutsche Frau" soll sich mit den teurern fremden Federn aufputzen, mit ihnen protzen und Reichtum vorheucheln.

Die Sache solchen Trödelmarktes ist alt, schon zu Großmutters Zeit ging Köchin Karline im alten Rock der Gnädigen und wohl auch die Gnädige im Staat einer noch Gnädigeren, die ihn ihr mit oder ohne Vermittlung eines Herrn Lehmann oder Moses „für billig" abgelassen hatte. Daß aber eine vornehme Frauenzeitschrift sich mit dem Vorschlage gut einzuführen glaubt, solchen Handel zu organisieren — das ist wahrhaftig ein lehrreiches Zeichen der Zeit.

Seit Jahrzehnten arbeiten Männer und Frauen, Künstler und Künstlerinnen daran, der deutschen Frau ein vernünftiges und würdiges, ein in jedem Sinne ihr eigenes Gewand zu schaffen. Man unterscheidet sogar Berufs-, Alltags- und Festkleid, so scharf möchte man das Bedürfnis charakterisieren, die Form (den Schnitt) dem Einzelfalle anzupassen. Und nun soll der Segen aus unbekannter Höhe herabfallen: Die Ärmere soll das aus dem Kleiderschrank der Reichen Hinausgeworfene auffangen und der Reihe nach als Gräfin-, Kommerzienrätin-, Exzellenz- oder Bankiersfrau-Imitation second hand einherstolzieren.

Von der Jämmerlichkeit solchen Wesens in ästhetischer Beziehung brauchen wir nicht zu reden. Je eifriger das Drängen und Feilschen (wir wollen bewußtes Übervorteilen sogar ausschließen) auf dem „Toilettenmarkt der deutschen Frau", um so seltner würde der Einzelnen Freude an solidem Material, an Echtheit, an sorgsamer Herstellung, an Qualitätswerten. Jeder reelle Kaufmann warnt davor, sich an „Gelegenheitskäufe" zu gewöhnen. Hier würde die Möglichkeit, sie jederzeit zu machen, bei der Mehr-

Digitized by Google

heit der Schwachen im schwachen Geschlecht ein unheilvolles Haschen nach Modeneuheiten erzeugen und den Markt für gediegene, gewissenhafte, nicht protzende Arbeit schädigen. Es kommt aber auch noch anderes dabei in Betracht. Würden diese Pläne zur Tat, so führten sie mit Sicherheit zu erniedrigender Nachäfferei des Reichtums, sie erweckten statt Gestaltungsfreude Putzsucht, schwächten das Gefühl von der Würde der eignen Persönlichkeit und ein vernünftiges Bewußtsein vom Standeswert und wirkten dadurch demoralisierend.

Für die Kleidung gilt die gleiche Forderung wie für unsre Wohnungseinrichtung: eigene Schönheit, gesunde Zweckmäßigkeit und Fernhalten jeder Reichtumsvorspiegelung, wenn keiner da ist. Die deutsche Frau, die einigermaßen was von sich hält, wird den Ratschlägen einer „Deutschen Frau", die sie mit derartigem zu gewinnen denkt, hoffentlich auch in Zukunft mit höchster Vorsicht entgegenkommen.

Noch ein Sermon vom natürlichen Gehen

In der „Täglichen Rundschau" hat ein Arzt das Wort ergriffen, um meinen Aufsatz „Vom Tanzmeisterschritt" zu widerlegen. Was soll ich nun tun? Meinen Aufsatz noch einmal schreiben? Dafür wüßten unsre Leser mir wohl wenig Dank. Aber ich möchte sie als Mitbeobachter und Schiedsrichter anrufen. Denn alles kommt darauf an, wer hier unbefangen und richtig zu sehen vermag. Der Hauptgedanke meiner Ausführungen war der: Weil beim natürlichen Gehen die Ferse den Boden zuerst berührt, muß bei der gymnastischen Gangerziehung ebenso verfahren werden, denn eine Verbesserung des Gehens kann nie und nimmer erreicht werden, wenn ein wesensfremdes Element (hier die Abwärtsstreckung der Fußspitze) hineingebracht wird, so daß statt der Beweglichkeit und Lockerung des Gelenks eine Versteifung gefordert, das Gegenteil also von dem geübt wird, was eigentlich zu üben wäre. Man sagt nun: „Die Tatsache, daß die bei weitem meisten Menschen bei nachlässigem Gehen zuerst die Ferse aufsetzen, soll keineswegs geleugnet werden." Wenn also die Menschen nicht „nachlässig" gehen, dann treten sie anders, also nicht mit der Ferse, sondern mit der Fußspitze oder mit der ganzen Sohle nieder? Wo ist denn diese neue Art der Nicht-Nachlässigen? Ich finde sie nicht. Wo immer ich Leute von Haltung beobachtet habe, da sah ich sie ganz so wie alle andern mit der Ferse auftreten. Wer unter dem hypnotisierenden Zwange des Exerzierbrills oder der Tanzsaalgewöhnung es wagen wollte, auf der öffentlichen Straße mit dem Stechschritt zu gehen — würde er nicht für einen Idioten gehalten werden? Wenn das „Exerzir-Reglement für die Churfürstlich Sächßische Infanterie" vom Jahre 1776 tatsächlich vom Soldaten verlangte, „daß er auch außer Reih und Gliedern auf der Gasse, ohne die Arme zu schleudern, mit festem Leibe und steifen Knien gehen soll", so ist das ja heute für uns nichts weiter als eine komische Reminiszenz aus der Zopfzeit. Sehen wir doch einmal irgendeiner vornehmen Frau, in der seelische und körperliche Schönheit zu glücklicher Einheit verbunden sind, heimlich auf die Füße — geht sie im Tanzmeisterschritt? Oder tut das der Bühnenkünstler, wenn er als Tasso oder Egmont über die Szene schreitet oder als Hamlet davon spricht, daß

Digitized by Google

der Zweck seiner Kunst „sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam ihren Spiegel vorzuhalten“? Oder wollen wir uns zu irgendeinem Galafest begeben, und uns überzeugen, daß dort selbst des Kaisers Majestät und all des Gefolges altererbte Kultur keinen andern Gang zuwege bringt, als den der übrigen Sterblichen? Das sind doch lauter Fälle, bei denen von „Nachlässigkeit“ nicht die Rede sein kann! Ist doch an alle jene „exponierten“ Herrschaften der Drillmeister unzweifelhaft soundso oft herangetreten und hat seinen Willen durchgesetzt. Aber nur so viel Nachwirkung hat er auszuüben vermocht, daß manch einer selbst nicht mehr weiß, wie er geht, und sei er selbst ein Arzt.

Bildung und Schule

Da liegt die Bedeutung des Falls, um derentwillen ich überhaupt noch einmal dazu das Wort nehme. Wie wenig selbst die Gebildeten unsres Volkes sich über die natürlichen Grundlagen des körperlichen Lebens im klaren sind, davon gedenke ich demnächst einige andere erbauliche Exempel in der Rundschau des Kunstwarts mitzuteilen; aber auch dieses gehört schon dazu. Hier handelt es sich um den alltäglichsten aller Bewegungsvorgänge: um das Gehen. Und doch kann man darüber uneins sein, und sich streiten und Meinungen vortragen, die wie Feuer und Wasser nichts voneinander wissen wollen. Wie muß die Fähigkeit, unbefangen sehen zu können, unter uns heruntergekommen sein!

Karl Möller

Der Herr Verfasser, der, wie unsre Leser wissen, nicht nur als Schriftsteller und Mitherausgeber eines angesehenen Fachblatts für Körperpflege, Theoretiker, sondern auch als Leiter des Turnunterrichts einer Großstadt ein Praktiker auf diesem Gebiete ist, sendet uns noch eingehende wissenschaftliche Nachweise für die Richtigkeit seiner Auffassung. Er und wir sind aber darin einig, daß wir sie an dieser Stelle nicht wiederzugeben brauchen, zumal ja allein die Vorführung auf den auseinanderlegenden Bildern eines Kinematographen unwiderleglich beweist, daß er recht hat. K.-L.

Höhere Schule und Elternhaus

Seitdem neben der Lehrtätigkeit der Lehrer an höheren Schulen ihr Erzieheramt immer mehr sich durchzusetzen begonnen hat, muß der Schule sehr viel daran gelegen sein, mit dem Elternhaus Fühlung zu haben. Leider aber sind wir gegenwärtig noch recht weit von einem halbwegs gedeihlichen Zusammenarbeiten entfernt. Man hat allerlei Versuche dazu unternommen; vor allem wollte man auf sogenannten Elternabenden eine Aussprache über Erziehungsfragen herbeiführen, zugleich den Eltern Gelegenheit geben, Wünsche vorzubringen, mit den Lehrern in persönlichen Verkehr zu treten und Mißverständnisse zu beseitigen. Diese Einrichtung erfüllt gegenwärtig wohl an den meisten Stellen ihren Zweck noch nicht. Zu einer Diskussion kommt es fast nie, weil die Eltern sich zu schwach fühlen, um ein tüchtiges Wort zur aufgeworfenen Frage zu sagen, oder auch weil, wer schon etwas sagen möchte, die gewiß unberechtigte Furcht hat, seine Meinungsäußerung könnte die referierenden Lehrer beleidigen und so dem Schüler schaden. Der weitaus größere Teil der Eltern kommt auch nicht aus Interesse, sondern weil sie durch ihre Anwesenheit dem Leiter und den Lehrern der Anstalt eine Freude zu machen hoffen, und

Digitized by Google

wieder soll dieses „Opfer“ nicht der Sache, sondern ihrem Jungen dienen. Etwas besser steht es mit den fast allgemein eingeführten Sprechstunden. Da wird wenigstens über einen einzelnen bestimmten Schüler eingehend geredet und in vereinzelten Fällen arbeiten sogar schon Lehrer und Eltern erzieherisch zusammen. Im allgemeinen aber stehen sich höhere Schule und Elternhaus noch fremd genug gegenüber. Woher kommt das?

Die Schuld trifft die Lehrer wie die Eltern gleichmäßig. Der weitaus größere Teil unsrer akademisch gebildeten Lehrer sieht noch immer sein Hauptziel in der Lehrtätigkeit; nur die Jüngeren bringen im allgemeinen andere Anschauungen mit und stellen erzieherische Forderungen auf. So kommt es, daß die meisten Lehrer gegenwärtig noch immer viel mehr über „Leistungen“ der Schüler, über Noten Auskünfte erteilen, als über Beobachtungen psychologischer und erzieherischer Art. Ein großer Teil der Lehrer faßt es ferner immer noch als eine Art Behelligung auf, wenn die Eltern häufiger kommen — auch ohne daß „was Besonderes vorliegt“. Die Eltern merken das und scheuen sich dann, den Lehrer, der ja so entscheidend in das Familienleben eingreifen kann, zu „belästigen“.

Aber ebenso groß ist die Schuld auf der Seite der Eltern. Sehr vielen von ihnen handelt es sich nicht um Erziehung und Bildung ihrer Kinder, sondern nur um die Absolvierung der Schule und die Berechtigung. Sie *verlangen* von den Lehrern keine Beobachtung des Seelenlebens der Kinder, sondern nur eine möglichst gute Note. Vielfach stehen sie ja selbst — und hier meine ich die breiten Schichten unsres Bürgertums — dem Seelenleben ihrer Kinder so fremd gegenüber, daß sie dem Erzieher, auch wenn dieser den besten Willen hätte, nichts bieten können. Eben weil es ihnen auf den „Fortgang“ ankommt, sehen sie häufig im Lehrer den Widersacher, der den Frieden der Familie stört. Und hier liegt auch schon der Keim zum Allerverwerflichsten. Es gibt leider Eltern, die, um ihren Kindern zu „nützen“, den Lehrer ganz falsch unterrichten, ihm ein ganz und gar nicht der Wirklichkeit entsprechendes Seelenbild des Kindes suggerieren wollen. Nicht weit davon wohnt die Schmeichelei, mit der man die Gunst das Lehrers zu erkaufen sucht. Und diese wiederum verdirbt manchen schwachen Charakter unter den Lehrern, erzeugt in ihm jenen Beamten- und „Schulmeister“hochmut, der dem ganzen Stande so schädlich ist und deshalb gerade vom Stande aus mit aller Schärfe bekämpft werden muß.

Diese ungesunden Verhältnisse können natürlich nicht mit einem Male beseitigt werden. Das erste muß sein, daß die besseren unter den Lehrern selbst die wahre Grundlage ihrer beruflichen Existenz finden und durch ihr Beispiel auf die andern einwirken. Daß sie selber die Eltern möglichst oft heranziehen, den Eltern ihren guten Willen zeigen, ihnen die Vorurteile und das Mißtrauen nehmen, daß sie die Eltern selbst auf das erzieherische Moment als auf die Hauptsache hinlenken. Wieviel da ein jeder im eigenen Kreise wirken kann, wird er schon nach kurzer Zeit sehen: die meisten Eltern gehen willig und dankbar mit, wenn sie fühlen, daß wirkliche Liebe zur Sache und zu ihren Kindern am Werke ist.

Digitized by Google

Wir Lehrer aber haben anderseits die Eltern zu bitten: befreit euch endlich von den toten und leeren Ziffern, fordert von dem Lehrer, daß er euch Auskunft gebe über die Seele eures Kindes, und kommt ihm selber offen und herzlich entgegen. Ihr habt vielleicht selbst erfahren, daß eure eigene Erziehung ein Labyrinth von Irrtümern war, sucht eure Söhne und Töchter vor solchem Schaden zu bewahren. Bedenkt dazu noch, wie vieles sich seit eurer Zeit geändert hat, wie sehr sich die Fragen der Erziehung, den Zeitverhältnissen und so vielfach gewandelten Zuständen entsprechend, verfeinert, vermehrt und verwickelt haben — und beschäftigt euch möglichst intensiv mit den neuen Erziehungsproblemen, die ja euch und eure Kinder so nahe angehen. Dann kommt in die Elternabende und sie werden sicherlich fruchtbar und anregend sein. Denn dann könnt auch ihr geben, dann könnt auch ihr frei reden, und den Nutzen haben eure Kinder und unser Volk.

Adolf Matzke

Der Bund für Schulreform

Je mehr die Fragen der Schulreform und der Erziehung überhaupt an Geltung und Beachtung in den weitesten Kreisen gewinnen, desto deutlicher wird allenthalben ein seltsames Mißverhältnis zwischen den bisher erzielten praktischen Erfolgen und der aufgewendeten Mühe. Das liegt an der Zersplitterung der Reformbestrebungen, an dem Mangel an Fühlung zwischen den verschiedenen Gruppen der Reformer und an dem Fehlen allgemein anerkannter wissenschaftlicher Grundlagen. So wird immer dringender das Bedürfnis nach Verständigung, Aussprache, gegenseitigem Hilfeleisten zwischen allen den an Erziehungsfragen Beteiligten, die auf getrennten Wegen gleiche Ziele suchen; vor allem auch zwischen den drei noch scharf geschiedenen „Parteien" der Oberlehrer, der Volksschullehrer und der Eltern. Einzelfragen technischer, fachlicher, in engerem Sinne beruflicher Art standen bis jetzt im Vordergrunde und hinderten die Zusammenarbeit; Kulturfragen von entscheidender Bedeutung werden nun mehr und mehr als das allen Gemeinsame erkannt, drängen zum Zusammenschluß und fordern eine sichere, einheitliche, von Grund aufbauende Behandlung. Den neuen Aufgaben, die sich mit dieser Entwicklung ergeben, will der „Bund für Schulreform" dienen, der bereits in Hamburg, Berlin, München und Dresden Ortsgruppen gegründet hat. Eine soeben bei Teubner erschienene Flugschrift unterrichtet über die Ziele des Bundes. Cordsen, Neumann, Wetekamp sprechen über die allgemeinen Aufgaben zusammenfassend, Gertrud Bäumer über Mädchenschulreform, W. Stern über Jugendkunde, Koehne über Jugendfürsorge und Weigandt über Hygiene und Erziehung. Soll die großzügig eingeleitete Arbeit des Bundes gedeihen, so ist freilich nötig, daß die Gebildeten aus allen Berufen nach Kräften daran teilnehmen. Die Aufgaben der Erziehung müssen nicht nur mit den sachlich entwickelten Ergebnissen der Wissenschaft (hier vor allem der im Werden begriffenen Jugendkunde) eng verknüpft werden, sondern auch mit dem Leben der Nation in unmittelbarer Berührung bleiben. Erst wenn die Jugenderziehung und ihre Förderung aus einer Angelegenheit der

Digitized by Google

beruflich beteiligten Kreise eine allgemeine Sache der Nation geworden ist, erst dann kann die Arbeit der wahrhaft berufenen Sachkenner auch für das ganze Volk fruchtbar werden.

Eine Schülerbücherei für höhere Schulen

So wertvolle Arbeit fürs Lesen der Jugend bereits allenthalben geleistet worden ist: den besondern Bedürfnissen der höheren Schulen war man bis jetzt noch nicht gerecht geworden. Diese Lücke hat nun Professor Johannesson ausgefüllt, der die vorzügliche Schülerbücherei für höhere Schulen auf der deutschen Unterrichtsausstellung in Brüssel im Auftrage des preußischen Kultusministeriums zusammengestellt hat. Sein Verzeichnis ist im offiziellen Ausstellungskataloge (Kommissionsverlag von Weidmann, Berlin) abgedruckt. Die hier ausgewählte und mit sehr viel Liebe und pädagogischer Sorgfalt gesichtete Büchersammlung sollte, mit jeweiligen Anpassungen an die besonderen lokalen Bedürfnisse, den Grundstock einer jeden Bücherei für höhere Schulen bilden. Noch immer wendet man ja vielfach in den Gymnasien den Schülerbibliotheken keineswegs die Arbeit zu, deren sie bedürfen, sollen die Schüler nicht zu unüberwachtem und oft minderwertigem Lesestoff greifen. Eine Bücherei, wie die hier gebotene, kann es sich wohl zutrauen, die Schüler an sich zu fesseln; sie macht es der Schule möglich, „die Hauslektüre ebenso planvoll und zielbewußt zu leiten wie die Schullektüre", was Johannesson in der Vorrede entschieden verlangt. Die Sammlung für die unteren Klassen enthält neben Märchen, Fabeln, Volksbüchern, Heldensagen, Schnurren und Schwänken auch Bilderbücher. Den mittleren Klassen werden Indianergeschichten, Seeromane, Reisebeschreibungen und romantische Erzählungen geboten. Den oberen werden bereits die Pforten in das Allerheiligste unserer Literatur aufgetan. Die fremde tritt gegen die deutsche, die ältere hinter der neueren erfreulich zurück. Die Unbefangenheit und der feine Takt, der bei der Sichtung des neuesten Schrifttums gewaltet hat, ist, zumal kurzsichtigen Parteiangriffen gegenüber, besonders zu rühmen. In der Abteilung „Lebenskunde" findet sich zum Beispiel auch Wegeners „Wir jungen Männer, das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe", den beiden letzten Klassen empfohlen. Eine Sammlung von Kunstblättern ergänzt die Bücherei. Es liegt sehr im Interesse der höheren Schulen, daß die in Brüssel gegebenen großzügigen Anregungen allenthalben in Deutschland fruchtbar werden.*

L. M.

Gedanken über Schulfeiern

Aus der Erfahrung heraus macht in der 58. Flugschrift des Dürerbundes (ohne Porto 30 Pfg.) Hermann Lorenz praktische Vorschläge zur gediegenen und erfreulichen Gestaltung von Schulfeiern. Sie dürfen nicht allein „offizielle Veranstaltungen" sein, sie müssen zu gehaltreichen, festlichen Erlebnissen für die Schüler werden, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen. Nach den vielen Anfragen zu schließen, die gerade aus Schulkreisen bei unsrer Auskunftsstelle einlaufen, wird diese Flugschrift einem lebendigen Bedürfnis dienen.

A. d. D.-B.

* Auch der Dürerbund wird dafür das Seinige tun. A

Digitized by Google

Osramlampen-Lesezeichen und tiefere Bedeutung

Als ich neulich das erste fertige Kunstwartheft bekam und aufschlug, fand ich darin eine Osramlampen-Reklame als Lesezeichen. Daß sich dies tragische Ereignis in Heft 8 und 9 wiederholen würde, ahnte ich nicht, sonst hätt ich vielleicht den Verlag um ein Aberlegen für den Fall gebeten, daß er noch nicht vertragsmäßig gebunden war. Denn mittlerweile war ein Dutzend zum Teil humoristischer, zum Teil schmerzerfüllter Reklamationen gekommen. Das beim Kunstwart! Theorie und Praxis! Das täte ich, der Verfechter ästhetischer Kultur! Usw.

Erstens: ich „tat es" überhaupt nicht, sondern der Verlag, ohne daß ich's ahnte. Aber, zweitens: er tat's in der vollkommen berechtigten Voraussetzung, daß ich nichts dagegen einwenden würde.

Ästhetische Zensur auch der Anzeigen und Prospekte würde voraussetzen, daß nicht nur die Eingänge von Inseraten, sondern auch alle Verhandlungen des Verlags von der Redaktion überwacht würden. Aber selbst das würde noch nicht genügen, denn der Verlag schließt sehr häufig ab und muß abschließen, ehe die betreffenden Beilagen hergestellt sind, deren Auflagenhöhe ja oft von den Herstellern erst nach den Abschlüssen festgesetzt wird. So war's in diesem Falle mit der bekanntlich höchst angesehenen Auer-Gesellschaft, die zudem ein künstlerisch hergestelltes Lesezeichen ausdrücklich zusicherte, worauf der Vertrag für eine Anzahl von Wiederholungen zustande kam. Aber das „künstlerisch" kann man verschiedener Meinung sein. Aber das Schelten über unsre Geschmackstyrannei möcht ich hören, wenn wir auch den Inserenten verwehren wollten, zu zeigen, was sie für geschmackvoll halten! Müßten „wir" dann nicht auch die angezeigten Waren nachprüfen und auf allen Bücher-, Bilder-, Notenanzeigen nachsehen, ob jedes Wort der Empfehlung sich mit unsrer Meinung deckt? So absurd das in seiner Unmöglichkeit klingt, es wäre nichts als die gerade Konsequenz des Verlangens nach ästhetischer Zensur auch bei Annoncen und Beilagen.

Das ist ja eben der Unterschied zwischen redaktionellem und Anzeigenteil: dort wird die Meinung der Zeitschrift gegeben, hier erwirbt sich der Interessent mit der Bezahlung das Recht, gleichsam im Vorraum auf seine Ware hinzuweisen. Er darf nur sagen, was in anständiger Gesellschaft erlaubt ist, und er hat es so zu sagen, daß jeder weiß: er, der Interessent spricht. Das bestimmt die Grenzen seiner Freiheit. Die Zeitschrift als solche aber hat darauf zu halten, daß redaktioneller und Anzeigenteil deutlichst getrennt sind. Bei unzählbar vielen Blättern sind sie's nicht, sind sie im Gegenteil des Profits wegen auf alle Weise verschleiert. Beim Kunstwart ist die Trennung so streng durchgeführt, wie bei keinem einzigen Blatte ganz Deutschlands strenger. Das scheinen uns wichtige Dinge, weil sie nicht (obendrein ganz leicht abstellbare) Geschmacksstörungen, sondern Fälschungen bedeuten, Täuschungen, in gewissem Sinn: Betrug.

Ich bitte die Herren Reklamatoren einmal zu vergleichen, was unser Verlag und was andre an Reklame zulassen. Haben Sie schon bedacht, den Verzicht auf wie viele Zehntausende jährlich

Digitized by Google

der Verzicht des Kunstwart-Verlags auf alle sittlich irgendwie zweideutigen Annoncen, auf alle Sekt- und Schnapsinserate, auf alle über Geheimmittel-Kurpfuscherei, auf alle „Eingesandts“, auf alle versteckte Reklame, die ja nicht bloß Waschzettelabdruck zu sein braucht, auf alle Hinweise im Redaktionstext auf Inserate, auf alle Zwischenschiebungen der Annoncen in den Text, auf alle seitlichen Begleitspalten mit Briefkastennotizen, Bildchen usw. bedeutet, kurz, auf alles, was ein Zeitungsunternehmen erst „lukrativ“ macht? Der Verlag brauchte den Einfluß und das Ansehen des Kunstwarts geschäftlich nur so auszunutzen, wie das auch bei sehr geachteten Zeitungen für anständig gilt, und er könnte seinen Gewinn verdrei- und verfünffachen. Wenn er statt dessen lange Jahre überhaupt ohne Gewinn arbeitete und das jetzt noch mit einem durchaus bescheidenen tut — so finde ich das nicht großen Rühmens wert, sondern für einen Kunstwart-Verlag einfach in der Ordnung. Aber auch die Anforderungen an den vornehmsten Verlag müssen innerhalb des Möglichen bleiben. Ästhetische Zensur auch der Anzeigen und Beilagen ist nicht, ist aus den angegebenen Gründen nirgend möglich und wird deshalb tatsächlich auch nirgendwo durchgeführt. A

Lebensabschnitte

Lebende Worte

Unsre Lebensabschnitte werden nicht durch auffallende, nach unserm Willen erfolgende Handlungen, durch Eheschließung, Erhaltung eines Amtes und dergleichen bestimmt, sondern durch Gedanken, die uns während des Spaziergangs, mitten in der Nacht, beim Essen kommen, besonders durch jene Gedanken, die in unsre Vergangenheit greifen und uns sagen: du hast so gehandelt, es wäre jedoch besser, wenn du anders gehandelt hättest. Und alle weiteren Handlungen unterwerfen sich wie Sklaven diesen Gedanken und erfüllen ihren Willen. Thoreau

Unsre Bilder und Noten

Das Blatt nach Emilie Pelikan, das wir vor unser Heft stellen, soll auch mit als Illustration zum heutigen Leiter dienen, nur bitten wir, es mit einem andern farbigen Druck nach einem Werke derselben Künstlerin zusammenzuhalten, mit dem Hochgebirgsbilde aus dem zweiten Juniheft 1910 (XXIII, 18). Erst im Vergleichen wird das Anschauungsmaterial lebendig. Jenes Blatt war ein rein photomechanischer Vierfarbendruck, wie sie allgemein üblich sind, unser heutiges ist, wie viele farbige Bilder im Kunstwart, in einer wesentlich teureren Technik hergestellt, einer Art „Steindruck“, bei der die photomechanische Übertragung durch künstlerische Handarbeit unterstützt wird, so daß ein „Übersetzen“ wenigstens dabei ist. Außerdem aber: dort war ein räumlich sehr umfangreiches Original, diesmal aber ein wesentlich kleineres Bild wiederzugeben. Nun vergleiche man beide Blätter! Meiner Meinung nach haben Zeitschriften wie die unsrige die Pflicht, ihre Leser, unter denen sich doch stets eine Anzahl

Digitized by Google

Ungeübter befindet, auf Mängel ihrer Kunstblätter selbst aufmerksam zu machen, und so hab ich auch von den Mängeln der Beilage im zweiten Juniheste dort im Begleittext schon gesprochen. Unsre Freunde werden das meiste, was im Text gesagt ist, an diesen beiden Blättern unmittelbar „exemplifizieren" können.

Die drei Vollbilder nach Katharine Schäffner werden dem vielleicht wenig geben, der nicht die Kunstwartmappe „Eine neue Sprache?" oder wenigstens das dieser seltsam tiefen Künstlerin gewidmete Kunstwartheft (XXI, 22) kennt. Wer diese Sprache der Phantasie nicht lesen kann oder nicht lesen mag, immerhin, ihm entgeht viel. Wer sie nicht unmittelbar versteht, aber zu lesen versuchen will, kommt nicht durch den Verstand (auch nicht durch ein Spielen mit mystischen Begriffen), er kommt allein dadurch zum Genuß, daß er in williger Versenkung seine Phantasie dem Wogen dieser Linien und Massen, dem Frieden und dem Kampfe dieses Lichtes, dem Auftauchen und Verhauchen der Assoziationen überläßt, die sich unwillkürlich einstellen. „Bei dieser Künstlerin verbindet sich meist ein ganz allgemein und traumhaft gesehener landschaftlicher Untergrund mit Symbolen, will sagen mit Trägern von Assoziationen (Flammen, Wellen, Wolken, Augen, Schwertern, Stacheln, Rädern, Tränen, Kränzen, mikroskopischen Zellengebilden und anderem mehr) oder mit Bewegungsgefühlen, die schon nicht mehr an Körperliches, die nur noch an Linien gebunden sind, und mit den eigentümlichen Gefühlen, die das Zusammenwirken von Licht und Schatten in uns anregt." In der „Fantasia ecstatica" bäumt sich's mit der Flamme des Genius herrlich auf, die Welt ist leuchtende Musik geworden, schauendes, leidendes, jubelndes, jauchzendes Bewegen, ein Sonnengesang der Begeisterung. Das „Leiden" ist für den, der diese Sprache lesen kann, „in seiner Schönheit ein schauerliches Werk. Felsen und Wasser und droben Himmel — aber ist das Felsen und Wasser und droben Himmel, oder hat sich hier ein Stück Einsamkeit in lebenden Schmerz verwandelt? . . . Ein Nachbild von Wirklichkeit, das gleichsam vergewaltigt und zerschnitten, das zersetzt wird von Symbolen des Wehs, das wohl Assoziationen an Tränen, an Martern, an vergebliches Bäumen, an Stürze hervorruft, aber von Symbolen, die wie Traumgebilde leben — es gibt ja keine Möglichkeit, Unwirkliches als Wirkliches zu sehen, als durch den einzigen Zauberer in der Wirklichkeit, den Traum. Das Leiden zuerst, und dann das große Ende: »der Tod«. Die Anordnung der Massen ist beinahe gegenstückartig mit der des vorigen Bildes verwandt. Die Stimmung aber ist weltweit verschieden, alles ist erstarrt zur Erhabenheit des ewigen Schweigens. Und alles ist dabei ganz einfach geworden und in seiner Kaltheit voller Ruhe."

Um zu so Ernstem auch Leichtes und Heiteres zu bieten, fügten wir

Digitized by Google

die Karikaturen im Hefte selbst bei. Hier spricht eine ganz eigenartige Vereinigung von phantastischer Anschauungskraft und aus Beobachtung und Erfahrung schöpfendem reichen Geiste. Diese Karikaturen sind meistens dem „Fröhlichen Buche“ entnommen.

Das Bildnis Liliencrons ist eins von vieren, die mir Liliencron nacheinander aus „Abdera“ schickte, aus Kellinghusen, es trägt das Datum: „5. Dezemb. 89.“ Mir schien zu seinen Briefen ein Bild aus dieser Zeit nicht übel zu passen.

„Aus Breslau“ bringen wir heute vier Bilder zur ästhetischen Kultur. Ungewöhnlich interessant scheint mir die Gegenüberstellung der Dombrücke wie sie war und wie sie ist. Sieht man nicht aus dem Bilde der neuen Brücke ordentlich den Stolz leuchten, wie herrlich weit man's nun gebracht? Nun? Damals! Schon heute würde man diese Brücke schwerlich bauen — sie wirkt auf uns Heutige altmodisch, veraltet, ja: lächerlich, und unter unsern Lesern ist wohl keiner, der zweifeln würde, ob er die ehemalige oder die heutige Dombrücke ästhetisch höher bewerten sollte. Die neue, ein in jeder Hinsicht geschmackloser Bau, der sich aufputzt und spreizt: seht, was ich alles Schönes habe, die alte ein ganz schlichter Sachbau — und doch: wieviel schöner ist die alte! Es wird nie was Gutes daraus, wenn man einem Zweckbau die Schönheit von außen ankleben will. Es gibt nur eine Sicherung vor dem Aus-der-Mode-kommen: sich nach all ihrem Zierkrame gar nicht zu richten, überhaupt nicht zu putzen, sondern aus der Sache heraus zu gestalten.

Als man in Breslau ans „Verschönern“ ging, sollte auch die Elisabethkirche „freigelegt“ werden, und beinahe wär es den ihr vorgelagerten kleinen Bauten ans Dasein gegangen, die dem Monumentalbau fürs Auge Höhe geben und zugleich den Kirchplatz mit dem großen Hauptplatz der Stadt auf das Reizvollste verbinden. Die Proteste kamen noch rechtzeitig, jene Bauten konnten gerettet werden. Aber wie läßt es Preußens zweitgrößte Stadt, die Königliche Residenzstadt Breslau hier, sozusagen an ihrem Herzen, aussehn? „Bilde, Künstler, rede nicht!“ Schon der Lichtbildner zeigt uns hier mit einem Knips mehr als tausend Wörter sprechen könnten. A

Unsere Notenbeilage bringt zunächst ein thüringisches Volkslied „Soll ich denn mein junges Leben“, dessen Mitteilung wir Herrn Hofkapellmeister Leo Blech verdanken, der es auch für uns gesetzt hat. Seine Frau hat es im heurigen Sommer von einem Bauernmädchen auf dem Lande gehört. Der wiederholte Wechsel des Taktes ist echt volkstümlich und ein Zeichen der Echtheit. In den verbreiteten Liedersammlungen finde ich das Lied nicht, es scheint wenig oder gar nicht bekannt zu sein, verdiente aber jedenfalls, daß man es kenne. Hierauf folgt ein Menuett von Georg Philipp Telemann (1681—1767), der bei der

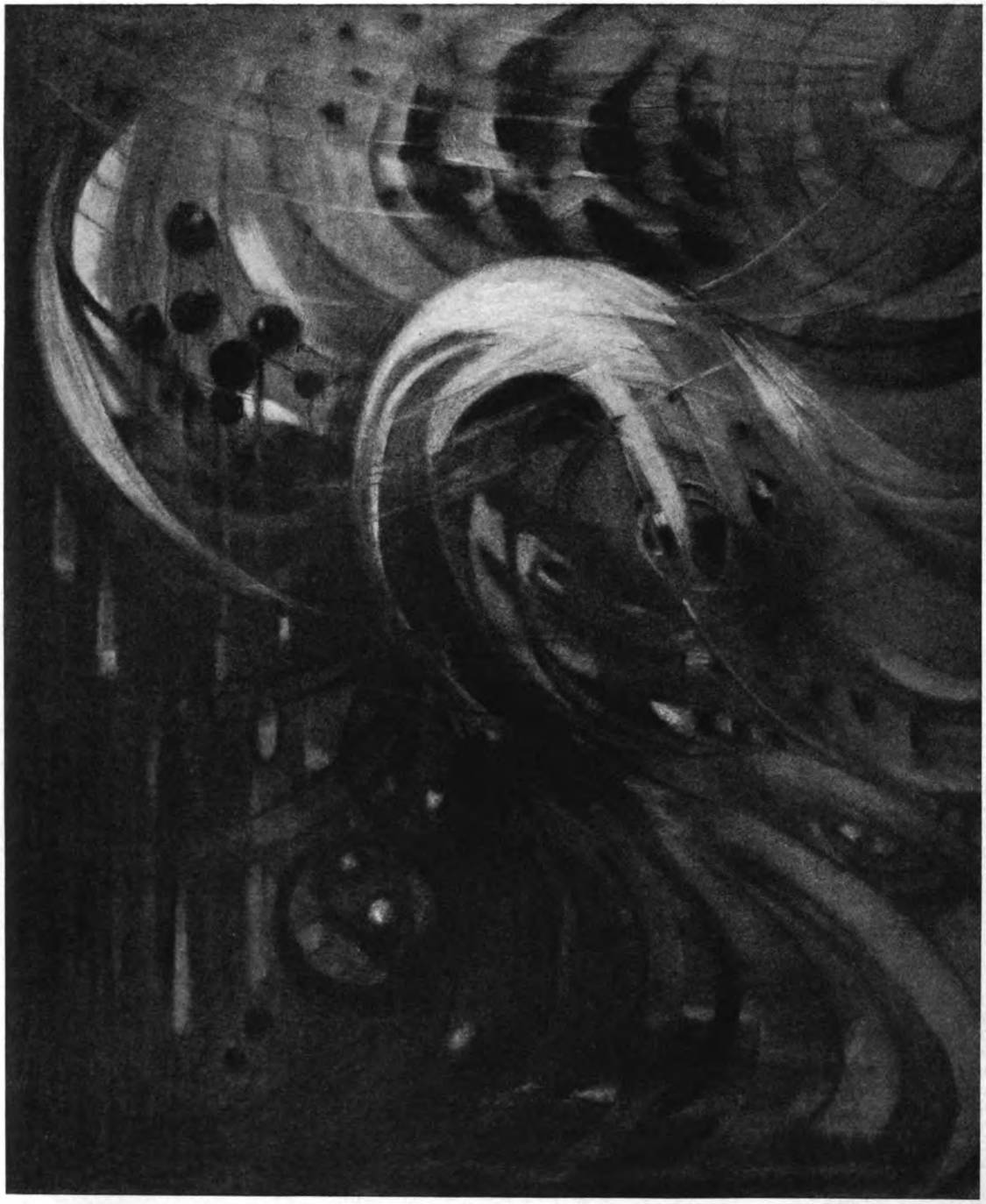
Digitized by Google

großen Masse der Musikfreunde immer noch als bloßer „Vielschreiber“ gilt. Die Leser dieser Zeitschrift haben ihn allerdings schon von der besseren Seite kennen gelernt, und auch das von Rudolf Melzer aus der Handschrift bearbeitete, hier zuerst gedruckte allerliebste Stückchen wird dieses Urteil bestätigen. Den Beschluß bildet ein norwegisches Volkslied: „Ungelegener Besuch“ in der charakteristischen Verdeutschung und Bearbeitung von A. J. Boruttau, welches unserer „Hausmusik“ entnommen ist. Während der Kunstwart auf die geistigen Werte des Schrifttums der uns stammverwandten nordgermanischen Völker oft und nachdrücklich hinweist, dürfte auch ein Fingerzeig auf die Schätze ihrer Volksmusik am Platze sein, wie sie in dem norwegischen, schwedischen und dänischen Heft der „Völkerstimmen“ (Verlag Georg D. W. Callwey in München) vorliegt. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KATHARINE SCHÄFFNER

Digitized by Google

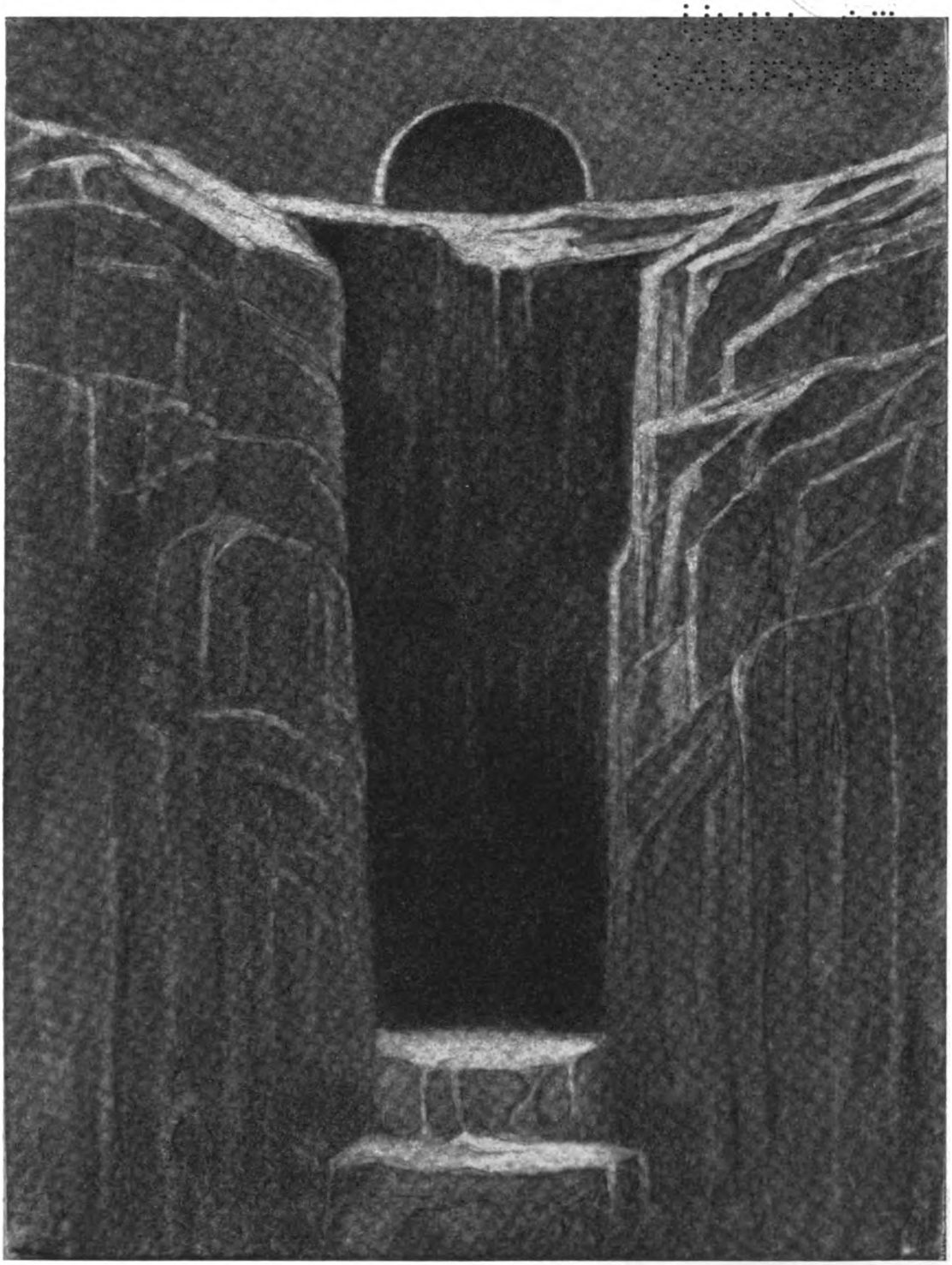
Digitized by Google

KATHARINE SCHÄFFNER, LEIDEN

KW

Digitized by Google

Digitized by Google



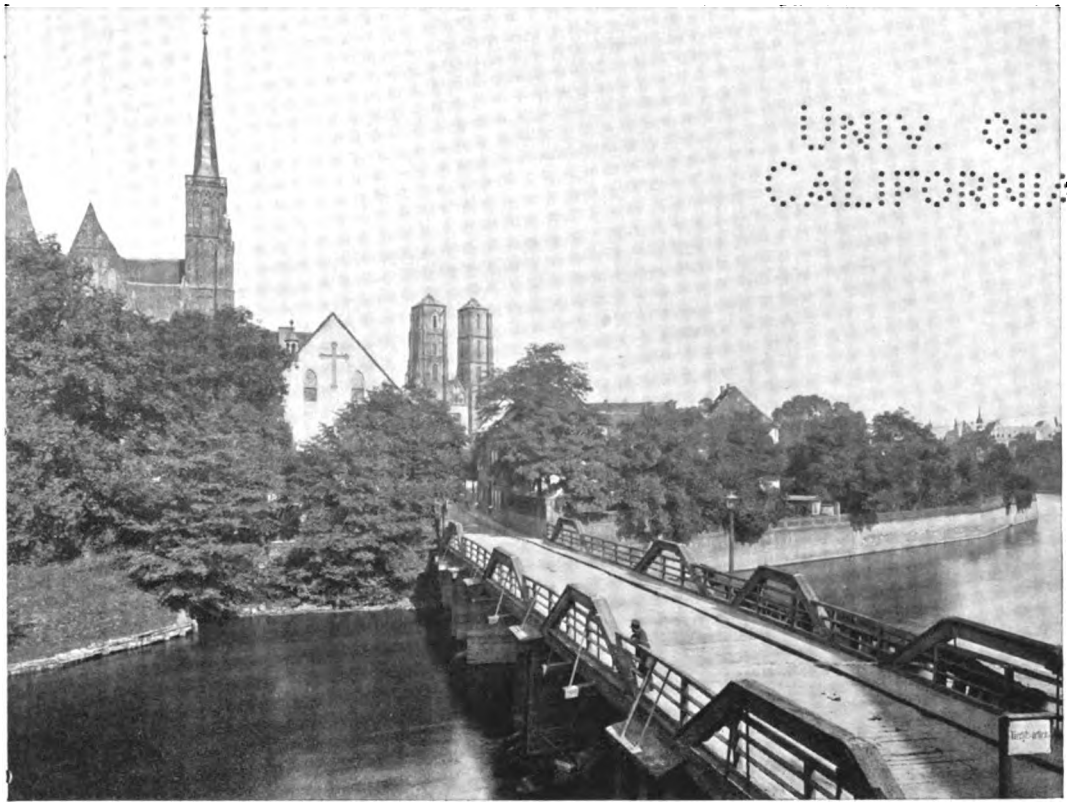
KATHARINE SCHÄFFNER, TOD

KW

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



UNIV. OF CALIFORNIA

DIE DOMBRÜCKE WIE SIE WAR

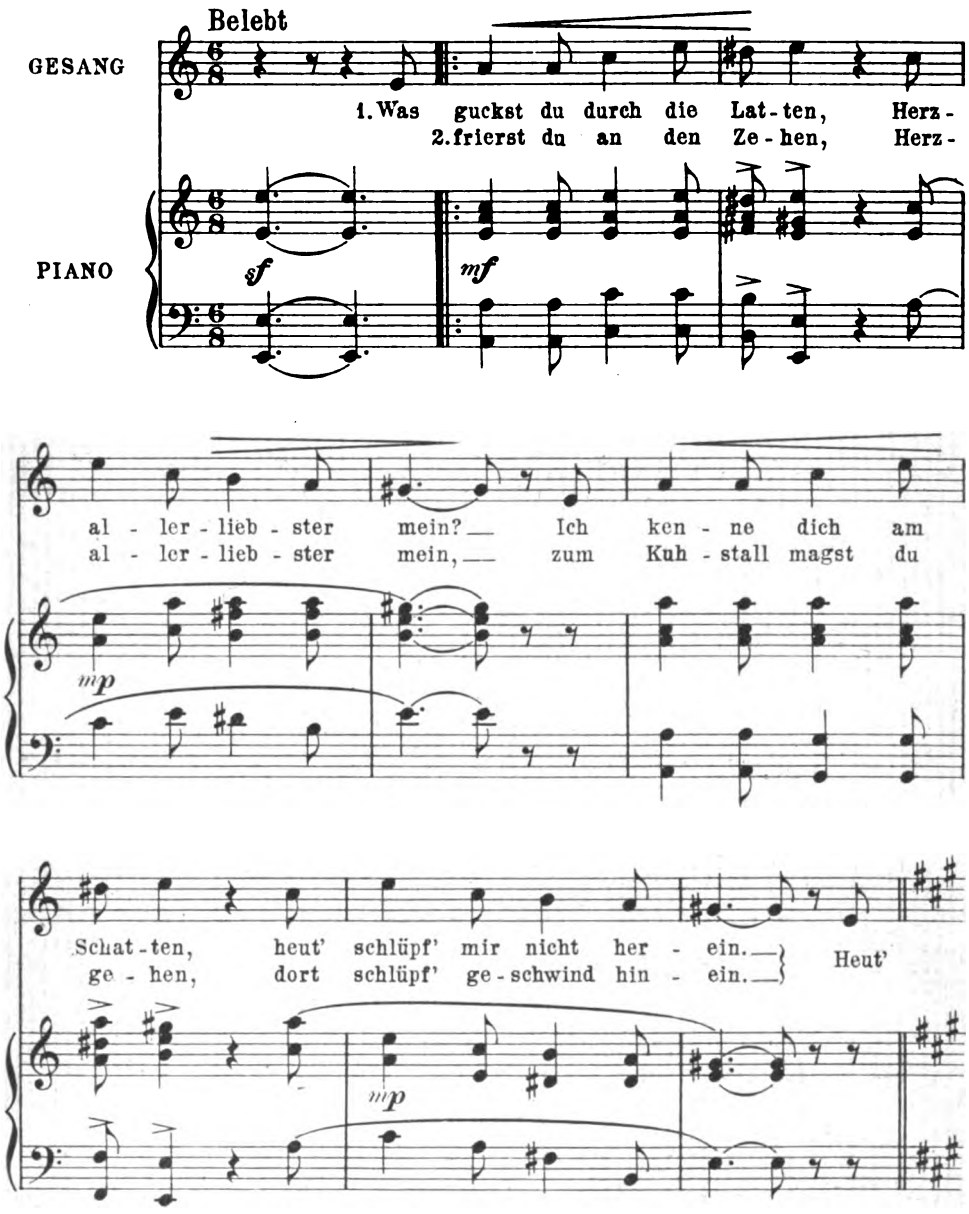
Digitized by Google

DIE DOMBRÜCKE WIE SIE IST

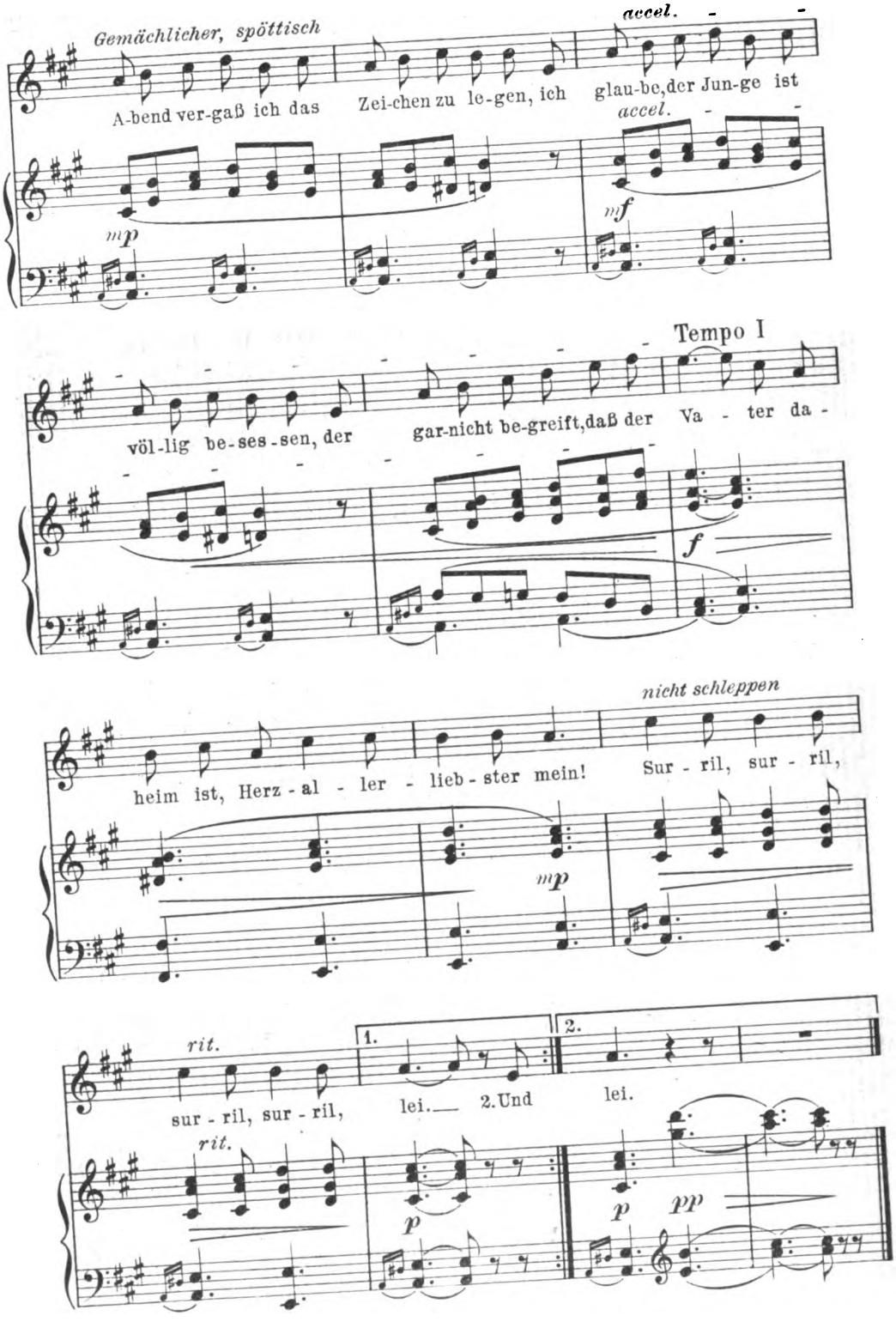
Digitized by Google

BEI DER ELISABETHKIRCHE

UNGELEGENER BESUCH



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Carl Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

ARTUR WANSLEBEN

Jahrg. 24 Zweites Februarheft 1911 Heft 10

Die Gebildeten und das Volk

Vor hundert Jahren haben Fichte und Arndt das Thema aufgenommen. Es ist, wenn au[illegible] wie damals. Wir sind noch immer [illegible] Die äußere Einigung konnte uns [illegible] Organisation einer Volkseinheit [illegible] im Volkskörper nicht ohne [illegible] zwischen Gehirn und Glieder, [illegible] gesunde Antriebe unterdrückt.

„Sind solche Organisations[illegible] sie in irgendeinem Volke?“ [illegible] auf der anderen Seite Meinungen [illegible] Wahl und kein Bedenken mehr [illegible] werden, um jenen Organisation[illegible] Leben sei von den schwersten [illegible] von jenen Gelassenen das feste [illegible] gesunden Wege, im besonderen [illegible] Volkstums zu nehmen, von [illegible] Willen, vorwärts zu kommen. [illegible] ohne doch zu hasten oder zu [illegible]

Vor hundert Jahren, als [illegible] ihre höchste Reife und Vollen[illegible] wie wenige und spärlich be[illegible] Niederungen des Volkes und [illegible] führten. Und man sah schon [illegible] erwachsen: man sah das [illegible] die Bildung in [illegible] Wahrhaftigkeit verlieren [illegible] das andre erst zur vollen [illegible] mußte den frischen Kräften [illegible] dem geistigen Leben Inhalt [illegible] sie sich fremd und feindlich [illegible] in jenen Tagen großen gemein[illegible] als Einheit fühlte, litt darunter.

Seitdem sind viele einigende [illegible] hinzugekommen. Gerade die [illegible] Ausbreitung der politischen [illegible] Volk einander durchaus nicht [illegible] mehr die neuen wirtschaftlichen und sozialen [illegible] Chaos: es wurde uns unter besonderen [illegible] Aufgabe gestellt, ein Volk zu werden. [illegible] unten“ wurden zwar nicht aufgehoben, [illegible] wirrt [illegible] wohl auch gefälscht. Auf ein, [illegible] stand und [illegible] Unbildung [illegible] und man [illegible] unten“ [illegible] besonderen [illegible] verhältnisse, in [illegible] und [illegible] spekulative [illegible] oft recht willk[illegible] Güte [illegible]

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Februarheft 1911 Heft 10

Die Gebildeten und das Volk

Vor hundert Jahren haben Fichte und Arndt das Thema aufgenommen. Es ist, wenn auch gewandelt, noch so neu wie damals. Wir sind noch immer eine werdende Nation. Die äußere Einigung konnte uns unmöglich mit einem Male die innere Organisation einer Volkseinheit geben. Noch immer strömt das Blut im Volkskörper nicht ohne Stockungen, Hemmungen drängen sich zwischen Gehirn und Glieder, reiche Kräfte werden vergeudet und gesunde Antriebe unterdrückt.

„Sind solche Organisationsfehler je ganz zu beseitigen? Fehlen sie in irgendeinem Volke?“ Den Gelassenen, die so fragen, stehen auf der anderen Seite Meinungen gegenüber, wie: es bleibe gar keine Wahl und kein Bedenken mehr, es müßten alle Kräfte aufgeboten werden, um jenen Organisationsfehlern zu begegnen, das deutsche Leben sei von den schwersten Krisen bedroht. Wir werden gut tun, von jenen Gelassenen das feste Vertrauen auf die Natur und ihre gesunden Wege, im besonderen auf die ungebrochene Kraft unsres Volkstums zu nehmen, von diesen Ungeduldigen aber den starken Willen, vorwärts zu kommen. Dann werden wir mit Energie arbeiten, ohne doch zu hasten oder zu überstürzen.

Vor hundert Jahren, als eben eine erlauchte deutsche Geisteskultur ihre höchste Reife und Vollendung erreicht hatte, klagte man darüber, wie wenige und spärlich begangene Wege von den Höhen in die Niederungen des Volkes und aus den Tälern wiederum zur Bildung führten. Und man sah schon damals zwei Folgen aus dieser Trennung erwachsen: man sah das Volk in Dumpfheit Kräfte vergeuden; und die Bildung in ihrer Vereinsamung an Halt, Treue und innerer Wahrhaftigkeit verlieren. Eines hätte dem andern dienen, eines durch das andre erst zur vollen Wirksamkeit kommen sollen; die Bildung mußte den frischen Kräften drunten Ziel und Form geben, das Volk dem geistigen Leben Inhalt und Wirksamkeit. Statt dessen standen sie sich fremd und feindlich gegenüber, und die Nation, die gerade in jenen Tagen großen gemeinsamen Handelns zum ersten Male sich als Einheit fühlte, litt darunter.

Seitdem sind viele einigende Erlebnisse, aber auch neue trennende hinzugekommen. Gerade die Einigung des Reichs und die weitere Ausbreitung der politischen Rechte brachten zunächst Bildung und Volk einander durchaus nicht näher. Zunächst führten vielmehr die neuen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen in ein wüstes Chaos: es wurde uns unter besonders harten Bedingungen die Aufgabe gestellt, ein Volk zu werden. Die Grenzen zwischen „oben“ und „unten“ wurden zwar nicht aufgehoben, wohl aber verwirrt und zum Teil wohl auch gefälscht. Auf ein, zwei Generationen stand und steht viel Unbildung „oben“ und mancherlei Bildung „unten“ — dank der besonderen Kriegsverhältnisse, in denen die Börsen- und Grundspekulationsfortuna oft recht willkürlich schaltete. Gute und beste

Digitized by Google

Volkskraft geriet (und gerät) ins Hintertreffen, und die Trennung zwischen „Volk“ und „Gebildeten“ gestaltete sich unter solchen Umständen nicht nur kulturwidrig, sondern auch rein menschlich ungerecht.

Der alte Zustand machte sich verschärft fühlbar, mit dem Unterschiede, daß er nicht nur von einzelnen empfunden, sondern von breiten Massen mit Erbitterung erkannt wurde. Die politischen Gegensätze, die damit neu hinzukamen, deckten sich keineswegs mit den alten Kulturgegensätzen. Es trat nicht etwa eine der neuen Parteien oder sozialen Gruppen die Erbschaft der alten Bildungsschichten an. Das war bei der Ausdehnung der politischen Rechte, bei der ganzen Art unsrer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung nicht möglich. Vielmehr strebten, da eben diese Entwicklung alte Schranken geöffnet hatte, alle Parteien und Gruppen von allen Seiten, jede auf ihrem besonderen Wege, der Bildung zu. Die Gestaltung der Berufe, ihre Spezialisierung begünstigte diese Zersplitterung des geistigen Lebens, und es wirkt nun nicht mehr eine einheitliche Bildung der Führenden auf eine geführte Masse, sondern die Führenden stehen in allen Lagern, in ihren Bildungsbestrebungen vielfach von Partei-, Gruppen- und Berufsschranken bestimmt. Und wenn doch noch scharf umrissene Berufs- und Gesellschaftsgruppen „die Bildung“ als ihren Vorzug in Anspruch nehmen, so bedenken sie nicht, daß sie heute mehr als je *ihre* Bildung damit meinen. Ihre Bildung, die von einer großnationalen und vollmenschlichen weit entfernt ist.

Das wird vielen allmählich bewußt. Gewisse Schichten, besonders von akademisch Gebildeten, bekennen sich als intellektuell übersättigt; allzu einseitige Denkarbeit läßt sie die Fühlung mit dem gesunden Leben verlieren, ihre Gemüts- und Phantasiekräfte verkümmern. Diesen schroff gegenüber stehen etwa intellektuell strebsame Arbeiterkreise, die mit heißen Mühen die Formen des Denkens und geistigen Arbeitens zu gewinnen suchen, um den oft überreichen Stoff ihres äußeren und inneren Erlebens zu zwingen und so zu einer beruhigten und männlichen Geistes- und Lebenshaltung zu gelangen. Der materiell höher gestellte Kaufmann oder der Ingenieur sieht sich und sein Erleben im Äußeren aufgehn, im Organisatorischen und Technischen, denen die Beziehung auf die tieferen Werte des Lebens fehlt; und wo wiederum eine Beziehung zum Ganzen hergestellt ist, wie beim Beamten, wird sie von einem mechanischen System entseelt, das die Kräfte der Persönlichkeit verkümmern oder sich verzehren läßt. Trotzdem so einer den andern innerlich, zu seiner Vollendung nötig hat, stehen sie sich fremd, wenn nicht feindlich, gegenüber. Die einzelnen, die die Grenzen solcher Berufs- und Gruppenbildung durchbrechen wollen, begegnen großen Schwierigkeiten; und wenn ihnen eine umfassendere Bildung zugänglich wird, verlieren sie den Anschluß an die bestehenden Gemeinschaften und vereinsamen, werden „Fremde“, die nicht etwa der Genius, sondern das Zeitleben einsam macht. Eine Gemeinschaft, in der sie sich mit den andern Gleichstrebenden finden könnten, gewinnen sie nur ausnahmsweise.

Am deutlichsten zeigen sich denn auch alle diese Mängel in unsrer Geselligkeit. Sie ist nach sozialen und Berufskreisen abgegrenzt: aber die so geschaffenen gemeinsamen Interessen sind zu einseitig, zu

Digitized by Google

wenig menschlich, als daß sie den Boden für eine wirkliche Geselligkeit abgeben könnten. So ist unsre „Geselligkeit“ eng, ohne in die Tiefe zu gehn. Wo sie sich zu verbreitern sucht, verliert sie zumeist die Form: es fehlt uns an Formen, die der Auslese aller Schichten genügen könnten.

Es wäre natürlich töricht, solche Formen *schaffen* zu wollen. Sie müßten *entstehen*, *als Ausdruck* einer in dieser Elite einheitlichen Denk- und Fühlweise, die eben noch nicht gewonnen ist. Ganz ebenso steht es ja mit dem Ausdruck auf allen andern Gebieten. Der Mangel an wahrhaft volkstümlicher Literatur, in der zugleich die Werte der Bildung nicht fehlen, wird allenthalben beklagt. Unser Kunstgewerbe kann noch lange nicht den Anspruch erheben (den es in den Sturm- und Drangzeiten der modernen Bewegung oft erhoben hat), den geistigen und seelischen Bedürfnissen der Emporstrebenden aus *allen* Schichten zu dienen, gut volkstümlich zu sein. Den meisten Produzierenden fehlt jenes Gut an äußerem und innerem Erleben, das sie mit einer großen Gesamtheit gemeinsam haben könnten. Und wo sie die Fühlung mit einem solchen allgemeineren Erleben suchen, da zeigt sich ein ähnlicher Mangel wie bei der Geselligkeit: Mangel an Form. Und auch hier können breitere und zugleich gehaltreichere Formen nur *wachsen*, *als Ausdruck* sich entwickeln. Vielleicht zunächst aus dem Bewußtsein, dem Erlebnis gemeinsamer *Arbeit* heraus.

Unsere moderne so hochgesteigerte und wohlorganisierte deutsche Arbeit ist auf einem tausendfältig verwobenen Zusammenwirken nicht nur der Berufsgenossen, sondern auch der verschiedenen Berufe und Stände aufgebaut: einer muß dem andern in die Hände arbeiten. Aber diese technische Gemeinsamkeit, die ja noch keineswegs sehr alt und noch immer in steter Ausbildung begriffen ist, ist noch nicht zu einer seelischen, zu einer Kulturgemeinschaft geworden. Wohl drei Viertel aller Tätigkeit, die ein Beamter, ein Ingenieur, ein Lehrer, ein Kaufmann leistet, besteht in der Leitung des technischen Einwirkens andrer. Wie viele Beamte aber kennen Art und Wesen der Menschen, auf deren Leben sie einwirken? Wie viele Kaufleute oder Ingenieure wissen mehr als die äußeren Merkmale vom Leben ihrer Arbeiter? Wie viele Lehrer haben eine deutliche Vorstellung von den Lebensverhältnissen, aus denen ihre Schüler stammen? Die modernen Großbetriebsformen in allen Berufen gestatten nur noch selten die persönliche Einwirkung von Mensch zu Mensch. Um so mehr aber, scheint es, sollten alle sich bemühen, die verschiedenen *Lebenskreise*, in die sie mit ihrer Wirksamkeit reichen, kennen zu lernen. Ein Richter kann doch wohl unmöglich einen Menschen sicher beurteilen, der aus einer ihm völlig fremden Welt kommt. Oder: Beamte, die fernab in Ministerien und Bureaus die Gelder für die Schulen oder Spielplätze eines Stadtteils zumessen, können trotz der genauesten amtlichen Informationen jene Verhältnisse nicht richtig kennen, in die sie folgenschwer eingreifen. Das liegt im Wesen aller *amtlichen*, wie überhaupt jeder *beruflichen* Kenntnis: sie ist stets von vornherein irgendwie technisch bestimmt, von den notwendigen Einzelforderungen und den Zugeständnissen des Berufs.

Digitized by Google

Hier kann also nur die private, rein menschliche Begegnung mit den fremden Verhältnissen helfen. Der Beamte, der Lehrer, der Kaufmann, aber auch der Arbeiter muß außerhalb seines Berufes die Möglichkeit haben, ohne alle störenden Hemmnisse, ohne Prätensionen von der einen wie der andern Seite, in rein menschlichen gemeinsamen Interessen mit Angehörigen der andern Bildungskreise zusammenzutreffen. Handelt es sich um die Berührung zwischen „höheren“ und „niederen“ Schichten, dann muß jegliche Form der Wohltat, jede Gebärde der „Herablassung“ streng verbannt sein: der Hauptzweck, den wir hier im Auge haben, würde dadurch von vornherein verfehlt. Auf der völlig gleichen Ebene der Voraussetzungslosigkeit hätten sich die Leistungsfähigen, die über ihre Bildungsgrenzen einer umfassenden nationalen Kultur zustreben, aus allen Schichten zu finden: immer in dem gemeinsamen, auf keiner Seite besonders betonten Gefühle, daß kein Teil der Gebende, keiner der Empfangende allein ist.

Gerade dies scheint wohl manchem „Gebildeten“ eine unerfüllbare Forderung: er wird, wenn er im Besitze gewisser Umgangsformen und Kenntnisse ist, leicht dazu neigen, sich schlechtweg als den Gebenden zu betrachten. Ein solcher fühlt eben nicht die Grenzen seiner Bildung und nicht jenes letzte und tiefste Bedürfnis gerade der Höchstgebildeten in dieser Zeit: nach einer Ergänzung dieser ihrer Bildung durch die Lebenserfahrungen der andern, nach einer Ausgestaltung des Ichs, die dem Gedanken den Arm gebe, der Idee die Möglichkeit zur Tat, dem rein intellektuellen Erkennen das Leben im Vollen. Eine solche Lebensrichtung aber kann uns am ehesten aus der Berührung mit anderen Volkskreisen kommen, in denen vielleicht neue Lebensformen nach Ausdruck ringen, in denen ganz gewiß ein großes, nur ungestaltetes *Verlangen* lebt. Lassen wir, die wir zu so viel leeren Formen und Formeln einen Inhalt suchen, von diesem Verlangen uns erfüllen, gestalten wir dieses mächtige Streben „drunten“ oder neben uns: dann werden wir zu neuen lebendigen Formen auch unsres eignen Arbeitens und unserer Muße kommen, in denen sich die Emporstrebenden aus allen Schichten unsres Volkes finden und die besten Kräfte des ganzen Volkes sammeln können.

So oder ähnlich lauten die Wünsche und Hoffnungen aller derer, denen die Annäherung der verschiedenen Volkskreise eine der wichtigsten Fragen, vielleicht die wichtigste unsres gegenwärtigen deutschen Lebens scheint. Und sie sehen in inniger Verbindung damit das wichtigste ethische Problem nicht nur der deutschen, sondern der ganzen modernen Entwicklung, das diesmal nur gestreift werden kann. Sie sehen hier einen Weg, auf dem wiederum eine höhere Wertung der Einzelpersönlichkeit zu gewinnen ist. Indem die Klassen sich nähertreten und nicht mehr allein als Klassen, sondern in der lebendigen Beziehung von Mensch zu Mensch sich begegnen, verliert die herrschende Anschauung, die den einzelnen nur als Angehörigen einer bestimmten Schicht, nur als Erzeugnis eines Milieus sieht, an Wirksamkeit. Die lebendige Persönlichkeit mit ihrem Reichtum an besonderen Kräften tritt wieder hervor aus der Masse, und der Glaube an sie als an das Einzigartige, Unersetzliche, ohne das keine Kultur möglich ist, wird wieder lebendig. Wir sind in Gefahr, von der Masse und

Digitized by Google

ihren Institutionen alles Heil zu erwarten, ihr alle Verantwortung zuzuschieben und damit die Grundlagen aller Kultur zu verlieren. Erst die bereichernde Erfahrung, daß da, wo wir nur Klasse, Partei, Masse gesehen hatten, lebendige Persönlichkeit wirksam ist und ebenso auch von uns gefordert wird, nur sie vermag uns aus dieser dumpfen Geistes- und Gefühlshaltung zu retten, in die wir um so mehr zu versinken fürchten müssen, je vollkommener das mechanische System unsrer Arbeit sich gestaltet. Und auch von hier aus wird es deutlich: will unser deutsches Kulturleben nicht in eine verderbliche Sackgasse geraten, so bleibt kein andrer Weg als der schmale, der durch ein innerlich erlebtes, gegenseitiges soziales Verständnis hindurchführt. Hermann Ullmann

Das Pathologische im Kunstwerk

(Schluß)

3. Das Pathologische im Kunstwerk*

Die pathologischen Elemente Illusion und Halluzination sind in der bildenden Kunst und in der Dichtkunst zu finden; ganze Kunstwerke bauen sich auf ihnen auf.

Die Bilder Alfred Kubins beispielsweise sind reich an illusionären und halluzinatorischen Gestalten. Aus nächtlichem Dunkel streckt sich ein langer Hals, der einen Totenkopf trägt; dieser Totenkopf hat Augen; das eine ist wie im Sterben geschlossen; aus der andern Augenhöhle ist ein mächtiger Augapfel hervorgequollen. Der Hals mit dem Totenkopf taucht zugleich mit einer Woge empor und symbolisiert das „Grauen" der Schiffbrüchigen, deren Schiff mit dem abgebrochenen Mast rettungslos dem Untergange verfallen ist (vgl. Kw. XVI, 11 und XX, 4). Wollten wir eine kurze Analyse dieses Bildes geben, so müßten wir sagen, daß die einzelnen Teile dieser Vision, der Hals, der Totenkopf, das geschlossene Augenlid, der Augapfel usw. in Wirklichkeit alle vorkommen; allein nicht in dieser Zusammenstellung. Das Auseinanderlegen von Gruppen seelischer Bilder und ein erneutes Zusammenschließen ihrer Elemente erzeugte diese Vision in der Künstlerseele. Dabei werden die gegenseitigen räumlichen Verhältnisse nicht stets in ein Gleichmaß gebracht. Der aus der Augenhöhle hervorgequollene Augapfel zum Beispiel hätte nicht Platz in der Schädelhöhle. Aber solche Mißverhältnisse dürfen nicht nach der formalen Seite hin beurteilt werden; sie gehören zum Wesen der Sache und erhalten durch dieses ihre Rechtfertigung und Berechtigung.

Eigenartige Gestalten hat Wilhelm Doms gezeichnet. Viele von ihnen sind von Illusionen ausgegangen. Teile verschiedener Tiergestalten binden sich zu neuen Ausdrucksformen für ein Gefühl. Pflanzen erinnern in ihrer Haltung an Bewegungen der Tiere; Tier- und Pflanzenbilder gehen ineinander über, um eine neue Erscheinungsform zu zeigen. Bilder aus den Proverbios und den Caprichios von F. de Goya bestehen gleichfalls aus solchen „Visionen".

* Vergleiche Stadelmann: „Die Stellung der Psychopathologie zur Kunst" (R. Piper & Co., München)

Digitized by Google

William Blake sah als Erscheinungen leibhaftig vor sich bekannte Personen, wie auch Gestalten, die seine Phantasie selbst erfunden.

Edgar Allan Poe hat vielfach, unter anderm in seiner Novelle „Die Wassergrube und das Pendel“ eine Reihe von geistigen Bildern zu Werken zusammengefügt, die sich aus dem großen seelischen Organismus als Illusion und Halluzination herausgelöst haben.

Bei allen diesen Beispielen finden wir, daß die geistigen Bilder zu weit aus dem geschlossenen Ich herausgetreten sind; daß sie ihre Form verändert haben; daß sich allerlei seelische Bilder zusammengemischt haben zu einem neuen Bilde und daß sie ohne Kontrolle seitens der übrigen Bilder der Erfahrung ihr eigenes Dasein führen.

Der „wilde Jäger“, der „fliegende Holländer“, die „weiße Frau“, Wichte, Kobolde und viele andere Gestalten, die künstlerischen Ausdruck gefunden haben, sind hervorgegangen aus Volkssagen. Hier geschieht die Umbildung eines Ereignisses durch eine Reihe von Individuen und Generationen hindurch. Wie vergleichsweise der Künstler das Ereignis in seiner Seele dahin schickt und dorthin zu den Eindrücken andrer Ereignisse, zu seinen Erinnerungen, so sind in der Volksseele, als eine Einheit gedacht, die umbildenden Erinnerungen ganzer Generationen die Veranlasser zur Bildung einer neuen Welt, des Volksmythus. Dabei können ebenfalls pathologische Momente sich einschleichen. Umbildungen der Wirklichkeit zu den Sagen sind vielfach aus pathologischen Gefühlen und Vorstellungen hervorgegangen; die pathologische Angst und die Furcht erzeugt Gespenster, wie auch das pathologische Hoffen Visionen bringt.

Das Pathologische in der Kunst ist häufiger, als man anzunehmen geneigt ist. Die genauere Betrachtung ergibt eine Fülle „pathologischer“ Elemente in Werken. Bei vielen hat uns nur die Gewohnheit den Blick dafür getrübt.

Deutlicher tritt das Pathologische in der Kunst hervor, wenn es sich auf das Gefühl bezieht. Verkehrte Werte und verneinende Werte in Kunstwerken fallen leicht auf. Wenn Liebe sich in dem Verlangen nach dem Tode des Geliebten äußert, wie in Oskar Wildes Drama Salome, fühlt jeder das pathologische Moment heraus. Die begehrende Liebe hat sich auf der Höhe des Gefühles überschlagen und sich verkehrt zum Verlangen nach der Vernichtung des Geliebten. Solche Vorkommnisse sind nicht alltäglich. Aber in ganz leichtem Grade kommt der seelische Wesenszug der Verkehrung auch im täglichen Leben vor. „Was sich liebt, das neckt sich“, man kann sich aber auch aus Liebe quälen und vom Körperlichen bis zum feinst Geistigen Lust am Quälen des Geliebten finden. Im Pathologischen kann diese Art von Gefühlsregung bekanntlich grauenhaft bis zum Lustmord wachsen.

Das Pathologische ist nur die Ausartung von dem Gewohnten; das Zerrbild des Normalen. Es treten im Pathologischen nicht neue Wesenszüge der menschlichen Seele auf; es sind die alten in gesteigerter oder in herabgesetzter Form. Diese Tatsache ist deutlich zu erkennen bei den Illusionen, von denen vorher die Rede war. Von dem einfachen Verkennen eines Gegenstandes bis zu dessen völliger Umdeutung in der Phantasie bestehen Unterschiede nur stufenweis. Im Grunde handelt es sich da wie dort um den nämlichen seelischen Vorgang; aber der

Digitized by Google

große Quantitätsunterschied ergibt das eine Mal nur eine ganz normale Täuschung; im andern Falle ein pathologisches Gebilde, eine Illusion. Wo der eine vorübergehend das flatternde Tuch im Halbdunkel für eine menschliche Gestalt hält, die bald nach der Kontrolle durch die Sinne verschwindet, bleibt bei dem andern die Illusion der menschlichen Gestalt bestehen und wird Ausgangspunkt für eine Reihe von andern seelischen Bildern, Gedanken und Handlungen.

Die kleinen Perverswerte des Alltages verschwinden im Durchschnitt; die pathologischen Perverswerte heben sich gewaltig heraus und werden unter Umständen Veranlasser zu Greueltaten.

Die Gottessucher, die in höchster Ekstase ihrem Idealbilde doch nicht nahe kommen, überstürzen sich im Werte; sie fluchen Gott und verehren den Satan. Man lese Baudelaire:

„Stab der Ausgewiesenen! Du Lampe der Erfinder!
Beichtvater der Gehenkten und der Verbrecher!
O Satan, erbarme dich meines langwierigen Elendes!

Adoptivvater derer, die im dunkeln Zorne
Gott-Vater aus irdischem Paradiese verjagt!
O Satan, erbarme dich meines langwierigen Elendes!"

Baudelaire verehrt immer noch ein höchstes Wesen, wenn er es auch nicht mehr Gott nennt, sondern Satan. Der Vorstellungsinhalt des Gefühls hat gewechselt, es selber bleibt. Nur ein über die Maßen hochgehobenes, also ein pathologisches Lustgefühl kann in dieser auffälligen Art verkehren.

Das Grausame in der Kunst ist vielfach der Ausdruck von Umsturz, der von allzu feinen Gefühlen ausgegangen ist; er grenzt an die pathologischen Negationswerte. Aus der Absage gegenüber der Lebensfreude wird im allgemeinen kein Kunstwerk entstehen können; denn Kraft des Gefühles ist eine Vorbedingung für künstlerisches Schaffen. Dennoch können die Negationswerte Inhalte von Kunstwerken bilden. Der Mensch, der in Schmerz und Leid wühlt, ist nicht kraftlos in seinem Gefühl; er „lebt sich aus" in der Unlust und erschöpft sich schließlich in der melancholischen Stimmung. Lenau war gezwungen, in der Negierung der Lebenswerte seinen Halt zu suchen.

Eine solche Verneinung des Lebens ist pathologisch. Wer das Leben und seine mannigfachen Weisen, mit denen es sich uns zeigt, nicht mehr mit positivem Gefühlston bewerten kann, den rechnen wir im allgemeinen nicht mehr zu den gesunden Menschen. Den Dichter trug das Gefühl nicht mehr zu den Höhen der Freude; die positiven Gefühlstöne hatten sich in negative verwandelt. Daß es sich hier tatsächlich um pathologische Negationswerte handelt, dafür spricht ja auch Lenaus Ende.

Melancholische Stimmungen in den Werken Schaffender können wir vielfach nachweisen. Ich denke hier natürlich nicht an dichterische oder zeichnerische Schilderung von Verstimmungen, die gewissermaßen als ein äußeres Objekt vom Künstler erlebt und in Werke umgesetzt wurden, also nur ihr Stoff waren. Sondern wie bei allen vorausgegangenen Betrachtungen an pathologische Verstimmungen im Künstler selbst.

Digitized by Google

Auch die Feinfühligkeit kann pathologisch werden. „Ich verstand die Stille des Äthers, der Menschen Wort verstand ich nie", singt Hölderlin. Das ist nicht pathologisch. Aber in dem Gedicht „Aus der Jugendzeit", dem dieser Vers entnommen ist, ist das vielleicht Feinste gegeben, zu dem ein Künstlergefühl im Erleben der Welt gelangen kann, und solche Zartheiten können nicht von Dauer sein. Entweder: sie bilden sich mit der Zeit ins Normale zurück, oder: sie treten nur in Ausnahmestunden der Ekstase auf, oder schließlich: sie verkehren sich mit der Zeit pathologisch. Bei Hölderlin folgte der pathologischen Überfeinheit des Fühlens die pathologische Stumpfheit: er verblödete. Dieses Ende der Dichterseele ist ein Beweis dafür, daß auch die übergroße Feinheit in ihm ein pathologisches Moment war.

4. Wie kommt das Pathologische ins Kunstwerk?

Der seelische Organismus (das Wort „Organismus" bildlich genommen) baut sich auf aus Vorstellungen, Gefühlen und Stimmungen; nennen wir sie seelische Elemente. Wir können bei dem Begriff „seelisch" nicht als von etwas Räumlichem sprechen, sondern nur von zeitlichen Abläufen.

Das Wachstum dieses Organismus zu einer Geschlossenheit geschieht so, daß jene Elemente sich zu Gruppen formen und diese Gruppen sich zusammenfügen zum seelischen Bau des Ichs.

Von einer Blume erhalten wir zum Beispiel verschiedene seelische Elemente; es bildet sich in uns die Vorstellung von der Form der Blume, die Vorstellung ihrer Farbe, ihres Geruches. Diese Vorstellungen gruppieren sich zu der Vorstellung „Blume". Diese kleine Gruppe verbindet sich wieder mit andern, zum Beispiel erinnert uns ihre Farbe, ihre Form, ihr Geruch an dies oder das usw. oder umgekehrt: ein bestimmter Geruch erweckt in uns die Vorstellung dieser Blume. So gewinnen die seelischen Bilder ausgedehnte Beziehungen zueinander.

Auch für die Seele des Künstlers gelten die gleichen „Gesetzmäßigkeiten" wie bei jedem Menschen. Nur Unterschiede im Mehr oder Weniger heben ihn vom Normalmenschen ab: Seine Phantasie schafft reicher; das heißt die geistigen Bilder verweben sich gegenseitig dichter und mannigfaltiger und unter Führung intensiverer Gefühle und Stimmungen. Einzelne von diesen ragen wieder da und dort über und drücken so andere in wechselnder Folge herab. Auch zerlegt sich das seelische Ich des Schaffenden während seines Wachstums mehr; es kommt zu einer größeren Vielgestaltigkeit von einzelnen Gruppen, die sich aus den voneinandergelösten Elementen neu bilden. So treten Vorgänge auf, die allerdings den pathologischen ähneln, bei welchen sich seelische Elemente und Gruppen dissoziierend herausheben aus der Einheit des Ichs.

Während aber bei dem Geisteskranken die pathologischen Elemente den Weg zum Ganzen nicht mehr zurückfinden und dadurch eine Urteilslosigkeit entstehen lassen, kehren die Phantasien der Künstlerseele immer wieder zurück zu dem einheitlichen Ich und verhelfen auf diese Weise dem seelischen Organismus gerade zu größerem Ausbau. Deshalb dort Zerfall und hier im Gegenteil umfassenderes Gedeihen der seelischen Einheit.

Digitized by Google

Nur wenn die zusammenfassende Kraft des Gefühls nicht mehr ausreicht, dann geht auch im Ich des Schaffenden ein Zerfallen vor sich. Dann treten auch in seiner Seele einzelne pathologische Elemente und Gruppen auf, die sich nicht mehr zu einem einheitlichen Organismus zusammenformen. Einzelne, ganz vereinzelte „ungestaltete“ und „herausfallende“ Elemente bleiben im Ganzen — oder mehr, oder viele, so viele, daß sich das Kunstwerk als solches auflöst . . . auch hier sind natürlich der Mischungen und Übergänge von genial und pathologisch unzählige.

Oft zeigt sich ein Schwanken an dieser Grenze zwischen dem genial Künstlerischen und dem Pathologischen. Manche Menschen verweilen wohl zu lange in diesem Grenzgebiete, retten sich aber noch herüber ins Diesseits und tragen dann einzelne Bilder des Grenzlandes in ihre Kunst hinein. So kann es kommen, daß Werke schaffende Menschen infolge ihrer Veranlagung hart an die Grenze der Psychose rücken und von diesem Grenzlande aus pathologische Elemente herüberziehen in den Kreis ihrer trotzdem als Ganzes geschlossen bleibenden Persönlichkeit.

Diese Teile erscheinen dann als „Pathologisches“ in der Kunst. Man kann bei solchen Vorkommnissen allerdings nicht mehr von „pathologisch“ im engeren Sinne, das heißt von „krank“ sprechen. Nur die Herkunft dieser Elemente rechtfertigt noch die Bezeichnung „pathologisch“.

In einem Menschen wohnen Genialität und Psyche. Aber nicht zu gleicher Zeit. Kunst ist nicht Psychose. Wer von den abnorm Veranlagten die Kraft des Gefühles behält, die seelischen Bilder in seinem Ich vereinigt zu halten, der wird nicht der Psychose verfallen; er wird seine Vorstellungen und Gedanken, seine Gefühle und Stimmungen in Werken zum Ausdruck bringen können; selbst wenn er in das „Grenzland“ und noch weiter hinübergreift. Man darf auch bei Werken mit eingestreuten pathologischen Elementen noch von Kunst sprechen, wenn sie in Stimmung oder Gefühl oder im Gedanken einheitlich durchgeführt sind. Die seelische Einheitlichkeit ist der Boden, auf dem das Werk wächst, mag es auch aus Disharmonien seine Nahrung geholt haben.

Poe sagte einmal: „Wem nie das Bewußtsein schwand, der gehört auch nicht zu jenen, die in der Kohlenglut seltsame Paläste und unheimlich vertraute Visionen zu erblicken vermögen; der wird auch nicht in der Luft Unheil verkündende Erscheinungen schweben sehen, welche für die Menge nicht sichtbar sind . . .“ Unbewußt bestätigt der Künstler hier selbst die Bedeutung des Pathologischen für ein Werk.

In der seelischen Veranlagung schlummert eine Fülle von Möglichkeiten, die durch äußeren Zufall veranlaßt, zu Wirklichkeiten werden können und dann hier in dem besondern Falle als pathologisch-seelische Elemente sich zeigen. Bei der künstlerisch genialen Veranlagung werden diese aus dem tiefsten Grunde seelischen Könnens gelösten Gebilde zu neuen künstlerischen Werten, die den seelischen Besitz eines Schaffenden vergrößern.

Heinrich Stadelmann

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus dem „Wehrwolf“ von Hermann Löns

[Wer nicht gar zu unbedacht durch die Welt stapft, der kann das Wundern so leicht nicht verlernen. Das freudig-gerührte Wundern nicht, wenn er in die lebendige Natur schaut oder etwa zum tausendstenmal durch den Fernsprecher über Heiden und Wälder und Ströme hinweg die Stimme eines Freundes so nahe, als stünde der ihm dicht gegenüber, vernimmt. Das entsetzenvolle Wundern verlernt er nicht, wenn er bloß ein wenig in die Geschichte Europas zurückblickt und etwa recht nahe — lumpige zwei bis dritthalb Jahrhunderte hinter uns — so unnennbare Greuel wie die der Hexenprozesse und des Dreißigjährigen Krieges gewahrt.

Ist es eigentlich Heuchelei oder optimistische Bequemlichkeit oder heilige Überzeugung von einer endgültig gefestigten Humanität — daß wir so wenig dazu kommen, das Wundern über diese besagten Greuel in uns zu erneuern? Müßten wir es nicht öffentlich immer wieder fruchtbar machen, damit alle, alle davon durchdrungen werden, daß Kultur im sittlichen Sinn, einfache Pflege der Menschenliebe und lebendiger Gerechtigkeit uns alle noch immer unendlich tiefer durchdringen müssen? Es stehen auf deutschem Boden noch bewohnte Häuser aus dem scheußlichsten deutschen Jahrhundert — und die wahnwitzige Bestialität, die damals aus Glaubensstreiterei erwachsen und drei Jahrzehnte durchrasen konnte, sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet sein? Das wäre doch, leider, am allermeisten zum Wundern . . .

Wenn der Niedersachse Hermann Löns jetzt eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Krieg geschrieben hat, so wird sie wohl auch aus dem Wundern entstanden sein, aber aus einem zwiefältig gemischten: einmal aus dem entsetzenvollen über Abscheulichkeit und Nähe jener Greuel und dann aus dem freudig-gerührten Wundern, daß die Volksart, der er sich innigst verwandt weiß, trotzdem durch jene furchtbaren Zeiten hindurch bis auf diesen Tag sich lebendig erhielt. Dabei scheint dann nach und nach die zweite Weise, die Freude am Volk seiner Heimat, stärker geworden zu sein als die erste. So wird dieses — um's mit einem Wort vorneweg zu sagen — dieses mannhafte Buch entstanden sein: „Der Wehrwolf“, eine Bauernchronik.*

Der Titel hat einen Buchstaben zu viel. Es ist ja wohl ausgemacht und sicher auch dem Dichter bekannt, daß „Wehrwolf“ eine irrige Schreibweise und „Werwolf“ (Wärwolf = Mannwolf) die richtige ist. Nach einem uralten, weit und vielfältig verbreiteten Volksglauben gibt es Männer, die sich auf bestimmte Zeit in einen Wolf verwandeln, sei es daß sie wie unterm Zwang einer Krankheit es müssen, sei es daß sie als schlimme Zauberer es wollen. Hermann Löns läßt diesen Aberglauben unerwähnt, spricht durchgehends von Wehrwölfen und läßt denn auch bei der Namensgebung sagen: „Dennso bin ich der Meinung, daß wir uns die Wehrwölfe nennen und zum Zeichen, wo wir der Niedertracht gewehrt haben, drei Beilhiebe hinterlassen . . .“

Mit Absicht scheint er von der ursprünglichen Bedeutung zu schweigen.

* Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena

Digitized by Google

Ihm kommt es sehr auf die Wehrhaftigkeit an; und überdies kann es als ein feines Mittel sachlich künstlerischer Darstellung gelten, wenn die schlichten Leute, um die es sich hier handelt, nach unsterblichem Volksbrauch ein veraltetes Wort so auslegen, wie es ihnen mundgerecht scheint. Und diese zurückhaltende Art stimmt gut zu der Sachlichkeit, die in der ganzen Erzählung festgehalten wird. Ob es nicht zu fein, ob es nicht schade ist, daß der Werwolfglaube nicht ausgesprochen wurde, mag unentschieden bleiben. Der dämonischere Sinn trifft jedenfalls auch hier zu; die „Wehrwölfe" sind friedliche Männer, die sich nur zeitweilig (allerdings nicht körperlich) in Wölfe verwandeln, und zwar gewissermaßen auch, wie in den Werwolfsagen, dadurch daß sie sich gürten.

Friedliche, aber sehr tatkräftige Bauern der Lüneburger Heide sind die Helden. Nach den ersten Jahren des Krieges, der drei Jahrzehnte hindurch wüten sollte, dringen Unruhen, Ungesetzlichkeiten und — vorerst noch vereinzelt — Gewalttätigkeiten auch in dies nordwestdeutsche Land ein. Die Dörfer sind jeder Willkür der durchziehenden Soldateska preisgegeben. Einzelne der Bauern vom Niedersachsenstamm, die trotz der politischen Abhängigkeit den alten Freiheitsstolz sich wahrten, beginnen sich dem rohen Unrecht zu widersetzen. Versprengte Freibeuter müssen ihre Räubereien mit dem Leben büßen. Aber erst da die Durchzüge der Truppen, der „Tatern" (Zigeuner) und Marodeure und damit die Gewalttaten sich mehren, die Räubereien zu Mord und Brand und grauenhaften Untaten sich auswachsen, nun erst schließen sich die mutigsten der Bauern zu einem festen Geheimbund zusammen, der nachmals erweitert und immer trefflicher organisiert wird. Die „Wehrwölfe" kennen in ihrer Heide jeden schützenden Strauch, jeden abkürzenden Weg, jeden schmalen Pfad zwischen dem trügerischen Moor. Das nützen sie weidlich aus.

Und je länger der abscheuliche Krieg sich hinzieht, je furchtbarere Schrecken er losläßt, desto besser überwinden die Bauern ihren ursprünglichen Abscheu gegen das Blutvergießen. Ganze Dörfer sind niedergebrannt oder verwüstet, ganze Familien hingemordet; wenige unter den „Wehrwölfen", denen nicht Verwandte erschlagen, Frauen oder Mädchen geschändet, Hab und Gut geraubt oder sinnlos zerstört wurden. Da geben auch sie keinen Pardon mehr. Aus dem Hinterhalt schießen sie das Kriegsgesindel zusammen, wo sie seiner habhaft werden, einerlei ob Braunschweiger oder Dänen, Kaiserliche oder Schweden, Papisten oder Lutheraner, Männer oder Weiber (von Kindern wird nichts berichtet). Nur die Soldaten werden regelmäßig mit der Kugel geehrt, die Tatern und Marodebrüder tunlichst an die Bäume geknüpft; das ist der ganze Unterschied. Die Beute wird geteilt.

Ein Einzelschicksal steht im Vordergrund. Der Bauer Harm Wulf sitzt auf einem freien Hof, ein junger Kerl voll Kraft und Fröhlichkeit, der sich bei widrigen Sachen das „Brummelbeerlied" pfeift („Es wollt ein Mädchen früh aufstehn . . .") und sich sein Lachen durch nichts verleiden läßt. Bis er eines Tages von kurzer Abwesenheit heimkehrend sein Heim nicht mehr findet, da die Braunschweiger ihm den Hof mitsamt seiner blühend jungen Frau und seinen zwei kleinen Kindern verbrannt haben. Da zieht er mit einem Knecht in die Weite, übt in den Kriegsgegenden Vergeltung an Übeltätern (diese einzige romantische Episode wird nicht näher geschildert) und übernimmt nach der Rückkehr in die Heimat den Ober-

Digitized by Google

befehl über die „Wehrwölfe“. Ein Zufluchtslager auf einem abseits liegenden Hügel wird unter seiner Leitung stark befestigt, und da der Krieg sich unabsehbar hinzieht, sorgt er namentlich durch sein Beispiel dafür, daß keine Verdrossenheit noch Verderbnis aufkommt, daß man neue feste Häuser errichtet, und daß Bruchland unter den Pflug genommen wird.

So überstehen der Wulfsbauer (der sogar noch zweimal ein neues Eheglück findet) und seine Genossen die grauenvolle Zeit leiblich. Doch viel zu früh gealtert, stehen sie zuletzt erschüttert vor der unglaublichen Botschaft, daß wirklich wieder Friede und Ordnung auf Erden sein solle. Die Erinnerung an die eignen blutigen Notwehr- und Vergeltungstaten weicht nicht mehr von ihnen; die erbeuteten Reichtümer wenden sie (wenigstens zum Teil!) Wohlfahrtszwecken zu . . .

Von dem Chronistenrecht, mitunter nur dürftig zu motivieren, macht der Urheber dieser Bauernchronik zuweilen Gebrauch. Dafür hat sein Bericht aber auch die ganze Ursprünglichkeit und anschauliche Glaubwürdigkeit chronikmäßiger Aufzeichnungen, ohne deren Form peinlich treulich nachzuahmen. An Wiederholung von Worten und Beobachtungen fehlt es nicht. Doch sind in den Taten der „Wehrwölfe“ ermüdende Wiederholungen vermieden, obwohl Schauplatz und Lebenslage im Grund immer dieselben bleiben. Und hierin zeigt sich am stärksten das künstlerische Vermögen von Hermann Löns. Aus der Überfülle politischen, völkerkundlichen, religions- und kriegswissenschaftlichen Stoffes, aus dem ewigen Hin und Her der Kriegsführung hat er mit sicheren Griffen das Wenige hervorgezogen, das ihm für seinen Vorwurf nötig war. In die Abenteuer der Bauern hat er bei aller scheinbaren Planlosigkeit erstaunliche Abwechslung und Steigerung gebracht.

Für das Gefühl bleibt's zwar ab und zu ein wenig peinlich, daß die „Wehrwölfe“ meist vom Hinterhalt aus gegen ahnungslose Gegner kämpfen; hätten sie selber in diesen Gefechten mehr Gefahr zu bestehen, mehr Opfer zu bringen, so brächte man die Straf- und Beutezüge besser mit den Gesetzen der Ritterlichkeit in Einklang. Allein die Vernunft sagt uns dann immer wieder, daß es auf Ritterlichkeit da nicht ankommen könne; und um so höher müssen wir darnach die Vermeidung der Eintönigkeit schätzen und die Fesselung unsrer Sympathie an die Sache dieser Bauern. Des Dichters Art, peinlich quälende Einzelschilderung zu vermeiden und doch die ganze Verruchtheit der Zeitgreuel empfinden zu lassen, könnte manchem Geschichtenerzähler als Muster dienen.

Mit einer knappen, zwanglos über die Jahrhunderte hinfliegenden Einleitung und einem kleinen Schlußausblick (der keck genug den heutigen „Bund der Landwirte“ zum Bund der „Wehrwölfe“ in Beziehung bringt) wird die Geschichte jener Kriegserlebnisse zu einer Chronik des niedersächsischen Bauernstammes ergänzt, so daß dessen Dulden und Handeln während des Dreißigjährigen Krieges nur mehr als ein allgemeingültiges Beispiel für die ganze Stammesgeschichte erscheint. Die Schilderung der Schutzansiedlung auf dem befestigten Hügel hat nebenbei den Wert einer neuen Robinsonade, die frei ist von Lehrhaftigkeit.

Den wesentlichen Vorzug des Werkes macht die unverkennbare Berufung des Verfassers zu gerade dieser Art von Dichtung aus. Die Sprache selbst, nicht bloß der schließlich anempfindbare oder lernbare Inhalt der Schilderung, bezeugt einen stammverwandten Kenner und Versteher von

Digitized by Google

Land und Leuten. Der Stil beruht ganz auf niedersächsisch volkstümlichen Worten (zur Auffrischung des Hochdeutschen wohlgeeignet), Wendungen und Vergleichsbildern. Und diese kernigen, reisigen Männer und frischen, unverbildeten Frauenzimmer konnten offenbar nur einem gelingen, der mit Weidmanns-, Landmanns- und Landsmannsaugen sie zu sehen gewohnt ist. So ward denn „Der Wehrwolf" ein prächtiges Bauernlebensbuch, aus fühlendem Verwundern geboren, aber auch wieder ein Wundern weckend: daß nämlich so kerngesunde „Literatur" in deutschen Landen noch immer zustande kommt! Wilhelm Kiesewetter]

[Wir geben aus Löns' kräftigem und da und dort „wildem" Buche gleich als erstes ein Stück, bei dem man das Gruseln lernen kann — schlimmer kommt's dann nicht mehr. Der Wulfsbauer Harm Wulf ist der Hauptheld dieser Bauernchronik, die man als eine solche und als ein Kulturbild, nicht aber als einen Roman auffassen möge. Es liegt nicht gar so viel an der Entwicklung, deshalb verzichten wir nach allem schon Gesagten auch auf verbindende Worte zwischen den einzelnen Stellen.]

Der Wulfsbauer dachte an seine Frau und die Kinder und daß es bei kleinem Zeit für ihn würde, nach Hause zu reiten, damit er es nicht verpasse, wenn die Kröten zu Bette gebracht würden. Er mußte lachen, wenn er daran dachte, wie Hermken ihn nach dem Mittag so bei den Ohren gerissen hatte, daß es ordentlich weh tat.

Er ritt mit Klaus Hennecke, dem Sohne des Vorstehers, nach Hause. Die Luft war weich und warm; die Kiebitze riefen im Grunde und in der Höhe meldeten sich die Regenpfeifer.

Klaus fing endlich zu reden an: „Mit unserem Vater wird es immer schlimmer; er liegt jetzt schon die achte Woche. Ich glaube, dieses Mal kommt er nicht wieder durch!" Er sah über das Bruch. „Kiek, was ist denn das da für eine putzwunderliche Wolke über Ödringen? J, das sieht ja meist wie Rauch aus! Aber es ist doch wohl bloß eine Wolke."

Der Ansicht war Harm auch; aber als sie den Bogen um die Torfkuhlen machten und unter den Wind kamen, prusteten beide Pferde auf einmal los und wurden unruhig, so daß die beiden Bauern meinten, sie witterten einen Wolf. Als sie aber ein Ende weiter waren, hielt Hennecke an, schnüffelte und meinte: „Das riecht gewiß und wahrhaftig nach Rauch! Am Ende haben die Lörke von Hütejungens wieder einen Unsinn angestellt." Harm mußte ihm recht geben, denn es roch nach Rauch, aber er dachte sich weiter nichts dabei.

Zuletzt rochen sie aber nichts mehr, denn der Wind ging unter dem Holze anders. Sowie sie aber in der hohen Heide waren, roch es wieder stärker, und als sie die krausen Fuhren hinter sich hatten und oben auf dem Anberge waren, schrien sie wie aus einem Munde: „O Gott!" Denn da, wo Ödringen lag, war die ganze Luft schwarz.

Sie sahen sich an; einer sah so käsig aus wie der andere. Ohne ein Wort zu sagen, ließen sie die Pferde schneller laufen. Der Brandgeruch wurde immer schlimmer, und was ihnen noch schwerer auf das Herz fiel, das war, daß das Grummet auf den Wiesen noch genau so lag, wie nach dem Mittag, als sie vorbeigeritten waren. Sie jagten, was die Pferde hergeben wollten, und als sie aus dem Walde kamen, hielten sie und

Digitized by Google

zitterten am ganzen Leibe. Vor ihnen auf dem Wege lag der Kuhhirt tot auf dem Rücken und sein Hund schnüffelte an ihm herum.

Sie sprangen ab und sahen sich Tönnes an; er hatte einen Schnitt über den ganzen Hals. Sie zogen ihn beiseite und dann horchten sie nach dem Dorfe hin. Da war es ganz still, nur die Kahkrähen lärmten über den Eichen. Sie gingen Schritt für Schritt näher, die eine Hand am Messer und die andere am Zaume. Im Wege lag eine zerbrochene Steingutflasche, wie sie im Dorfe keiner hatte. Weiterhin fanden sie einen blutigen Lappen und daneben ein Stück Wurst. Sie hielten an und horchten: Nichts war zu hören, keine menschliche Stimme war zu vernehmen, kein Stück Vieh brüllte, kein Hahn gackerte, kein Hund bellte.

So kamen sie an den Reinkenhof. Der stand noch, aber die Fenster waren eingeschlagen, die Türen standen offen, Bettfedern lagen überall verstreut und Stroh und Heu und Hafer. Im Hause war alles kurz und klein geschlagen. Im Flett ging die gelbbunte Katze umher und quarrte gottsjämmerlich. Die Dönze sah aus als wie ein Schweinestall; voller Unrat war sie. Kein Stuhl war mehr heil, kein Teller mehr ganz. Im Grasgarten lagen der Kopf und die Beine und die Kaldaunen von einem rotbunten Kalbe und daneben das Spinnrad, aber in lauter Stücken.

Klaus und Harm sprachen kein Wort. Sie kamen nach Hingstmanns Hof. Da sah es genau so aus, nur daß quer über der Deele der Hüttejunge tot dalag; er hatte ein tiefes Loch in der Stirn. Bei Mertens war es nicht anders und auf dem Henkenhofe desgleichen, bloß daß da wenigstens keine Leiche zu finden war. Auch auf den anderen Höfen war bloß geplündert und alles entzweigeschlagen, aber die Bauern schienen rechtzeitig Wind bekommen zu haben, so daß sie sich hatten bergen können.

Mit einem Male sah sich der Wulfsbauer wild um und rief: „Ja, aber wo brennt es denn? Heiliger Gott!“ Er saß auf und jagte davon und hinter ihm her jagte Klaus Hennecke. Quer durch die Heide ritten sie, und je weiter sie kamen, um so mehr roch es nach Rauch, und dann hielt Harm Wulf an und sprang ab und machte ein Gesicht, als ob er losweinen wollte und sah dahin, wo sein Hof gestanden hatte, denn da war alles ein Rauch und ein Qualm, bloß daß hier und da eine Flamme zu sehen war.

„Wawawas ist bedebenn dabas?“ stotterte er. Ihm war, als ob er kein bißchen Kraft mehr in den Beinen hatte, so daß er Klaus an den Arm fassen mußte. Und dann schrie er: „Rose, Rose!“ Er lief um die Brandstätte herum, in den Grasgarten hinein, sah in den Sod, kletterte auf den brennenden Balken hin und her, sah gegen Himmel, schüttelte den Kopf und sagte mit einem Lachen, bei dem es Hennecke kalt überlief: „In der Burg, sie wird in der Burg sein!“

Klaus nickte: „Ja, das glaube ich auch. Da werden sie wohl alle miteinander hin sein und das Vieh auch. Und der Junge von Hingstmanns und Tönnes, die werden allein noch draußen gewesen sein, und da mußte es ihnen so gehen. Wollen nach der Burg gehen, und wenn sie da nicht sind, dann müssen wir, ja, am besten ist es wohl, wir reiten dann zuerst nach Engensen; auf dem Drewshofe kriegen wir am ersten Bescheid.“

Sie saßen auf und ritten über die Heide und durch die Fuhren und von da in das Bruch hinein. Es schummerte schon, als sie dort ankamen; der Uhu flog über sie hinweg und als er im Walde war, schrie er hohl.

Digitized by Google

Der Nebel stand dick hinter den Torfstichen, in der Luft klingelten die Enten und in den Wiesen schreckten die Rehe.

Keiner sprach ein Wort; ab und zu hielten sie an und horchten dahin, wo der alte Burgwall lag, und dann sahen sie wieder vor sich auf den Weg, dem man es anmerkte, daß Menschen und Vieh frisch darauf gegangen waren. In der Wohld war es so duster, daß sie absteigen mußten. Hin und her ging es, bald nach rechts, dann geradeaus, dann halb links und so in einem fort. Ab und zu polterte eine Taube vor ihnen weg, oder ein Stück Wild brach durch das Holz. Dann blieben sie stehen und horchten. Aber immer und immer hörten sie keine Stimme und kein Kuhgebrüll.

Endlich war es ihnen, als ob sie ein Licht vor sich sahen, und als sie stehen blieben, hörten sie, daß ihnen gegenüber ein Stück Vieh am Brüllen war. Dann knackte ein Büchsenhahn und hinterher noch einer, und eine Stimme, es war die des jungen Bolle, rief ihnen halblaut zu: „Wer da?“ Harm flüsterte ihm zu: „Wir sind es, Harm und Klaus. Wo ist meine Frau?“

Atze Bolle würgte, als ob er etwas im Halse hatte, und brummte dann: „Komm man erst nach der Burg! Ich habe hier Wache und weiß nicht, wer alles da ist. Es ging ja Hals über Kopf heute, denn wir mußten machen, daß uns das Gesindel nicht kriegte. Aber Ulenvater, den habe ich vorhin gesehen, ehe daß ich wegging.“

„Na, was ist denn das?“ meinte er, als etwas Schwarzes an ihm vorbeisprang. Es war Harms Hund. Er stellte sich wie unklug an, bellte und jaulte durcheinander, sprang an dem Bauern in die Höhe, leckte ihm die Hände, lief vor und bellte, kam wieder zurück und mit einem Male setzte er sich hin und heulte so schrecklich, daß Bolle rief: „Ruhig, Teebe!“

Der erste Mensch, den Wulf sah, als er in den Wall kam, war die Reinkenbäuerin. Sowie sie ihn zu Gesicht bekam, schrie sie auf: „O Gotte, Wulfsbur!“ und dann fing sie an zu weinen. „Was ist?“ schrie Harm, „wo ist Rose?“ Aber die Frau weinte, daß es sie stieß, und brachte kein Wort heraus.

Harm sah hin und her, aber wo er einen Menschen ansah, der ging schnell zurück. Endlich fand er seinen Schwiegervater. „Wo ist Rose?“ brachte er eben noch heraus, denn er war ganz heiser vor Angst. Der alte Mann hatte ein Gesicht, als wäre er aus dem Grabe genommen. „Ja, Junge,“ sagte er und faßte Harm an beide Hände, „ja, Junge,“ und dabei fing er bitterlich an zu weinen, „unsere Rose ist bei unserem Herrgott!“

Harm machte eine Bewegung, als wollte er ihm an den Hals springen: „Was sagst du? tot?“ Er fing an zu lachen. „Das ist ja, das kann ja, aber so rede doch, kein einer sagt mir, wo Rose ist!“ Und dann rief er mit einer Stimme, die sich anhörte, als ob sie zersprungen war, durch den ganzen Wall: „Rose, Rose, wo bist du?“

Neben ihm stand Hingstmann: „Ruhig, Mensch, Renneckenvater liegt im Sterben. Und die Horstmannsche hat vor Aufregung etwas Lütjes gekriegt und es geht ihr nicht gut.“ Er hielt ihm die Flasche hin: „Trink erst mal!“ Aber Wulf stieß ihn zurück: „Ich will wissen, was mit meiner Frau los ist, will ich wissen! Und wo sind die Kinder? Mein

Digitized by Google

Hermken und das Lütje? Kinder und Leute, so tut doch endlich einer das Maul auf!"

Es kamen noch zwei Bauern. „Ja, einmal muß er es doch wissen", sagte Mertens. Er legte ihm die Hand auf die Schulter: „Ja, Harm, was hilft das alles? Deine liebe Frau ist nicht mehr am Leben; sie ist im Hause geblieben. Und die Kinder auch. Und dein Vater auch und der eine Knecht und ebenso die beiden Mädchen. Weiß der Teufel, wie die beistigen Hunde zu allererst nach dir hingefunden haben, wo dein Hof doch so ablegen ist?"

Harm sah von einem zum anderen; er sah aus wie ein Kind, das sich vor dem Hunde nicht von der Stelle traut. Seine Hände gingen an seinen Hosen auf und ab, seine Lippen beberten, der kalte Schweiß stand ihm vor der Stirn; jeder konnte hören, wie ihm das Herz im Leibe arbeitete und wie ihm die Luft nicht zum Halse heraus wollte. Endlich quälte er heraus: „Ja, sind sie verbrannt oder was ist?"

Die Männer sahen weg, schließlich sagte Horstmann: „Wir wissen da alle weiter nichts von. Der einzigste Mensch, der da leben geblieben ist, das ist Thedel. Aber der ist ja wohl ganz von Sinnen geworden; der sitzt da hinten beim Feuer und grient und sieht in einem fort das Messer an, das er in der Hand hat."

Harm stürzte mehr, als er ging, dahin, wo er den Knecht sitzen sah. Als er vor ihm stand, lachte der ihm in das Gesicht und wies ihm das Messer; aber mit einem Male ließ er es fallen, schlug beide Hände vor den Kopf und heulte auf. Der Bauer schüttelte ihn. „Junge, denn sag du es mir doch, was sich nun eigentlich begeben hat! Kein einer Mensch will was davon wissen." Er setzte sich neben ihn und legte ihm die Hand über den Hals. „Nun los!" befahl er.

Der Knecht sah ihn zuerst an, als ob er ihn noch kein eines Mal gesehen hatte; dann fing er an: „Sie sind alle tot, alle miteinander. Die Frau ist tot und Hinnerk ist tot und Hermken ist tot und das Lütje auch und Trina ist tot und der Altvater ist tot und meine Schwester Alheid ist auch tot. Alle sind tot, bloß ich nicht. Ich war im Busche Holz machen und vor dem Hauen habe ich nichts gehört, als bis daß es zu spät war, denn sie sind aus dem Bruche gekommen."

Sehr viel konnte er auch nicht erzählen, denn das meiste war schon vorüber, als er zurückkam. Aber das wenige, was er gesehen hatte, das war so, daß er von dem Bauern abrücken mußte, denn er hatte ein Gesicht und ein paar Augen darin, daß es ihm kalt im Genick wurde. Aber der Bauer sagte: „Weiter, man weiter, ich will alles wissen", und nur ab und zu stöhnte er oder schnatterte mit dem Munde, daß Thedel seine Zähne klappern hörte.

Als er alles aus ihm heraus hatte, sagte er: „Ja, Thedel, ich und du, das ist nun der ganze Wulfshof. Was willst du jetzt machen? Willst du einen anderen Dienst annehmen oder willst du bei mir bleiben? Denn, versteh mich recht, Bauer will ich jetzt nicht mehr spielen; wo der Teufel geerntet hat, habe ich keine Lusten mehr, zu pflügen und zu säen. Aber," setzte er nach einer kleinen Weile zu, „wo sind die Mordbrenner denn hin?"

Der Junge zuckte die Achseln. „Quer über die Heide sind sie und bei der Schirmfuhre haben sie sich geteilt. Was die Tatern sind, die sind

Digitized by Google

auf Berghof zu, und die anderen, die mögen wohl nach Celle hin sein, denn da wollten sie hin, hat mir der Mann gesagt."

„Welcher Mann?" fuhr ihm der Bauer dazwischen. Der Junge grieflachte abscheulich. „Der sich an deinem Honigbier so scheußlich besoffen hat, daß er nicht aus der Stelle konnte und in der Heide liegen blieb und schlief."

„Na, und wo ist er jetzt?" fuhr Wulf heraus. „Der mag da wohl noch liegen", griente der Knecht. „Wieso noch liegen?" fragte der Bauer weiter. Der andere lachte über das ganze Gesicht: „Na, weil ich ihm, als er wie ein Faß dalag, die Hände und die Füße zusammengebunden habe und denn auch, weil er, als er sich vernüchtert hatte und ich aus ihm heraus hatte, was ich wissen wollte, wohl nicht viel Leben in sich behalten hat."

Der Bauer lachte böse: „Was hast du mit ihm angefangen, Thebel?" Und sein Lachen wurde noch tückischer, als der Knecht ihm das Messer wies und ihm erzählte, was er mit dem Manne gemacht hatte. „Denn," sagte er, „es war der Schlimmsten einer. Gerade der ist es gewesen, der meine Schwester umgebracht hat, er und das Heilige Kreuz und der Säugling. Und die müssen auch noch daran, sage ich, oder ich will keinen seligen Tod haben!"

Der Bauer sah ihn dumm an: „Heiliges Kreuz? Säugling? Was heißt das? Thebel erzählte: „Als meist alles vorbei war und die mehrsten besoffen waren wie die Schweine, bin ich auf allen vieren hinter dem Hagen hergekrochen und da sah ich einen Kerl, der war so lang, wie ich noch keinen Menschen gesehen habe, und der hatte einen ganz kleinen Kopf wie ein Kind und auch genau solche Stimme, wenn er das Maul auftat, und keinen Bart hatte er auch nicht, und zu dem sagten sie Säugling. Und der andere, der war so kurz und dick wie ein Krautfaß, und er hatte einen fuchsigen Knebelbart und zwei Narben im Gesicht, so dick wie ein Finger und so rot wie ein Hahnenkamm, die eine von der Stirn bis in das Maul und die andere von einem Ohr bis an das andere, just so, daß es wie ein Kreuz aussah, und deswegen schimpften sie ihn Heiliges Kreuz."

Er sah vor sich hin: „Die beiden haben meine Schwester hingemartert; ich habe es gehört, wie sie darüber ihre Witze machten, die beiden und der andere, der besoffen in der Heide liegen blieb. Na, dem habe ich es besorgt! Ich hatte ihm das Maul zugestopft, denn ich dachte: wenn er an zu bölken fängt und die anderen hören es, dann läufst du am Ende dumm an. Die beiden anderen haben noch eine ganze Weile hinter ihm hergeflötjet, bis es ihnen zu langweilig geworden ist. Ich bin bloß neugierig, ob er morgen früh noch am Leben ist!"

Mitten im Reden schlief er ein. Der Bauer deckte ihm einen Mantel über und dabei sah er, daß der Knecht so ruhig schlief, wie immer. Er mußte noch oft hinsehen; wie ein Kind, das keiner Fliege wehtun konnte, sah er aus. Er war der einzige Mensch im ganzen Dorfe, der es nicht mit ansehen konnte, wenn ein Schwein geschlachtet wurde, und dabei hatte er den Mordbrenner geschunden, wie der Henkersknecht einen armen Sünder.

„Recht hat er getan!" dachte der Bauer; „Schimpf um Schimpf, Schlag um Schlag, Blut um Blut, sagt Drewes." Er sah in das

Digitized by Google

Feuer und sah darin einen langen Kerl mit einem kleinen Kopf und einer dünnen Stimme, und einen anderen, kurz und dick wie ein Faß und mit zwei Narben im Gesicht, die über Kreuz standen. Er sah sie vor sich liegen mit gebundenen Händen, alte Lappen in den Mäulern und Angstschweiß auf der Stirn, und er stand davor, trat sie mit Füßen und hielt ihnen sein Messer vor die Augen.

Lange saß er so da und dachte an weiter nichts. Aber mit einem Male wurden ihm die Augen naß. In einer von den Plaggenhütten weinte ein Kind und eine Frau sang:

„Eia wiwi,
keen slöppt denn nu bi mi?
Wi willt dat nu ganz anners maaken,
Heini schall in de Eia slaapen,
eia wiwi."

Harm blieb für das erste im Bruche. Er hatte allen möglichen landfahrenden Leuten, soweit es nicht Raub- und Mordgesindel war, von der vielen Beute, die er gemacht hatte, manchen Taler zukommen lassen, damit sie bei Drewes in Engensen oder anderswo Nachricht hinterlassen sollten, wo er das Heilige Kreuz und den Säugling antreffen konnte, denn er hatte gesagt, er hätte ein Geschäft mit ihnen vor.

Er besprach sich nun mit Ulenvater, dessen Tochter sein Weib war, über das Leben, das die Ödringer auf dem Peerhobsberge führten. „Das schlimmste ist," sagte er, „sie lauern darauf, daß der Krieg aufhören soll, und so lange behelfen sie sich mit Hungern und Nichtstun. Das ist verkehrt! Wir müssen so tun, als ob wir ewig und drei Tage hier bleiben wollen. Mit Reden richtet man aber nichts aus, und deshalb wollen wir beide uns ein regelrechtes Haus bauen, und soweit es geht, auch Land unter den Pflug nehmen. Du sollst sehen, einer nach dem andern tritt dann in unsre Stapfen."

Der Alte nickte: „Da hast du völlig recht; das habe ich mir auch schon gesagt, denn wenn ich auch heute oder morgen sterben kann, sündhaft ist es darum doch, die Hände in den Schoß legen und unserm Herrgott den Tag abstehlen. Und diese Örtlichkeit ist gar nicht so uneben! Selbst in Regenjahren kommt das Wasser hier nicht her, und der Boden ist gut, und wenn später ein Durchstich nach der Wietze gemacht wird und der Busch wegkommt, dann sollst du mal sehen, was hier nicht alles wächst!"

Es gab einen großen Aufstand auf dem Berge, als es hieß: „Der Wulfsbauer und Ulenvater bauen sich ein festes Haus!" Es waren aber kaum die Ständer eingesetzt, da fing schon ein anderer an, es ihnen nachzutun, und es war schön anzusehen, wie gerade mit einem Male wieder die Männer gingen, welche blanken Augen die Frauen bekamen und wie auch die Kinder sich herausmachten, denn nun hatten sie doch wieder an etwas anderes zu denken, als an ihr Unglück.

Der Wulfsbauer sparte nicht; er hatte Geld genug, und so holte er Zimmerleute und Tischler aus den Nachbardörfern heran, und als das Haus fertig war, und weder die Pferdeköpfe an den Windbrettern noch der Spruch über der großen Türe fehlte, da sagten alle: „Es ist wirklich

Digitized by Google

ein schönes Haus, alles was recht ist, wenn es auch man halb so groß ist und nicht so bunt, wie das alte Haus."

Der Spruch aber, den Harm Wulf in den Torbalken hatte einhauen lassen, hieß: „Helf dir selber, so helft dir unser Herre Gott." Das gefiel manch einem erst nicht recht. Aber als dann der Wulfsbauer seine Hausrichte gab, wurden sie anderer Meinung. Alles war eingeladen, was im Bruche wohnte und noch allerlei Freundschaft aus der Heide. Wulf hatte reichlich für Essen und Trinken gesorgt und auch für Musik, aber er hatte auch sagen lassen, jedweder sollte sich so fein machen, wie sonst zum Burgdorfer Martinsmarkt. So sah es bunt und lustig vor dem Hause aus von roten Kleidern und weißen und blauen Röcken, und alle Gesichter waren voller Freude.

Es war einer von den Tagen, an dem Sonne und Regen hintereinander her sind, wo aber die Sonne die meisten Trümpfe vorweisen kann. Ein frischer Wind ging, daß das Laub in den jungen Eichen rauschte und die Fuhren und Tannen nur so brummten, und die Kränze aus Hülsen und die langen Ketten aus Tannhecke hin und her flogen; die weißen Bänder daran wehten und die bunten Eierschalen klingelten und klapperten, daß die Kinder vor Vergnügen nicht wußten, wo sie sich bergen sollten.

Als alle da waren, kam Ulenvater aus der großen Türe und hinter ihm der Bauer. Er hatte sich seinen Bart abgenommen und trug den blauen, rot ausgeschlagenen Rock mit den blanken Talerknöpfen. Die großen Kinder stellten sich zusammen, Fiedelfritze aus Mellendorf gab den Ton an und hell klang das Lied: „Großer Gott, dich loben wir." Alle Männer nahmen die Hüte ab und sangen mit, und die Frauen auch, und da war nicht einer, dem das Wasser nicht in die Augen kam.

Dann stellte sich Ulenvater vorne hin und sprach: „Alle, die wir hier versammelt sind, Mannsleute und Frauen, Knecht, Magd und Kind, Boshaftigkeit und Niedertracht haben uns von Haus und Hof gebracht. Also schwer uns das Unglück schlug, daß wir allhier im wilden Bruch wie die Wölfe uns müssen verstecken, daß uns die Mordbrenner nicht entdecken. Anfangs haben wir meist verzagt, haben gegreinet und geklagt, dachten, ach wären wir besser tot, als so zu leben in Angsten und Not. Haben uns aber noch besonnen und dies Haus zu bauen begonnen, haben es glücklich emporgebracht, weil uns schützte des Herren Macht."

Alle, die dastanden, sahen den alten Mann, dessen Augen so fröhlich und doch so absonderlich aussahen, groß an, und die Kinder standen mit offenen Mäulern da und wußten nicht, was sie zu Ulenvater sagen sollten. Das war ja gerade, als wie in der Kirche! Aber nun holte er tief Luft, machte ein anderes Gesicht und fuhr fort: „Und weil das Haus nun fertig steht, und nichts dran fehlt, so wie ihr seht, so wollen wir nach altem Brauch den Tag beschließen in Freuden auch, essen, was uns der Herr beschert, und mit Verstand, wie es sich gehört, hinternach auch lustig sein bei einem Glas Bier oder Branntewein; und nun, liebe Freunde, tretet ein!"

War das ein Leben und ein Lachen! Die Altmutter Horstmann, die noch keiner wieder hatte lachen sehen, seitdem sie aus dem alten Dorfe hatte heraus müssen, gnickerte in einemfort vor sich hin und brummte: „Nee, dieser Ulenvater aber auch, was der für Kneepe im Koppe hat!"

Digitized by Google

und Klaus Hennke, der größte Drögmichel von allen, lachte hellwege weg. Eine so lustige Hausrichte hatte es sogar oben im Dorfe noch nicht gegeben. Und wenn auch kein Tropfen Honigbier und kein Glas Wein auf dem Tische gewesen wäre, es wäre doch toll genug hergegangen. Schon beim Essen waren alle mächtig aufgekratzt, und als der Tanz losging, erst recht, und wilder und höher waren die roten Röcke noch keinmal geflogen und das, was darin war, als auf des Wulfsbauern Hausrichte.

Aber er hatte auch an alles gedacht. Dünnbier war da und Meth, und zwei Fässer Mumm und ein Tabak, wie ihn noch keiner geraucht hatte, und das war auch kein Wunder, denn den hatten Drewes und seine Heidgänger vor einiger Zeit einer Kolonne abgenommen und zwölf Fässer spanischen Wein dazu, der so süß wie Honig war, und davon bekamen die ganzen alten Männer und Frauen jeder ein oder zwei Glas zur Herzstärkung. „Ich bin nun all im neunzigsten Jahre oder so herum," sagte der Hausmann vom Bollenhofe, „aber so gut ist es mir noch keinen Tag in meinem Leben nicht gegangen," und dabei nickte er ganz glücklich seinen Urenkeln zu, die alle Backen voll dem süßen Rosinenbrote hatten, das für die liederlichen Weibsleute bestimmt war, die die Waldsteinschen Offiziere mit sich herumschleppten.

Sogar Drewes sah anders aus, als die Zeit vorher. Er stand zwischen seinen beiden Töchtern, dem großen breiten Lieschen, die mit ihrem Manne den Hof bewirtschaftete, und dem schlanken Wieschen, die kein Auge von dem Wulfsbauern ließ und nicht mittanzen wollte, weil sie, wie sie sagte, nicht gut zuwege war. Aber dabei sah sie aus wie eine Rose im Morgentau, und hatte Augen, so blau wie der liebe Himmel, und wenn sie lachte, so war das, als wenn die Märzendrossel an zu schlagen fangen will. „Nee, Wulfsbur," sagte sie, als der sie fragte, warum sie nicht auch tanzte, „nee, danach ist mir heute nicht ums Herz. Ich kann mich gar nicht satt genug sehen, wie lustig die Ödringer sind nach alledem, was sie ausgestanden haben! Hör bloß, was sie singen! Damit hast du dir einen Gotteslohn verdient."

Bis zehn dauerte der Tanz, aber er hielt noch lange vor. Von da ab hörte man die Männer wieder flöten und die Mädchen sangen bei der Arbeit, und wenn es auch Arbeit für Mannsleute war, die sie tun mußten. Denn Wulf hatte es den Leuten klargemacht, daß es nun erstens nötig wäre, die Burg so zu befestigen, daß dreihundert Mann sie nicht stürmen konnten, und daß das, was im Herbst vergessen war, jetzt gemacht werden mußte. So wurde der Burggraben tiefer und der Wall höher gemacht und sowohl die Grabensohle, wie die Wallwand wurde dicht an dicht so mit langen spitzen Pfählen besetzt, daß kaum eine Katze, geschweige denn ein Mensch durch konnte. Zudem wurde rings um den Wall ein Verhau aus Dornbüschen gemacht, so hoch und so dicht, daß selbst der Teufel und seine Großmutter nicht darüber weg konnten. Rund um die Burg waren an allen Zuwegen Wolfsangeln in die Bäume geschnitten und das bedeutete: „Wahr dich, denn vor dir ist ein Loch, und wenn du da hineinfällst, bist du des Todes!" Dazu kam noch, daß die beiden Fahrwege jeder viermal mit Schlagbäumen versperrt werden konnten.

Alles das hatte Wulf bei seinen Streiffahrten hier und da gesehen und sich eine Lehre daraus genommen, und zur größeren Sicherheit hatte er

Digitized by Google

an vier Stellen auf dem Sandberge im Bruche Auskieke in den Kronen der Wahrbäume machen lassen, in denen den Tag über Jungens als Wachtposten saßen, die Hörner bei sich hatten und bliesen, wenn die Luft unrein wurde.

Es dauerte nicht lange, und alles, was kein reines Hemd an hatte, machte einen Bogen um das Bruch, denn es hatte sich herumgesprochen, daß es da nicht geheuer war. Ab und zu sah man Männer mit schwarzen Gesichtern in dem Busche, und an mehreren Stellen waren zwei Fuhrenbäume kahl gemacht und eine dritte darüber genagelt, und zu allermeist hing ein Mann mit seinem Halse daran, oder zwei oder drei und kein Mensch wußte, wer es war und wer sie gerichtet hatte, ausgenommen die Bauern in der Runde, und wenn der Wind die Galgenfrüchte hin und her wehte, lachten sie und sagten: „Die Bruchglocken läuten heute aber fein!“

Dieweil der Winter milde war, konnte allerlei Arbeit getan werden. Die Bauern rodeten den Busch auf dem Peerhobsberge, teilten das Land ein und verlosten es, zogen Gräben und Wälle um die Weidekoppeln, holten die großen Steine aus der Heide und brachen den Ort im Bruche, damit sie Grundmauern und feste Wände machen konnten.

Als der Hornung zu Ende war, sah es auf dem Peerhobsberge schon anders aus, als im Herbste, zumal es an Nahrung nicht gebrach. Denn Fleisch lieferte das Bruch genug; es war lebendig voll von Hirschen, Fische gab es in der Wietze in Hülle und Fülle, und für Brot sorgte der Wulfsbauer. Er hatte aus dreißig jungen Kerlen eine Schleichtruppe zusammengestellt und einen Kundschafterdienst in die Reihe gebracht. Wurde nun gemeldet: hier kommt ein Proviantzug oder da sind Marketender, so dauerte es nicht lange und es knallte, und dreißig Männer mit schwarzen Gesichtern lachten lauthals los und sagten: „Nun kann Mutter wieder Brot schneiden, ohne daß sie so niepe zusehen braucht.“

Viekenludolf aus Rammlingen, Windhund bei allem, was einen roten Rock an hatte, und der wildeste Tänzer beim Erntebier und wo sonst sich eine Fiedel hören ließ, und ein Kerl, der überall gern dabei war, wo man sich umsonst zur Ader lassen konnte, der hatte, als sie Ende März drei Marketenderwagen des kaiserlichen Heeres beiseite gebracht hatten, im Kruge zu Obbershagen gesagt: „Wir haben nun ein so schönes Kind aus den Windeln heraus, aber einen Namen, den hat es noch nicht. Unser Hauptmann, der heißt Wulf und ein richtiger Wolf ist es auch, denn wo er zubeißt, da gibt es dreiunddreißig Löcher. Dennso bin ich der Meinung, daß wir uns die Wehrwölfe nennen und zum Zeichen, wo wir der Niedertracht gewehrt haben, drei Beilhiebe hinterlassen, einen hin, einen her und den dritten in die Quer. Und davon soll keiner was wissen, als wir dreimal elfe, so sich nennen die Wölfe, und wer darüber das Maul aufmacht, der soll zwischen zwei räudigen Hunden mit der Wiede um den Hals so lange hängen, bis man nicht mehr wissen tut, wer am mehrsten stinkt.“

„Das ist ein Wort, das hat den Kopf vorne und den Steert achtern, wie es sich gehört,“ sprach der Hauptmann, „und was unser Wolfsbruder da so hingesagt hat, als wenn das bloß ein Spaß ist, als wie er einem beim Biere aus dem Maule rutscht, es ist Verstand darin und Einsicht. So, wie wir hier sind, dreimal elf Mann, kann uns der leibhaftige Gottseibeiuns selber nicht bange machen, und wenn er jetzt mitten unter uns

Digitized by Google

zu stehen kommt. Denn was will er uns machen, uns ledigen Leuten, von denen kein ein Kind und Kegel hat, Viekenludolf vielleicht ausgenommen, der ja Hahn bei allen Hühnern sein soll."

Sie lachten alle, wie die Buchholzer Hengste, bloß Viekenludolf nicht, denn der kratzte sich hinter den Ohren. Als es dann wieder still war, ging Wulf weiter: „So müssen wir uns für die Eheleute und die Witfrauen und die alten Leute und die Waisen aufnehmen. Aber dazu müssen wir unser mehr sein, müssen es auf hundert Mann und darüber bringen, alles Kerle, wie wir, die noch lachen können, wenn ihnen ein Stück Hackblei nicht aus dem Wege gehen will. So soll sich denn ein jeder einen bis zwei oder drei gute Freunde suchen, und die sollen mithelfen, wenn es not tut. Es sollen aber alles Junggesellen sein und kein einer, der einziger Sohn einer Witfrau ist, soll dabei sein, und wenn einer ein Mädchen mit einem Kinde sitzen hat, der soll sich zuvor bedenken, ehe er sich mit uns einläßt. Wenn so einer aber Unglück hat, so soll es unser erstes sein, daß das Frauenmensch und das Kind nicht Not und Mangel leiden. Und anjetzt wollen wir uns verbrüdern auf Not und Tod, Gut und Blut, daß alle für einen stehen, und einer für alle, aber wir alle für alles, was um und im Bruche leben tut und unserer Art ist."

Der Wirtssohn, der einer von den dreimal elfen war, mußte das große Glas holen. Das Bier wurde beiseitegeschoben und edler Wein, der auf der Landstraße zwischen Burgdorf und Celle für umsonst gewachsen war, kam auf den Tisch. Sie standen alle auf, hakten die Arme ineinander, daß es einen engen Kreis gab, und Harm nahm das Glas, trank, gab es Viekenludolf, und so ging es reihum, bis es leer war. Dann sang Grönhagekrischan aus Hambühren, der stillste von allen, aber ein Mann trotz seiner zwanzig Jahre, den Wehrwolfsvers vor, der ihm just beigefallen war, und der Hauptmann legte einen weißen Stock auf den Tisch, sein langes Messer und eine Wiede und sprach: „So der Stock bricht, so das Metz sticht, oder die Wiede wird zugericht!"

Als Wulf gegen Abend mit Thedel zurückritt, hörten sie etwas singen, und als sie sich in die Bügel stellten, sahen sie einen Mann hinter einem Machangel sitzen, der ein Knie zwischen den Händen hielt und lauthals sang: „Umgürte die, o Gott, mit Kräften, in ihrem Amt, Beruf und Stand, die zu des Predigamts Geschäften dein gnadenvoller Ruf gesandt."

Die beiden Bauern sahen sich an und schüttelten die Köpfe, aber als der Vers zu Ende war, ritten sie dicht heran, denn daß sie diesem Manne gegenüber nicht scharf zu machen brauchten, das war so klar wie eine Brandheide. „Guten Abend," rief der Bauer; „na, was machst du denn hier?"

Der junge Mensch nickte, stand dann langsam auf und sagte: „Ich wünsche ihm dasselbe, uud was ich hier mache? Ich warte, was der Herr mir schickt. Doch gestatte er mir: da ich ein Prediger bin, wenn auch ohne Amtes seit einiger Zeit, dürfte mir wohl die Anrede Ihr und Herr zukommen."

Niehus griente und der Bauer lachte: „Nichts für ungut, Euer Ehren, aber daß Ihr ein geistlicher Herr seid, konnte ich Euch von der Nase nicht ablesen. Aber wo kommt Ihr her und wohin des Weges? Nehmt meine Neubegier nicht krumm, doch geht es jetzt nicht gerade sauber auf der Welt

Digitized by Google

her, und wer sich bei uns blicken läßt, der muß uns schon Rede und Antwort stehen."

Der Fremde sah ihn mit klaren Augen an: „So wisse er denn, ich bin der Kaplan Jakobus Jeremias Josephus Puttfarkenius. Seitdem der Herr den Jebusitern Macht über die Gerechten gegeben hat und als Strafe für unsere Sünden ihnen die Zuchtruten des Restitutionsediktes verlieh, ward ich meiner Kapellanstelle ledig und bin wie ein Blatt, das der Wind vor sich herweht."

Der Bauer lachte: „Viel anders seht Ihr auch nicht aus. Aber da wir doch gerade vespern wollen, und mehr bei uns haben, als wir brauchen, und Ihr nicht so aussehet, als hättet Ihr heute schon satt gekriegt, so könnt Ihr mittun, wenn Ihr dazu Lusten habt."

Der junge Geistliche sah gegen den Himmel: „Herr," rief er, „deine Güte währet ewiglich!" Er gab dem Bauern die Hand. „Es war gestern morgen in dem Dorfe Fuhrbergen, als ich das letzte Stück Brotes aß. Seitdem ist die Rinde der Birkenbäume meine Nahrung gewesen, doch bin ich dieser Speise nicht gewöhnt und wollte fast verzagen, wenn ich mich nicht mit dem Spruche getröstet hätte: der, der die jungen Raben speist, wird auch meiner nicht vergessen."

Er aß wie ein Drescher und hinterher sah er gleich ganz anders aus, und die Hose hing ihm nicht mehr so bummelig vor dem Leibe. Dankbar sah er den Bauern an und fragte dann: „In Fuhrberg habe ich die Bekanntschaft eines Bauern gemacht, der Ludolf Vieken heißt und zu Rammlingen gebürtig ist. Zu diesem Manne faßte ich ein Zutrauen, obzwar er mir nicht auf dem Wege des Herrn zu wandeln schien, dieweil er Flüche und unnütze Schwüre aus seinem Munde herausgehen ließ. Aber der Herr wird ihn schon erleuchten, denn er hat mich aus den Händen der Heiden errettet, so man Tatern* nennt, und unaufgefordert sein Brot mit mir geteilt, und sein Bier, als er hörte, daß ich nüchtern war wie ein Kindlein, das zum ersten Male die Wand beschreit."

Er sah den Bauern mit seinen großen hellen Augen an: „Kennt er hier in der Gegend einen Mann namens Harm Wulf? An den hat mich der Rammlinger gewiesen, denn er sagte mir, derselbe könnte in seinem Dorf, dessen Name mir entfiel, vielleicht einen Prediger gebrauchen. Und die Ehefrau dieses Mannes soll, wie mir gesagt wurde, eines ausgetriebenen Predigers Tochter sein?"

Der Bauer lächelte: „Hat Viekenludolf Euch kein Zeichen mitgegeben?" Der andere nickte: „Das wohl, doch scheint es mir dürftig zu sein und fast hätte ich es von mir getan. Seht her!" Er zog einen Lappen aus der Tasche und wickelte eine Rabenfeder aus, die zweimal geknickt und deren Enden auf geheime Art ineinandergedreht waren.

„Dennso ist das recht," sagte der Bauer, „ich bin der Burvogt Harm Wulf aus Peerhobstel, und es kann sein, daß Ihr bei uns eine Stätte finden könnt, denn wir Männer können uns in diesen Zeiten kaum noch nach der Kirche trauen und die Frauensleute schon gar nicht. Ich sehe es Euch an, daß Ihr ein rechtlicher Mann seid. Es ist eine böse Zeit; landfremden Leuten trauen wir gemeiniglich nicht über den Weg, und deshalb müßt Ihr mir in die Hand versprechen an Eides statt: nichts zu verraten, was Ihr hört und seht, ob Ihr nun bei uns bleibet oder nicht."

* Zigeuner

Digitized by Google

Puttfarken sah ihn ernst an: „Ich habe eine Probe davon belebt, welcher Art er zu sein scheint; die drei Tatern, die mich auf der Straße hinwarfen, um mich auszurauben, hängen an drei Birkenbäumen. Hätten die Toren gewußt, daß ich nur das mein Eigen nenne, was ich auf dem Leibe trage, und das wohl kaum ein Jude anders als geschenkt nimmt, sie lebten vielleicht noch. Ich habe viel Greuel gesehen auf meinen Wegen, und ich glaube, wer dem Übel wehrt, der handelt nicht wider des Herrn Gebot. Und so will ich denn geloben, was er von mir fordert."

Der Bauer wartete, bis es schummerte, und derweilen fragte er aus dem Prediger heraus, was er heraushaben wollte. Der Mann gefiel ihm und Thebel auch, und Grieptoo nicht minder, und somit durfte er vor Niehus aufsitzen und bis vor die Wohld reiten.

„Mädchen," sagte Thebel nachher zu seiner Hille, die schon wieder so aussah, als ob es bald noch einen kleinen Niehus geben sollte, „da haben wir dir einen Kerl auf der Heide aufgegabelt, eine ganz putzige Kruke! Sitzt da im Sand und singt nach der Schwierigkeit ein geistliches Lied, hat nicht Messer noch Schießgewehr bei sich und macht ein Gesicht, als wenn es lauter Engel auf der Welt gibt, und dabei haben ihn gestern erst die Tatern unter sich gehabt. Es ist meist so, als ob er zu dumm ist, als daß er Bange hat; nicht einmal hat er sich verjagt, als wir von den Wachen angerufen wurden."

Thebel hatte recht; Furcht hatte Ehren Puttfarken nicht, zum mindesten keine Menschenfurcht. Das mußte Viekenludolf spüren, als er nach vier Wochen auf den neuen Hof geritten kam und auf der Deele Mieken zu fassen kriegte: „Deubel auch, Deern!" rief er und drückte sie, daß ihr die Rippen knasterten; „du machst dich ja mächtig heraus."

Aber was machte er für runde Augen, als der Prediger aus der Dönze trat und ihm sagte: „Der Herr segne seinen Eingang, Viekenbur! Aber sage er mal: ist es notwendig, den Teufel zum Zeugen anzurufen, weil Gott diese Jungfrau blühen und gedeihen läßt? Und schickt es sich in einem ehrbaren Bauernhause, und paßt es sich für einen rechtlichen Bauern, einer ordentlichen Witfrau Tochter zu behandeln wie ein liederliches Weibsstück?"

Viekenludolf machte so verbiesterte Augen wie ein Hund, den eine Adder anpruftet; aber dann lachte er: „Ist das der Dank, daß ich Euch vor den Tatern bewahrt habe?"

Der Prediger nickte: „Jawohl, das ist der Dank. Er hat mich vor Tatern und Heiden bewahrt und ich will seine Seele vor dem Höllenfeuer bewahren. Und nun trete er ein und nehme Platz, bis die Bäuerin kommt; die Magd soll sie rufen."

Von dem Tage an hatte er zwei dicke Freunde; der eine war Schewenkasper, denn der sagte nachher zu Thebel: „Er hat es dem Viekenbur aber gehörig gegeben, sage ich dir. Ist das aber auch eine Art, sich aufzuführen, wie der es tut? Kein eines Mädchen kann sich ja vor ihm bergen!" Der andere aber war Viekenludolf selber, denn als er nachher wieder ein Donnerwetter aus dem Munde ließ, wusch ihm der Prediger den Kopf noch einmal, und das gefiel dem Dausenddeubel, denn es war ihm etwas Neues. „Du," sagte er zu dem Wulfsbauern, „den behaltet man, der ist gut!"

So dachten die Peerhobstler auch, denn nachdem Puttfarken von der

Digitized by Google

Bäuerin ordentlich herausgefüttert war, sah er wie ein rechtschaffener Prediger aus, und obzwar er noch reichlich jung war, so war er doch ein guter Prediger und trotz seiner Redensarten ein Mann, der in die Welt paßte.

Was kein Mensch für möglich gehalten hatte, das schien wahr werden zu wollen. Es sprach sich bis in die Heide hinein, daß es nun bestimmt, aber auch ganz bestimmt Frieden werden sollte. Man merkte es an allerlei Vorzeichen: die Störche brüteten wieder auf den Dächern und nicht mehr in den Wäldern; die Winterkrähen gingen früher weg als vordem; der Mäusefraß hörte auf; man fand keine Sternschnuppen mehr; die feurigen Männer am Himmel kamen nicht wieder; die Pest- und Sterbevögel waren wie weggeblasen.

Die Marodebrüder und Parteigänger zogen immer noch im Lande um; aber ihre gute Zeit war vorbei. Wo sie sich blicken ließen, lief das Volk zusammen und schlug sie tot, und die Tatern und was sonst ohne Haus und Herd war, desgleichen. Die Bauern kamen langsam aus den Büschen herausgekrochen und hingen die Kesselhaken wieder über die Herde, wenn die Häuser noch da waren, oder bauten sich neue, so gut es ging. Hier und da wurde auch wieder gepflügt und gesät, und die Toten kamen unter die Erde, wie es sich gehörte, und wurden nicht in einen alten Sack beigerodet.

Aber so ganz traute man dem Frieden doch nicht. Es war ja auch gar nicht zu denken. Frieden? Arbeiten und essen und schlafen ohne Angst und Bange? Keinen Feuerschein mehr am Himmel sehen? Kein Ach- und Wehgeschrei mehr hören? Wieder lachen und singen dürfen? Und spielen und tanzen? Und sich darüber freuen, wenn ein Kind geboren wird? Wer das glaubt, der ist unklug! Dem hat der Krieg den Verstand verrückt! Für den ist es Zeit, daß man für ihn aufpaßt! Denn es geht ja doch bald wieder los! Das kennt man ja! Nach dem Lübecker Frieden Anno 1629 wurde es bloß noch schlimmer! Und das waren nun schon sechzehn Jahre her, nein, siebzehn. Und vor vier Jahren, hatte der Herzog da nicht seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht? Und was hat es geholfen? Gar nichts, es wurde bloß noch einmal so doll!

Aber zuletzt mußten sie es doch glauben. Es war wirklich anders geworden in der Welt. Not und Elend gab es ja noch überall genug, aber das Morden und Martern war doch nicht mehr so im Gange. Es blühten auch viel mehr Blumen, die Vögel sangen schöner denn je und die Luft war so ganz anders, gar nicht mehr so, als wenn es immer nach Rauch und Blut roch. Es mußte also doch wohl stimmen, was der Prediger in der Kapelle vortrug, daß es dem Kaiser und den Fürsten ernst damit war. Sonst würde der alte Drewes nicht mit einem Male wieder den Kopf so hoch halten. „Das will ich noch beleben, aber denn ist es Zeit für mich“, sagte er.

Er erlebte es noch. Es war Anfang November, da kam Viekenludolf angejagt, schrie wie ein Ungetüm, sprang vom Pferde wie ein Junge, drehte die Wulfsbäuerin herum, daß man ihre halben Beine sah, lachte wie unklug und rief: „Ihr glaubt wohl, ich bin besoffen? Keine Spur! Ich bin so nüchtern wie ein ungebörntes Kalb. Aber es ist Friede, Friede für immer, gewiß und wahrhaftig, und wenn Ihr es mir nicht glauben wollt, hier lest, oder der Prediger soll es vorlesen! Das habe ich von einem

Digitized by Google

Manne gekauft, der mehr solche Blätter aus Celle mitgebracht hat. Unserem Herzog sein Siegel ist darunter. Da, Euer Ehren!" Er fiel auf die Bank und jappte und mit einem Male lief ihm das Wasser aus den Augen.

Er sprang aber gleich wieder auf, denn der Wulfsbauer kam angelaufen. Er war im Grasgarten gewesen und hatte das Schreien und Weinen und Lachen gehört. Und nun stand er da und beberte an allen Gliedern und sah wie eine frisch gekalkte Wand im Gesichte aus. „Wawawas ist llos?" stotterte er. Der Prediger hob die Hand. „Ich werde vorlesen." Alle falteten die Hände, bloß der Burvogt nicht; der hatte keine Kraft dazu. Er stand an der Hauswand, sah ganz elend aus, hatte den Mund offen und ganz unglückliche Augen, und holte so tief Luft, als wenn er ersticken müßte.

Der Prediger hatte zu Ende gelesen. Alles lachte und weinte wie verrückt durcheinander. Mit einem Male drehten sich alle um. Was war denn das? Der Wulfsbauer hatte ganz schrecklich aufgeschrien, und jetzt stand er mit dem Kopfe gegen die große Tür, hatte die Hände vor dem Gesicht und weinte wie ein Kind. Dann drehte er sich um, ging wie ein todkranker Mann auf seine Frau los, nahm sie an den Arm und sagte: „Mutter, bring mich zu Bett; ich bin ja so müde!"

Die Frau faßte ihn unter den Arm, wischte ihm die Tränen ab und sagte: „Ja, ja, ich bringe dich zu Bett, mein Junge. Du sollst nun auch schön schlafen." Da lachte keiner von den Leuten mehr; es wurde ganz still, nur daß auf der Wiese die Kinder das neue Lied sangen, das sie in der Schule gelernt hatten:

Herzlich tut mich erfreuen
die fröhliche Sommerzeit,
all mein Geblüt erneuen,
die Mai in Wolluſt freit;
die Lerch tut sich erschwingen
mit ihrem hellen Schall,
lieblich die Vöglein singen
dazu die Nachtigall.

Der Wulfsbauer schlief sich ordentlich aus; er schlief drei und eine halbe Woche lang, und er wäre wohl überhaupt nicht aufgewacht, wenn er nicht so eine Bärennatur gehabt hätte.

Denn er hatte das Nervenfieber bekommen. Es war zu viel für ihn gewesen. Auch hatte er zu tief durch Blut gehen müssen; erst bis an die Enkel, dann bis zu den Knien, bis er bis über die Lenden darin stand und es immer höher und höher stieg, so daß es ihn schließlich bis an den Mund kam. Viel hatte nicht mehr gefehlt, da lief es ihm da hinein und er mußte ersticken.

Schon längst hatte er es nicht mit ansehen können, wenn ein Schwein geschlachtet wurde. Wurst, die aus Blut gemacht war, aß er seit Jahren nicht mehr, und ihm wurde schlecht, wenn sich eines von den Kindern in den Finger schnitt.

Aber er hatte das alles für sich selbst behalten; zu keinem Menschen hatte er darüber gesprochen, weder zu Drewes, noch zum Viekenbauer, noch zu dem Prediger, geschweige denn zu der Bäuerin. Er hatte all seinen Ekel jeden Tag in sich hineingefressen wie der Hund seinen Unrat, und

Digitized by Google

hatte darüber harte Augen und einen engen Mund gekriegt und vor der Zeit ganz graue Haare.

Nun waren sie schneeweiß geworden, wo er knapp fünfzig Jahre alt war. Aber die fünfundzwanzig Kriegsjahre hatten doppeltes Gewicht; er kam sich vor, als wenn er schon achtzig auf dem Puckel hatte. Er wurde wieder ganz gesund, er ging dahin wie ein junger Mann, er konnte arbeiten wie ein Knecht von fünfundzwanzig, er hielt noch eine volle Sense mit einer Hand wagerecht, er hatte kein bißchen von seinem Gesicht und Gehör verloren, er konnte noch über das ganze Dorf schreien, er ritt wie ein Junge, er aß wie ein Dreschер, aber alt war er darum doch.

Rundschau

Allgemeineres

Mut

Um den Mut ist es bekanntlich keine so ganz einfache Sache, wie meint, wer sich das Denken leicht macht. Leute, die sich festen Auges der Pistole stellen, entsetzen sich bei dem Gedanken an einen Skandal, selbst wenn ihr Gewissen rein ist, ja, an ein kritisches Zeitungsnotizchen wider sie, und Männer, die kaltblütig bei lebensgefährlichen Klettereien sind, fürchten sich vor dem Stirnrunzeln eines Vorgesetzten oder dem Schmollen der Gattin. Es kommen halt bei Erregungen wie Hemmungen sehr verschiedene Seelenkräfte in Betracht. Vor allen die Phantasie, aber die ist ja selbst wieder, was man unter den Damen eine „komplizierte Natur“ nennt: sie kann bei Vorstellungen einer Art träg wie ein Faultier und bei andern munter wie ein Wiesel sein, und außerdem ist sie nervös oder nicht nervös.

Zu dem kleinen Vermerk, wegen dessen ich diese Zeilen schreibe, kommen wir aber, gottlob!, ohne Eingehen auf das verwickelte Wesen des Mutes, denn hier handelt sich's um ganz einfache, ganz klare Formen, und gerade das halte ich für wichtig. Fast aus allen zivilisierten Ländern, germanischen, slawischen und romanischen sind in der letzten Zeit, wie mir scheint, ungewöhnlich viel Beispiele jenes Wagemuts hervorgetreten, der Haut und Knochen riskiert. Es geschah kein Massenunglück in letzter Zeit, ohne daß wir zugleich von der oder jener Tat des Heldentums lasen. An das echte Heldentum der Pflichterfüllung, mit dem sich neulich die Führer unsres Unterseeboots opferten, will ich dabei noch gar nicht erinnern, weil hierbei noch andre ethische Werte mitwirkten. Nein, man denke nur an die Aviatiker. Jeder wagt sein Leben, jeder weiß es, und Unglücksfälle über Unglücksfälle bestätigen es ihm, während auf der andern Seite der Gewinn an Geld und Ruhm nicht mehr so unmenschlich groß ist, daß er so halsbrecherischen Wagnissen entsprechende Preise und damit Stachelungen setzte. Dennoch: in Frankreich allein wagt schon ein halbes Tausend von Menschen Flüge ohne tragendes Gas. Nicht einige einzelne wagen's, sondern rund fünfhundert. Und man findet das auch in andern Ländern ziemlich natürlich, beispielsweise: man zweifelt durchaus nicht daran, daß sich auch in Deutschland Todesmutige genug finden werden, sobald die andern Bedingungen für eine Entwicklung der Aviatik gegeben sind.

Digitized by Google

Und das mitten in einer Zeit der „Dekadenz“! Kommt's vom Sport oder woher kommt's? Jedenfalls: ganz und gar heruntergekommen sind wir Europäer doch wohl noch nicht. A

Literatur

Zum Anthologienjammer

Da ich selbst Anthologien herausgegeben habe, bespreche ich fremde ungern, und wenn ich's tue, wo irgend möglich unter Hervorhebung des Guten — meine letzte derartige Anzeige, die sechs „Konkurrenzen“ lobte und empfahl, ist wohl ein Beweis dafür. Mitunter aber wird's doch zu bunt, und man muß eben reden. Jetzt liegt Bethges „Deutsche Lyrik seit Liliencron“ in zweiter Auflage vor. Nicht nur nach meiner Meinung ein gänzlich kritikloses Buch, wenn das aber nicht endlich offen gesagt wird, so bürgert sich mit der von Hesses billiger Bibliothek besorgten Verbreitung der Glaube ein, hier sei was Gutes, und dieser Glaube wäre unsrer literarischen Kultur schädlich. Wenn das als treuer Spiegel der deutschen Lyrik von heute wirkte, welcher Begriff von „Modernität“ verbreitete sich dann! Ich will nicht davon reden, daß dem Buche jede Komposition fehlt; die Meinung, es genüge zur Vermittlung des durch Anthologien erreichbaren Kunstgenusses, die Gedichte nach dem Alphabet der Verfassernamen hintereinander aufzuhängen, ist ja noch vielfach verbreitet. Auch mit dem Vorwort will ich mich, heut wenigstens, nicht erst auseinandersetzen. Zur Charakteristik der Auswahl genügt eigentlich eine Probe: Hans Bethge kennt überhaupt Karl Spitteler nicht. Den bedeutendsten unter allen, die heute in Deutschland Verse schreiben und vielleicht den einzigen von uns allen, dessen Versen Dauer verbürgt ist! Oder: er hält seine Lyrik für so minderwertig, daß er sie gar nicht zu vertreten für nötig hält. Das wäre streng, denn immerhin, von Hans Bethge brachte Hans Bethge sieben Stück Gedichte. Gerhart Hauptmann, Karl Hauptmann, Hans Böhm, Alfred Vogel sind gleichfalls als Lyriker gegen Bethge Nullen — sie fehlen. Dafür ist ein ganzer Haufen guter Leute da, die Hans Bethge, dem Lyriker, ebenbürtig sind. „Geschmacksachen“, sagt der Leser. Gewiß: Fragen des guten Geschmacks.

Daß sich die Anthologen heutzutage immer noch nicht scheuen, sich selbst in Anthologien zu vertreten, ist auch eine. Aber außerdem auch eine der Intelligenz und der guten Erziehung. Daß ihr eure Verse, meine Herren, für wertvoll haltet, das glauben wir euch allen ohne jede Versicherung, jeder hält seine für wertvoll. Aber eben weil das eigne Urteil nicht das geringste über den wahren Wert besagt, eben deshalb sollte man zu gescheit oder, wenn's da fehlt, zu wohlerzogen sein, um die beim Herausgeben für sein eignes Buch gegebene Macht zu derartiger Propaganda für die eigne Poeterei zu mißbrauchen. Natürlich lacht auch jeder Anthologienkritiker im stillen über den, der sich's nicht versagen kann — warum aber spricht man so selten deutlich davon? Warum spricht man überhaupt so selten über Bücher wie dieses offen? Teils, weil man zu feig oder zu übeln Bewußtseins ist, um den Vorwurf, sei's des Konkurrenzneides, sei's des Gekränktseins durch Zurücksetzung nicht zu fürchten. Teils, weil die Anthologen meist auch Rezensenten der deutschen Literatur sind, mit denen man's, je nachdem, der Freundesdienste oder der Feindesrache wegen nicht

Digitized by Google

verderben mag. Und so bekommen die Schmarren weiter ihre Löblein mit auf den Weg und befördern die Meinung der gebildeten „Nichtfachleute“: was für trauriger Mißwuchs muß die heutige Lyrik sein, wenn solches Heu wie hier zwischen den paar miterwischten Blumen auch schon „Blüten“ in ihr bedeuten!

Daß ich gerade Bethge als Beispiel nahm, kommt, wie erwähnt, daher, daß sein Buch eben in zweiter Auflage erschienen ist. Ich hätte ebensogut andre heranziehen können. Tue das auch vielleicht noch gelegentlich. Denn wir sind auf dem besten Wege, den alten Anthologiejammer, den ein paar ernsthafte Bücher mit Glück bekämpften, in voller Breite wieder zu züchten. Bücher wie diese haben andre Fehler als die zur Zeit der seligen Polko, aber, alles in allem genommen, wiegen sie um keine drei Gramm schwerer. Nur wer aus dem Vollen der Kenntnisse schöpft und zugleich aus dem Vollen des ästhetischen Miterlebens nicht mit einer „Richtung“, sondern mit allen, und wer das Zeug hat, aus all den Einzelstücken wieder ein künstlerisches Ganzes zu bauen, das lebt wie die Teile leben — nur der kann mit einer neuen Anthologie einen neuen Beitrag zur ästhetischen Kultur geben. A

Wie verdient man als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt?

Zu Fastnacht und Aschermittwoch zugleich

Indem man schriftstellert, ist der harmlose Leser versucht zu sagen. Aber das ist der grundlegende Irrtum.

Wer sich als Schriftsteller Geld verdienen will, muß sich vor allen Dingen das Schriftstellern abgewöhnen. Denn das nimmt unnütz Zeit.

Man gebe mir nur zehn Minuten Gehör und ich will dies psychologisch, ethisch, ästhetisch und wie man sonst will, bis zur äußersten Evidenz bringen. Am einleuchtendsten wird für den echten Deutschen der ethische Beweis sein.

Nehmen wir an, unter den fünfzigtausend Büchern, die im Jahr erscheinen, seien dreihundert, die ihrem Autor so viel einbringen, daß er davon leben kann. Ich glaube nicht, daß es so viele sind. Das wären 0,6 Prozent, oder sechs aufs Tausend. Man sieht sofort, daß das Bücherschreiben unter solchen Bedingungen ein Glücksspiel ist, das von rechtlich denkenden Menschen verworfen werden muß.

Kommt dazu, daß von diesen dreihundert erfolgreichen nur ein sehr kleiner Teil wirklich geschriebene Bücher sind. Doch davon später. Ich eile zu den feiner geistigen Beweisgründen.

Wenn du ein Buch schreibst, stehst du mit deiner Persönlichkeit allein da und erhebst den Anspruch, daß zehntausend Menschen auf dich hören — soviel braucht's, damit du von einem nicht zu teuren Buch ein Jahr lang leben kannst. Du wirst selbst zugestehn, daß das eine Unbescheidenheit ist.

Aber davon abgesehen, so erwäge, wie gering deine Chance darauf ist, als einer Zehntausend zu fesseln. Es gelingt einigen — ich gratuliere. Es gibt sogar welche, denen es mit künstlerisch ernsten guten Büchern gelingt — ich lüfte den Hut. Du wirst dir selbst sagen können, wie gering deine Aussicht ist, dazu zu gehören.

Du mußt immer daran denken, daß persönliche Bücher nur von Menschen gewürdigt werden können, die selbst Persönlichkeiten sind.

Digitized by Google

Deren gibt's nicht viele. Die freilich, die es gibt, lieben die Einerbücher und hassen alles Zusammengestellte mit einer gewissen Leidenschaft. Zeitschriften und Anthologien lesen sie, um die Einer zu finden. Diese Leute, wie gesagt, sind immer wenige. Die große Mehrzahl der Menschen, die also vor allem, an die man sich wenden muß, wenn man als Schriftsteller Geld verdienen will, sind durchaus zusammengesetzte Gebilde. Ihre ganze Subjektivität ist aus den verschiedensten und höchst zufälligen Modeurteilen zusammengelaufen. Ob diese Urteile alt hergekommen sind oder modern oder hochmodern (sozusagen das Neueste, was man hat), macht dabei gar nichts aus. Auch die Blattlaus richtet ihre Farbe nach den frischesten Schossen.

Auch die Einerbücher und auch die künstlerisch ernst zu nehmenden unter ihnen sind durchaus darauf angewiesen, diese Schicht, die kaufende Schicht, für sich zu gewinnen. Sie können es unter Umständen erreichen, wenn sie die Persönlichkeiten so für sich zu gewinnen vermögen, daß deren starke Fürsprache sie in Mode bringt. So geschieht es, daß ab und zu ernst zu nehmende Bücher in Mode kommen. Selten genug. Du wirst nicht so hochmütig sein, zu glauben, daß ausgerechnet dir das gelingen könne.

Erwägst du noch, daß der Bücher längst schon genug und zu viel geschrieben sind, und daß es auch darum fast schon ans Unsittliche streift, dies Elend noch zu vermehren, so hast du alle Erkenntnisse beisammen, um zu sehen, daß du, wenn du als Schriftsteller Geld verdienen willst, vor allem nicht schriftstellern darfst, und auch der richtige Weg wird sich dir bereits ahnungsweise erschlossen haben:

Oder bist du naiv genug, nach alle diesem noch zu fragen, wer denn die Bücher schreiben soll, durch die du Geld verdienen kannst?

Die andern natürlich!

Du hast weiter nichts nötig, als ein gut gespitztes Ohr. Sobald du bemerkst, daß ein Buch gelobt wird, ohne genügend gekauft zu werden, um seinen Autor zu ernähren — das ist dein Fall. Der Autor wird in den meisten Fällen ganz froh sein, ein paar Kröten extra zu verdienen. Ein bißchen was Schmeichelhaftes hört er auch gern. Vielleicht auch denkt er, es könnte seinem Buche neue Leser zuführen. Ist er ein bißchen teuer, so kannst du im allgemeinen ruhig riskieren, ihn einfach zu unterbieten. Du sagst ihm, sein Zeug sei leider nichts wert, aber du würdest ihn dennoch dem Verlag empfehlen, wenn er's billiger mache. Ein bißchen schofel ist dies Verfahren immerhin. Anständiger ist, du behandelst die Sache, wie man einen Zahnarzt behandelt: man bezahlt die Liquidation und geht zu einem andern. Die Ausgabe holst du leicht ein, indem du dich an ein paar Toten schadlos hältst.

Diese Toten kann ich dir sowieso für deine Zwecke nicht dringend genug empfehlen. Der Tod ist eine für deine Zwecke günstige Einrichtung, zumal der von vor dreißig Jahren. Allerdings pflegen in solchen Fällen die Verleger die Sahne abschöpfen zu wollen. Es gibt ganze Verlage, die fast nichts machen als Ragouts. Denn der Leser will für sein Geld viel und vielerlei. Auch ist die Wahrscheinlichkeit, den Geschmack des Käufers zu treffen, größer. Für ein Billiges wird jemand, der

Digitized by Google

etwas „Namen“ hat, dazu gewonnen, eine Einleitung zu schreiben. Das Buch geht dann unter seinem Namen und hat fast nichts gekostet. Also, da gilt es vorsichtig sein. Im übrigen aber muß man nur, wie gesagt, gut aufpassen und etwa auch schöne Titel erfinden können.

Ich bin in Laune und will deshalb einige zum besten geben, die noch gar nicht verwendet worden sind. Zunächst einmal Übernamen für ganze Reihen solcher Sammelbücher. Das ist sehr wichtig. Das Publikum schwärmt geradezu für intakte Zahlenreihen. Also zum Beispiel „Bücher der Lilie“ — muß zarte für höhere Töchter geeignete Ausschnitte bringen, — „Bücher der Tulpe“ — mehr Prächtiges — und so durch die ganze Botanik. Oder: „Die Sittlichkeit der Völker“. Wenn das Publikum Sittlichkeit hört, denkt es sich allemal etwas, was sich zu kaufen lohnt. „Eine Darstellung in Ausschnitten aus der Weltliteratur. Band I: Die Sittlichkeit der alten Griechen. Band II: die Römer.“ Die geben noch mehr her. Alte Übersetzungen gibt es in schwerer Menge. Und du wirst mit wenig Mühe sehr zugkräftige Bändchen zusammenstellen können. Mit Moralischem — besonders Konfirmandenmoral — sind aber vielleicht noch bessere Geschäfte zu machen. Auch etwa Kombinationen von beidem. Du weißt schon: zum Abschrecken oder zum Entrüsten. Vergiß auch nicht die Illustrationen. Gibt es jetzt auch reichlich und billig.

Das Einfachste bleibt immer, irgendeinen im Modeurteil gerade frisch auftauchenden Toten auszuschlachten. Rezept: Feuchtersleben „Geist der Klassiker“. Wer möchte nicht Carlyle kennen lernen! Aber alle die vielen Bände? Eine geschickte Auswahl von Glanzstellen. Sagen wir: „Der Tempel der Arbeit, Auswahl aus Carlyle“. Auch schlichthin Brevier: Hebbelbrevier, Heinsebrevier, Grillparzerbrevier.

Es liegt auch Humor darin: Der Autor hat vielleicht viele Seiten geschrieben, um dann, nachdem er umsichtig alle Verbindungen für das von ihm gewollte Verständnis erfüllt zu haben glaubt, in einer kurzen Ausführung die Summe zu ziehen. Da kommst du nun lächelnd: einen Schnitt vorn, einen hinten, und das Glanzstück liegt zappelnd in deiner Hand. Das nächste wieder zehn Seiten später auszuschneiden.

Solche Bücher sind schnell und leicht gefertigt. Du kannst dich mit einem verhältnismäßig kleinen Anteil am Gewinn befriedigen, was dem Verleger stets sehr angenehm ist. Er kann dafür Riesenreklame machen, und die schwierigste geistige Kost geht wie warme Semmeln — denn es ist Geschenkliteratur. Konfirmanden. Oder auch „Hausbibliothek“. Etwas, womit man Bildung beweist. Und billig.

Es liegt auf der Hand, daß zu der Arbeit etwas Findigkeit und ein mittelmäßiger Kopf gehört. Ein feiner Kopf würde stören. Nicht nur, weil er Widerwillen gegen diese Sorte von Arbeit haben, sondern vor allem auch, weil er die Modeinstinkte nicht so sicher treffen würde.

Traust du dir persönlich ein etwas höheres Niveau zu, so schadet es auch nicht, du mußt dann deine Arbeit als eine pädagogische auffassen.

Überhaupt Pädagogik, Jugend- und Volksschriften —, da kann ich noch mit den wundervollsten Geheimnissen aufwarten. Nur, offen

Digitized by Google

gesagt: ich traue es mich noch nicht. Es ist ein Griff ins Wespennest.

Vielleicht später, wenn mir der Mut wieder etwas nachgewachsen ist! Georg Stolterfoth

Selma Lagerlöfs Lebensgeschichte*

Selma Lagerlöf hat uns viele Bücher gegeben, die angefüllt sind mit Erfindungen einer aus Völkischem genährten, aus Völkischem schöpfenden schauenden Urkraft, mit erzähltem Geschick und Geschehen, mit Märe und Märchen; von den übrigen ist dieser neue Band dadurch unterschieden, daß die Dichterin hier, im ersten und im letzten Stück, zum erstenmal von sich, ihrem Leben und ihrem Schaffen, erzählt. Daß sie bislang von sich selbst geschwiegen hat, diese scheinbar geringe Tatsache ist in mannigfacher Hinsicht bedeutsam. Sie hebt sich mit eindringlicher Kraft ab von dem allenthalben in unsrer Zeit wuchernden Subjektivismus, für den etwa die mit Erinnerungen an ihn selbst durchwachsenen Rezensionen Alfred Kerrs besonders charakteristisch sind. Aber auch in weiterem Sinne hat Selma Lagerlöf in ihrer Dichtung nicht von sich selbst gesprochen: sie hat nicht so sehr ihr eigenes Ich gedichtet, sondern war vielmehr die Vollstreckerin völkischen Gestaltungswillens. Ihre Dichtung ist durchaus und zutiefst objektiv. Das Subjekt will nicht sich befreien, sich aussprechen, sondern es ist eine sammelnde Stimme für gleichsam in der Luft lagernde Rufe, in wörtlichster Bedeutung ein os magna sonaturum für die sagende Kraft einer Vielheit. In diesem Sinne erzählt die Dichterin von der Entstehung ihres ersten Werkes: „Es war einmal eine Saga, die wollte erzählt werden ... Viele hatten mitgeholfen, sie durch merkwürdige Taten zu schaffen, andre hatten ihr Teil dadurch beigetragen, daß sie diese Taten immer wieder und wieder erzählten." Das Sprichwort lehrt, daß selten komme, wer als Gast geehrt sein will: weil Selma Lagerlöf stets und stets von sich und ihrem Sein geschwiegen hat, mit um so herzlicherer Begier horchen wir nun auf, da sie nach den langen Jahren ein Geringes von sich mitteilt. Und sie gibt nicht form-, gestalt- und taktlose Indiskretionen gegen ihr eigenes Sein, wie die subjektivistischen Ausplauderer, sondern jene Stücke aus der Geschichte ihres Lebens haben wiederum fast völlig epische Form gewonnen. Diese Aussprache ist keusch, weil sie gestaltet ist. Die Dichterin ist weit entfernt realistische Tatsachen zu geben; sondern so tief ruht ihr das Märenhafte im Blut, daß dieser Bericht ihr zu einer Märe von sich wird, ja noch mehr zu einer Saga von der Entstehung der Saga aus ihr. Und es ist weiter charakteristisch, daß sie das zweite Stück Lebensgeschichte beginnt und beschließt mit Weissagungen, wie sie auf Grund uralter Überlieferung bei primitiven Völkern und Menschen lebendig sind. Indem ein großer volksmäßig märenhafter Ton, besonders in dem ersten Stück, doch hindurchhallend auch durch den leichteren Klang des zweiten, angeschlagen ward, vermochte die Dichterin das Heikelste, den Bericht über das eigene dichterische Schaffen, mit Selbstverständlichkeit zu leisten: das Visionäre erweist sich von neuem als die organische Grundkraft ihres Wesens aufs herrlichste in der Art,

* Selma Lagerlöf, Ein Stück Lebensgeschichte und andere Erzählungen. Übersetzt von Marie Franzos. München, Albert Langen.

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart

Böcklin-Bonus
Kasperl-Bilderbücher

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

wie sie die Entstehung ihrer Visionen wiederum auf eine visionäre Art gestaltet. Ernst Lissauer

Enkings „Kind“ und Gavaults „Kleines Schokoladenmädchen“

Berliner Theater

Eine bessere Zuhörerschaft hätte Ottomar Enking für seine Koggenstedter Idylle „Das Kind“ schwerlich finden können als die Mitglieder der Neuen Freien Volksbühne, denen die drei Akte in einer Sonntagnachmittagvorstellung des Kleinen Theaters zu Gemüte geführt wurden. In diesen Kreisen, scheint mir, hat sich ein letzter Rest jener empfänglichen Behaglichkeit, jener genügsamen Sach- und Inhaltsfreude erhalten, die andern großstädtischen Theatergängern durch die sogenannten reinliterarischen und artistischen Ansprüche mehr und mehr abhanden kommt. Gewiß, sie lachen einmal an verkehrter Stelle, wenn's der Dichter bitter ernst gemeint hat, und diese oder jene besonders feingeschliffene Nuance prallt an dem Panzer ihrer Einfalt glatt und wirkungslos ab. Dafür aber: wie herzhaft und unermüdet können sie herauslachen, sobald ihre Sympathien und Antipathien sich mit denen des Dichters gefunden haben; wie wenig schämen sie sich, die Träne von der Wimper zu wischen, wenn dort oben auf der Bühne das Rot der Freude sich in das Schwarz der Trauer verwandelt, wenn sie in dem Kummer der Dichtergestalten ein Stück ihrer eignen Sorgen entdecken! Denn das ist so und wird so bleiben: sie beziehen am liebsten alles auf sich selbst und messen Wert und Wahrheit dessen, was sich da begibt, an ihrem eignen persönlichen Erleben. Deshalb hatten es Moser und L'Arronge einst so leicht, sie den Klassikern, aber auch, zum Ausgleich der Gerechtigkeit, den Lindau und Lubliner abspenstig zu machen.

Etwas vom alten L'Arronge und seiner Begabung für das Volksstück des Alltags scheint mir nun wirklich in dieser Enkingschen Komödie von dem gottgewollten Mißverstehen zwischen Eltern und Kindern wieder aufleben zu wollen. Unmittelbarer aus unserm tagtäglichen Leben kann ein Gemütskonflikt nicht gut gegriffen werden als dieser zwischen den beiden alten Knees, „klein Papa“ und „klein Mama“, die in der altgeheiligten Koggenstedter Moral leben und sterben, und ihrer Tochter Ida, die auf eigne Faust nach Hamburg geht, sich dort sans façon verheiratet, sich aus Gründen besseren wirtschaftlichen Vorwärtskommens nach kurzem schon mit dem Gedanken der Scheidung trägt und endlich gar die Sorge für die ihretwegen heruntergekommenen Alten auf die eignen Schultern nimmt. Aber alles andre wären Vater und Mutter Knees am Ende hinweggekommen; aber daß das Kind kein „Kind“ mehr sein will, daß es ihnen so offen und deutlich zu verstehen gibt: meinetwegen seid ihr jetzt überflüssig, ich kann auf meinen selbeignen Füßen gehen, brauche weder euer Geld noch eure Sorgen — das bricht ihnen schier das Herz entzwei. Denn Kind soll Kind, und Eltern sollen Eltern bleiben: so steht es im Pflichtenbuch der Koggenstedter Stadt- und Lebensanschauung, so steht es in ihren treuen Herzen und in ihrer opferfreudigen Seele. Ihr meint doch nicht etwa, das müßte ein Trost oder wohl gar eine Freude für sie sein, daß aus der Ida, die so weit vom Stamm gefallen, in der Fremde trotz alledem ein tüchtiger Mensch, eine tapfere Persönlichkeit

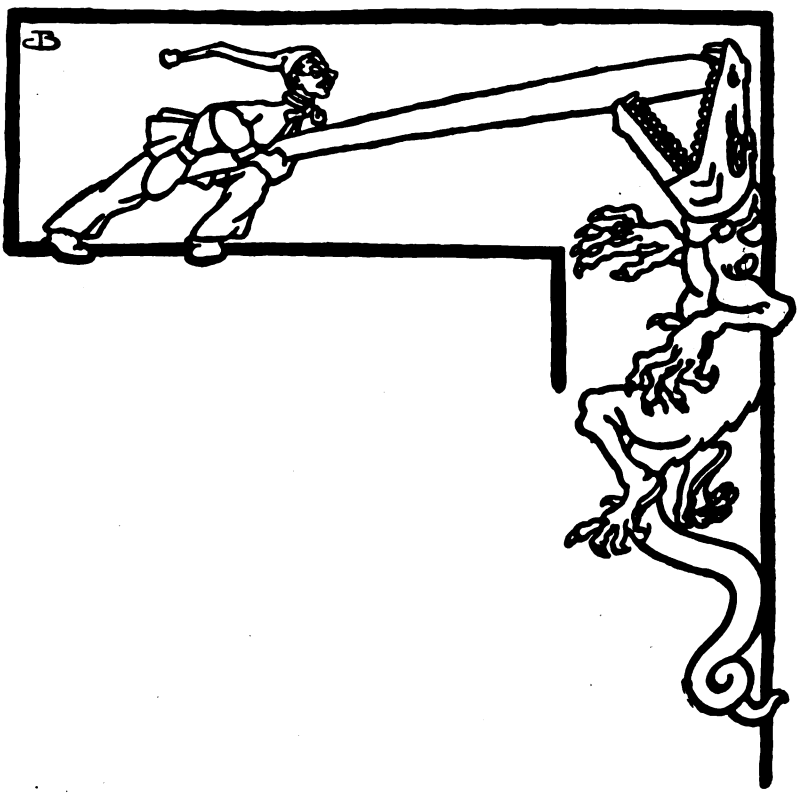
Digitized by Google

geworden ist? Ach nein, sie sehen immer nur das eine: sie ist anders als wir, und sie ist das, was sie ist, auf eignen Wegen, ohne unsern Willen, ohne unser Zutun geworden, und in Zukunft werden nicht wir ihr, sondern wird sie unser Leben gestalten und betreuen. Lieber Gott im Himmel, was sind wir glücklichen alten Leute für arme, unglückliche Eltern!

Eine alte Geschichte, so alt wie die Menschheit; aber hier, in dieser spezifisch niederdeutschen Kleinstadtkomödie ist ihr ein Milieu und eine Charakterprägung geschaffen, die sie neu und so überzeugend machen, als sei dies Zeugnis tragikomischer Menschlichkeit jetzt erst zutage getreten. Dabei weiß sich Enkings Art von der dünnen, abgegriffenen Schablone des alten Volks- und Rührstückes glücklich fernzuhalten. Seine Mittel sind vornehmer, seine Weltansicht und Menschenkenntnis sind freier und überlegener. Schon dadurch beweist seine Kunst eine schöne lebensgehorsame Objektivität, daß sie das „Kind" ohne alle Sentimentalität, aber auch ohne übertriebene Schärfe schlechthin als einen gemischten, mit dem Salz moderner Resolutheit und Eigenliebe gewürzten Charakter zeichnet. Und weiter zeugt es für die Reife seines Humors, daß er auch nach dem forsch-schneidigen Entschluß der Tochter, dem sorgenlosen Lebensabend der Alten zuliebe ruhig bei ihrem Uly auszuhalten, in der Stimmung jene Schwebe zwischen süß und bitter aufrecht erhält, die hier allein für das wahre und warme Lebensgefühl bürgt. Wie verführerisch war es, vor Toresschluß schnell „Ende gut, alles gut" zu sagen und mit Kaffee und Napfkuchen ausgehen zu lassen, was jetzt mit resignierter Traurigkeit der Alten und fröhlich erfrischtem Lebensmut der Jungen endet. Das wäre vielleicht — wenigstens vor diesem Berliner Publikum — theaterwirksamer, nicht aber so zeit- und lebensecht und vor allem nicht im entferntesten so stählend und ermutigend gewesen wie der in seiner Gelassenheit so tapfere Schluß, den Enking nicht *suchte*, sondern auf natürlichem, ihm durch seine niederdeutsch-humoristische Weltanschauung vorgeschriebenem Wege von selber fand.

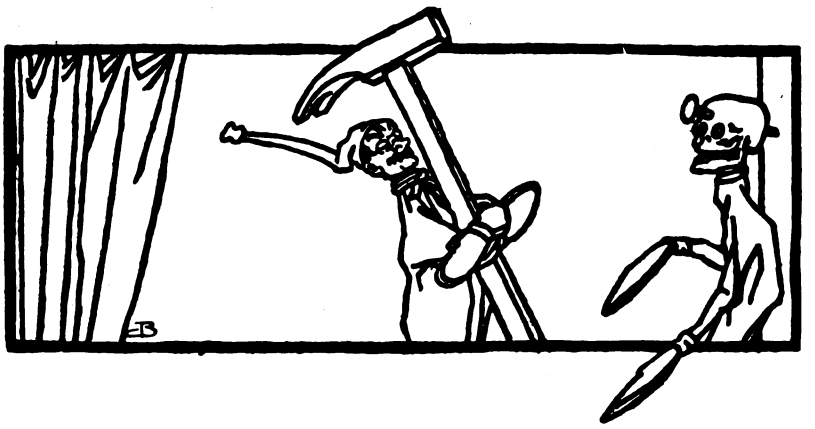
Auch *Paul Gavaults „Kleines Schokoladenmädchen"*, das Pariser Lustspiel, mit dem aller Voraussicht nach das Neue Schauspielhaus sein Publikum recht lange ernähren wird, hat Humor. Nicht in seiner Handlung, seinen Charakteren und seinen Verwicklungen — was könnte es Trivialeres geben, als wenn ein verwöhnter Eigensinn von reicher Fabrikantentochter sich aus purem Trotz endlich doch den kleinen Beamten erobert, der sie erst gar nicht mag und auch schließlich nur durch die Drohung mit Kloster und Nonnenschleier aus seiner Festung gelockt werden kann —, nein, in der Art, wie es sich über seine Requisiten und seinen großmächtigen Apparat, wie es sich durch sich selber über sich selber lustig zu machen liebt, darin verrät sich eine liebenswürdige Selbstironie, die lächeln macht, wo man sich des Lachens schämt. In allen Falten und an allen Nähten trägt dies Stück unsichtbare Schellen, und je heftiger es sich in Trab setzt, je heißer ihm im Laufe zum kleinen Ziele der Atem fliegt, desto lauter fangen die kleinen Dinger mit ihren silbernen Stimmen an zu klingeln, desto unverfrorener machen sie sich über den keuchenden Lustspieleifer dieses Monsieur Gavault lustig und — desto munterer antwortet ihm das wohlgelaunte Kichern des Dichters

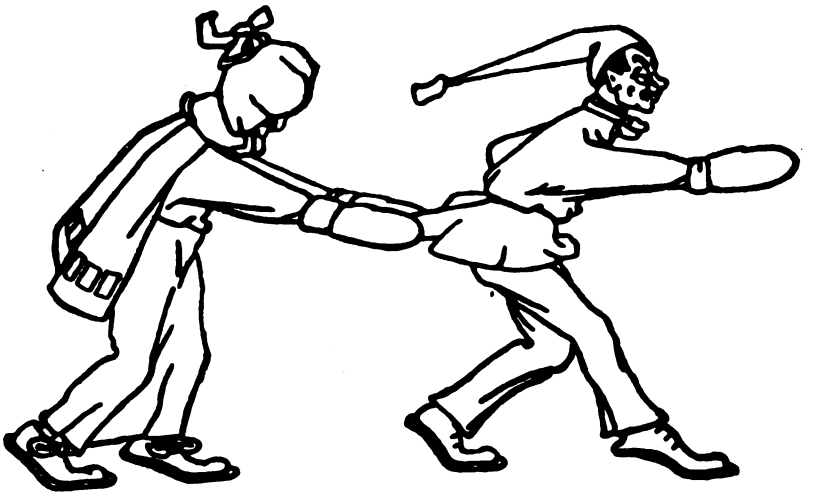
Digitized by Google



Kasperle-Zeichnungen von Carlo Böcklin

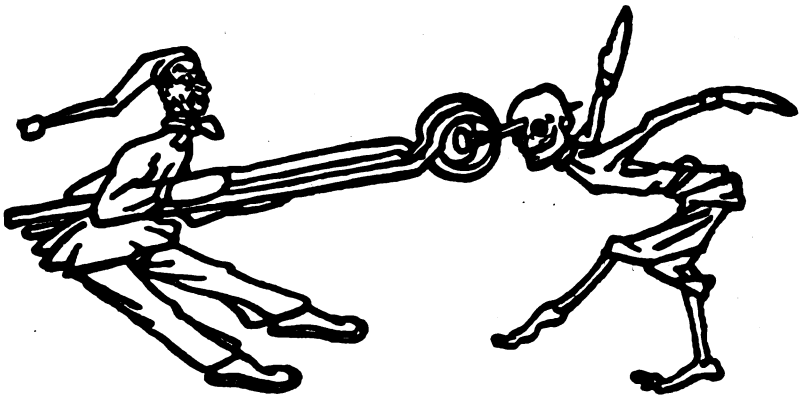
Digitized by Google





Kaſperle-Zeichnungen von Carlo Böcklin

Digitized by Google



Kasperle-Zeichnungen von Carlo Böcklin

Digitized by Google

Kasperle-Zeichnungen von Carlo Böcklin

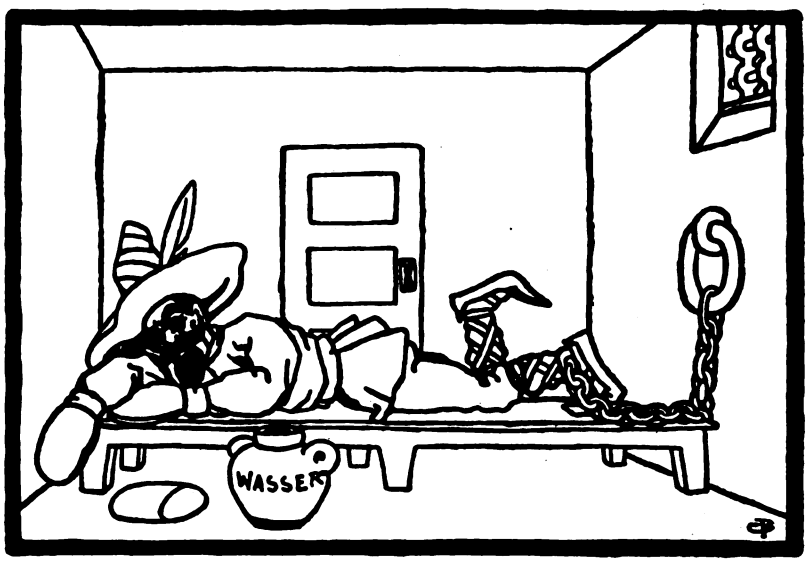
Digitized by Google

selbst. Die heitere, unbeschwerte Lebenslust, die leichte Atmosphäre ist's, die dies „Spiel um des Spieles willen" erträglich und unterhaltend macht; wir würden mit einem irgendwo hervorlugenden, gewollten oder nicht gewollten Ernst die Schellenglöckchen bald zum Schweigen und damit die Heiterkeit zum vorzeitigen Sterben bringen. Friedrich Düsel

Kasperle soll aufleben,

sofern er etwa, entgegen dem klaren Endergebnis aller dramatischen Darstellungen seiner Fährnisse, doch irgendwo gestorben sein sollte. Richtiger: er soll wieder eingeführt werden ins deutsche Haus, in die deutsche Kinderstube — und so kommt er aus Florenz über die Alpen, zur einen von einem deutschen Maler, zur andern von einer deutschen Poetin geleitet, von Carlo Böcklin und Beate Bonus. In San Domenico nämlich, in des großen Gesichtesehers Arnold Familie, war die alte Kasperlkunst heimisch geblieben; wir haben unsern Lesern schon früher davon erzählt und ihnen auch echte Carlo Böcklinsche Kasperlefiguren nach Photographien gezeigt (Kw. XXII, 6). Nun erscheint bei Gebauer-Schwetschke in Halle, von Schiele herausgegeben, eine Reihe „Kasperl-Bilderbücher". Ich wünsche ihnen, daß sie einen siegreichen umgekehrten Italienzug dieses Tod- und Teufelverächters bedeuten mögen.

Carlo, Arnolds Sohn, und Beate, Boni Gattin, wollen also den Kasper durchs Bilderbuch auf die Bühne bringen. Durch überaus lebendige Darbietung mit farbigen Bildern auf jeder Seite, und einem Text, der nicht nur durch die Worte, auch durch die wechselnde Größe der Druckbuchstaben aufs eindringlichste redet und zur Verkörperung drängt. Auf die Bühne, das heißt: auf die paar Latten zwischen der Tür, auf denen sich Kaspers charakter-



Kasperle-Zeichnung von Carlo Böcklin

Digitized by Google

volles Angesicht, aus einer Kartoffel entschlossenen Schnittes geformt, samt gleichbürtigen Für- und Widerparten tummeln kann, wo kinderliche Phantasie und kasperlicher Unternehmermut mithilft. In einem Gedichtlein auf dem Umschlag ist sogar angegeben, „wie's gemacht wird".*

Die Bücher gehören auch rein als Bilderbücher zum Besten, was wir seit Jahren bekommen haben. Was die Bilder betrifft: hier kommt nichts von dem in Frage, was man als Schwächen Carlo Böcklinscher Kunst wohl getadelt hat. Alles sieht sozusagen aus dem Kinde heraus die Welt und greift dann nach dem, was es sieht, fröhlich mit sicherm Griff. Kein Herablassen auf des Kindes „Standpunkt", kein schulmeisterlich Deuten mit aufgehobenem Finger, erst recht kein Sichgefälligmachen mit einem Überlegentun über den Stoff und kein Spaßmachen mit dem Stoff und seinen Gestalten über die Köpfe der Kinder hin. Nein, ganz unbefangen ein Mitdabeisein, ein Miterleben. Und dann kein Skizzieren, sondern ein wirklich durchführendes Gestalten, starke Farbe in kräftiger Kontur flächenhaft neben starke Farbe gesetzt. Die Charakteristik bei allem starken Auftrag nie roh, und stets vorzüglich. Ein Bedenken könnte dabei sein: da Carlo Böcklin bei Florenz lebt, hat er natürlich seine Vorbilder aus italienischen Menschensorten gesammelt. Ich glaube aber, Kinder sehn das nicht einmal und am wenigsten im Eifer des Spiels, zudem sie ja doch die Geschichte durch die Texte von Beate Bonus sehn.

Die sind in allen Teilen deutsch. Echte, kleine Dichtungen sind sie mit den Feinheiten eines erwachsenen Geistes, und doch wieder: Dichtungen aus dem Zusammenerleben mit Kindern geboren. Dichtungen von jenem Kasperleoptimismus, der den Tod an dem Nagel annagelt, den Freund Hein im Kopfe hat wie jedermann irgendwo. Aber doch auch mit dem Hell-Fühlen für die dämmernden Hintergründe, als welches den Poeten auszeichnet und den Kinderversmachern vom Metier stets fehlt. Möglich, daß dies oder jenes Stück nicht für alle Kinder paßt: wo der Tod und sonstige Ernstheiten oder Gruseligkeiten dabei sind, gilt das immer, denn wo des einen Phantasie noch kaum ins Bewegen kommt, tollt ja die andre schon jenseit des Zieles herum. Individualisiert werden muß eben immer.

Nochmals: Schon rein als Bilderbücher werden diese Kasperlsachen vielen trefflich behagen. Auch den Großen und sogar den Buchfreunden als solchen, als Liebhabern am guten Buch. Denn trotzdem sie nur 1 Mark 25 Pfg. das Stück kosten, sind sie kleine Kunstwerke auch als Drucksachen. Es kommt nicht viel auf den Markt, was so aus einem Guß, was vom A bis zum Z so „handgreiflich" von der Liebe zum Ding gestaltet ist. Man bleibe trotzdem im Buche nicht stecken. Die Figuren nach Böcklin oder, noch besser, nach eignem Kopfe geschnitzt, die Verse nach Beate Bonus, oder, noch besser, nach eig-

* Der Verlag bereitet aber auch wirkliche Kasperlfiguren für den Handel vor, in sogenannter „Steinpappe" nach Böcklins Originalen. Sie sollen das Stück 1 Mark 50 Pfennig kosten und so zu beziehen sein, wie sie zu jedem Spiel gehören. Man hofft, sie bis Ende Februar zum Verkaufe fertig zu haben.

Digitized by Google

nem Schnabelwuchs geredet, gesungen, gelacht — das erst ist's rechte Kasperleleben im Haus. Schiele meint: wo diese Büchlein recht aufgenommen sind, da wird Pulver sein, bis die dramatische Explosion kommt. Mög er recht behalten! A

Der Rosenkavalier

nach der Dresdner Uraufführung

Die übliche Spannung, die übliche Sensation. Monatelanges Rascheln im Zeitungsblätterwald, Intendantenstreit und Kritikerprotest, und sonst noch zahllose Kleinigkeiten des Reportertums, die man gleich wieder vergessen hat. Aber man hat sie gelesen, lesen müssen, man wäre denn Zeitungsabstinent gewesen, und eins ist in der Erinnerung geblieben, die Hauptsache: „Der Rosenkavalier" von Richard Strauß. Ungeheuerstes Interesse der Musikenthusiasten aus aller Welt, die da in Dresden zusammenkamen. Und dann die große Überraschung für manchen, der Strauß (selbstverständlich) bewundert hat, ohne seine letzte Opernmoritat billigen oder sagen wir geschmackvoll finden zu können: ein musikalisches Meisterwerk, dem vielleicht nur noch Straußens „Till Eulenspiegel" und „Feuersnot" zur Seite gestellt werden können.

Das Textbuch Hugo von Hofmannsthals führt uns in die Zeit Maria Theresias. Da war es Sitte, daß der Bräutigam seiner Erwählten durch einen Junker die silberne Rose als Zeichen treuer Liebe überreichen ließ. Dieser Junker ist der Rosenkavalier, der Angelpunkt unsrer musikalischen Komödie aus dem leichtlebigen, allweil fidelen Wien. Ein teilweise unverständlicher Griff, aber doch einer aus dem Vollen: die Lumperei und die Sentimentalität in natürlichster Mischung, dazu aber ein wirklich unter Tränen lächelnder Humor und als Beiwerk das Altwiener Milieu mit kostbarsten Typen, als da sind: Friseure, italienische Tenöre und Flötisten, Kellner, Bediente, vorgeschobene Kinder, zuvorkommende Chargenintriganten, adlige Waisen nebst adliger Mutter und sonstige Nützlichkeiten der — Operette. Natürlich der höheren Operette, etwa wie Musiquette im Verhältnis zur Musik.

Musik

Die äußere Handlung ist ganz einfach, wie sich's für einen Schwanz gehört. Der Rosenkavalier, ein Graf, freilich (mildernde Umstände) von siebzehn Jahren, ist liebesüßlich aggressiv, zum mindesten duldsam, wie die Antezedenzien der ersten Szene dartun, und ein stark feminines Individuum, was ihm die Verwandlung ins Kammerzösliche nicht schwer macht. Hierum dreht sich alles, soweit der Schwanz es beim Wedeln mitbewegt: der Rosenkavalier als Kammerzofe, die sich der Bräutigam zum Stelldichein ins Extrazimmer eines zweifelhaften Gasthauses bestellt. Es ist klar, daß der Bräutigam, Baron Ochs von Lerchenau, ein Altwiener Falstaff mit allerhand Natürlichkeiten, faustdicken Natürlichkeiten, gründlich hereinfällt. Daß er einem erträglich ist, das macht nur die Musik, und die Musik macht es auch, daß man sich mit dem Rosenkavalier aussöhnt. Das hoffnungsvolle Herrchen hat die Komödie begonnen mit einer abschüssigen Liebelei, fortgeführt mit einer raffinierten Maskerade und beendet mit einer angeblich dauernden Herzensneigung nebst angenehmer Aussicht auf einen nicht über Gebühr klugen, aber um so wohlhabenderen Schwiegerpapa.

Es liegt im Wesen des ziemlich abstrusen, aus mannigfachen, leicht

Digitized by Google

erkennbaren Gründen für Strauß sehr erfreulich beschaffenen Textbuches, daß man's genau studiert haben muß, besonders die frei eintretenden Intermezzi, wenn man die Oper mit vollem Verstehen und Genießen hören will. Aber das Buch zu moralisieren hätte nur einen Sinn, wenn man das auch über Mozarts „Figaro" tun wollte. Der künstlerische Wertmesser hat hiermit nichts zu schaffen.

Die Vorgänge begeben sich in drei Akten, deren jeder, die Einheitlichkeit des musikalischen Gewebes vorausgesetzt, sein besonderes Milieu hat. Erster Akt: die Frau von vierzig Jahren; zweiter Akt: die silberne Rose; dritter Akt: der geprellte Ochs. Oder: erster Akt: das gefährliche Alter; zweiter Akt: der gefährliche Alte; dritter Akt: die gefährliche Alte.

Diese Begebenheiten und Stimmungen eignen sich hervorragend zu einer „Komödie für Musik" (so lautet der Titel des „Rosenkavaliers"), besonders für Musik von Richard Strauß. Aber sie mögen seinem Drange nach Eulenspiegeleien noch nicht ganz genügt haben. Vielleicht hat auch schon der Textdichter das Straußsche Bedürfnis, kräftig zu würzen und nachdrücklich zu kitzeln, befriedigen wollen. Die unvermuteten Quer- und Seitensprünge, das Kichern und Rascheln, das Knittern und Knattern, das Rauschen und Rattern, das Quirlen und Surren, das alles ist ja charakteristisch für oder an Strauß, zum mindesten sind es mit Behagen ausgeführte Beigaben seiner Komposition von jeher. Zu solchen Seitensprüngen geben aber Stoff und Zeitstimmung des Stückes einige Veranlassung. Man findet derartige Intermezzi, in denen Strauß sich ein Gütchen tun und jene seltenen Eigenschaften im glänzendsten Lichte zeigen konnte, wohlerwogen verteilt: im ersten Akte eine Antichambre bei der Feldmarschallin, eine köstliche Szene, deren Humor und lebensvolle Gestaltung unwiderstehlich wirken, im zweiten einen brutalen Auftritt: wie die Lerchenauischen Diener mit den Mägden im Hause der Braut umgehen, eine Gelegenheit, musikalisch-kannibalisch dreinzuschlagen, und im letzten die „Weaner Musi", die hinter der Szene und sozusagen abseits der Handlung erklingt. Hier, wie auch in dem Fugato, das den letzten Akt organisch einleitet, enthüllt sich mit zwingender Kraft Straußens eminente Kunst. Nicht nur die der Kombination und der Instrumentierung, worüber Neues nicht zu sagen ist, sondern die Kunst eines Meisters, der mit Sicherheit und Klarheit fröhlich-frommen Herzens aus dem Innern gestaltet. So gestaltet, daß die Zuhörer ganz von Musik erfüllt sind und nicht mehr die zufälligen Begebenheiten da oben auf der Szene, sondern die musikalische Ausdeutung als den Kern und das eigentliche Wesen der Sache empfinden. Das ist Mozartscher Geist. Und er erfüllt nicht nur diese Stellen, er geht durch die ganze musikalische Komödie. Er allein rettet manche Schwächen und Längen, Schrullen und Gesuchtheiten der Dichtung. Wenn nicht schon manches in seinen früheren Werken, wie im „Zarathustra", in der „Domestica" und besonders in den Liedern vereinzelt diese Züge aufwiese, möchte ich sagen: Straußens eigentliche Natur habe erst der „Rosenkavalier" enthüllt. Wir wissen nun genau: zwei Seelen wohnen (ach!, oder Gott sei Dank?) in seiner Brust. Das wenigstens ist gewiß, daß das Gestalten aus dem Innersten heraus dem „Rosenkavalier" das eigentliche Gepräge gegeben hat.

Digitized by Google

Natürlich treibt Strauß auch hier seine Späße, kichert und kitzelt, macht manchmal Radau und öfter allerhand Narreteien nach berühmten Mustern und in noch eigenerer Manier. Aber diese Dinge sind, was sie immer im Musikdrama nur sein können: Äußerlichkeiten, nebensächliche Beigaben, würzige Sauce, in der der Braten schwimmt. Nicht viel anders steht es mit einigen Schwankfiguren, sogar mit dem Freier Ochs von Lerchenau und mit dem neugeadelten und altbeschränkten Schwiegerpapa Faninal. Sie sind nicht viel mehr als Staffage, Füllsel. Näher schon steht dem Herzen des Musikdramatikers der Rosenkavalier Oktavian selber, ohne aber entfernt die Teilnahme beanspruchen zu können, die der Feldmarschallin und der Braut Sophie Faninal gewidmet ist. Hier liegt der Punkt, der die Komödie in die Sphäre des Reinmenschlichen erhöht. Denn ihr eigentlicher Sinn, musikalisch, also wesentlich, genommen, geht darauf hin, das Weib zu besingen, wie es in der Liebe endigt und wie es beginnt: die alternde, in Liebessachen erfahrene Feldmarschallin, die wehmütig entsagt, und die Braut Sophie, deren unschuldigem Sinne das seligste Fühlen erblüht. Das ist der Einheitsgedanke, der die Partitur von A bis Z durchzieht, den das mitfühlende Herz und die reife Kunst des Komponisten zu ergreifender Wirkung ausgestaltet haben, in einer Ausbreitung und psychologischen Vertiefung, die alle Fäden bloßlegen und zum Miterleben fortreißen müssen. In dieser Hinsicht von Schönheiten der Musik zu reden, zum Beispiel von der letzten Szene des ersten Aktes oder vom Terzett der Frauenstimmen im dritten, hätte keinen Sinn. Es gilt, die Beigaben zu sondern und den Kern des Musikdramas zu erfassen.

Das Wunderbarste an diesem „neuen" Strauß ist, daß er das hat zeigen können, ohne von seiner hergebrachten Technik abzugehen. In dieser Hinsicht findet sich gar nichts Neues im „Rosenkavalier". Sogar Floskeln und Motive aus seinen früheren Werken kehren wieder. Man sieht: Strauß brauchte nur den ihm adäquaten Stoff, um sein Genie allen kundzutun. Sein Pfeffer ist noch nicht verschwunden, braucht auch nicht ganz zu verschwinden, denn Spaß muß auch bei der Musik sein. Aber jetzt überwiegt in der Würze das Salz, und alles dies sinkt zum Nebensächlichen herab vor der überschwänglichsten Phantasie und dem innigsten Empfinden. Das macht, daß Leute, wie ich, die bis zur „Feuersnot" begeistert mit Strauß gegangen sind, um dann scharf Kehrtum rechts zu machen, nun freudig zu ihm zurückkehren können.

Aber man kennt seine Überraschungen. Das nächstemal kann's anders sein. Épater war bisher ein Hauptwort im Straußschen Lexikon.

Die Dresdner Uraufführung war mustergültig in jeder Hinsicht und bedeutet ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte dieser Bühne.

Friedrich Brandes

Humperdincks „Königskinder" und Neumanns „Liebelei"

Berliner Oper

Kurz hintereinander brachten die Hofoper und die Komische Oper zwei neue Werke heraus: Humperdincks zuerst in Amerika aufgeführte „Königskinder" und Franz Neumanns „Liebelei". Ein Vergleich ist nicht gestattet. Denn bei all seinen Schwächen ist Humperdincks Oper doch das Werk eines Meisters,

Digitized by Google

was man von der anderen Novität, trotz mancher Spuren von Talent, nicht behaupten kann.

Neumanns „Liebelei“ hat natürlich das bekannte gleichnamige Drama Artur Schnitzlers zur Grundlage. Schon diese Wahl muß stutzig machen. War sie aus künstlerischem Bedürfnis getroffen, oder war nicht vielmehr der starke Bühnenerfolg des Stückes die verlockende Anregung für den Komponisten? Was der Stoff an Lyrik in sich birgt, ist zu oberflächlich und absichtlich unecht, als daß er musikalischen Ausdruck vertrüge oder gar verlangte, mit Ausnahme der Empfindungen Christinens, die aber auch erst beim tragischen Ausgang zutage treten. Was dem Schauspiel den Reiz gab, die Realistik der Lebenszeichnung und der Sprache, mußte in der Musik verloren gehen, wenigstens in der Musik Neumanns, der zum Stilprinzip erhebt, was wir uns bei Puccini als Schwäche und unter Rücksicht darauf, daß es sich um Übersetzungen handelt, gelegentlich gefallen lassen. Diese hölzernen Brocken, mit denen der Sänger nichts anfangen kann und die den Darsteller lähmen und ihn an falsche Akzente fesseln, sind weder „natürlich“ noch „realistisch“, sie sind nur die Folgen eines bedauerlichen Mißverständnisses. Vielleicht findet die Zukunft auch für solche Stoffe den adäquaten Musikstil; aber dazu bedürfte es einer anderen schöpferischen Kraft als der Franz Neumanns. Das Orchester bringt manches Charakteristische, doch nicht genug Eigenes, um den Eindruck des mißlungenen Experiments wesentlich zu verbessern.

Humperdincks „Königskinder“ sind vor Jahren zuerst als Melodrama erschienen, ohne tiefere Wirkung zu üben. Das lag an dem Unbefriedigenden dieser Mischgattung, aber auch an dem geringen dramatischen Interesse, das die Dichtung Ernst Rosmers erweckt. Die dichterischen Mängel sind nun natürlich bei der Umwandlung in eine richtige Oper nicht nur geblieben, sie haben auch die Schaffenskraft des Komponisten lahmgelegt. Die hübsche Märchenidee reichte nicht aus für ein dreiaktiges Drama, und das Hinzuerfundene ist nicht bedeutend, auch nicht bühnenwirksam. Humperdinck aber sah nur das Märchen und komponierte unbedenklich alle Zutaten und einen zweiten Akt, der ihn ganz und gar nicht von seiner starken Seite zeigen konnte. Durchweg ist alles meisterlich gemacht, ja sogar eine gewisse Stileinheit ist festgehalten. Den echten Humperdinck, den poetischen, kindlich-naiven Märchenerzähler jedoch haben wir nur im ersten Akt, der bei der Hexe im Walde spielt, ein wenig auch beim rührenden, indessen gar nicht märchenhaften Schluß. (Das Volksmärchen kennt kein tragisches Ende.) In diesen Teilen leben alle Vorzüge des Hänsel und Gretel-Komponisten wieder auf, seine volkstümliche Melodik, seine Gabe der Stimmungsmalerei und seine überaus feine und charakteristische Satz- und Instrumentationskunst. Um dieser unleugbaren zarten Schönheiten willen möchte man dem Werke Verbreitung wünschen. Leopold Schmidt

Bildende Kunst

Eugen Kirchner

hat bei Bruckmann sechs farbige Blätter als ein „Album für brave Erwachsene“ herausgegeben — es kostet 20 Mark. Das ist aber auch sein einziger Mangel, denn die Reproduktionen sind groß und gut, und Kirchner ist eben Kirchner. Wer an unsre Zeichner- und Maler-Humoristen denkt, dem werden noch

Digitized by Google

größere Namen ins Bewußtsein kommen, fehlte aber Kirchner im fröhlichen Chorus, so wäre kein anderer da, um gerade diese Stimme zu singen. Kirchner ist einer für sich. Und er ist nicht bloß Komiker, er ist Humorist. Keiner von der „lächelnden Träne“ zwar, aber von einer andern heute sehr seltenen Spielart: einer, der's wagt, sich närrisch gehn zu lassen, ganz unbekümmert darum, ob das „logisch“ erlaubt sei. Er ist ein nicht reflektierender, sondern kreuzvergnügt drauflos phantasierender Phantast des Stimmungshumors. Von den sechs Blättern dieser Mappe hat keins eine Pointe, hat aber jedes einen — ja: einen Gemütswert, sagen wir: aus dem „Milieu“ heraus. In Norddeutschland, an der Spree gar, hätte das nie entstehen können, es ist süddeutsch. Man sehe sich die bescheidne Nachbildung unsrer Probe daraufhin an. „Träumerei“. Wie „ihr“ Amor erscheint, mit den roten Bäckchen, den blonden Haaren, dem Vögelchen im süßen, kleinen Händchen, und wie angetan als Gebilde aus Himmelshöhen mitten in die rauhe Wirklichkeit des Dielenscheuerns hinein! Ist das nicht aus tiefinnigem Erfassen dieses dienenden weiblichen Gemütes erfühlt und erschaut? Aber auch der ganze Raum ist beteiligt, nicht als Bühnenbild, sondern als Leben. Wer Kirchner aus den „Fliegenden Blättern“ mag, wird ihn hier erst recht mögen, wo er sich ganz frei vom Wort und mit mehr Aufwand an Kunstmitteln geben kann. A

Verunglücktes Kunsterziehen

Ich meine: Draufgängertum ohne Verständnis der Sachlage, das ist etwas, wovor wir uns in unsrer Bewegung nach dem alten Spruche hüten müssen: Gott schütze uns vor unsern Freunden. Deshalb sei einmal ein schlagendes Beispiel davon zur Warnung derer mitgeteilt, die's gut meinen und schlecht verstehn.

Wer kennt nicht das alte, liebe Soest in Westfalen mit seinen köstlich malerischen Straßen und Plätzen, seinen teils schönen, teils bis zum Wunderlichen „eigenköpfigen“ Kirchen und vor allem: mit seinem Stadtwall, an dem sich ein reizendes Bild nach dem andern dem Auge darbietet, das sehen kann. Wer's nicht kennt, dieses Soest, das, so viel daran schon verdorben ist, doch noch mehr als hundert andre alte Städte von seiner Eigenschönheit erhalten hat, der gehe hin und beschaue sich's; er wird für den guten Rat dankbar sein. Nach aller Wahrscheinlichkeit säh es aber mit Soest übler aus, wenn nicht seit Jahren dort ein Bürgermeister mit einer Liebe für die Erhaltung und Wiederherstellung des schönen Stadtbildes tätig wäre, die andre Leute angesteckt und Verständnis geweckt hat. Ginge es nach ihm, so hätte Soest jetzt schon, was ihm dringlichst fehlt: ein Ortsstatut, das ein Herausfallen der Neubauten aus der heimischen Bauweise wenigstens im Gröbsten verhinderte. Als aber der Bürgermeister damit kam, da gingen die Bürger nicht mit. Wie leicht sich beim Bauen die Heimat verständnisvoll ehren läßt, das zeigte zwar dieser Bürgermeister selbst bei seinem eigenen Haus und beim Neubau des städtischen Krankenhauses, die beide allen modernen Anforderungen durchaus entsprechen und doch zum Beispiel die alten charakteristischen Holzornamente tragen und mit den für die Stadt gleichfalls so bezeichnenden eigenartigen Steingartenmauern eingefaßt sind. Es hätte

Digitized by Google

alles gut gehen können, wenn nicht unsre „Kunsterzieher“ gekommen wären. Von denen führte aber ein Herr in Vorträgen aus, was genau so richtig wie mißverständlich ist: nicht immer am Alten haften! Nicht sich an alte Vorbilder halten! Neues schaffen! Auch das Neue kann ja schön sein! Charakteristisch sein! Eigenartige Reize bieten! Da sagten die Maurermeister: na also — bauen wir nach unsrer Maurermeisterfasson.

Nochmals: Der Herr hatte in allem, was er sagte, ganz unzweifelhaft und vollkommen recht. Trotzdem aber leistete er der Sache den schlechtesten Dienst, den er ihr nur leisten konnte. Weil er zu einem Publikum sprach, das seine Ausführungen teils nicht erfassen konnte und das teils nicht fähig war, dem, was er forderte, zu entsprechen. Denn nochmals: die Spekulanten und Maurermeister sagten nun: na also! Da seht ihr's, ein „Kunsterzieher“ bestätigt, daß wir recht haben, daß unsre Häuser schön sind, daß wir die Modernen sind. Durch ein liebevolles Eingehen auf die alte Schönheit wäre die Möglichkeit gegeben gewesen, das alte Gewachsene wieder als Gewachsenes, als Lebendiges fühlen zu lehren und so, mit dem Lebensborn wieder in Verbindung gebracht, vielleicht selbst ein Neues zu erzeugen. Nun aber ward durch eine ästhetische Aufklärerei, die beim Schüler einen Entwicklungszustand überspringen wollte, einfach den Herren das Wasser auf die Mühlen geleitet, die nach den neuesten Vorlagetafeln, Preiskurantbüchern und Schablonen zahlungsfähig en gros liefern, was verlangt wird. Diese Herren verstehen natürlich die Künstler gar nicht, die von harmonischem Einfügen und lebendigem Organismus reden, weil ihnen das vollständig fremde Dinge sind. Sie sind der Ansicht, daß das Neue als Neues gut sei, und wirtschaften nun auf ihre Weise. Taten's auch in Soest. Wer sehen will wie, kann gleich neben dem Aufgang zum Wall einen viereckigen roten Kasten von denkbar plumpesten und häßlichen Formen sehen, der an dieser Stelle schon mehr wie ein Dreschflegelschlag, als eine Ohrfeige auf jeden guten Geschmack wirkt.

Je mehr sich unsre Bewegung ausbreitet, je sorgfältiger muß sie sich überlegen, was sie im einzelnen Falle tut. Je mehr Einfluß sie gewinnt, je größer ist ihre Verantwortlichkeit. Es kommt nirgends allein darauf an, ob das, was ich sage, an sich richtig ist, es kommt überall darauf an, was davon und wie es verstanden wird.

Angewandte Kunst

Im verschneiten Park

Zur Gartenästhetik

Wie wenig für die Architektonik des Gartens, und ohne sie ist ein gartenkünstlerischer Ausdruck ja unmöglich, die geometrische Grundlage, das heißt, das Reißbrett, bedeutet, das kommt uns am klarsten zum Bewußtsein, wenn wir im Winter durch einen Park gehen, dessen Wege vom Schnee ganz verhüllt sind, dessen planimetrischer Grundriß also in den Hauptlinien für das Auge vollkommen aufgehoben ist. Es ist das eigentlich so natürlich, daß man sich wundern muß, wie die Intelligenz der Garteningenieure noch immer auf dem Reißbrett exerziert. Das Sehfeld unsres Auges, als Ebene, als Bild genommen — es ist ja hier lediglich von der ästhetischen Betrachtung die Rede —, liegt nicht in der Horizontalaxe, sondern in der vertikalen. Höchstens für den Luftschiffer kann

Digitized by Google

die Linienführung des Grundrisses, die planimetrische Gliederung auch eine unmittelbar ästhetische Bedeutung haben. Für den Erdgänger, und für ihn sind schließlich die Parke doch da, sind die krummen und geraden Wege in ihrem horizontalen Gesamtbilde niemals im Auge gegenwärtig, die Reißbrettlinien also höchstens von einem sekundär ästhetischen Wert. Sie sind lediglich Faktoren der Zweckmäßigkeit. Und nur, indem dieser Zweck in der Hauptsache ein ästhetischer ist, haben auch sie eine mittelbar ästhetische Bedeutung: als Führer für die Betrachtung. Unter diesem Gesichtspunkt allein, die rein praktischen Erwägungen verstehen sich natürlich von selbst, ist der Trassierungsplan aufzustellen. Die Wege haben nur die Aufgabe, in der besten Weise den Betrachter von Bild zu Bild, von Stimmung zu Stimmung zu leiten. In der besten Weise — es ist vielleicht gut, bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß dieses Wort „Weise“ auch eine musikalische Bedeutung hat.

Die schöne Anlage eines Parkes beruht nicht in der horizontalen Gliederung — das trifft nur bei einem kleinen, niedrig bewachsenen Garten zu —, sondern im Rhythmus und Aufbau der Gesichtsfelder, den Gliederungen in den wechselnden Vertikalebenen. Busch und Baumgruppen, das Steigen und Sinken der Linien in dieser Ebene; Wände, die den Blick aufhalten, und freie Durchblicke im schönen Wechsel; dieser Rhythmus im Raum, das von Himmel und Erde gerahmte Bild, ist das Grundproblem bei der künstlerischen Gestaltung des landschaftlichen Gartens. Die ästhetische Wirkung geht im wesentlichen von ihm aus. Das Auge will überall Bilder ausschneiden, die Landschaftskunst kommt ihm entgegen, indem es schön rhythmisierte Ausschnitte schafft und rahmt. Der Landschaftsarchitekt muß Bilder baun vor unsern Augen, nicht unter unsern Füßen.

Des unmittelbaren, lebendig-natürlichen Reizes darf auch die künstlerisch gebundene Natur nicht verlustig gehen. Aber ein anderes ist die natürliche Landschaft, die unbegrenzte, ungebundene Natur, ein anderes der Park, das Stück Natur, das zur Einheit und Ganzheit durch einen künstlerischen Gedanken organisiert wird. Den Naturalisten unter den Landschaftsgärtnern, die diesen Unterschied nicht begreifen können und wollen, wohl einfach, weil ihnen die Kraft des künstlerisch organisierenden Denkens abgeht, ist nicht zu helfen. Aber den Geometern, die das Reißbrett so hoch einschätzen für die architektonische Gestaltung der Natur, ihnen möchte ich raten, einmal durch steg- und wegverschneite alte Parke zu wandern. Vielleicht gehen ihnen die Augen auf, wie die Wunder dieser Landschaftsarchitektur auf ganz andern künstlerischen Gedanken beruhn, als dem noch so geschmackvoll angelegten Grundriß des Reißbretts.

Erich Vogeler

Heimatliches im Städtebau

Raymond Unwin sagt einmal, die Einführung des Genossenschaftsprinzips bilde eine neue Ära im Städtebau. Er führt dies Bild etwa folgendermaßen aus: An Stelle der nach Schema F rastrierten Baublöcke oder Bauwiche treten größere Baukomplexe, Gruppen von Häusern, die sich um offene Höfe oder Gärten schmiegen, größere Einheiten bilden und als Ausdruck eines Gemeinwesens Harmonie und Schönheit in das Stadtbild bringen können. Was Unwin als

Digitized by Google

eine ideale Forderung aufstellt, ist in einer deutschen Stadt bereits verwirklicht worden. Die Wohnhauskolonie Gibitzenhof-Nürnberg gibt von diesen neuen architektonischen Möglichkeiten ein gutes Beispiel. Gibitzenhof bei Nürnberg verdankt seine Entstehung der Tatkraft eines Wohlfahrts- und Wohnungsvereins von Angehörigen der Maschinenbaugesellschaft und der Faberschen Bleistiftfabrik und, das muß hinzugefügt werden, der Mitwirkung der Direktion der Nürnberger Terrainaktiengesellschaft, welche das schöne Baugelände an der Dianastraße und am Ludwig-Donau-Mainkanal hergab. Die Gestaltung des Grundrisses erzählt die Geschichte des Baues. Maßgebend war für die Anlage das Wohnbedürfnis der Genossenschaftsmitglieder, das 330 Wohnungen mit viererlei Typen im Preise zwischen 150 Mark bis zu 300 Mark jährlicher Miete notwendig machte. Die Aufgabe des Architekten Ludwig Ruff war es, diese Vielheit von Räumen zu einer architektonischen Einheit zusammenzuschließen, auf ein Ganzes hinzuarbeiten und dabei doch jedem einzelnen seinen Anteil an den Vorzügen der Lage, der freien Umgebung, Sicherheit und Behaglichkeit des Wohnens zuzumessen. Wie ihm dies gelungen ist, zeigt ein Blick auf den Grundriß: die Wohnräume sind, gleich den Gliedern einer Kette, teils um offene, teils um mehr geschlossene Höfe gruppiert, wobei für die meisten Wohnräume eine günstige Süd- oder Ostlage erreicht wurde. Die Wohnhöfe erfüllen eine wichtige Funktion; sie sind gewissermaßen die Atmungsorgane des baulichen Organismus, sie führen den Wohnungen Sonne, Licht und Luft zu. Sie dienen aber zugleich als Gärten, Turn- und Spielplätze für die Kinder. Um das ganze Gemeinwesen mit den notwendigsten alltäglichen Bedürfnissen zu versorgen, sind Verkaufsläden, Metzgerei, Bäckerei, Wirtschaft mit geräumigem Saal, Bibliothek und Lesezimmer, ferner noch eine Kleinkinderschule mit Wohnung für zwei Diakonissen da, was natürlich wiederum dem Architekten Anlaß zu reizvollen architektonischen Einbauten in die Höfe und zur Gliederung der Fassade gab. Die Fassade wird überdies noch durch den Rhythmus der parallelen Linien der Fensterreihen, die wieder durch offene Loggien und durch Erker angenehm unterbrochen werden, durch die ausgebauten Dachgeschosse, durch die vorgeschobenen einzelnen Gebäudezüge malerisch belebt. Nicht weniger stattlich als die Straßenseite, stellt sich der vielgestaltige Häuserblock mit seinen mannigfaltig gegliederten Dächern gegen das freie Gelände zu am Ludwig-Donau-Mainkanal dar. Von der Maiacherstraße aus gesehen, gewährt Gibitzenhof ein reizvolles Städtebild.

Daß dieser mächtigen architektonischen Masse auch die farbige Belebung nicht fehlt, sind die Fensterläden grün gestrichen, eine Farbe, die zu dem Weiß des Mauerputzes und dem weich abgetönten Rot der Straubinger Dachziegel harmoniert. Da stimmt auch das Bauwerk als malerische Erscheinung mit der städtischen wie mit der ländlichen Umgebung Nürnbergs vortrefflich zusammen. In dieser gemütlich anheimelnden süddeutschen Bauweise kommt etwas ganz besonderes, nämlich Nürnbergerisches zum Ausdruck. Hier ist, was sonst den Industriestädten noch mehr als den andern fehlt: Heimatstil.

A. Heilmeyer

Digitized by Google

Landräte als Heimatschützer

Heimatpflege

Seitdem das preußische Gesetz gegen die Verunstaltung der heimischen Landschaft erlassen ist, mehren sich die Fälle, in denen Landräte gegen allerhand Interessenten, auch gegen städtische Behörden die Sache des Heimatschutzes vertreten. Tun sie das mit Entschiedenheit, so werden sie leider sehr oft von derselben Presse nicht im mindesten unterstützt, die so im allgemeinen und so lange es kein Inserenten- oder Abonnentenbutzend ärgert, „warmen Herzens“ „auch“ für „Heimatschutz“ sind. Der Schreiber dieser Zeilen las vorigen Sommer zufällig in einer einzigen Nummer eines schleswig-holsteinischen Blättchens nicht weniger als vier Berichte aus der Provinz, die sich betrübt und entrüstet über das Dreinreden der Landräte in „alte, gute“ Interessen beschwerten, — während die Landräte in all den beklagten Fällen auf Grund des neuen Gesetzes im Sinne des Heimatschutzes wirkten. Zum Verwundern ist ja dergleichen nur für den, der die Verhältnisse nicht kennt. Aber es verpflichtet uns alle, innerhalb unsres Wirkungskreises dafür einzutreten, daß wenigstens die politischen Parteigedanken aus diesen Debatten geschaltet werden, daß man also auf der Linken dem Landrat nicht deshalb entgegen sei, weil er der Landrat ist. Die Dinge haben sich so sonderbar entwickelt, daß da und dort der modernen Spekulation gegenüber der Landrat ein Schützer sowohl wie ein Pfleger der Heimat, kurz: daß auf diesen Gebieten, besonders in Sachen des Bauens, der Landrat tatsächlich der Fortschrittsmann gegenüber den Philistern und Geldmachern aus allen Parteien geworden ist. Für den wirklich Freisinnigen und Freien muß es ja eine Freude sein, sich hier auf neutralem Boden mit denen von gegenüber zu treffen. In der kleinen Provinzpresse merkt man aber von solcher Auffassung noch herzlich wenig. A

Ein „Verband der Reklameinteressenten“

Handel und Gewerbe

ist zu Frankfurt am Main am 10. Dezember 1910 gegründet worden. Nämlich: der Heimatschutz fängt an, den Herren unbequem zu werden, oder, um in ihrer Sprache zu reden: sie wenden sich gegen „die übermäßige Anwendung des mißverstandenen Heimatschutzgedankens“. Denn das ist ja klar, daß es „übermäßig“ und „mißverstanden“ ist, gegen das Kakao-, Zigaretten-, Kakes- und Schnapsgeschrei in der Landschaft vorzugehn. Die Regierungen und Behörden gehen den Interessenten bereits zu energisch vor! Sehr lehrreich war manches in der Debatte. Künstlervereinigungen will man gewinnen, hierfür gewinnen, weil ein paar Zeichner auch Reklamen zeichnen. Die Zeitungen will man gewinnen, die jetzt meist dagegen seien, weil sie, o deutscher Idealismus, von den Reklametafeln eine Schädigung ihrer Anzeigenpflanzungen befürchten. Schriftsteller will man gewinnen, es werden einige Herren genannt, die „in der Lage und bereit“ seien, „für die Zulässigkeit der Reklame zu wirken“. Die geeignete Stelle für ein Vorgehen gegen die Heimatschutzübergriffe sei der Hansabund, auf den man, wie es scheint, sehr stark hofft.

Ob der Hansabund die unglaubliche Torheit machen wird, sich wegen einiger Dutzend Reklamebedürftiger und ihrer Beiträge die Sympathie weiter Kreise von Ge-

Digitized by Google

bildeten zu verscherzen, das wollen wir vorläufig abwarten. Im übrigen ist's, wie beim Alkohol: man wird nun Bescheid wissen, wenn Verfechter der Reklameschilderschreierei zu reden beginnen. Und so dürfen wir mit einer lustigen Mitteilung schließen. Können sich unsere Leser denken, welchen Untertitel man für diesen Reklameschutzverband anfangs tatsächlich vorgeschlagen und angenommen hatte? Im Vertrauen auf des guten deutschen Michel Eigenschaften keinen andern als den: „Heimatschutzreform".

Die Förderung des Geschmacks im Gewerbe

(Schluß)

Zunächst einmal, wenn wir uns beschränken auf das ästhetische Moment, die Formgebung: welche Faktoren sind es, die hier zusammenwirken müssen, damit das Werk erfreulich sei? Unter welchen Gesichtspunkten vollzieht sich ihr Miteinanderarbeiten? Was hemmt? Was fördert?

Der Kunsthandwerker alten Schlages konzipierte sein Werk zumeist in allen Teilen selbst. Ja, wir können bei ihm, wo er sich heute in vereinzelten Exemplaren noch erhalten hat, vielfach beobachten, wie er in der Arbeit die Form aus dem Stoff heraus bildet, wie vielleicht ein besonders schönes Fournier der Anlaß wird zu einer eigenartigen Möbelform, die gerade den Reiz dieser Maser unzerschnitten zur Geltung kommen läßt. Oder wie dem Ziseleur der Einfall zu einer Arabeske gewissermaßen aus der Berührung des Werkzeuges mit dem Metall fließt. Solche Arbeiter tun dasselbe, was der Bildhauer tut, dem die Formen eines Marmorblocks die Gestalten seiner Phantasie lebendig machen. Diese unmittelbare Vereinigung von schaffender Phantasie und technischer Arbeit ist aber in der kunstgewerblichen Produktion heute fast überall zerschnitten. Auch hier herrscht Arbeitsteilung. Da sitzt der Entwerfer, hier der, dem die Ausführung im Material obliegt. Diese Arbeitsteilung hat, wie überall, die Produktion nicht nur quantitativ vorwärts gebracht, sondern sicherlich auch qualitativ: die Spezialisierung ermöglichte, daß die im besondern künstlerischen Fähigkeiten eine sorgfältigere Ausbildung erfuhren, als da, wo neben ihnen auch die technischen Fertigkeiten entwickelt werden mußten. Aber gerade im Hinblicke auf die Qualität der Leistung hatte die Auflösung der Personalunion zwischen Entwerfer und Ausführer doch auch mancherlei Schwierigkeiten im Gefolge. Es fielen nicht nur die Anregungen weg, die das Material gegeben hatte, sondern auch die auf technische Erfahrung gestützte Rücksichtnahme auf dessen Bearbeitungsfähigkeit, auf die von der Struktur des Stoffes bedingten Grenzen der Ausdrucksmöglichkeiten. Wir brauchen hier den oft erhobenen Vorwurf gegen den „Musterzeichner", der aus seinem „Motivenschatz" sowohl Metallgeräte wie Tapeten, Textilgewebe und Keramiken „dekorierte", nicht zu wiederholen. Es ist merkwürdig genug, daß diese Kinderkrankheit der Spezialisierung nicht innerhalb der Zeichenateliers der Betriebe überwunden wurde, sondern daß die Gesundung hier von Künstlern kam, die außerhalb der gewerblichen Unternehmungen standen und, wenigstens anfänglich, mit ihnen nur für die Planung ganz bestimmter Arbeiten in Verbindung traten. Die neue Formensprache ist von ihnen in systematischer Konzentra-

Digitized by Google

tion der Kräfte auf diese ästhetischen Aufgaben der gewerblichen Produktion geschaffen worden. Aber auch bei ihnen bleibt die Gefahr der Loslösung von der Werkstatttechnik spürbar. Sie verlangen vom Ausführenden Dinge, die herzustellen entweder nicht möglich, oder jedenfalls nicht rationell, das heißt innerhalb der gegebenen technisch-wirtschaftlichen Struktur der Betriebe nicht möglich ist. Fälle, in denen sie mit ihren Entwürfen dem Material Gewalt antun, sind nicht selten — die Dresdner Berichte enthalten solche Klagen, und meine eigenen Wahrnehmungen bestätigen es. Die Gefahr ist geringer da, wo die Verbindung zwischen Betrieb und Künstler dauernd und enge geworden ist, größer, wo der Künstler sich dieser wohltätigen Bindung entzieht. Überhaupt leidet die Entwicklung der kunstgewerblichen Produktion nun, wo sie aus dem Stadium des interessanten Experimentes in das geregelter, kontinuierlicher Fabrikation tritt, darunter, daß auf seiten der Künstler nicht immer und überall das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Einordnung in die gegebenen Arbeitsbedingungen der Betriebe vorhanden ist. Die Schuld liegt aber nicht selten auch bei dem Unternehmer, der in Verkennung des Wesens künstlerischer Beratung es verschmäht, den Künstler als Mitarbeiter am Werk heranzuziehen, der vielmehr glaubt, mit dem Ankauf und der beliebigen Verwertung einiger Zeichnungen sei es getan. Ich kenne vorbildliche Verhältnisse — und gerade da handelt es sich um Künstlerpersönlichkeiten von stärkster individueller Ausprägung —, in denen dieses unumgängliche Zusammenarbeiten von kaufmännischem Unternehmer, Künstler und Techniker in ein sicher und fast ohne Reibungsverluste funktionierendes System gebracht ist, einfach dadurch, daß der Ausgleich der Kräfte in der Lösung bestimmter, fest begrenzter, realer Aufgaben gesucht wird. Aber daneben stehen die Fälle — die Dresdner Antworten wissen davon zu berichten —, in denen der Künstler Betriebserfahrungen und Betriebserfordernisse zu gering veranschlagt und dadurch das schließliche Ergebnis des vereinten Mühens in Frage stellt. Vor allem kann sich ohne dieses Medium der den Bedarf bestimmter Schichten konzentrierenden Betriebe kaum jemals die Abklärung der subjektiven Formenwillkür zur Formenkonvention, zum Typus vollziehen.

Die Arbeit des Künstlers ist noch zu isoliert; es fehlt ihr häufig die sichere Grundlage im Wirtschaftlichen. Die Arbeitsgemeinschaft des Betriebes hat dieses neue Organ der Produktion sich noch nicht recht eingegliedert.

Überhaupt ist die Erkenntnis davon, daß *in dieser Arbeitsgemeinschaft* das neue Kunstgewerbe weiter und zur Höhe entwickelt werden muß, noch nicht durchgedrungen. Die artistischen Interessen überwiegen durchaus die wirtschaftlichen. Als ein Symptom dafür, wie sehr man die künstlerische Funktion aus dem Zusammenhang der gewerblichen Gesamtleistung heraus und in den Vordergrund drängt, kann die Sitte gelten, bei allen Publikationen kunstgewerblicher Erzeugnisse den Namen des Entwerfers an erster Stelle, mindestens in Korpus, den des Ausführenden darunter in Petit zu setzen. Wir wissen, wie das in berechtigter Reaktion gegen das frühere Totschweigen des „Musterzeichners“ entstanden ist. Aber die künstlerische Leistung

Digitized by Google

ist hier niemals so unabhängig, so auf sich selbst gestellt, daß diese Rangordnung tatsächlich berechtigt wäre. Man muß im einzelnen verfolgen, wie etwa eine neue Schrifttype zustande kommt (die neue Behrens-Antiqua brauchte drei Jahre der Vorbereitung, und zwischen dem Künstler und der Firma Klingspor mußten über 300 Briefe gewechselt werden, die sich nur mit der Form der Buchstaben befaßten), oder wie eine gute, für den großen Konsum gedachte Schrankform entsteht (es bedarf dazu immer erneuter Versuche und Besprechungen, in denen Kaufmann, Künstler und Techniker ihre Erfahrungen gegenseitig austauschen), um zu ermessen, welchen Anteil auch an der rein ästhetischen Durchbildung solcher Erzeugnisse notwendigerweise der wirtschaftliche Betrieb hat. Ich hätte Lust, im Kunstwart darüber einmal ausführlicher zu handeln. Das Ganze berührt nicht nur den Ehrenpunkt, sondern hat auch eine sehr greifbare praktische Seite. Bei der Umfrage der Sächsischen Landesstelle ist einiges zur Sprache gekommen, was in diese Richtung weist. Das Publikum steht unter der Suggestion von der ausschlaggebenden Bedeutung der künstlerischen Funktion und wendet sich mit seinen Aufträgen zum Teil nicht an gewerbliche Betriebe, sondern an den Künstler. Der aber überträgt dann die Ausführung auf dem Wege der Submission oft genug an den billigsten Handwerker. Oder wenn er's nicht tut, dann tut's der Besteller. Oft mag der Kostenaufwand, der für solche spezielle Entwürfe notwendig verhältnismäßig hoch sein muß, ein Anlaß sein, daß man nachher bei der Ausführung zu sparen sucht. Oft aber bekundet sich in diesem Verhalten auch eine gewisse Unterschätzung der wirtschaftlichen Bedingungen der technischen Arbeit. Ich habe festgestellt, daß so gelegentlich die formale Qualitätsleistung geradezu auf Kosten der technischen Qualität erkauft wurde. Es sind das Mängel der Organisation, die verständlich sind, die aber gesehen werden müssen, damit sie abgestellt werden können.

Diese wirtschaftlichen Probleme des neuen Kunstgewerbes sind es, die immer mehr in den Mittelpunkt der Erörterung rücken müssen, denn es sind zum Teil Lebensfragen.

Johannes Buschmann

Gesellschaft

Das Hamburger Volksheim

Eine ganze Reihe von Einrichtungen im deutschen Leben dienen, indem sie ihre eigenen Ziele verfolgen, nebenbei jenem Zwecke, von dem der Leitaufsatz dieses Heftes spricht: der Anbahnung und Pflege von Beziehungen zwischen den verschiedenen Volkskreisen. Volksbildungsvereine, humanitäre Einrichtungen aller Art, die studentischen Arbeiterbildungskurse, die weitverzweigte soziale Hilfstätigkeit, auch gewisse konfessionell umgrenzte Bestrebungen, wie die evangelisch-sozialen und die entsprechenden katholischen oder die innere Mission, vielleicht auch der Heeresdienst und manche Schulen: diese und noch manche andre Faktoren unsres sozialen Lebens wirken gelegentlich in jenem Sinne — freilich auch oft gleichzeitig im entgegengesetzten. Den reinsten und bewußtesten Ausdruck aber sucht gerade dieses Streben wohl in den Einrichtungen des Hamburger Volksheims. Hier steht es im Mittelpunkt aller Arbeit.

Was die praktischen Formen

Digitized by Google

dieser Arbeit anlangt, so finden sich mancherlei Berührungen mit andern Einrichtungen. Aber zugleich ergeben sich überall wichtige Unterschiede. Aus philanthropischen Bestrebungen älteren Stils ist die Volksheimgründung zum Teil hervorgewachsen und auch heute noch bleibt die Vermittlung privater Wohltätigkeit eine wichtige Aufgabe. Aber man vermeidet im Umkreis der eigentlichen Volksheimarbeit durchaus das eigentliche Wohltun im alten philanthropischen Sinne, der zunächst nur den einen Teil als den schenkenden erscheinen läßt. Den unpersönlichen Formen der modernen, technisch immer vollkommeneren sozialen Praxis, die Rechte an die Stelle von Wohltaten setzt, stellt man wiederum die Notwendigkeit der persönlichen Wirksamkeit von Mensch zu Mensch entgegen. So besteht in den Rechtsauskunftstellen des Volksheims der Grundsatz, keine bezahlten, also mehr oder minder amtlichen Kräfte, sondern nur die freiwillige Leistung von beruflich tätigen Juristen in Anspruch zu nehmen. Steht die Volksheimarbeit so zwischen der alten privaten philanthropischen und der modernen unpersönlichen sozialen Praxis unabhängig in der Mitte, so scheidet sie sich ebenso deutlich von den Volksbildungsbestrebungen aller Richtungen. Man hält zwar wie an andern Stellen Unterhaltungs- und Vortragsabende ab, veranstaltet Bilderausstellungen, Museumsgänge, Besichtigungen, stellt Bücher zur Verfügung. Aber die volksbildnerische Arbeit ist nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zu jenem Endzweck: der „Herstellung persönlicher Beziehungen und gegenseitigen Vertrauens".

Volkserziehung ist also das Ziel. Und zwar im Sinne einer wechselseitigen Erziehung. Dieser Gedanke ist viel schärfer ausgeprägt als in den englischen Institutionen ähnlicher Art, den Settlements, die im übrigen bei der Volksheimgründung die entscheidenden Anregungen gegeben haben. Während in England vielfach unabhängige und berufslose Leute als „Helfer" wirken, legt man in Hamburg besonderen Wert darauf, Leute zu gewinnen, die in praktischen Berufen und im bürgerlichen Leben stehen. Ein Beruf soll auf den andern wirken, und der Arbeiter soll empfinden, daß er es mit Leuten zu tun hat, die auch arbeiten im Alltagssinne.

Aus diesem so weit gefaßten Erziehungsgedanken sind denn auch die eigenartigsten Formen der Volksheimarbeit herausgewachsen: die Jugendvereine und die Klubs. Die Jugendarbeit, die organisch von Kindergruppen zu Lehrlings- und Gehilfenvereinen und zu Mädchenbünden aufsteigt, bewegt sich je nach den Persönlichkeiten der Leiter und der Eigenart der sechs Niederlassungen in durchaus individuellen Formen. Auch hier wieder haben englische Vorbilder stark eingewirkt, unter anderm auch auf Walter Classens bekannte Bestrebungen. Aber überall kam man zu einer selbständigen, unsern deutschen Verhältnissen angepaßten Durchbildung der fremden Anregungen. Ein System, das etwa beschrieben und mechanisch übertragen werden könnte, ist hier vollends unmöglich. Hier ist alles Leben und Persönlichkeit. Die Jahresberichte und die monatlichen Mitteilungen des Volksheims geben (neben wertvollen allgemeinen Beobachtungen) gelegentlich frische und unmittelbare Bilder von dieser ganz untheoretischen, ganz der Praxis zugewendeten Arbeit. Der kleine Aufsatz über Volkskinder-

Digitized by Google

stuben, den der Kunstwart in seinem Weihnachtshefte abgedruckt hat, kann ein Beispiel bieten. Das Ziel ist auch hier Erziehung durch Gemeinschaftbildung im gemeinschaftlosen, chaotischen Großstadtleben, das zumal die Jugend zwischen 14 und 18 Jahren innerlich und äußerlich heimatlos macht. Alles, was eine solche Gemeinschaft sammeln und zusammenhalten kann, ist willkommen: Turnen, Kriegsspiel, Ausflug ebenso wie Vortrag, Tanz und Musik.

Als Fortsetzung nach oben sind die Klubs gedacht, die einzelne Helfer durch persönliche Beziehungen aus dem Stamm der Sonntagsgäste um sich gesammelt haben. In diesen meist um irgendwelche wissenschaftlichen oder allgemein geistigen Interessen (Volkswirtschaftslehre, Naturwissenschaften, Literatur) gruppierten engeren Vereinigungen zwischen meist akademisch gebildeten Helfern und Arbeitern kann der Volksheimgedanke seine reinste Verkörperung suchen. Ebenso in dem Frauenverein, der Arbeiterfrauen mit den Helferinnen zur Besprechung praktischer Fragen und wertvoller Geselligkeit zusammenführt.

Jenes Streben, persönlich und rein menschlich den Arbeitern nahezukommen, macht natürlich die Beschränkung auf einen kleinen Kreis nötig. Und auf den ersten Blick wird es manchem scheinen, als sei all diese aufopferungsvolle Arbeit fruchtlos gegenüber der Flut von seelischer und materieller Not, die nur ein einziger Vorstadtbezirk darstellt. Demgegenüber muß nochmals betont werden: die Helfer fühlen sich durchaus nicht als Opfernde. Und dann: von jedem, der einmal ein Stück Heimat inmitten des heimatlosen Großstadtlebens gefunden hat, geht neue ordnende, klärende, helfende Wirkung in der Familie, im Verein, an der Arbeitsstätte, in der Versammlung oder auf der Straße aus. Die Volksheimarbeit sickert wohl in viel tiefere Schichten durch, als sich zunächst erkennen läßt.

Eine zweite Frage noch wird dem allgemeiner Interessierten wichtig scheinen: in welchem Umfang läßt sich die Hamburger Arbeit auf andre Städte übertragen? Das hätte der praktische Versuch einzig und allein zu ergeben. Nicht zu leugnen ist, daß Hamburg einen günstigen Boden darstellt: die „vaterstädtische Gesinnung“ veranlaßt zu großzügigen finanziellen Leistungen, schafft vielleicht auch oft trotz der besonders scharf ausgeprägten Gegensätze eine gewisse Interessengemeinschaft zwischen Hamburgern „droben“ und „drunten“; das Arbeitermaterial ist zum großen Teil gut: eine Bevölkerung, die vielfach noch in der vorhergegangenen Generation auf dem Lande gelebt und viel von der Kraft und alten Bauernkultur des rein germanischen Hinterlandes in die Stadt mitgebracht hat. Die Liebe zum Volke ist hier wirklich vielfach Liebe zum eignen Blut. Doch hieße es den Volksheimgedanken völlig verkennen, wollte man an seiner Wirksamkeit für andere Teile Deutschlands zweifeln. Notwendig ist natürlich überall die Anpassung an den Volkscharakter und die lokalen Verhältnisse.

Jedenfalls hat der Volksheimgedanke in seiner Hamburger Prägung weit über die örtliche Wirkung hinaus Bedeutung. Man wird sogar nicht fehlgehen, wenn man in diesen zwischen und über allen Parteien stehenden Unternehmungen einen Versuch von höchstem symptomatischen Werte für unsre deutsche Entwicklung

Digitized by Google

sieht. Es wird hier letzten Endes etwas unternommen, was bisher nur innerhalb der Grenzen des alten kirchlichen Lebens oder, in engerem Sinne, der heutigen religiösen Bekenntnisse möglich war: Gemeinschaftbildung auf rein persönlichen, von allen unpersönlichen Zwecken freigehaltenen Grundlagen. Daß nun dieser Versuch hier auf dem völlig unbegrenzten und ungeschützten Boden der modernen partei- und bekenntnislosen Kulturentwicklung unternommen wird: darin liegt seine letzte Schwierigkeit, aber auch sein entscheidender Wert. An der Aufgabe, wie sie hier gestellt ist und wie sie wohl nach und nach auch sich an vielen Stellen in Deutschland in irgendeiner Form ergeben wird, wird es sich erweisen, welche Kräfte der Gemeinschaftbildung, von welcher Art und welcher Stärke, unser modernes Leben aus sich selbst heraus aufbringen wird; oder auch welche bindenden geistigen und ethischen Kräfte sich aus den alten Überlieferungen in die neuen Lebensformen hinüberzuretten berufen sind. Hermann Ullmann

„Bucheinbände in Menschenhaut"

So ist ein Aufsatz der „Zeitschrift für Bücherfreunde" überschrieben, der zunächst einige bereits aus andern Quellen bekannte Fälle anführt, in denen Menschenhaut zu Bucheinbänden und zu sonstigen besonderen Zwecken verwendet wurde. Dann aber teilt der Verfasser aus seiner eigenen Praxis mit, daß er einmal drei Bucheinbände aus Menschenhaut angefertigt habe.

Also dergleichen geschieht heute wieder. Und da findet man, der Begriff „Snob" sei eigentlich nur ein gehaltloses Modewort! Wenn das der Gemeinde der Bibliophilen in ihrem Organe zum besten gegeben wird, so erleben wir vielleicht noch Buchhändleranzeigen: Soundso viele Exemplare auf Bütten, soundso viele in Leder und „25 numerierte in Menschenhaut gebunden à 200 Mark".

Vom Recht

Eine Kritik unsrer Rechtspflege,

die kurz zusammenfaßt, was von Jahr zu Jahr mehr Unzufriedene beklagen, geht uns in der Form eines Aufrufes zu:

„Die Reformbedürftigkeit der heutigen Rechtspflege wird allgemein anerkannt. Wenn aber ungeachtet aller Versuche, das Gerichtsverfahren zu verbessern, die Kritik nicht verstummt; wenn vielmehr gerade juristisch besonders scharf herausgearbeitete Entscheidungen oft das geringste Verständnis finden, so muß die Frage aufgeworfen werden, ob die eingeschlagenen Wege zum Ziele führen, ob die Rechtswissenschaft nicht vielmehr in ihren methodischen Grundlagen reformbedürftig ist. Das ist um so notwendiger, als unter der ständigen Kritik einer wichtigen Staatseinrichtung die staatliche Autorität leiden muß, auch, sofern nicht offensichtlichen Mängeln abgeholfen wird, die Gefahr besteht, daß in der Reformbewegung radikale Elemente die Oberhand gewinnen. Die Frage lautet also, ob die rechtswissenschaftliche Methode noch in die Gegenwart hineinpaßt, oder ob die Rechtsprechung und ihre Wissenschaft in ihr von den andern Wissenschaften und dem praktischen Leben überholt worden sind.

Einzig die Jurisprudenz kennt eine Trennung von Theorie und Praxis in dem Sinne, daß von den Rechtslehrern nur sehr wenige gleichzeitig in der praktischen Rechtspflege tätig sind. Die Folge

Digitized by Google

ist, daß sich vielfach eine von der Praxis unberührte Theorie entwickelt und daß schon den Rechtsbeflissenen der natürliche Blick für den Zusammenhang des Denkens mit der Erfahrung verloren geht. Damit ist für die Praxis die Unterlage für eine Überbewertung des Begrifflichen gelegt und für eine Vernachlässigung des praktischen Ergebnisses gegenüber der logischen Schlüssigkeit der Konstruktion.

Das ist die eine charakteristische Seite der heutigen Rechtsmethode; die andere liegt in der Überschätzung der Form. Während nämlich die anderen praktischen Wissenschaften die Vorschriften über ihre Arbeitsweise lediglich als Mittel betrachten, um bestmögliche Erfolge zu erzielen, sind die Prozeßvorschriften Zwangsmaßregeln, die nach Art religiöser Kultvorschriften ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung für den konkreten Erfolg um ihrer selbst willen beobachtet werden müssen. So kann die Entscheidung ganzer Prozesse auf die Auslegung einer Verfahrensvorschrift gestellt und Kraft und Zeit können auf die Erörterung von Fragen verwendet werden, an denen die Parteien uninteressiert sind.

Mußte unter solchen Anschauungen der Blick für das Tatsächliche mehr und mehr verloren gehen, so kommt hinzu, daß die juristische Auslegungskunst von der modernen Logik mehr oder weniger unberührt geblieben ist. Statt nämlich den gesamten Rechtsstoff als eine Einheit und unter dem Gesichtspunkte fortschreitender Entwicklung zu betrachten und so die Prinzipien der modernen Gesetze in die älteren hineinzulegen, konserviert der auslegende Richter veraltete Anschauungen dadurch, daß er sich in den Standpunkt des betreffenden Gesetzgebers zurückversetzt.

In der Annahme endlich, daß die Rechtssicherheit um so größer sei, je mechanischer der Richter verfahren müsse und je schablonenhafter man ihn an die Marschroute binde, hat das Gesetz ihm die Berücksichtigung der Individualität des Falles ungeheuer erschwert. Damit ist gleichzeitig das persönliche Moment im Richter zurückgedrängt, während für solche, die sich peinlich in den ausgetretenen Gleisen bewegen und ihre Ehre darein setzen, höchstrichterliche Entscheidungen und Kommentare auszuschreiben, die Bahn freigeblieben ist.

Daß man an solchen und ähnlichen Anschauungen, deren Spuren überall in der Rechtsmethode nachweisbar sind, Anstoß bislang nicht genommen hat, erklärt sich im wesentlichen daraus, daß bis in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hinein realwissenschaftliche und praktische Tätigkeit weniger angesehen waren, als die Beschäftigung mit den sogenannten Geisteswissenschaften, welche damals ähnlichen Anschauungen huldigten, wie sie in der Rechtswissenschaft noch heute vertreten werden. Nachdem aber in den letzten Jahrzehnten Männer der Praxis auf das öffentliche Leben Einfluß gewonnen haben, ist an die Stelle kritikloser Bewunderung allmählich die Überzeugung getreten, daß diese Anschauungen in den modernen Zeitgeist nicht mehr hineinpassen.

Die Rechtswissenschaft muß mit der Praxis in engere Verbindung treten, indem einerseits Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte als Rechtslehrer herangezogen werden, anderseits die Universitätsprofessoren möglichst gleichzeitig in der praktischen Rechtspflege tätig sind. Der Praktiker wird durch die engere Fühlung mit der Theorie vor der Gefahr bewahrt sein, in routinenmäßiger Arbeit sich zu erschöpfen, während an die Stelle des noch

Digitized by Google

nicht ganz ausgestorbenen Stubengelehrten von selbst der praktisch geschulte Lehrer und Forscher tritt, der seine Hörer zu juristischem Denken erzieht, der die Rechtsgedanken im Zusammenhange mit der Kulturentwicklung verfolgt und der dadurch, daß er ihre Richtungslinien aufdeckt, dem Gesetzgeber und Richter die Wege weist. Auch sollten die Rechtsbeflissenen, sei es durch die Geschichte, sei es durch die Naturwissenschaften, mit der Methode der Realwissenschaften soweit bekannt gemacht werden, daß sie aus erfahrungsmäßig beobachteten Vorgängen Prinzipien zu entwickeln und umgekehrt, die Richtigkeit ihrer Theorien an solchen Vorgängen nachzuprüfen vermögen.

Die Rechtssicherheit muß vor allem in der unabhängigen Persönlichkeit des Richters, seiner wissenschaftlichen Bildung und praktischen Erfahrung gesucht werden. Das Gesetz muß dem Richter die nötige Bewegungsfreiheit belassen, indem es sich selbst mehr als eine Richtlinie denn als eine Zwangsvorschrift kennzeichnet.

Die Verfahrensvorschriften sollen die Sachlichkeit der Urteile verbürgen. Es genügt daher nicht, wenn sie mechanisch beobachtet und angewandt werden, sondern es kommt in erster Linie immer darauf an, den verfolgten Zweck auch tatsächlich zu erreichen. Der Richter darf nicht gezwungen sein, prozessuale Formvorschriften in Fällen zu befolgen, wo der erstrebte Zweck durch sie nicht erreichbar und vor allem nicht, wo dieser Zweck bereits anderweit erreicht worden ist.

Die Gesetzauslegung soll keine philologische Tätigkeit und Paragraphenentzifferung, sondern sie soll eine Anpassung an die Forderungen des praktischen Lebens sein. Es kommt nicht allein darauf an, was sich aus den Gesetzesworten herauslesen läßt, sondern vor allem darauf, daß die Ergebnisse, zu denen eine Auslegung führt, brauchbar sind. Es gilt dies auch für die höchste Instanz, deren Entscheidungen Vorbilder der Rechtsfindung und Richtpunkte der Rechtsentwicklung sein sollen.

In der Verhandlung muß der Richter mit weitem Blick die Hauptsache herausschälen. Er darf es nicht als eine besonders tüchtige Leistung ansehen, wenn er den Prozeß nach formalen rechtlichen Gesichtspunkten entscheidet, sondern in erster Linie muß er den Sachverhalt aufklären. Auch darf die Bindung an die Gesetze seinen Blick für die wirtschaftlichen Gesichtspunkte nicht trüben, damit die wahren Streitpunkte der Parteien in dem Prozesse ihre endgültige Erledigung finden.

Auch einem besonders wesentlichen Mangel unserer Rechtsprechung, der Verschleppung der Prozesse, wird man zuverlässiger durch eine im Einvernehmen mit den Anwälten erfolgende geschickte Prozeßleitung und durch die Gewährung der Möglichkeit, auf Verfahrensvorschriften zu verzichten, als durch Vermehrung dieser Vorschriften abhelfen.

Insoweit kann es keine Meinungsverschiedenheiten geben, und wenn Industrie, Handel und Landwirtschaft diese Forderungen noch nicht ausdrücklich aufgestellt haben, so haben sie sie doch in dem Verlangen nach Sondergerichten und Einigungsämtern stillschweigend seit Jahren erhoben. Denn auf Fachgerichte geht die Entwicklung nur bei dem gewerblichen Rechtsschutz hinaus. Im übrigen ist es nur die praktische Art, wie die Sachen behandelt werden, durch welche die Sondergerichte sich von den ordentlichen Gerichten abheben. Wenn

Digitized by Google

ihnen diese also hierin gleichkämen, so könnte man den größten Teil der Sondergerichte mit allen ihren Lasten und Belästigungen für die beteiligten Kreise und den Staatssäckel sparen.

Die Juristen sollen keine abgeschlossene Kaste bilden. Die Forderung, daß sie mit dem Volke Fühlung nehmen und daß sie sich dem Volke verständlich machen, muß daher nicht nur vom Standpunkte des Recht suchenden Publikums, sondern sie muß vor allem auch von dem Standpunkte der Handelsrichter, Geschworenen und Schöffen gestellt werden. Trägt doch der leitende Richter die Verantwortung dafür, daß diese sich eine selbständige Ansicht bilden und daß diese auch bei der Beratung und Abstimmung zur Geltung kommt.

Man wird noch eine ganze Anzahl von Fragen aufwerfen, so die Frage, ob die Kollegialgerichte neben den Sachen nicht auch von den Personen zu entlasten sind und ob es denn unter allen Umständen nötig ist, einen einfachen Rechtsstreit, nur weil der Streitwert einen bestimmten Betrag übersteigt, in allen Prozeßstadien vor dem vollbesetzten Kollegium durchzuführen.

Damit ist indessen das Ganze niemals erschöpft: In Wahrheit handelt es sich darum, die Rechtswissenschaft aus einer reinen Geisteswissenschaft mehr und mehr in eine Erfahrungswissenschaft umzubilden, und damit um den Niederschlag einer großen und allgemeinen Instanzenverschiebung, die sich überall in der Kultur in der allmählichen Zurückdrängung begrifflicher Methoden durch erfahrungsmäßige geltend macht.

Daher sollte die Justizreformfrage nicht als eine spezifisch juristische Frage angesehen werden. Es sollten sich vielmehr solche Juristen, die einen weiteren Gesichtskreis haben, mit führenden Persönlichkeiten anderer Berufsstände zusammenschließen, um die Bewegung, die sich gar nicht aufhalten läßt, in ihrem Gange zu beschleunigen und damit die Rechtsprechung dem Volke wieder näher zu bringen, dem sie mit ihrem Abschluß von den anderen Wissenschaften und dem praktischen Leben zweifellos entfremdet worden ist. Das wäre eine große und gemeinnützige Aufgabe. Denn nur eine moderne Gerechtigkeit kann die Grundlage eines modernen Staates sein. Die Juristen sollten sich aber auch sagen, daß mit der Volkstümlichkeit der Rechtsprechung auch das Ansehen der Rechtspflege wachsen und daß ihnen damit von selbst die der materiellen Bedeutung ihrer Aufgabe entsprechende Stellung zuteil werden wird.

Es handelt sich zunächst darum, einen Zusammenschluß herbeizuführen, die öffentliche Meinung aufzuklären, und damit dem Gesetzgeber wie den Organen der Rechtsprechung die Notwendigkeit der Methodenreform zum Bewußtsein zu bringen."

Der Aufruf ist von einer großen Zahl angesehener Juristen und Nichtjuristen unterzeichnet. Wer die hier ausgesprochenen Meinungen teilt, wolle sich mit Herrn Oberlandesgerichtsrat Bozi in Hamm in Verbindung setzen.

Mann und Weib

Die Krankenpflege als wirtschaftlich selbständiger Beruf

„Krankenpflege ist eine Kunst", heißt es in den englisch sprechenden Ländern, und diese Kunst hat eine immer höhere Ausbildung erfahren, seit die Entwicklung der ärztlichen Wissenschaft die gebildete Frau als Helferin zu fordern begann und durch den Ausbau der sozialen Anschauungen die Kranken-

Digitized by Google

pflege zu einer der wertvollsten Möglichkeiten auch für die ehelose Frau wurde, ihre Mütterlichkeit zu betätigen.

Die Krankenpflege in Deutschland gab zunächst der aller Länder die Grundlage für ihre moderne Entwicklung, wurde aber dann weit überflügelt. Sie war bei uns das Hauptarbeitsfeld der Nonnen und Diakonissen, lange bevor ihr die Wissenschaft das Gepräge gab, und heute noch wird sie von 34 000 Mitgliedern religiöser Genossenschaften ausgeübt, die die Volksanschauungen über die Krankenpflege auch jetzt noch mitbestimmen. Um „Gottes willen" mußte sie ausgeübt werden. Daß ein Bedürfnis danach bestand, sie auch zum bürgerlichen Berufe zu machen, das legten dann unsre großen Kriege dar — und nun mußten sich natürlich die ersten Genossenschaften, die dem entsprachen, an die überkommenen Formen anlehnen. Als die Berufstätigkeit der Frau auf andern Gebieten bereits als wirtschaftliche Notwendigkeit erkannt war, da mußte die Krankenpflege noch lange mit der alten Auffassung kämpfen; erst im letzten Jahrzehnt konnte sie sich ihre wirtschaftliche Selbständigkeit ohne Verlust ihres moralischen Übergewichts schaffen.

Die religiöse Krankenpflege hatte mit der Außenwelt keine Beziehungen, unsichtbare Mauern schlossen sie ab. Als die sozialen Gesetze die Krankenpflegerin in Betracht ziehen wollten, lehnten die religiösen Organisationen die staatliche Fürsorge für ihre Mitglieder ab mit Berufung auf ihre freiwillige Liebestätigkeit. Erst die in den letzten Jahren stark wachsende Zahl der selbständigen Krankenpflegerinnen, die im Jahre 1903 zur Gründung eines Schwestern-Fachverbandes führte, bahnte eine andre Auffassung an. Der 1904 erfolgte Anschluß an den International Council of Nurses brachte dauernde, enge Fühlung mit der Berufsgestaltung in andern Ländern und ermutigenden, befruchtenden Gedankenaustausch. Werden unsre Krankenhäuser vielfach als Vorbilder fürs Ausland angesehen (Amerika zum Beispiel bezieht einen großen Teil seiner Geräte und Instrumente aus Deutschland), und wird die Forscherarbeit unsrer Ärzte aufs höchste geschätzt: so zollt man auch unsrer Pflegearbeit, trotz mancher Rückständigkeiten, warme Anerkennung von allen Seiten und verspricht uns, daß wir das Versäumte bei der deutschen Gründlichkeit bald nachholen werden. Hoffen wir's und gehen wir tapfer ans Werk!

In vielen religiösen Instituten war die Krankenpflege zwar das Hauptsächliche der guten Werke, aber selten gab sie den ausschließlichen Zweck. In beruflichen Einrichtungen dagegen ist sie Lebenszweck und erfordert daher eine bestimmte Ausbildung. Hatten die Mutterhäuser vom Roten Kreuz und der Johanniterorden auch schon seit Jahrzehnten eine sechsmonatliche Ausbildung vorgesehen, welche der Diakonieverein und die städtischen Schwesternschaften sogar auf ein Jahr ausdehnten, so blieb doch die Form der theoretischen und praktischen Ausbildung ganz den Leitern der einzelnen Institutionen überlassen. Als England und Amerika schon lange in ihren besten Schulen dreijährige systematische Lehrgänge für die Krankenpflege eingeführt hatten, konnte es bei uns noch vorkommen, daß sechsmonatliche Kurse wohl beabsichtigt, aber aus Schwesternmangel nicht durchgeführt wurden, weil man zugleich die Arbeitskraft der Schülerinnen ausnützen mußte. Erst 1907 hat der

Digitized by Google

Staat dem durch eine Prüfungsordnung ein Ende gemacht. Diese ist zwar fakultativ, aber die anfangs starke Ablehnung wurde doch schnell überwunden: in Preußen haben auch fast sämtliche religiöse Genossenschaften sie angenommen, und nur in Bayern und Baden ist sie noch nicht in Kraft. Der Lehrgang wird in einzelnen Anstalten schon freiwillig auf anderthalb bis zwei Jahre ausgedehnt, hoffentlich erhalten wir bald überall drei Jahre dafür. Denn notwendig ist das für einen Beruf, der für Leben und Gesundheit Tausender verantwortlich macht und nicht nur technische Schulung und ein Maß wissenschaftlicher Bildung, sondern vor allem Erfahrung durch Beobachtung und eine gewisse persönliche Reife fordert.

Die schlechte wirtschaftliche Lage lockte weniger und weniger zum Krankenpflegerinnenberuf, hauptsächlich kam „Durchschnitt und Unterdurchschnitt" dazu. Sorgt eine gründlichere Ausbildung für die erforderliche Tüchtigkeit, so wird man bald auch in Deutschland die Krankenpflege nicht mehr zu den ungünstigsten Frauenberufen rechnen. Man wird nur noch den Begriff der Ausbildung nach mehreren Richtungen hin erheblich ausdehnen müssen, um ihm eine Fülle von befriedigenden Zukunftsmöglichkeiten zu schaffen. Die religiösen Genossenschaften legten ein Hauptgewicht auf die wirtschaftliche Ausbildung. Ihre Wichtigkeit hat man nie verkannt, geplant ist sie dauernd überall, durchgeführt in ausreichender Form wohl nirgend. Sie ist aber unerläßlich, da es kein Gebiet unsres Berufes gibt, wo wir ihrer nicht oft dringend bedürfen. Man darf bei Krankenpflege eben nicht nur an die Tätigkeit im Krankenhaus denken, die ist Grundlage und Schule, kann aber nur ausnahmeweise die Lebensarbeit einer Schwester bleiben. Wieviel besser würde aber auch der Krankenhausapparat oft funktionieren, wenn alle Schwestern wirtschaftlich gut geschult wären! Wieviel sparsamer würden sie oft wirtschaften, wenn sie Preise und Herstellungsart all dessen, was durch ihre Hände geht, kennten! In der Privat- und Gemeindepflege jedoch hat eine Schwester oft nur halben Wert, wenn sie nicht über wirtschaftliche Erfahrung verfügt. Leitung und Verwaltung von Privatkliniken, Sanatorien und Krankenhäusern ist gar nicht denkbar ohne sie. Es wird nicht leicht sein, diesem Teil der zukünftigen Ausbildung die richtige Form zu geben, aber wir müssen sie finden. Das praktische Amerika hat schon einen Universitätslehrstuhl für diesen Zweig geschaffen und mit der Oberin einer seiner berühmtesten Krankenpflegeschulen besetzt. Sie hat bald die richtigen Beziehungen zwischen Theorie und Praxis in Haushaltungsschule und Krankenhaus und neuerdings der sozialen Arbeit des New Yorker „Nurses Settlement" hergestellt.

In der sozialen Arbeit liegt vor allem die Zukunft des Pflegeberufs, und für diese müssen wir schulen, statt, wie bisher, die öffentlichen Interessen aus dem Gesichtskreis unsrer Schwestern auszuschließen. Die Gemeindeschwester der kirchlichen Institutionen leistete oft weit mehr soziale Arbeit als Krankenpflege, und bei den wachsenden Notwendigkeiten hat sich die Zahl der Aufgaben hier fast ins Zahllose vermehrt. Tuberkulose-, Säuglings- und Trinkerfürsorge, Schul-, Gasthaus- und Fabrikschwesterndienst, Lehramt in Kursen für Volksschulen und Pensionen, für häusliche Gesundheits-

Digitized by Google

pflege fordern besondere Vorbildung, von den Sonderberufen der Schiffs-, Armee- und Kolonialschwestern ganz abgesehen. Lebenserfahrung und Weltkenntnis sind Haupterfordernisse geworden neben der persönlichen Veranlagung und gründlichen vielseitigen Ausbildung. Welch reiches Leben verheißt dieser herrliche Frauenberuf, wenn er in Deutschland einmal eine vernünftige Gestaltung seiner Verhältnisse erreicht haben wird!

Heute muß man leider noch zu großer Vorsicht bei der Wahl dieses Berufes mahnen, so viel das letzte Jahrzehnt auch schon gebessert hat. Gegenüber dem Taschengeld der Diakonissin, das immerhin schon von drei auf zehn Mark gestiegen ist, und dem der Roten Kreuzschwester, das 12 bis 50 Mark betragen kann, erreicht die städtische Schwester einen Höchstgehalt von 600 bis 720 Mark, als Oberschwester ausnahmeweise von 900 Mark. Oberinnengehälter, früher 500 bis 600 Mark, betragen heute 800 bis 1200 Mark, ausnahmeweise in zwei Anstalten 2000 und in einer 3000 Mark. Die Zukunftsversorgung wird zum großen Teil durch Pensionen beabsichtigt, neuerdings durch private Pensions- und Invaliditätsversicherungen, welche die staatliche ergänzen, und allein als wirklicher Schutz anzusehen sind. Die Pensionsberechtigung wird erst nach zehn Jahren und nur bei nachgewiesener Invalidität erworben, die Pensionen schwanken zwischen 180 und 400 Mark, erst nach 25 bis 40 Jahren erreichen sie etwa 800 bis 1000 Mark.

Wer erreicht diese Dienstzeiten? Damit berühren wir den schlimmsten Übelstand der deutschen Krankenpflege. Dank dem Selbstaufopferungsprinzip der religiösen Institutionen hat man bei der Ausgestaltung des Pflegeberufs lange übersehen, daß man von keinem weiblichen Wesen so unerhörte Leistungen bei aszetischer Lebensführung auf lange Zeit ungestraft erwarten kann. Unterbringung und Beköstigung waren äußerst primitiv, die Dienststunden betrugen vierzehn bis fünfzehn Stunden ohne wirkliche Ruhepausen, bei hastigen Mahlzeiten, dazu noch halbe und ganze Nachtwachen. Konnte man bei den Nonnen noch einen Teil der großen jugendlichen Sterblichkeit auf die unhygienische Kleidung und andere besondere Verhältnisse schieben, galt für sie Tuberkulose und Typhus als die häufigste Todesursache, so wird die moderne Krankenpflegerin in noch viel höherem Grade durch Überanstrengung bedroht. Bei dem starken Fluktuieren im Pflegeberuf und dem Vorherrschen religiöser oder charitativer Genossenschaften bestehen noch keinerlei sichere Statistiken. Die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands, der obenerwähnte Fachverband, sieht eine seiner wichtigsten Aufgaben darin, sie zu schaffen, und die Ergebnisse des in den letzten Jahren gesammelten Materials sind erschütternd. Stark gefährdet das frühe Eintrittsalter. Traten doch 628 von den in den ersten 2500 Bogen der Gesundheitsstatistik behandelten Schwestern zwischen 15¾ und 20 Jahren in den Beruf, gegen 940 zwischen 21 bis 25 Jahren. Trotzdem 2423 voll leistungsfähig und gesund die Pflegearbeit begannen, waren 955 vor dem Beginn des zehnten Dienstjahres überanstrengt. Nur 1544 blieben im ersten Dienstjahr voll leistungsfähig, 311 waren erkrankt, 504 erschöpft. Nur 959 blieben gesund in der ganzen Dienstzeit — die im Durchschnitt nur 8,6 Jahre beträgt. 741 waren einmal schwer krank, 800 mehrfach. Überanstrengung wird fast

Digitized by Google

nie ganz überwunden und ist die Grundlage vieler dauernder Leiden. 160 sind lungenkrank, trotzdem nur 46 erblich belastet sind. Sorgfältige Ernährung und Bewahrung körperlich Geschwächter vor Ansteckung könnten viel Unheil vermeiden helfen.

Zielbewußten, gesunden, kräftigen Frauen mit der erforderlichen Neigung und Anpassungsfähigkeit bietet trotz alledem die Krankenpflege eine der schönsten Lebensaufgaben. Neben der staatlichen Alters- und Invaliditätsversicherung ist eine leidliche Versorgung durch private Versicherung schon jetzt möglich, die im Fall der Invalidität ohne jede Wartezeit eine Rente ergibt, so daß auch die Sicherung der materiellen Lage jetzt erheblich aussichtsreicher ist als noch vor einem Jahrzehnt. Und wer sich nicht dauernd der Krankenpflege widmen will, bringt auch aus ein paar Jahren solcher Tätigkeit unschätzbare Lebenswerte heim.

Schwester Agnes Karll

Bildung und Schule

Erziehungsgenossenschaften

In breiten, und nicht in den untüchtigsten Schichten unsres Volkes wird die Familienerziehung, die Quelle alter deutscher Tüchtigkeit, immer ernster beeinträchtigt durch die wirtschaftlichen und sozialen Zustände. Frauenarbeit, übermäßige Berufsleistung der Väter lockern selbst da die enge Lebensgemeinschaft, wo ein aufrichtiger Wille zum Familienleben im alten Sinne besteht. Große unpersönliche, etwa staatliche Erziehungsanstalten sind gewiß unfähig, die Werte der alten Familienerziehung allgemein zu ersetzen: die Arbeit der Mutter, der eigenen Angehörigen überhaupt darf nicht ausgeschaltet werden. Da bietet sich zur Vermittlung gleichsam etwas dar, was dem ersten Blick allzusehr aus der Theorie geboren scheint, bei näherem Zusehen aber gewiß nicht ohne Halt ist in der Wirklichkeit unsres gegenwärtigen sozialen Lebens. Natorp* weist auf die Möglichkeit hin, den aus England stammenden Gedanken der „Nachbarschaftsgilden" in dieser Richtung auszugestalten: Gruppen von Familien schließen sich in der Art einer freien Genossenschaft zum Zweck gemeinsamer Erziehung zunächst ihrer vorschulpflichtigen Kinder zusammen. Kann nicht jede Arbeiterfamilie für sich ihren Kindern eine vollkommene Familienerziehung bieten, so können doch wohl mehrere vereint aus ihrer Mitte dafür geeignete Personen stellen. Die müßten dann eine einfache erzieherische Ausbildung empfangen, im übrigen aber durchaus im Lebenskreise der ihnen anbefohlenen Kinder bleiben. Neben jüngeren Mädchen müßten Mütter herangezogen werden. Organisation und Verwaltung der Gruppen hätte durchaus in den Händen der beteiligten Familien selbst zu liegen: die aufblühenden Verbrauchs- und Wirtschaftsgenossenschaften könnten vielfach eine Stütze bieten.

Verdiente der Gedanke nicht einmal eine praktische Probe im kleinen? Ansätze zu ähnlichen Versuchen finden sich schon mehrfach, zum Beispiel in der Arbeit des Hamburger Volksheims, wo die Mädchenbünde in den Kindergruppen mit tätig sind. Jedenfalls müßte der Gedanke von freier Gestellten zunächst einmal in die Arbeiterschaft getragen werden. Wo findet sich ein Unternehmer, der in seinem Wirkungskreis einen Versuch anregt? Daß bei all dem nur

* In dem Aufsatze „Über eine mögliche Umbildung der Familienerziehung in den arbeitenden Klassen" (Säemann, I. 5).

Digitized by Google

ein Ersatz von Besserem geboten werden kann, wissen ja alle, aber das Bessere fehlt eben vorläufig an vielen Stellen ganz und der Ersatz wäre wahrlich nötig.

Vom Kinderspielzeug

spricht in der 71. Flugschrift des Dürerbundes (Preis ohne Porto: 30 Pfg.) aus gründlichem Studium heraus und mit praktischem pädagogischen Blick Max Brethfeld. Die gebildete Mutter wird sich aus dieser Flugschrift gern über ihre frühesten Erzieherpflichten unterrichten, soweit sie das für die Entwicklung des Kindes so wichtige Spiel betreffen. Zumal nicht allein die psychologischen Grundfragen des Kinderspiels, sondern auch fördernde Ratschläge praktischer Art in Fülle gegeben werden. A. d. D.-B.

Das Volkshochschulwesen

behandelt eine kürzlich erschienene Flugschrift des Dürerbundes von Ludo M. Hartmann, der ja unter den Theoretikern wie Praktikern der Volkshochschulen in der allervordersten Reihe arbeitet. Sie schildert Ziele, Organisation und Entwicklung des Volkshochschulgedankens, wie er in den in vieler Beziehung vorbildlichen Wiener Einrichtungen (Volksbildungsverein, Universitätskurse, Volksheim) Ausdruck gefunden hat. Den an Volksbildungsfragen Beteiligten wird diese Flugschrift, die 15 Pfennig kostet, eine willkommene Orientierung bieten. Flugschriften über andre Volksbildungs- und Volkserziehungseinrichtungen werden vom Dürerbunde vorbereitet.

Lebende Worte

Außer Dienst

Für einen solchen, der aus dem wissenschaftlichen in das praktische Leben tritt, sind zwei Klippen zu vermeiden: sie bestehen darin, in der Zerstreuung und dem Gemeinen, Kleinen, Oberflächlichen unterzugehen, oder sich dem Unwillen über die überwiegende Herrschaft der Mittelmäßigkeit, Schlechtheit zu überlassen und in sich selbst zu kehren und der Teilnahme am Großen, Allgemeinen zu entsagen.

Beide verkehrten Richtungen wird man vermeiden durch Erhaltung und Belebung eines ernsten, religiösen, sittlichen Sinnes, wodurch wir unsere wahre Bestimmung fest im Auge halten, allem Egoismus entsagen und nur dem Großen und Edlen leben, ohne alle Erwartung auf Beifall und Belohnung. Diese Gesinnung wird durch das Studium der Geschichte und besonders das des Lebens der großen Männer der Vorzeit erhalten und befestigt.

Freiherr von Stein

Unter uns

Unsre Bilder und Noten

Artur Wanslebens niederdeutsches Bild mag voranstehen. Schmelzender Schnee, geschwollene Bäche, und ein Himmel zwischen Wehmut und Heiterkeit, aber für morgen, scheint es, zum Lächeln geneigt — Vorfrühling. Man hört aus den Pappeln irgendwas zwitschern, sonst nur das Rieseln in den nassen Wiesen. Das ganze Bild aufgelöst in Gruppen feiner Flecken bis zu dem Himmelsduft, der vom Hintergrund her durch den zarten, laublosen Wegbaumbestand schimmert, welcher den Maler vielleicht besonders angelockt hat. Die Reproduktion ist so gut, wie man's von einem photomechanischen Druck billigerweise verlangen kann, sie bietet, nach dem im vorigen Hefte Gesagten, eine leibliche Imitation des Originals, nicht mehr. Wer genau hinsieht, bemerkt das bei der mechanischen Verkleinerung unvermeidliche Zusammenmischen der Farben und Formen und den schädlichen Einfluß der Schwarzplatte. Wir werden künftig womöglich noch mehr, als schon immer, die Freunde auf die Mängel unsrer eigenen derarti-

Digitized by Google

gen Wiedergaben aufmerksam machen. Übrigens hatte das Original eine so kräftige Naturstimmung, daß sie auch durch die Mängel der Reproduktion immer noch zu spüren ist.

Will man mit photomechanischer Imitation originale Farbgebung vergleichen, so findet man sie in Carlo Böcklins Kasperlebild des erschröcklichen Räubers. Vorausgesetzt allerdings, daß der Auflagedruck so gut wird, wie der Originalumschlag zu diesem Böcklin-Bonusschen Spielbuch, was ich, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht weiß. Im übrigen wolle man zu dem Räuberbildnis den Rundschaubeitrag vergleichen.

Desgleichen zu der lustigen „Träumerei" von Eugen Kirchner die zugehörigen Worte dort.

Der Zweiplattendruck nach Apolinarius Wasnezow, der auf der vorletzten Münchner Kunstausstellung die Deutschen erfreute, mag uns zu diesen Fastnachtzeitläufen heiter daran erinnern, wie manches, was mancher in Bajuvariens Hauptstadt wohl gar für echt münchnerisch hält, nicht nur gen Süden, sondern auch im fernen Nordosten beliebt ist.

Die Illustrationsbeilage gehört zu dem Aufsatz von Heilmeyer über „Heimatliches im Städtebau", die Textbilder gehören zu dem über Böcklin-Bonus' Kasperlebücher. A

Unsre Notenbeilage bringt zunächst ein wunderschönes Largo aus dem D-moll-Konzert für zwei Violinen, Viola, Cello, Violon und Cembalo von dem Italiener Antonio Vivaldi, der 1743 starb. Dieses Konzert war der Musikwelt bisher in der Bearbeitung als Orgelkonzert von Wilhelm Friedemann Bach bekannt und galt als eine Originalkomposition Friedemanns, dessen Hundertjahrfeier neulich von der Musikwelt begangen wurde. Mit dem Beweis, daß der wirkliche Komponist der Italiener Vivaldi sei, wurden die Musikfreunde erst vor kurzem durch Ludwig Schittler überrascht, der das Original soeben auch im Münchner Wunderhornverlag herausgab. Die Friedemannsche Fassung ist unsern Lesern aus dem vorigen Jahrgang des Kunstwarts bereits bekannt. Wir geben den Satz hier in der Klavierbearbeitung, die Professor Stöhr eigens für den Kunstwart gemacht hat. Der Wunderhornverlag kündigt ferner eine vollständige Jubiläumsausgabe Friedemanns an, von der ein Teil bereits erschienen ist. Einstweilen sei unsern Pianisten am wärmsten ein billiges Heft „Polonäsen" empfohlen, das die Wiener Universaledition hat erscheinen lassen. Sie werden mit freudiger Überraschung entdecken, daß sich unter diesem Titel eine Anzahl auch für den Konzertvortrag geeigneter poetischer Charakterstücke und musikalischer Stimmungsbilder von individuellem Reiz birgt, „Lieder ohne Worte" aus dem 18. Jahrhundert.

Von Friedemann Bach bis zu jenem J. Sigismund Scholze, der unter dem Namen Sperontes das berühmte Leipziger Studentenliederbuch „Die singende Muse an der Pleiße (1736—45) herausgab, ist nur ein Schritt. Die „Denkmäler deutscher Tonkunst" haben diese merkwürdige Quelle unserer älteren Ton- und Sittenkultur neuestens in einer wissenschaftlich bearbeiteten Ausgabe von Buhle allgemein zugänglich gemacht, und die praktische Musik beginnt jetzt nach und nach, die Perlen aus diesem reichen Schatz herauszulesen. Wir geben zur Probe hier ein Lied („An Melinde" in der Bearbeitung von Felix Günther), das als typisches Beispiel des deutschen Rokokotons gelten kann und das der Aufmerksamkeit der Sperontesapostel bisher merkwürdigerweise entgangen ist. Nur eine leichte, hohe Stimme wird es zur Geltung bringen können. Man wird auch bald des instrumentalen Charakters der Melodie inne werden, wie denn Sperontes sein Liederbuch meist geschaffen hat, indem er beliebten Melodien von Klavier- und Violinstücken Text unterlegte. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

EUGEN KIRCHNER

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

APOLINARIUS WASNEZOW

Digitized by Google

Digitized by Google

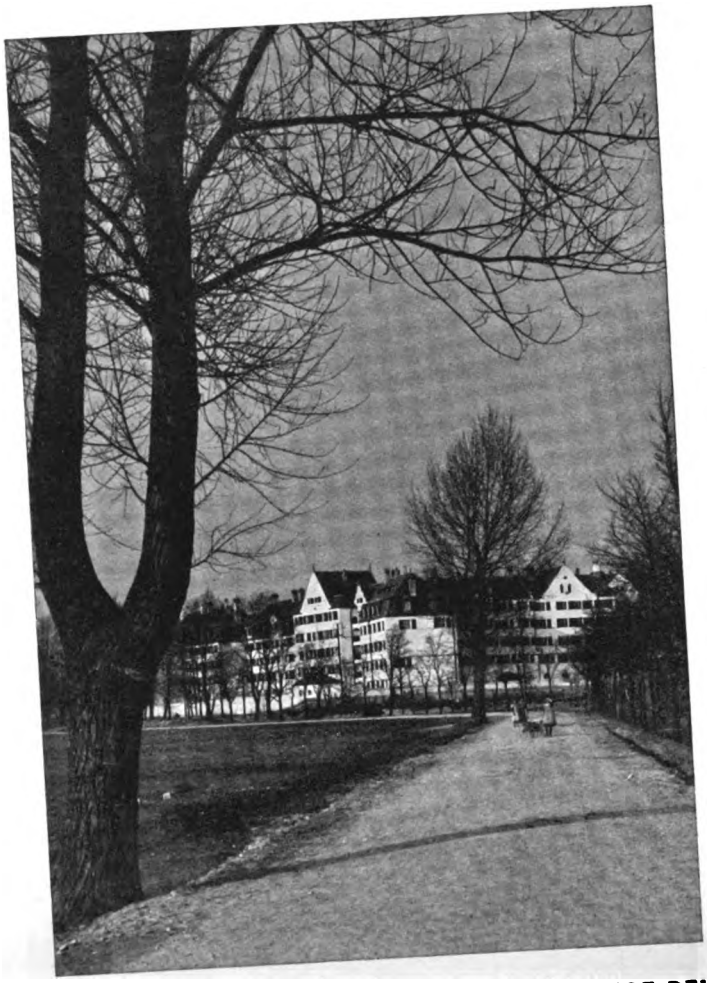
AUS DEM KUNSTWART

WOHNHAUSKOLONIE GIBITZENHOF BEI NÜRNBERG: ARCHITEKT LUDWIG RUFF

Digitized by Google

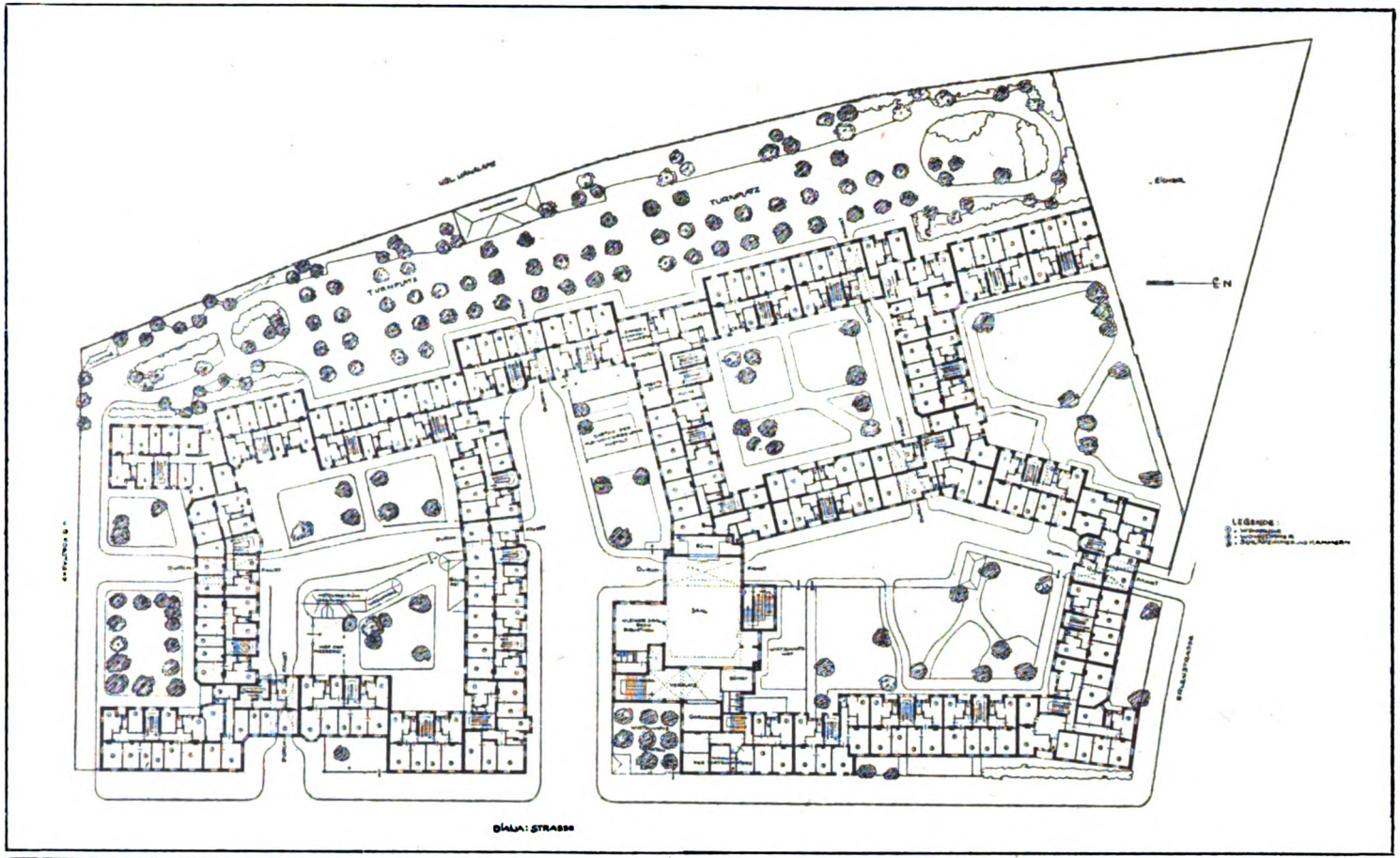
HEIMATLICHES IM STADTEBAU

AUS DEM KUNSTWART



WOHNHAUSKOLONIE GIBITZENHOF BEI
NÜRNBERG: ARCHITEKT LUDWIG RUFF

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

WOHNHAUSKOLONIE GIBITZENHOF BEI NÜRNBERG: ARCHITEKT LUDWIG RUFF

Digitized by Google

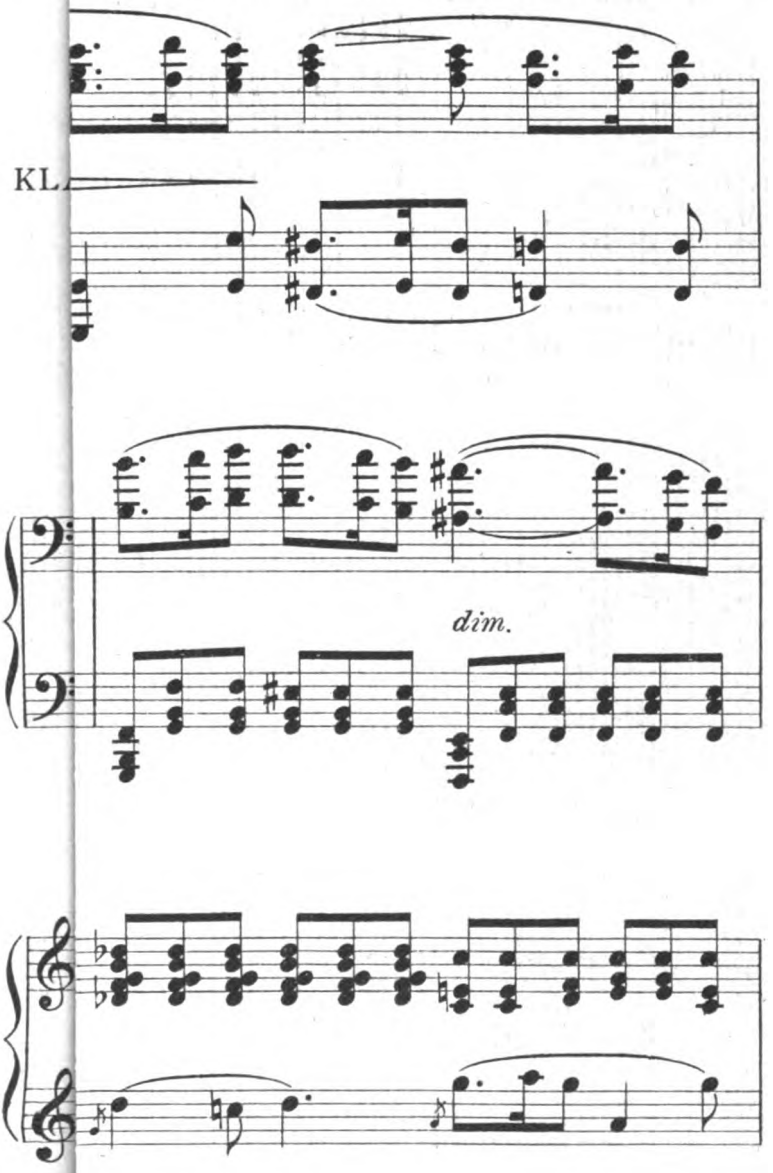
Digitized by Google

LARGO

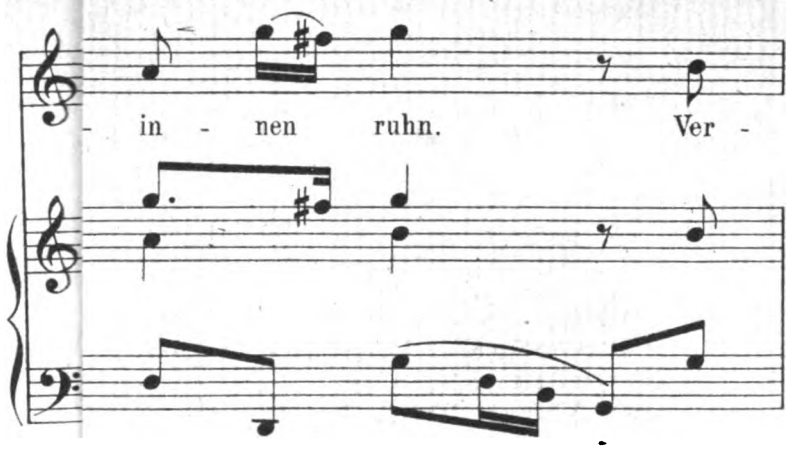
aus dem Violinkonzert in D-moll

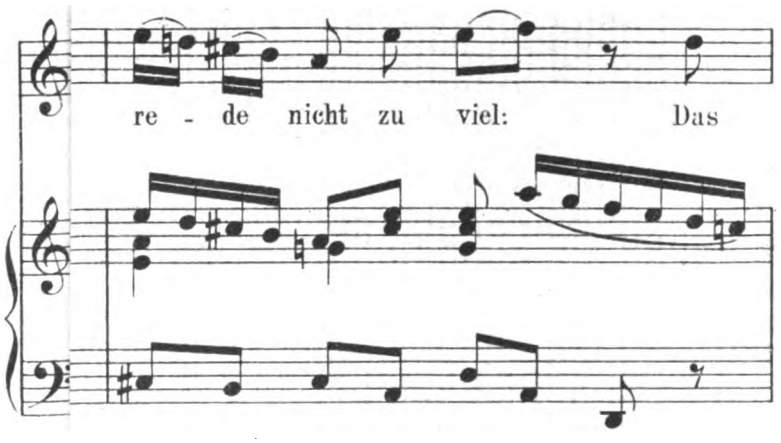
ANTONIO VIVALDI

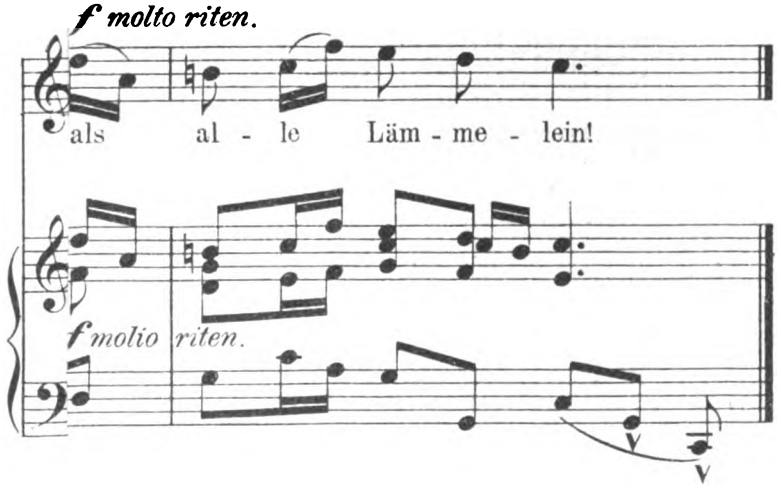
em Orgelarrangement von Wilhelm Friedemann Bach
für's Klavier bearbeitet von Richard Stöhr)



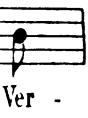
Digitized by Google







Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Peter Feddersen

Jahrg. 24 Erstes Märzheft 1911 Heft 11

Vom Leiden am Feuilleton

In den ersten Jahren des Kunstwarts meldete sich bei mir ein Hilfsarbeiter, dem Aufträge zu geben schien anfangs [illegible] eine Last. Man bekam nie ein „Das kann ich nicht" zur Antwort, mit entgegenkommendem Lächeln übernahm er „die Sache", „verstand vollkommen", lächelte nochmals, wenn man fragte: „Können Sie das noch?", und nun überlegen, und sagte: „Machen wir!" Seine [illegible]swerte Zeit, so hatte der Mann mit ein paar großen [illegible] Himmel der Denkbarkeiten seine Saat vom Blauen herunter. [illegible] nun lag das Manuskript schon auf meinem Tisch. „Aber [illegible] das stimmt doch nicht!" „Wie, wie? ... allerdings ... daran habe ich nicht gleich gedacht." Er war ein liebenswerter Herr, nur: bei Licht besehen konnte der Alleskönner gar [illegible] zu sammeln schien ihm gar keine Aufgabe. Auf eine [illegible] ging in seinem Gehirn [illegible] ein Puffen und Zischen [illegible] wie bei Feuerwerkskörpern, auch wo's darauf ankam, [illegible] zu zielen. [illegible] Feuerwerkern ein bißchen und auf ein [illegible] ganz lustig zu sehen. [illegible] nicht früh [illegible] vielleicht ein beliebter [illegible]. Aber [illegible] wohl gefühlt, weil er [illegible]

[illegible] Es gibt reiche [illegible] Sehnsucht, Bekennerlust durch ihr Wort zu [illegible] was zur Poesie gehn, [illegible] weil sie hier einen [illegible] am Feuilleton leiden. An [illegible]

[illegible] hat. Es hat eine Menge von Kunstwerken hervorgebracht, und eine Menge von Stimmungen [illegible] Man muß nicht meinen, [illegible] Kleinstädterei, den kann nicht [illegible] beim Kunstwart [illegible] Ein kunstreich [illegible] Feuilleton. Es ist [illegible] schon da. Das Feuilleton [illegible] den letzten Jahrzehnten sehr verfeinert und [illegible] vertieft. Aber [illegible] steht unter [illegible] gefährlich werden. [illegible] sind, die von ihm verlangen, daß ihr [illegible] denen [illegible] sei. [illegible] sehen, meist an die Tages[illegible] Blättern kommt es auf den [illegible] Zeitung wird's weg[illegible] eine außerordentlich große [illegible] wird, die ihr Blatt lesen [illegible] großen Mehrzahl also zu[illegible] Feuilletonschreiber dich noch [illegible] rechnen, daß du von vielen

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Märzheft 1911 Heft 11

Vom Leiden am Feuilleton

In den ersten Jahren des Kunstwarts meldete sich bei mir ein Hilfsarbeiter, dem Aufträge zu geben schien anfangs ordentlich eine Lust. Man bekam nie ein „Das kann ich nicht“ zur Antwort, mit entgegenkommendem Lächeln überflog er „die Sache“, „verstand vollkommen“, lächelte nochmals, wenn man fragte: „Können Sie das auch?“, und nun überlegen, und sagte: „Machen wir!“ Keine nennenswerte Zeit, so hatte der Mann mit ein paar großen Griffen an den Himmel der Denkbarkeiten seine Sätze vom Blauen heruntergeholt, und nun lag das Manuskript schon auf meinem Tisch. „Aber Herr Soundso, das stimmt doch nicht!“ „Wie, wie? . . . allerdings . . . gerade *daran* habe ich nicht gleich gedacht.“ Er war ein liebenswürdiger Herr, nur: bei Licht besehen konnte der Alleskönner gar nichts. Sich zu sammeln schien ihm gar keine Aufgabe. Auf eine Anregung hin ging in seinem Gehirn sofort ein Puffen und Zischen durcheinander wie bei Feuerwerksonnen, auch wo's darauf ankam, nach einem Punkte zu zielen. Doch war das Feuerwerkern ein bißchen aus der Ferne und auf ein Viertelstündchen ganz lustig zu sehen. Hätte der Mann nicht früh umgesattelt, er wäre vielleicht ein beliebter Feuilletonist geworden. Und hätte sich dabei wohl gefühlt, weil er ein geborener Flachkopf war.

Es sind aber nicht alle Feuilletonisten Flachköpfe. Es gibt reiche und feine Geister unter ihnen, Geister mit Erkennersehnsucht, Bekennermut und herzlichem Willen, ihren Mitbrüdern durch ihr Wort zu dienen. Menschen, die mit freudigem Idealismus zur Presse gehn, nicht, weil sie ihren Beruf verfehlt haben, sondern weil sie hier einen Beruf für sich sehn. Das sind, die dann am Feuilleton leiden. An ihren Kräften und ihrem Glück.

Das Feuilleton ist gewiß nicht ohne Wert. Es hat eine Menge von Kenntnissen verbreitet, die nützlich waren, und eine Menge von Stimmungen, die anregten. Da es bei Kenntnissen nicht mehr als Kleinstückwerk geben kann, liegt sein Hauptwert beim Künstlerischen. Ein künstlerisch reizvolles Feuilleton ist möglich. Es ist ja längst schon da. Das Feuilleton hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten sehr verfeinert mit seiner literarischen Kleinkunst. Aber diese Kunst steht unter Bedingungen, die für die Ausübenden oft geradezu tragisch werden. Dann, wenn sie Menschen sind, die von sich verlangen, daß ihr Beruf Ausfluß und Ausdruck ihres besten Innenlebens sei.

Das Feuilleton ist selten ans Wochenblatt, meist an die Tageszeitung gebunden. Mit den politischen Nachrichten kommt es auf den Morgen- oder Abendtisch, und mit der Tageszeitung — wird's weggeworfen. Es hat mit den Tageszeitungen eine außerordentlich große Auflage. Aber eine, die von Lesern gebildet wird, die ihr Blatt selten des Feuilletons wegen halten, in der großen Mehrzahl also sozusagen von Zufallslesern. Du magst als Feuilletonschreiber dich noch so vertiefen wollen, du kannst nicht darauf rechnen, daß du von vielen

Digitized by Google

mit Vertiefung geleſen wirſt. Daß man mit dir zuſammen weiterbaue auf dem, was du früher geſagt haſt. Nicht einmal darauf, daß man ſich deiner früheren Worte auch nur erinnere. Deiner Arbeit fehlt der geordnete und in den Köpfen der andern ordnende Zuſammenhang. Jeder Beitrag muß für ſich ſelber glänzen und locken und muß mit ſich ſelber fertig ſein. Sein Gehalt muß nach aller Möglichkeit an die Außenſeite gelegt werden. Er muß ja auch dekorieren, muß die Zeitung als ſolche ſchmücken. Muß „brillieren“ machen, wie er „Brillanten“ bringt. Nichts „entſetzlicher“, als wenn er's ernſt nimmt, wenn er „fad“, wenn er gar „ſchulmeiſterlich“ iſt. Immer heiter, immer witzig, immer geiſtreich — immer ſo, als ließen ſich die Dinge, die man behandelt, in der Viertelſtunde *erledigen*, die man Sprechzeit hat. Vor allem: *herſehen* müſſen ſie. Stehſt du auf dem Kopf, ſo tun ſie's wohl am meiſten: werde Kopfclown, ſo klatſchen die Hände am lauteſten, und aufs laute Klatſchen kommt's hier an.

Bedenkt man, daß ſolche Forderungen aus dem Weſen des Feuilletons ſich ganz natürlich, daß ſie ſich geradezu als ſeine *Stil*forderungen ergeben, ſo kann man bei aller Abneigung gegen einzelne Leute von der Entwicklung des modernen deutſchen Feuilletons doch nicht ohne Reſpekt reden. Das Feuilleton der beſten deutſchen Zeitungen ringt darum, trotz dieſes der Gattung innewohnenden Fluches gut zu ſein. Der künſtleriſchen Verfeinerung des Feuilletons durch die Feuilletoniſten ſelbſt gedachte ich ſchon, aber auch die Redakteure und Verleger haben das Ihrige getan, aus dem deutſchen Feuilleton ſo viel wie nur möglich zu entwickeln. Einige große Tageszeitungen ſind „unter dem Strich“ tagweiſe Fundgruben feiner Sachen und Sächelchen, und einige haben ja ſogar „Unterhaltungsbeilagen“ ausgebildet, die eigentlich gute täglich erſcheinende Zeitſchriften bedeuten. Die Beteiligten wiſſen das und dürfen es wiſſen. Die Feuilletoniſten ſuchen ihre beſten Beiträge durch Sammelbände von dem Untergang mit dem Zeitungsblatte zu retten. Aber abgeſehen davon, daß ſie dann meiſtens doch nur ein recht kleines Publikum finden, nachträglich verändern ließe ſich gerade ein Ding von künſtleriſchem Charakter nicht ohne Bruch. Man läßt es alſo, wie man's laſſen muß: in einer Form, die dem Tagesbedarf eines Zeitungspublikums angepaßt war. Und alſo für das Buch wieder in einer unzweckmäßigen, ſtilloſen Form.

Nun gibt es ja wie für jede Spezialität auch für Feuilletons ſpezialiſtiſche Talente. Begabungen rein fürs Plaudern, denen es nichts ſchadet, gefällig und obenhin jahrzehntelang leichte Ware zu produzieren, Talente des ſchillernden Spiels, für die es ebenſo wie für den Zuſchauer gleichgültig iſt, wenn ihre Seifenblaſen platzen. Aber gerade ſolche Talente haben wir unter den Deutſchen, auch unter den jüdiſchen Deutſchen durchaus nicht viel, und da ſie geiſtig arm ſind, ſchreiben ſie ſich auch bald aus. Unſre meiſten guten Feuilletoniſten ſind Männer ernſteren Wollens und größeren Strebens, weil größeren Vermögens. Sie wollen erkennen und erkennen helfen. Schreiben ſie nur gelegentlich Feuilletons, ſind ſie Feuilletoniſten nur im Nebenberufe, ſo mag ſich's machen. Ein häufiges Feuilletonſchreiben aber verlangt ſelbſt von dem Mann mit ſpezifiſcher Plauderbegabung ſo viel künſtleriſche Übung und Arbeit, daß er ein anderes Gebiet der gei-

Digitized by Google

stigen Tätigkeit, ein Gebiet, auf dem er sich bis zur Befriedigung ausarbeitete, kaum auch noch bebauen kann.

Der Feuilletonist muß stets leicht verständlich sein oder doch leicht verständlich scheinen. Das muß bei der Mehrzahl der Schreiber (zumal der Schreiber ums Brot) allmählich dazu führen, die Schwierigkeiten zu übersehen oder doch zu ignorieren und nur das herauszuholen, was auf der Oberfläche schaukeln kann. Um so mehr, als das Feuilleton auch stets so wirken muß, als sei dem Schreiber das Schreiben ganz leicht geworden. Dann: da das Feuilleton wirklich oder scheinbar künstlerische Form haben soll, so sind eben auf das Formen feinere Geisteskräfte zu verwenden — aber anderseits: Umfang und leichtverständliche Weise sind vorgeschrieben, es ist also doch kein freies Gestalten als Ausdruck der Forderungen möglich, welche die Sache und anderseits die Persönlichkeit des Schreibenden stellt. Immer nur die Forderung des Feuilletonstils: Plaudere über etwas. So droht die Gefahr des Manierismus, der wir so viele der feinen und feinsten Köpfe unter den Feuilletonisten erliegen sehen.

Ich will hoffen, daß ich mich täusche, aber mir scheint: das Feuilleton fordert „Menschenopfer unerhört". Ich habe schon manchen gekannt, der schließlich mit Ekel und Bitterkeit auf eine Schriftstellerei sah, die dem Publikum Heiterkeit und Geistgesprüh vortänzelte. Manchen, der sich bei der nüchternsten Erwerbsarbeit im Grunde wohler gefühlt hätte, als bei dieser, wo jedes Weiterdringenwollen auf die Gittertür mit der Inschrift stößt: „Hier hört das Reich des Feuilletons auf." Und es waren und sind durchaus nicht nur „Schornalisten" und Händler mit Schmockbrillanten, denen es so ging und geht. Es sind und waren vortreffliche Menschen und ernste Köpfe dabei, die ursprünglich nichts zum Feuilleton geführt hatte als der Wunsch: in recht weiten Kreisen des Volkes für gute und echte Werte in moderner Form zu wirken. Wirkliche Denker und wirkliche Dichter haben am Feuilleton gelitten und sind am Feuilleton gestorben.

Wie seine Schreiber leiden seine Leser an ihm. Unter den Denkenden ist es längst eine Banalität, zu sagen: läsen wir mehr Bücher und weniger Zeitungen, so wäre das für unsre innere Kultur bekömmlicher. Es hilft uns doch nichts, wir kommen vorläufig vom Feuilleton nicht los. Unsre äußere Kultur, unsre Zivilisation hat sich so entwickelt, daß sie den zum Lesen von Zeitungen *zwingt*, der als Beteiligter und Wirkender *in seiner Zeit und mit ihr* leben will. Es ist nicht nur Neigung und Bequemlichkeit, es ist auch die Pflicht, die uns die Zeitung zur Hand gibt. Und mit der Zeitung lebt das Feuilleton. Ob uns seine Gattung als solche behagt oder mißfällt, wir müssen denen danken, die sich bemühn, seine Möglichkeiten im Kulturinteresse auszunützen, wie sie ebensogut gegen die Kultur ausgenützt werden können.

Die unverkennbare Verbesserung der Feuilletons seit Lindaus und Blumenthals Blütetagen erweckt immerhin Hoffnungen. Das bloße „Scherzen", um sich zu produzieren, das witzelnde Seiltänzeln und logische Reifenspringen, eben: das Kopfclowntum ist heute entschieden weniger angesehn und weniger beliebt — es machen lange nicht mehr so viele Jünglinge, wie zur Gründerzeit, bloß damit ihr Glück. Die Misch-

Digitized by Google

gattung der plaudernden Besprechung dessen, was der Tag bringt, wird bleiben — aber sie wird weiter zurücktreten. Täuschen die Beobachtungen an unsern besten Feuilletons nicht, so sind eben sie, die besten, schon bewußt oder unbewußt in den Anfängen dazu: Kunst und Wissenschaft hier auseinanderzulegen. Vielleicht wird das Ideal-Feuilleton der Zukunft aus drei Gruppen gemischt oder klar in sie eingeteilt sein: leichte Stimmungsplauderei zur Erholung, reine Wissenschaft zur Belehrung und reine Kunst zum ästhetischen Genuß. Ich meine, daß es in der Nachbarschaft hier: ernsthafter Erörterungen und dort: reiner Kunst, auch heiterer Kunst den „Beplauderern" mit der Zeit noch unbehaglicher würde. Im übrigen wäre auf diese Weise wohl den Schreibern wie den Lesern des Feuilletons so weit geholfen, wie das die vorhin besprochenen besonderen Stilerfordernisse dieser Gattung zulassen.

Die Frage ist um so viel wichtiger, als der erste Gedanke meint, wie der Einfluß des Feuilletons größer ist, als den meisten bewußt wird. Wie die Zeitung überm Strich am politischen Leben, so webt ja die Zeitung unterm Strich an unserm gesellschaftlichen Leben mit und darüber hinaus am privaten Leben von unermeßbar vielen. Von denen allen, welche nicht als Einzelne zählen, sondern nur die „Schichten" bilden, ob sie sich auch für Selbständige halten. Die Abneigung gegen das Ernsthafte, das „fad", die billige Spottstimmung gegen das Unterrichtende, das „schulmeisterlich", das Ablehnen des Gründlichen und dadurch Soliden, das „philisterhaft" erscheint, drei in ihrem sozialen Wert doch wirklich zweifelhafte Eigenschaften, sie werden in unsrer Gesellschaft sehr wesentlich mit durchs Feuilleton gezüchtet. Wie früher in der Gesellschaft, die sich für die bessere hält, der Salon den „Ton" angab, so gibt heute das Feuilleton den Ton an, sei's auf dem Wege übern Salon weg oder unmittelbar. Alles nur berührend, betippend, mit allem spielend, und aus den Bedingungen seiner Gattung heraus süchtig zu gefallen, kokett, kann es selbst über das Gediegene nicht anders als mit dem Gegenteil von Gediegenheit sprechen. Wieviel seichter unser Treiben dadurch geworden ist, wer will's nachweisen, aber wer fühlt es nicht!

Künstlerische Beiträge aus dem Geistesleben der Nation heraus zu gestalten, ist eine andre Aufgabe, als über das Geistesleben der Nation in künstlerischer Form zu geistreicheln. Wissenschaftliche Ergebnisse literarisch gut zu vermitteln, eine andre, als mit ein paar Neuigkeiten aus der Wissenschaft journalistische Effekte zu machen. Wenn wir Gebildeten die Zeitungen unterstützen, die auch unterm Strich jetzt schon in der angedeuteten Richtung arbeiten, so dienen wir damit der nationalen Kultur über das Zeitungswesen hinaus, da es ja nicht nur ihr Spiegel, sondern auch eine ihrer Quellen ist. A

Zur Hebung des Kinetographenwesens

Es gibt bereits einen „Kampf gegen Schund-Kinematographie". An vielen Orten nehmen ihn Vereine, die an der Reinigung der geistigen Kost des Volkes arbeiten, auf. Ebenso Schulbehörden. Die Polizeibehörden haben Bestimmungen eingeführt, wonach die Bilder, besonders

Digitized by Google

die für Kinderaugen berechneten, einer vorbeugenden Zensur bedürfen. An einigen Orten ist man aber auch weiter gegangen und bereits zu einer freiwilligen Organisation gelangt. So bestehen unter anderm in Hamburg und in Leipzig Lehrerausschüsse zur Hebung der Kinematographie auf Grund freundwilligen Übereinkommens und Zusammenarbeitens mit den Kinobesitzern. In Halle a. S. arbeitet ein Ausschuß des Dürerbundes in solchem Sinne. In einer süddeutschen Stadt hat der Schultheiß mit der Lehrerschaft die Sache offiziell in die Hand genommen. Im Auslande (besonders in Schweden und Dänemark) sind die „Biograph-Komitees" der Lehrerschaft eine wohleingeführte Einrichtung. Überall nun, wo solche Organisationen bestehen, drängt sich bald der Wunsch hervor, von einer bloßen Bekämpfung des Unzulänglichen und Ausmerzung des Verwerflichen zu schaffender Tätigkeit vorzugehen. Darin treffen diese Organisationen wieder mit auswärtigen staatlichen Anstalten zusammen. In Österreich hat das Eisenbahnministerium dem Gegenstande seine Aufmerksamkeit geschenkt. In Paris möchte der bekannte „Service des projections luminaires", das „Lichtbilderamt", das ganz Frankreich kostenlos und von Staats wegen mit fertigem Material zu Lichtbildervorträgen versorgt (ähnlich wie es in Deutschland in bescheidenerem Maßstabe und auf seine eignen Kosten der Dürerbund versuchte) kinematographische Films in seinen Turnus aufnehmen. In London soll das alte „Poloptical Institute" wieder aufleben, nachdem die Kinematographie neue Möglichkeiten zur Durchführung seines Programms „Volksbelehrung durchs Auge" geschaffen hat. Die Liste ließe sich vermehren. Überall, wo solche Ideen in entsprechend gebildeten Kreisen wirken, stellt sich heraus, daß man sich nicht — wie in den Kinotheatern — auf kinematographische Bilder allein beschränken will, sondern es als organische, als ästhetische und sachliche Notwendigkeit empfindet, mindestens Lichtbild und erläuternden Vortrag, gegebenenfalls aber auch Musik und Illusionsmittel zu verwerten, auch wohl alte Lichtkünste (wie Schattenspiele usw.) aufleben zu lassen. All diese „poloptischen" Künste fassen wir nun unter dem Namen „Kinetographie" (technische Festhaltung von Licht- und Klangwellen, physikalischen Bewegungen) zusammen.

Wenn wir uns dem Ziele zuwenden, „die in der Kinetographie ruhenden wissenschaftlichen und künstlerischen Möglichkeiten verwirklichen zu helfen", so ist es zunächst nötig, daß die Films sich in den Dienst eines beherrschenden Programmgedankens stellen lassen. Obgleich zusammengesetzt aus lauter technischen Notwendigkeiten und technischen Behelfen, muß die Darbietung als Ganzes doch wieder eine einheitliche Schöpfung sein. Es genügt nicht, daß die Bilder „so ungefähr" zum Thema passen, oder sich „zur Not" dabei verwenden lassen. Die Art der Filmherstellung und ihres geschäftlichen Vertriebes machen aber die Verwirklichung dieser (nicht nur ästhetischen) Grundforderung zurzeit unmöglich.

Fast alle Films werden im Auslande, besonders in Paris, in London und in Italien hergestellt, auch von Amerika gelangt jetzt manches über London oder Paris zu uns, einiges auch aus Skandinavien. Deutschland hat keine nennenswerten Filmfabriken, wenigstens keine, die Films belehrenden Inhalts regelmäßig und in größerem Maßstabe erzeugen. Die fast einzige Firma „Eclipse" in Berlin ist hauptsächlich Vertreterin auswärtiger Firmen, unter deren Flagge sie auch

Digitized by Google

hin und wieder deutsche Aufnahmen bringt. Wir Deutschen haben uns als „Monopol" das Fragwürdigste auf diesem Gebiete vorbehalten: das „Tonbild", das heißt die kinematographische Vorführung eines Vorgangs gleichzeitig mit grammophonischer Wiedergabe des dazugehörigen Geräusches. „Ton" und „Bild" sind aber nicht gleichzeitig aufgenommen, sondern das Bild ist eine nachträgliche Pantomime zur Grammophonaufnahme. Es handelt sich fast nur um kurze Lieder oder Opernszenen, die im Auslande abgelehnt werden, die aber bei uns selbst manche Gutgekleideten „süß" finden.

Alle an einem der genannten Orte entstehenden Films werden von einem verabredeten Zeitpunkte an nach ihrem Erscheinen auf einige Zeit in aller Welt, wo es Kinotheater gibt, vorgeführt. Die Kinobesitzer bestellen vorher ihren Bedarf, die Bestellungen laufen in Paris, London usw. zusammen, und nun werden nach der meist nur einmal vorhandenen Uraufnahme, dem „Negativ", die nötige Anzahl „Positive" (Abzüge) ausgeführt. Das Negativ wird durch diese einmalige starke Inanspruchnahme so beschädigt, daß es danach fast wertlos ist. Spätere Abzüge weisen von vornherein technische Mängel auf. Überdies haben die Fabriken nur ein geringes Interesse an Nachbestellungen, ja, sie haben oft ein Interesse daran, diese Nachbestellungen zu erschweren, weil sie den Absatz der neuen Aufnahmen beeinträchtigen. Nur wenige Kinobesitzer und Leihfirmen (in Deutschland etwa 40) kaufen ihre Films; die übrigen leihen sie von ihnen wochenweise. Bedenken wir noch, daß auch die „Positive" (die Abzüge) in etwa 8—16 Wochen durch die ständige Vorführung vernichtet werden, so begreifen wir, daß tatsächlich — unter der heutigen Geschäftsorganisation — nur die jeweils in den letzten 8—16 Wochen erschienenen Films überhaupt für Vorführungen zu erlangen sind. Auch die aber nur für Firmen, für Kinotheater, die einem der Verleih- oder Weiterverkaufsringe als Abonnenten regelmäßig angeschlossen sind. Welcher Geschäftsmann würde auch Kunden, mit denen er einen wöchentlichen Umsatz von oft Tausenden von Mark erzielt, zugunsten von „Idealisten" oder sonstigen „Privatleuten" schädigen?

Der einzige Weg für Privatleute, Schulen, Vereine, Sammler, brauchbare Films zu erhalten, ist der, sie nach den in Berlin gezeigten Mustern fest und kaufweise zu bestellen. Denn: ausnahmsweise geliehene Films können nicht anders als schadhaft sein und flimmernde, löchrige Bilder sind auf alle Fälle kein Volks- oder gar Jugendbildungsmittel. Ferner: nur auf dem genannten Wege ist es (in der Regel) überhaupt möglich, die Bilder, die man bestellen soll, vorher zu sehen. Bei Nachbestellungen ist das ausgeschlossen. Wenige Firmen (zum Beispiel Eclipse) nehmen überhaupt in Deutschland derartige Bestellungen an; ich selber habe in London nur ganz ausnahmsweise und unter Verpflichtung, dies „ausnahmsweise" überall zu betonen, die Negative gewünschter Bilder durchsehen dürfen. Es hat, ehe ich ein Programm zusammen hatte, mich und einen Vertreter der Firma acht volle und nervenerschöpfende Arbeitstage gekostet.

Einzelne Firmen geben zwar dicke und dünne Kataloge ihrer Aufnahmen heraus, in denen es von Beschreibungen „wissenschaftlicher" Films wimmelt. Aber wer kann „die Katze im Sack", das heißt Films nach dem Katalog kaufen? Ein Film kostet meist zwei- bis dreihundert Mark, und der Besteller würde merkwürdige Dinge erleben können. Ein Bei-

Digitized by Google

spiel für viele: der Verein „Bild und Wort“ erhielt von drei verschiedenen Firmen drei verschiedene Films „Palästina“. Zufällig war der jetzige Propst von Jerusalem in der Lage, sie feststellen zu helfen, und was zeigte sich? Ungefähr die Hälfte aller Bilder war gefälscht. Ein Nilarm sollte der Jordan sein, unter dem Titel „Jerusalem“ wurde eine prächtige „Panorama“-Aufnahme von Kairo gezeigt. Diese Bilder waren vorher unbeanstandet durch Tausende von Kinotheatern gegangen. Die Firmen waren guten Glaubens gewesen. Die Feststellung des wirklichen und wesentlichen Inhalts von Films ist nachträglich oft geradezu unmöglich.

Weiter: wöchentlich kommen ungefähr vierzig „Sujets“ in Deutschland auf den Markt. Darunter sind kaum mehr als zwei von zehn wenigstens ihrem Gegenstande nach „belehrender“ Natur; die übrigen acht sind „gestellte“ Films, „Dramen“ und dergleichen mehr, mit oft wundervollen Titeln. So unerschütterlich oft die Überzeugung ihrer Hersteller und ihrer Vorführer ist, daß sie „hochkünstlerisch“ sind, so können wir doch zurzeit diese ganze Gruppe außer Betracht lassen. Es gibt oft hübsche Szenen darin, namentlich solche, die auf dem Hintergrunde der wirklichen wunderbaren Natur oder Architektur Altenglands, Frankreichs und Italiens gespielt sind. Das bedeutet Keime, aus denen sich wohl etwas entwickeln ließe. Aber dramatisch-künstlerischen Wert haben sie schon deshalb so gut wie keinen, weil sie bestenfalls eine gewisse Manier uns fremder Nationalbühnen mit Darstellern zweiten bis letzten Ranges veranschaulichen. Gestellte Films, die Bildungswert haben könnten — denken wir etwa an die kinematographische Darstellung historischer Tänze, wie der jetzt von Buchmayr wieder belebten — werden nicht gemacht. Denn nun das letzte, was auch für den Wert der eigentlichen „belehrenden“ Films (die „Branche“ benennt sie mit dem Sammelnamen „Aktuelle Bilder“) zu beachten ist: sie alle sind einzig und allein für den Massenabsatz in den Kinotheatern aller Welt berechnet.

Die Herstellung eines wettbewerbfähigen Films ist, alles in allem, eine sehr kostspielige Sache. Unter tausend Mark läßt sich kaum einer machen, von manchen wird aber behauptet, sie verlangten einen Aufwand von Hunderttausenden. Selbst wenn man bei solcher Zahl gelassen annimmt: „die Hälfte“, so liegt klar: Sollen diese Kosten nicht nur hereinkommen, sondern auch lohnen, so genügt der Absatz selbst eines ganzen Landes wie Deutschland nicht. Den Beweis liefert die Tatsache, daß bisher noch keine deutsche Firma sich in den internationalen Wettbewerb gewagt hat; das etwaige „Wohlwollen“ unsrer gebildeten, schöngeistigen und amtlichen Kreise zahlt keine solchen Summen aus. Kein den Ansprüchen von Volksfreunden entsprechender Film erblickt das Licht der Welt, dem nicht ein Absatz über mehrere Länder verbürgt ist.

Sehen wir aber von den teuersten, den „gestellten“ Films ab, so liegt die Sache immerhin günstiger.

Auch von den billigeren freilich wird uns unter den jetzigen Umständen ein brauchbares Bild nur in seltenen Ausnahmefällen zur Verfügung stehn. Auf solche Ausnahmefälle läßt sich keine Organisation zur Hebung der Kinetographie aufbauen. Kinematographische Aufnahmen von mehr als zufälligem Bildungswert müßten unter vorheriger Beratung mit wissenschaftlichen und erzieherischen Sachverständigen hergestellt werden. Das wäre eine Bedingung. Aber die andere sehr praktische wäre die: diese

Digitized by Google

Sachverständigen müßten der Filmfirma auch von vornherein eine Organisation entgegenbringen, die einen bestimmten, regelmäßigen und genügenden Absatz von in dieser Art hergestellten Films sicherte. Ist das möglich?

Die vorhandene Organisation des Filmmarktes weist den Weg dazu. Ebenso wie die Kinobesitzer der ganzen Welt ein System von Ringen darstellen, durch das die jeweils neuen Wochenprogramme bis zu ihrer Abnutzung hindurchwandern, so könnten solche Ringe auch von denen gebildet werden, die für volkserzieherisch wertvolle Films Interesse haben. Wie Kinobesitzer unmöglich Films kaufen können, ohne weiteren Absatzes sicher zu sein, so wird auch schwerlich eine Schule oder ein Verein anders als in solcher Form Films kaufen können. (Von Films als wertvollem Sammelgegenstand spreche ich hier nicht.) Die Zahl der Interessenten ist bereits heute groß genug, und ihre Ansprüche — besonders die der Schulen — sind im allgemeinen international gleichartig. Es ist aber nicht einmal nötig, daß diese Interessenten sich bereits Vorführungseinrichtungen anschaffen, ehe die dazugehörige Filmaustauschgliederung in Ordnung ist. In dem Augenblick, da es überhaupt verleihbare, unseren Ansprüchen genügende Programme gibt, ist natürlich jeder Kinobesitzer imstande und bereit, in seinem Lokal Schul- und Vereinsvorstellungen nach Wunsch zu veranstalten. Angeregt und in Gang gehalten werden kann aber eine solche Maschine nur von einem lediglich hierfür arbeitenden Mittelpunkte aus, dessen Aufgabe gleichzeitig sein müßte, eben die Wünsche der Pädagogen und sonstiger Fachleute an den geschäftlichen Stellen geltend zu machen. Daß das geht, ist sicher, denn es gehört nur der Zusammenschluß aller berührten Kreise dazu. Und zwar müßte dieser zuerst da sein.* Mit „Sympathien" allein fangen wir diese Fische nicht.

Aber nicht nur Vereine und Volkserzieher, sondern vor allem das „Publikum", die öffentliche Meinung selbst, muß ihren Willen in dieser Richtung bekunden. Jeder, der gern einmal auch einer „Lichtspielvorstellung" mit voller Befriedigung zusehen möchte, müßte mithelfen, solche Vorstellungen zu ermöglichen. Wie's jetzt steht, ist auch das Beste auf diesem Gebiete nur Behelf.

Hermann Häfker

Lose Blätter

Im Alter

Von Wilhelm Jensen

Mich umglühen die Sonne und blühender Mohn,
Es summt mir der Wind um die Wangen.
Seit wann bin ich auf Erden schon
In Wind und Sonne gegangen?

* Wir können die vorstehenden Ausführungen natürlich nur mit allem Vorbehalt wiedergeben, da uns die Einzelkenntnisse auf diesem Gebiete fehlen. Hermann Häfker (Dresden-A., Neumarkt 4) bemüht sich, einen Zusammenschluß derer, die sich für eine gedeihliche Entwicklung der Kinetographie interessieren, herbeizuführen. Er hat den Vorteil praktischer Erfahrungen auf diesem Gebiet. Doch sind jetzt auch von anderer Seite (Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel) verwandte Bestrebungen angeregt. K.-L.

Digitized by Google

So viele waren's auf langem Weg,
Die alle lieb mir waren;
Wir gingen zusammen in trautem Gespräch
Mit dunklen und bleichenden Haaren.

Nicht zählen mehr kann ich's, wieviel es sind,
Die Lippen und Augen hatten;
Mir ist, mit Stimmen redet der Wind,
Die Sonne wirft neben mir Schatten.

Herauf klopft das Herz auf der einsamen Flur
Mir im Drängen vor Freuden und Schmerzen;
Es tickt mit drängender Hast die Uhr
Mir auf dem klopfenden Herzen.

Aus Ottomar Enkings „Kind"

[Enkings Stück* vom „gottgewollten Mißverstehn zwischen Eltern und Kindern" hat Düsel im vorigen Kunstwarthefte gelegentlich der erfolgreichen Berliner Erstaufführung besprochen. „Unmittelbarer aus unserm tagtäglichen Leben kann ein Gemütskonflikt nicht gut gegriffen werden als dieser zwischen den beiden alten Knees, »klein Pappa« und »klein Mamma«, die in der altgeheiligten Koggenstedter Moral leben und sterben, und ihrer Tochter Ida, die auf eigne Faust nach Hamburg geht, sich dort sans façon verheiratet, sich aus Gründen besseren wirtschaftlichen Vorwärtskommens nach kurzem schon mit dem Gedanken der Scheidung trägt und endlich gar die Sorge für die ihretwegen heruntergekommenen Alten auf die eignen Schultern nimmt. Aber alles andre wären Vater und Mutter Knees am Ende hinweggekommen; aber daß das Kind kein »Kind« mehr sein will, daß es ihnen so offen und deutlich zu verstehen gibt: meinetwegen seid ihr jetzt überflüssig, ich kann auf meinen selbeignen Füßen gehen, brauche weder euer Geld noch eure Sorgen — das bricht ihnen schier das Herz entzwei. Denn Kind soll Kind, und Eltern sollen Eltern bleiben: so steht es im Pflichtenbuch der Koggenstedter Stadt- und Lebensanschauung, so steht es in ihren treuen Herzen und in ihrer opferfreudigen Seele. Ihr meint doch nicht etwa, das müßte ein Trost oder wohl gar eine Freude für sie sein, daß aus der Ida, die so weit vom Stamm gefallen, in der Fremde trotz alledem ein tüchtiger Mensch, eine tapfere Persönlichkeit geworden ist? Ach nein, sie sehen immer nur das eine: sie ist anders als wir, und sie ist das, *was* sie ist, auf eignen Wegen, ohne unsern Willen, ohne unser Zutun geworden, und in Zukunft werden nicht wir ihr, sondern wird sie unser Leben gestalten und betreuen. Lieber Gott im Himmel, was sind wir glücklichen alten Leute für arme, unglückliche Eltern!"

Wir geben das meiste des letzten Aktes. Die Alten haben ihr Häuschen verkauft, um für „das Kind" die Zinsen einbringen zu können, da ein der Tochter zugefallenes Vermächtnis durch einen Bankkrach verlorengegangen ist — aber sie fühlen sich in der neuen Wohnung höchst ungemütlich. Sparen, sparen für Ida, der sie den Verlust nicht gesagt haben, das ist die Losung.]

* Es ist als Buch bei Karl Reißner in Dresden erschienen.

Digitized by Google

Frau Knees: Wenn das Kind ahnte ...

Knees: Das ist auch mit die Strafe für unser Lügen, daß wir es jetzt so schlecht haben. Wir hätten damals sagen sollen: Kind, dein Geld ist weg. Wir haben es nach bestem Wissen und Gewissen auf die Bank hingesetzt, und wir wollen dir geben, was wir uns absparen können, aber weg ist weg. Statt dessen: was haben wir getan? Oder — daß ich es man richtig sage — was hast du getan?

Frau Knees: Ich konnte es nicht anders übers Herz bringen.

Knees: Hingeschrieben hast du, wir hätten das Geld vorher auf die Sparkasse gebracht. Das hab ich gelitten. Stehler und Hehler.

Frau Knees: Wir haben da ja auch Geld stehen. Unser Geld ist auch Idas Geld, sagst du selber. So ist es doch einerlei, wer das Geld verloren hat.

Knees: Und wenn wir sterben? Wie wird es denn mit der Erbschaft?

Frau Knees: Bis dahin legen wir was zurück, mein klein Pappa.

Knees: Siehst du? Zurücklegen! Hier, nimm mal das Stück Schinken. Ich esse das Brot so. Zurücklegen? Die Elftausend? Da müssen wir lange leben!

Frau Knees: Wenn wir mal tot sind, hat das Kind es am Ende gar nicht nötig. Ihr Mann verdient ja doch gut.

Knees: Das schreibt sie. Aber ob sie uns nicht ebensogut was vorlügt wie wir ihr? Es ist alles so unsicher um mich. Ich glaub mir selber bald nicht mehr. Ich sag mir manchmal, sie hat Ausschelte gekriegt, wenn sie uns was verheimlichte, und wie stehen wir nun vor ihr da? Ich fühle jetzt erst recht was gegen meine Ehre. Und wenn Ida hört ...

Frau Knees: Bloß nichts sagen, klein Pappa. Sie wird ja furchtbar traurig.

Knees: Lügen haben kurze Beine. Was glaubst du? Soll sie wohl nichts merken, wenn sie das hier sieht? Diese Dachkammern.

Frau Knees: Ich hab alles so schön rein gemacht.

Knees: Nützt auch was. Meine Tochter läßt sich kein X für ein U machen. Alles unsicher. Ich mag nicht mal zu Kirche gehen.

Frau Knees: Das mochtest du früher auch nicht gerne.

Knees: War was andres. Da war ich ein großer Mann und hatte es nicht nötig, daß mir einer was vom Himmel erzählte, wo wir noch mal hinkommen sollen und wo alles seine gerechte Ordnung hat. Aber jetzt, siehst du, hätt ich es nötig. Das hier auf Erden paßt mir nicht, und denn läßt man sich gerne was erzählen von den himmlischen Heerscharen. Deshalb braucht man ja noch lange nicht alles zu glauben. Nötig hab ich es, aber nun genier ich mich. Ein Lügenpott paßt nicht in die Kirche, sag ich mir. Wenn du was willst, schreib erst offen und ehrlich an Frau Ida Zipanowsky, geborene Knees: „Liebes Kind! So und so. Das Geld ist futsch.“ Wenn du das geschrieben hast, sag ich zu mir, denn kannst du auch zu Kirche gehen. Bloß — das ist ja allerdings auch so — denn hätt ich es wieder nicht mehr nötig. Auf die Art komm ich nie zu Kirche. Und sonst weiß ich auch nicht, wohin. So unruhig bin ich.

Frau Knees: Ach, wenn Ida doch lieber gar nicht her käme.

Knees: Das möcht ich auch. Und es scheint auch so. Geschrieben hat sie: „So um den dreizehnten August herum.“ Seitdem sitzen wir hier und lauern. Seitdem haben wir das Plakat da. Jeden Tag les

Digitized by Google

ich es: Willkommen! — Ja, Mamma, sie will man nicht kommen. Heute ist der dreizehnte September.

Frau Knees: Sie muß erst alles für ihren Mann in Ordnung machen.

Knees: Weißt du, Mamma, manchmal steigt mir so was wie eine Ahnung auf: wir haben sie am Ende zu viel lieb und sie uns zu wenig.

Frau Knees: Nein, nein, unser Kind hängt an uns! Sie kann nur nicht so, wie sie möchte.

Knees: Einerlei, einerlei, Mamma. Ich komm nicht darum herum. Von uns zu viel und von ihr zu wenig. Aber das läßt sich nun nicht mehr ändern.

Frau Knees: Jetzt ist der Zug schon gekommen, und du bist nicht auf der Bahn gewesen.

Knees: Das hab ich mit Absicht verpaßt. Vier Wochen bin ich jeden Tag dahin gestiefelt, — jetzt tu ich es nicht mehr. Die lachen mich schon alle aus, wenn ich auf dem Perron stehe und auf jeden Hamburger Zug warte. (Er gerät allmählich in Aufregung.) Und hier geh ich nun den ganzen Monat in meiner Sonntagshose herum, bloß weil sie kommen kann. Das soll wohl sparen sein, wie? Was denkst du eigentlich? Eine neue Hose kann ich mir nicht kaufen dieses Jahr. Das ist schon mehr Verschwendung. Gleich bring mir mal meine alte Gartenhose. Und wenn das Kind kommt, denn muß sie so mit ihrem alten Vater vorliebnehmen. Und wenn ihr das nicht recht ist, denn kann sie meinetwegen wieder nach Hamburg reisen. Ich will meine Gartenhose haben, verstehst du nicht?

Frau Knees (eilt nach der Garderobe und kommt mit dem Kleidungsstück).

Knees: So, jetzt hilf mir mal schnell.

Frau Knees: Ja. (Sie horcht zur Tür hin.) Mein Pappa, da kommt einer.

Ida (eine frische, nicht sehr auffällig gekleidete junge Frau, fröhlich in die Stube rufend): Guten Tag, guten Tag! (Sie wendet sich wieder nach draußen und spricht dort mit jemand.) Vielen Dank, daß Sie mir den Koffer getragen haben. (Sie reicht Geld hinaus.) Hier, bitte. Vielen Dank. (Nun wendet sie sich ganz zu den Alten.) Na, bin ich nun da? Ach, meine lieben guten Alten, ihr! Endlich, endlich mal wieder!

Frau Knees (benommenen Sinnes): Das Kind, klein Pappa ... unser Kind ... O Gott, mir wird schwindlig. Unser Kind ... Nun ist sie da, mein klein Pappa. Sieh doch bloß: unser Kind. (Umarmung)

Knees (auch völlig unsicher): Ja ... ja ... Das ist ja nun doch .... Ida ... das Kind ... (Allmählich geht ihm die Freude auf.) Ach nein, bist du gekommen? Ja? Ach, mein liebes Kind, bist du nun mal wieder im Vaterhaus? Das heißt ... Vaterhaus ... (Er schiebt Frau Knees beiseite.) Nun laß mich doch auch mal, Mamma. Du umarmst immer an ihr rum. Ich will doch auch mein Recht haben. (Er umarmt Ida.) Mein Kind, warum hast du uns so lange warten lassen? Jeden Tag, jeden Tag war ich auf der Bahn. Jedesmal, wenn ich die Lokomotive pfeifen hörte, hab ich mir gedacht: heute bestimmt, und dann war es doch nichts. Dann stiegen da all die fremden Leute aus. Und wenn da eine darunter war, die dir auch nur ein kleines bißchen ähnlich sah,

Digitized by Google

denn bin ich auf sie zugelaufen und hab mir eingeredet: unser Kind hat sich wohl bloß so verändert. Sein muß sie es. Aber du warst es nicht. Immer nicht. Denn bin ich wieder hierher gegangen, ganz langsam und traurig, und Mamma hat sich ihr Stück geweint, Tag für Tag, — weil du nicht kamst, mein Kind.

Ida (legt Hut und Jacke ab): Ja, Vater, das tut mir selber leid, aber wahrhaftig, ich hatte unmenschlich viel um die Ohren.

Knees: Nun sprich man nicht so viel. Ich sag es dir ja nicht, als wenn ich dir was vorwerfen will. Du mußt man erst selbst liebe Kinder haben und die müssen dich mal lauern lassen, denn lernst du erst kennen, wie uns zumute gewesen ist. Aber nun schnell was zu essen, Mamma.

Frau Knees (eilfertig): Ja, ja.

Ida: Noch nicht. Beim besten Willen, ich kann noch nicht essen. Lauf nur nicht gleich in die Küche, Mutter, laß dich doch erst ansehen. Ein bißchen verkümmert siehst du aus, scheint mir.

Frau Knees: Ja, mein klein Ida. Wenn man sich immerlos sehnt, denn kriegt man wohl ein schmales Gesicht.

Ida: Und grau bist du auch geworden.

Knees: Das mußt du nicht sehen. Davon mag unsere Mamma nichts hören.

Frau Knees: Ja, wenn man sich sorgt, ob es dem Kind in der Fremde gut geht, dann ist es nichts mehr mit den braunen Haaren.

Ida: Ach ja. Man lebt so dahin in der großen Stadt. Man denkt wohl an seine Eltern, man hat sie auch lieb. Gewiß und wahrhaftig: man hat sie lieb! Aber es wird doch alles so überschüttet, was man an Liebe in sich trägt. Man kann sich den Frieden im Elternhaus gar nicht mehr vorstellen, und schließlich stellt man sich die Eltern selbst nicht mehr so deutlich vor. Wenn man sie dann wieder sieht, merkt man erst, wie schwach das Gedächtnis gewesen und geworden ist. Ich hatte euch viel jünger im Herzen, viel . . . wie soll ich sagen? . . . glatter. Aber wenn man weit weg ist, sieht man ja die Falten in den Gesichtern nicht. Ihr habt doch immer so ausgesehen, nicht wahr? Oder hat sich wirklich in eurem Aussehen so viel verändert?

Knees: Ja, Ida, du hast das Leben reichlich lange auf deine Art geführt. Kein Wunder, daß wir dir aus dem Sinn gekommen sind. Aber die Falten, die hier jetzt sitzen, hast du wahrhaftig noch nicht alle gesehen. Die sind neu . . . seitdem du von Hause gingst.

Ida: Das war aber doch nur das Natürliche, Vater.

Frau Knees: Das war es. (Zu ihrem Mann:) Nun laß man lieber das alte Ungemütliche.

Knees: Gemütlich wollen wir es uns nachher wohl machen. (Er gibt sich einen Ruck.) Erst muß ich aber mal als Vater mit dir reden, Ida.

Ida: Wie denn sonst?

Knees: Wenn ich Vater sage, Ida, denn mein ich so was Strenges damit.

Ida (lächelnd): Du und streng? So kenn ich dich nicht.

Knees: Das hast du früher bloß nicht gemerkt. Ich kann wohl strenge sein. Wie, Mamma? Und jetzt hab ich alle Ursache dazu. Da ist was, was mir gar nicht gepaßt hat, muß ich dir sagen. Du hast dich verheiratet, ohne uns zu fragen.

Digitized by Google

Ida: Ja, lieber Vater, wenn ich euch gefragt hätte und ihr hättet dann „Nein“ gesagt ....

Knees: Dann hättest du ihn eben nicht nehmen dürfen.

Ida: Das hätte ich aber doch getan, lieber Vater. Nimm mir meine Offenheit nicht übel. Das war ganz allein meine Sache, nicht wahr? Darum war es besser, ich fragte nicht erst lange.

Knees: Das ist ja die reinste Aufsetzung gegen uns.

Frau Knees: Hast du denn ganz deine Konfirmation vergessen, Ida?

Ida: Ja, ehrlich gestanden, so ziemlich.

Frau Knees: Und du konntest doch deine Hauptstücke so nett aufsagen.

Knees: Ich will hier gar nicht von Katechismus und so was reden. Ich rede bloß von den Familienverhältnissen. Und da ist es nicht der richtige Ton, wenn die Tochter einfach schreibt: „Ich habe mich verheiratet.“ Zur Hochzeit hättest du uns wenigstens einladen müssen.

Ida: Wir haben gar keine gehalten. Uly hatte so viel zu tun an dem Tage. Es wurde das große Grundstück aufgeteilt.

Knees: Ach so. Wohl das, wo er nachher ...

Frau Knees (fällt ihm ins Wort): Pappa, nun richte bloß kein Unheil an.

Ida: Womit denn?

Frau Knees: Unser Pappa ist manchmal rein zu hastig mit solchen Wörtern. Da mußt du nichts auf geben, mein Kind.

Knees: Man soll wohl hastig und hitzig werden, wenn man so viel erlebt.

Ida: Beste Eltern, nun wollen wir uns doch nicht streiten. Ich gebe zu, es war nicht ganz passend, vielleicht nicht ganz kindlich von mir. Aber es war das Praktische, und schließlich muß jeder selbst wissen, was er tut. Ich kann nun einmal bei wichtigen Dingen keinen Menschen fragen. Ich mache das lieber alles mit mir allein ab. Und ich stehe für alles ein, was ich tu, denn ich belaste nicht gern einen andern mit der Verantwortung für meine Sachen. Auch meine Eltern nicht. Seid mir deshalb nicht bös. Ich bin hergekommen, um euch die ganze Geschichte zu erklären. Das ist besser als tausend Briefe.

Frau Knees: Siehst du, klein Pappa? Unser gutes Kind! Nicht ein kleines Geheimnis hat sie vor uns.

Ida: Aber jetzt wollen wir nicht immerzu von mir sprechen. Dafür haben wir noch wochenlang Zeit. Ich muß erst wissen, wie es mit euch steht. Es ist mir so fremd hier. Begreifen kann ich es eigentlich nicht, daß ihr euer Haus verkauft habt und hierher gezogen seid. Dieser kleine Korridor und diese kahle Stube, und denn kein Garten. Ich dachte, ihr hättet wenigstens ein angenehmes Logis gekriegt. Aber was ich hier sehe ... ich bin ziemlich starr. Wenn mich der Kofferträger nicht hierher geführt hätte, — von selber hätte ich es nicht geglaubt, daß ihr so wohnen könntet. Wie seid ihr denn bloß darauf geraten?

Frau Knees: Ach, weißt du, Ida, es war da immer so weitläufig, ehe man zur Stadt kam. Und sonst auch ... Wenn die Sonne hier scheint, ist es hier so freundlich, und unten im Haus wohnen herzensgute Menschen.

Ida: Aber die ganze ärmliche Gegend.

Digitized by Google

Knees: Ihr seid wohl in Hamburg sehr stolz, wie? Ich bin in der Beziehung ein einfacher Mann aus dem Volk. Ich hab meine Ehrenzeichen, ja, aber das ist mir einerlei. Deshalb achte ich doch jeden Arbeiter und mache mir gar nichts draus, mit solchen Leuten zusammen zu wohnen, die nicht viel Geld haben und keine Orden kriegen können.

Ida: Alles schön und gut. Ich habe euch auch nie im Verdacht gehabt, daß ihr in Hochmut verfallen könntet. Aber etwas anständiger hätte ich mich an eurer Stelle nun doch hingesetzt.

Knees: Wir halten unser Geld eben zusammen.

Ida: Wozu?

Knees: Für dich. Wenn du es noch nicht weißt.

Ida: O, meinetwegen laßt euch bitte nichts abgehen.

Frau Knees (ängstlich): Pappa, nun man nicht . . .

Knees: Du kannst ganz ruhig sein. Ich sage nicht mehr, als ich sagen will.

Ida: Wovon?

Frau Knees: Ach man so. Da ist weiter nichts.

Ida: Ich werde nicht klug daraus, aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wenn ihr hier glücklich seid, — mir kann es recht sein. Habt ihr wenigstens eine Kammer für mich?

Frau Knees: O gewiß! So luftig.

Ida: Man nicht zu luftig. Davon kriegt man leicht genug.

Knees: Wenn wir hier wohnen können, dann kannst du es am Ende wohl auch aushalten, wie?

Ida: Natürlich, lieber Vater. Ich muß mich nur erst wieder darin finden, daß ich bei euch nicht so frei reden darf, wie ich es sonst gewohnt bin. Ich bin hier immer noch die kleine Ida, nicht wahr?

Knees: Du solltest froh dazu sein, mein Kind, daß du deine Eltern noch hast und daß sie dich zum Guten und Passenden ermahnen.

Ida: Ja, lieber Vater, ihr seid auch die einzigen Menschen, denen ich solche Ermahnungen erlaube.

Frau Knees: Dein Mann?

Ida: Deswegen komme ich ja auch her. Hört mal zu. Nehmt die Sache aber nicht tragisch. Ich will mich wieder scheiden lassen.

Frau Knees: Uhch!

Knees: Mamma, ist draußen die Tür zugeklinkt? Sieh mal nach.

Frau Knees (blickt zur Stubentür hinaus): Ja, kann keiner rein.

Ida: Ja. Nämlich, ich habe die Geschichte mit meinem Uly satt. Verheiratet sein ist doch nichts für mich. Das sehe ich ein. Ich bin zu selbständig, wißt ihr. Alle die Quälereien, die man so im lieben Ehestand hat . . . da gibt man seine beste Kraft für Dinge hin, die es im Grunde nicht wert sind.

Knees: Es ist nicht gut für eine Frau, wenn sie geschieden wird. Die Leute sagen ihr leicht was nach.

Ida: Ach, in Hamburg schert sich kein Mensch darum.

Knees: So! Und an uns denkst du ja wohl gar nicht, wie?

Ida: An euch?

Knees: Was die Leute hier sagen, wenn wir eine Tochter haben, die als geschiedene Frau in der Welt herumläuft.

Ida: Bester Vater, ich kann doch unmöglich wegen der Leute hier verheiratet bleiben.

Digitized by Google

Knees: Aber unsertwegen vielleicht doch.

Ida: Das müßt ihr nun schon noch mit mir durchmachen. Es soll hoffentlich euer letzter Kummer sein.

Knees: Um den Kummer ist es mir nicht, mein Kind.

Frau Knees: Unser Pappa hat es so mit dem Ehrgefühl, weißt du.

Ida: Aber wenn ich es nun nicht aushalte?

Knees: Warum denn nicht? Vielleicht weil das von deinem Mann in der Zeitung stand, daß er vor Gericht mußte?

Ida: Das habt ihr gewußt?

Frau Knees: Frau Bruhn hat uns das Blatt gebracht.

Ida: Das sieht Frau Bruhn ähnlich.

Knees: Ich kann es ja begreifen, daß dich das sehr gegen deinen Mann verstimmt hat.

Ida: Ach, das will ich eigentlich nicht sagen. Wenn einer so viel mit Grundstücken zu tun hat wie mein Uly, dann muß er eben mal ein paar Tage absitzen. Das liegt im Geschäft.

Frau Knees: Ja, läßt er sich denn sonst was zuschulden kommen?

Ida: Kann ich auch nicht gerade behaupten. Er hat ja noch freilich allerhand andere kleine Passionen außer mir.

Frau Knees: O, er ist dir nicht . . . wie man das immer so in den Romanen liest, . . . er ist dir nicht . . . treu?

Ida: Ich kann nicht sagen, daß er mir direkt untreu wäre. Er kommt so viel herum. Oft ist er ganze Tage draußen, und ein hübscher Mensch ist er nebenbei. Da passiert mal was. Das muß eine vernünftige Frau nicht so genau nehmen. Nein, deswegen würde ich mich auch nicht scheiden lassen.

Frau Knees: Aber denn ist er wohl in anderer Art nicht gut gegen dich?

Ida: Na, es setzt mal einen kleinen Knuff.

Knees: Was? Er vergreift sich an dir? An meiner Tochter?

Ida: Bißchen viel Temperament. Aber nicht so, daß ich mich schließlich beklagen könnte. Ungemütlich wird er eigentlich nur, wenn er ein bißchen getrunken hat.

Frau Knees: Das kommt auch noch vor? Du lieber Himmel!

Ida: Er kann doch nicht trocken im Wirtshaus sitzen, wie? Und im Wirtshaus muß er sitzen. Da macht man die besten Geschäfte. Uly versteht seinen Kram. Der ist gerieben, sag ich euch.

Frau Knees: Aber wenn er all das Schlechte tut . . . Hast du ihn denn vorher gar nicht gekannt?

Ida: Doch. Ziemlich genau.

Knees: Warum hast du ihn denn genommen?

Ida: Wenn ich darüber nachdenke, . . . das weiß ich im Grunde selber nicht. Eine Dummheit soll der Mensch schließlich ja nur machen. Ich verliebte mich einfach. Er hat so angenehme Manieren und prachtvolle Zähne, und denn geht er immer tadellos in Wäsche. Dafür schwärme ich nun mal. Das nahm mich damals auch ganz besonders für ihn ein.

Knees: Für einen reinen Kragen heiratet man aber doch nicht gleich einen Menschen.

Ida: Muß doch ungefähr möglich sein. Sonst wäre es ja bei mir nicht vorgekommen. — Verliebtheit! Na, der Fehler läßt sich ja leicht reparieren.

Digitized by Google

Frau Knees: O, o, ich glaube, du hast dich in Hamburg sehr verändert.

Ida: Gott sei Dank, ja.

Frau Knees: Was warst du früher für ein bescheidenes junges Mädchen.

Ida: Die Bescheidenheit gewöhnt man sich ab.

Knees: Aber Ordnung und Sitte, die gewöhnt man sich doch wohl nicht ab, wie?

Ida: Man sieht zu, wie man sich am besten durchs Leben schlägt, Vater. Dabei verlernt man, von Ordnung und Sitte zu reden, obschon man sie nicht ganz vergißt. Es ist nicht so einfach, wie ihr es euch denkt, sich seinen richtigen Platz zu verschaffen. Und wenn man sieht, daß man sich geirrt hat, muß man Kehrt machen und einen andern Weg einschlagen. Vielleicht glückt es doch.

Knees: Mit solchen Grundsätzen könntest du hier in Koggenstedt nicht leben.

Ida: Das habe ich ja auch Gott sei Dank nicht nötig.

Frau Knees (ängstlich): Komm man nicht mit unpassenden Redensarten, klein Ida. Sonst wird unser Pappa noch ärgerlich.

Knees: Laß sie man. Wer nimmt noch Rücksicht auf mich?

Ida: Ich muß doch sagen, was wahr ist. Dazu habt ihr mich ja erzogen. Macht es mir nicht so schwer, was ich vorhabe, liebe Eltern. In Hamburg scheiden sich jeden Tag hundert Menschen, und bei mir und meinem Uly geht alles in Frieden und Freundschaft ab.

Knees: Freundschaft? Und denn sich scheiden lassen?

Ida: Ja. Seht mal. Er ist wirklich kein so übler Mensch, an sich. Man kann gut mit ihm auskommen, wenn man nicht immer mit ihm zusammen ist. Ich will nicht an ihn gebunden sein. Die ganze Hausfrauenherrlichkeit ist nichts für mich. Ich muß meine Ellenbogen allein rühren können. Denn ist mir wohl. Und das geht nicht, wenn man verheiratet ist. Vielleicht gerade, weil ich hier zu Hause immer so den leisen Zwang gehabt habe, treibt es mich jetzt mit Macht von der Leine.

Knees (aufgebracht): Deinem alten Vater sagst du ins Gesicht, daß er dich in Zwang gehalten hat?

Ida: In aller Liebe sag ich es, Vater. Ja. Man redet meist davon, daß die Kinder den Eltern ähnlich werden. Ich glaube, es ist nur die Eigenliebe der Eltern, die das überhaupt wünscht. In Wirklichkeit sind die Kinder das Gegenteil von den Eltern. Sie werden genau das, was sie nicht werden durften und sollten.

Frau Knees: Nein, nein, was hat das Kind es mit der Philosophie!

Knees (eitel): Na ja, Mamma. Nun paß man auf. Nun sag ich was. — Sieh mal, Ida. Wenn du auch sonst von dem Gegenteil redest, darin, daß du hier so philosophierst, bist du mir nun doch ähnlich. Das hilft dir nichts.

Frau Knees: Ja, ja! Da hat Pappa aber auch mal wieder recht! Das hat er fein herausgefunden!

Ida: Meinetwegen. Ich wollte damit nur sagen, einstweilen ist mir das Verheiratetsein zu eintönig und zu langweilig. Sollte ich später wieder mal Lust darauf bekommen, — das kann man ja alle Tage haben.

Knees: Und dein Mann? Den fragst du wohl gar nicht?

Digitized by Google

Ida: Ich habe es ihm schon plausibel gemacht, und er sieht ein, daß ich ganz vernünftig bin. An unglücklicher Liebe geht mein Uly nicht zugrunde, und Kinder haben wir ja nicht.

Knees: So? Das sind ja denn wohl diese modernen Ideen. Davon wissen wir in Koggenstedt nichts. Hier heißt es aushalten. Wenn zwei sich verheiraten, müssen sie ihre Pflicht tun für ihr ganzes Leben. Auch wenn es nicht alles zwischen ihnen stimmt oder wenn es einem von ihnen, wie du dich ausdrückst, langweilig wird.

Ida: Aber wenn man sich getäuscht hat? Darf man sich dann nicht freimachen?

Knees: Täuschen darf man sich nicht. Erst ist man ehrbar verlobt und lernt sich kennen —

Ida: Ach du liebe Zeit.

Knees: Jawohl, dafür ist der Brautstand eingeführt. Und wenn man sich kennen gelernt hat, denn heiratet man. Und wenn man getraut ist, denn bleibt man, wie man ist. Alles andere, wie das mit deinem Freimachen, hört einfach auf. Verstehst du?

Ida: Nein, Vater, das andere fängt dann erst eigentlich recht an.

Frau Knees: Nimm dich in acht mit Pappa, klein Ida!

Knees: Was willst du denn nachher? Bloß so herumleben?

Ida: Bewahre! Ich will ganz gehörig arbeiten. Ich will selber was werden, und nicht bloß eine Frau sein, die für ihren Mann zu sorgen hat. Das ist es ja gerade, warum ich mich scheiden lasse. Auf St. Pauli ist ein wunderschönes Konfektionsgeschäft zu kaufen. Eckladen. Die feinste Kundschaft. Und wenn ich mein Geld nehme, dann kann ich das Geschäft haben und bin für mein Lebtag geborgen und mein eigener Herr. Freut ihr euch denn nicht, meine Alten, daß ich mich so rühren will? Ihr sollt sehen, wenn ihr nach Hamburg kommt: drei große Schaufenster. Der ganze Laden soll weiß mit Gold gestrichen werden, und an die eine Wand kommt ein prachtvoller Kristallspiegel. Ganz stilvoll. Fünf junge Mädchen hab ich da. Das ist eine Freude, die Gesellschaft in Zucht zu halten. Aber das erfordert auch die ganze Kraft. Mich teilen in Haus und Geschäft kann ich nicht.

Knees: Das viele Geld willst du bloß so in ein Geschäft stecken?

Ida: Freilich. Mit Wonne.

Knees: Und wenn du denn Bankerott machen mußt?

Ida: Denk nicht dran. Das Geschäft ist vierzig Jahre alt und hat schon sechstausend Mark Reingewinn im Jahre abgeworfen. Mir ist nicht bange. Die Sache ist beinahe schon im Lot. Ich brauche bloß die Anzahlung zu leisten. Darum mein ich, wir lassen uns mein Geld geben, und ich schick es hin. Fertig. Feines Schild hab ich mir schon malen lassen. Pariser Damenkonfektion von Ida Zipanowska. Mit a nämlich. Das sieht so ausländisch aus. Da läuft mir das Volk die Tür ein. Wie ist es denn nun mit dem Geld? Müssen wir erst lange auf der Sparkasse kündigen?

Knees (fängt an, verwirrt und verlegen zu werden): Dein Geld? Nein. Das kannst du jeden Tag haben. Das ist dir sicher. Dein Geld . . . das ist auch mein Geld.

Ida: Ich habe mich immer gewundert, daß die Sparkasse so hohe Zinsen gibt.

Digitized by Google

Knees: Ja, wir hatten gewissermaßen die Verantwortung ...

Frau Knees (kommt ihm zu Hilfe): Ein kleines bißchen hat klein Pappa immer zugelegt.

Knees: Ja, weil es damals ... auf der Bank ... nicht wahr? ... Da hattest du ja deine fünf Prozent. Und als es da ... na ja ... da hab ich mich eben verpflichtet gefühlt ... ich mein ... was da fehlte .... an den Zinsen ... (Er wendet sich hilfeflehend an Frau Knees) Mamma! Steh mir doch bei!

Frau Knees (zu Ida): Mit dem alten Geld, das können wir ja noch immer in die Reihe bringen.

Ida: Ja, ich wüßte nur gerne —

Knees (redet sich, um seine Verwirrung zu verbergen, in Zorn hinein): Das ist so! Wenn die Kinder sich alle die Zeit um nichts gekümmert haben, was die Eltern angeht, und wenn sie denn nach Hause kommen, denn ist ihre erste Frage: wo ist mein Geld?

Ida: Mein Gott! Dann laßt uns doch meinetwegen damit warten, so lange ihr wollt. Ich konnte das doch nicht wissen, daß euch meine Frage so aufregt.

Knees: Soll mich wohl aufregen. Geld! Geld! Weiter wollen die Kinder nichts. Ja, wenn die Eltern denn man erst unter der Erde liegen, daß die Kinder das Ganze kriegen, dann hat ja wohl die liebe Seele endlich Ruhe, nicht? Alles andere ist einerlei. Daß ich hier sitze und meine Sonntagshose anhabe seit dem dreizehnten August, das sieht kein Mensch. Daran kehrt sich kein Kind. Daß wir hier ein Plakat hingehängt haben: „Willkommen!“ und eine Girlande herum, das ist ja alles ganz egal.

Ida: O Vater, da hast du recht. Du mußt entschuldigen. Ich habe nur in eure lieben guten Augen geschaut. Und da ist mir das andere noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Ich bin wahrhaftig nicht undankbar. Das schöne Arrangement da über der Tür! Wie freu ich mich dazu. Und wie fein siehst du aus. Freilich, das hätte mir gleich auffallen sollen.

Frau Knees (beschwichtigend zu ihrem Manne): Mein klein Pappa, sie hat ja bloß so viel zu erzählen gehabt, daß sie es nicht bemerken konnte.

Ida: Ich rede heute auch keinen Ton mehr von meinem Geld.

Knees: Aber ich rede jetzt davon. Was heißt das überhaupt, wenn du hier auftrittst und sagst: mein Geld? Ich hätte meinen Eltern nicht damit kommen dürfen, daß ich noch extra was haben wollte. Was mir gehörte, das gehörte auch meinen Eltern.

Ida: Merkwürdige Reizbarkeit. Wenn ich das alles hätte ahnen können, hätte ich dich einfach brieflich um die Summe gebeten und mir das hier erspart. Onkel hat die elftausend Mark nun doch mal ausdrücklich mir vermacht.

Knees: Hast du denn ein einziges Mal die Zinsen nicht gekriegt?

Ida: Habe ich mich denn beklagt, Vater? Was ist hier denn los? Es tut mir ja bitter leid, daß du etwas zugeschossen hast. Ich geb euch das wieder, möglichst bald.

Knees: Nein, nein! Davon will ich nichts wissen. Ein Kind, das nichts von seinen Eltern geschenkt nimmt, das ist gar kein richtiges Kind mehr.

Ida: Also gut. Ich behalte es. Ich danke euch dafür. Viel tausend-

Digitized by Google

mal. Ich weiß, wie sauer es euch wurde, von eurem bißchen noch was abzugeben. Bist du nun zufrieden, Padding?

Frau Knees: Sei es, mein klein Pappa.

Knees: Nicht eher, als bis das mit dem Geld alles im klaren ist. Gib mir mal den Schlüssel von der Kommode, Mamma.

Frau Knees: Nee, nee!

Ida: Es hat doch keine Eile, Vater! Laß doch liegen.

Knees: Die allergrößte Eile! Ich muß den Druck von der Seele haben. Du gibst den Schlüssel, Mamma, hörst du?

Frau Knees (gehorcht ihm).

Knees (öffnet die Kommode und holt allerhand Bücher heraus, von denen er eines Ida hinreicht): Hier, hier ist das eine Sparkassenbuch. Da kannst du dir davon abheben, so viel du willst. Und denn kauf dir Geschäfte, so viel du Lust hast. Und deine Eltern, die können ja denn zusehen, wo sie abbleiben, und wenn sie auch in einem alten Kartoffelkeller sterben sollen. So! Gott sei Dank! Jetzt hast du nichts mehr von uns zu verlangen. (Er ist erschöpft.)

Ida: Vater, das wird mir aber wirklich verdächtig. Sag mal, Mutter, ist irgend was mit dem Geld nicht in der Reihe?

Knees (zu seiner Frau): Nichts sagst du, verstanden?

Frau Knees (in höchster Angst): Ich kann die Ohnmacht davon kriegen.

Knees: Nichts sagst du!

Ida (tritt mit aller Energie auf): Ich will und muß aber wissen, Vater, warum du hier in Wut gerätst. Hab ich euch nicht alles anvertraut? So lohnt mir auch Gleiches mit Gleichem. Warum bringt dich diese Geldgeschichte so auf?

Frau Knees: Wenn sie es doch wissen will, mein Pappa.

Knees: Ich hab ihr das Geld gegeben, weiter geht es sie gar nichts an, was hier passiert ist.

Ida: Also, passiert! Soviel wüßte ich nun schon. Mutter, nun sei vernünftig. Wenn Vater jetzt auch den Trotzkopf aufsetzt: mein klein Mudding hat mich viel zu lieb. Mein klein Mudding weiß ja, daß ich schrecklich traurig werde, wenn ihr mir nicht alles sagt. (Sie faßt ihre Mutter um und geht mit ihr zum Sofa.) Komm mal, setz dich hier zu mir. Erzähl mal: weshalb wird unser Pappa mir so böse?

Frau Knees: Pappa erlaubt es nicht.

Ida: Gewiß. Pappa erlaubt alles, was recht und brav ist. So habt ihr mich es doch gelehrt. Ich bin so lange nicht bei euch gewesen, und jetzt dürfen wir uns doch nicht erzürnen. Ihr habt mir das schöne Plakat da hingehängt, aber recht willkommen kann ich euch erst sein, wenn wir gar keine Geheimnisse mehr vor einander haben. Paßt mal auf: dann sind wir erst richtig vergnügt zusammen.

Knees (wehmütig): Vergnügt? Das möcht ich wohl mal wieder sein.

Frau Knees: Mein Pappa, was soll ich denn bloß tun? Sie hält mich ganz fest.

Knees: Ja, wenn du es verantworten kannst . . .

Ida: Pappa gibt schon nach!

Frau Knees: Ja, wenn er es haben will . . .

Knees: Aber nicht so laut.

Digitized by Google

Frau Knees: Das mit deinem Geld? ... Wir hatten es doch in Lübeck ...

Ida: Ja.

Frau Knees: Und denn machte die Bank doch bankerott ....

Ida: Ja.

Frau Knees: Und da ... da stand dein Geld noch.

Ida: Wie?

Frau Knees: Ja ... da stand es noch da ...

Ida: Und —

Knees (entschlossen): Und da ist es mit perdü gegangen. So!

Ida: Ihr habt mir aber geschrieben ...

Knees: Das hat Mamma getan. Ich habe mein Tag nicht gelogen. Bloß heute. Und das ist mir sauer genug geworden.

Frau Knees: Es war ja keine Sünde. Es war ja für dich. Du hattest das Schwere mit deinem Mann, klein Ida. Wir meinten, du littest wohl Not.

Ida (erschrocken): Die ganzen Zinsen habt ihr für mich entbehrt? Darum habt ihr euer Haus verkauft und seid in diesen schrecklichen Kasten gezogen?

Knees (achselzuckend): Irgendwo mußte es ja doch herkommen.

Ida: Auf eure ganze liebe alte Gemütlichkeit habt ihr verzichtet, und ich hab auf eure Kosten gelebt in Saus und Braus?

Frau Knees: Ja, klein Ida, — das war noch unsere einzige Freude dabei.

Ida (ausbrechend): Ach, ihr beiden Alten, was seid ihr gut und was seid ihr dumm . . ! !

Knees: Das ist aber kein Ausdruck für deinen Vater.

Ida: Ja, ist es doch, Mudding. So gut und so ...

Frau Knees: Nein, nein, du mußt das nicht zum zweitenmal sagen.

Ida: Ich denk es mir aber. Und es tut nichts, liebe Alten. Ich habe ja trotzdem solchen Respekt vor euch.

Knees: Ja, Respekt. Das gehört sich auch. Das ist ein Wort. Das sollten man die Leute hier in Koggenstedt hören, daß unser Kind Respekt vor uns hat.

Ida: Brauchen sie nicht zu hören. Ist genug, wenn wir drei es wissen. Deshalb die Falten und die grauen Haare. Und deshalb der Druck auf der lieben alten Seele, mein Vadding.

Knees: Ja, leichter ist mir ja jetzt zumute.

Ida: Was ihr mir geopfert habt, das kann ich nicht mehr gutmachen. Aber schade ist es nur, daß euer Opfer eigentlich umsonst war. Denn seht mal: ich hatte es ja gar nicht nötig.

Frau Knees: Wenn dein Mann doch vor Gericht ...

Ida: Geld genug hatten wir deshalb doch, Mutter. Und an mir hat Uly nie gespart. Verliebt wie er in mich war. Die Zinsen, die ihr mir schicktet, sind hingegangen für allen möglichen Kram. Und euch bedeuten sie das Heim! (Sie bricht in Tränen aus.)

Frau Knees: Wein man nicht, mein Liebling. Wir haben es ja so gerne getan.

Ida: Daß mir das nicht geahnt hat, als ihr mir vom Hausverkauf schriebt. Und jetzt seh ich auch ein: wie bitter unrecht war es, daß ich

Digitized by Google

euch so selten was von mir hören ließ, und daß ihr jetzt so lange auf mich warten mußtet!

Frau Knees: Du hast unsere Sorge für dich vielleicht nicht hoch genug angeschlagen, mein Kind.

Ida: Nein, so hoch nicht, Mutter. Das hab ich erst in dieser Stunde gelernt, und deshalb ist diese Stunde ja wohl die allerbeste in meinem ganzen Leben. Ich glaube, ich bin jetzt erst so recht euer Kind geworden. Aber ihr müßt euer Haus wieder haben. Ihr müßt ganz so leben wie vorher. Wer hat das Haus gekauft?

Knees: Timm an der Ecke.

Ida (resolut): Der? Das ist ein alter Verehrer von mir. Den krieg ich rum. Wohnt er selber drin?

Frau Knees: Er hat vermietet. Schrecklich sieht der Garten jetzt aus. Da sind fünf Kinder in der Familie.

Ida: Desto lieber ist er die Last wieder los.

Knees: Ja, kaufen, kaufen. Das sagst du wohl so. Aber wer soll es denn bezahlen?

Ida: Einfach mein Mann. Der muß es schaffen. Kleinigkeit für ihn. Die paar tausend Mark Schulden mehr spielen für meinen Uly keine Rolle.

Frau Knees: Aber wenn du dich scheiden läßt?

Ida: Davon kann natürlich jetzt gar keine Rede mehr sein.

Frau Knees: Nein?

Knees: Nanu?

Ida: Die Konfektion kann ich nicht antreten. Was andres weiß ich für den Augenblick nicht. Also bleiben wir einstweilen ruhig zusammen, ich und mein Uly. Ich telegraphiere es ihm gleich. Jetzt ist die Uhr zwölf. Da frühstückt er im Felsenkeller. Ich lasse das Telegramm gleich dahin bestellen, und ich wette, er gibt was aus zur Feier des Tages.

Frau Knees (kopfschüttelnd): Das sind aber wirklich merkwürdige Verhältnisse, Kind.

Ida: Darum sorgt euch nicht. Die Hauptsache ist: ich bleibe verheiratet und ihr zieht wieder in euer Haus.

Frau Knees: Aber denn bist du doch unsertwegen unglücklich.

Ida: Bewahre! So ist das nun auch nicht. Schluß mit meinen Angelegenheiten. Jetzt denken wir nur an das eine: ihr sollt nichts entbehren und sollt vor allen Dingen endlich nicht mehr für mich sorgen, sondern von nun an sorge ich für euch. Darauf freu ich mich mehr als vorher auf die Konfektion.

Knees (verletzt): Das wäre ja denn wohl die verkehrte Welt.

Ida: Nein, es ist die richtige. Die Eltern sollen auch ihr Gutes haben von den Kindern, zu denen sie ihr Lebtag gut gewesen sind. Und ihr erst... Ja, wenn ich euch das zugetraut hätte, daß ihr mir je die Unwahrheit sagen könntet, dann wäre ich ja wahrhaftig schon eher gekommen. (Sie faßt ihren Vater um.) Vadding, schäm dich! Vadding, gib mir noch einen Kuß. Und jetzt telegraphier ich ... (Sie denkt nach.) „Scheidung unmöglich. Sende sofort tausend Mark. Anzahlung Grundstück.“ Dann weiß mein Uly schon Bescheid, daß ich einen guten Kauf machen kann. Den läßt er sich nicht entgehen.

Frau Knees: Aber wenn er nun hört, daß das Haus für uns sein soll?

Digitized by Google

Ida: Meinen Uly überlaßt mir. Den wickel ich um den kleinen Finger. Ach, wißt ihr, wenn ich jetzt so an ihn denke: es ist eigentlich gar nicht so schlimm, daß wir zusammenbleiben. Schöner Mann ist er doch. (Sie umarmt die Eltern noch und zieht sich rasch an.) So! Fertig! Gleich bin ich wieder da. (Ab)

Frau Knees (nach einer langen Pause): Mein klein Pappa, warum sagst du gar kein Wort?

Knees: Ich weiß nicht, Mamma. Mir ist so eigen zumute.

Frau Knees: Es hat dich wohl alles so angestrengt?

Knees: Das ist es nicht. Aber, klein Mamma, — ich muß mir das erst klarmachen. Unser Kind braucht uns ja gar nicht.

Frau Knees: Nein. Das scheint so.

Knees: Und wir haben all die Zeit gedacht, daß Ida nicht ohne uns leben könnte.

Frau Knees: Ja, . . . das haben wir.

Knees: Wir haben uns das alles ganz anders vorgestellt mit dem Kind, als es in Wirklichkeit ist. Wir haben uns gesorgt und gegrämt für sie. Und jetzt müssen wir einsehen, daß wir ganz was Überflüssiges getan haben.

Frau Knees: Ja, nun will unser Kind für uns sorgen.

Knees: Mein klein Mamma, ich weiß nicht, mir ist beinahe so, als hätten wir unser Kind jetzt . . . wie soll ich sagen? . . . als hätten wir sie jetzt verloren. Als wäre das das Allerschwerste von dem, was wir schon durchgemacht haben.

Frau Knees: Ja, mein klein Pappa. Ich fühl es auch fast so: immer war das Kind bei uns, so lange sie noch weg war, aber jetzt, wo sie da ist, da kommt es mir so vor, als sind wir ganz allein.

Knees: Komm dicht zu mir her, Mamma. So kalt ist mir noch nie gewesen. Ganz nah an mich rücken, mein klein Mamma. Wir beiden Alten . . . ja, ja . . . so allein. (Sie umfassen sich weinend.)

Ende

Rundschau

Allgemeineres

Monumentalität im Geistigen

Eine der bedenklichsten Vorstellungen unsrer Zeit ist die, daß alle Struktur der nicht in Bild oder Bau, sondern in Rede oder Schrift ausgedrückten Wahrheit „logisch“ sein müsse.

Uns verwirrt hier die Doppeldeutigkeit des Wortes „logisch“. Im eigentlichen Sinn bezeichnet es die Regeln der Urteilsbildung des analytischen Verstandes. „Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also ist Cajus sterblich.“ Im übertragenen Sinn aber bedeutet es alles geistig Gesetzmäßige überhaupt: die „Logik“ eines Kunstwerks, einer Handlung, ja eines Gefühls. Die Vermischung oder Verwechslung von Logik im eigentlichen und „Logik“ im übertragenen Sinne birgt aber Gefahren in sich. Denn die „Logik“ einer innerlichen Erfahrung oder eines Kunstwerkes ist ungefähr der Gegensatz zur wissenschaftlichen Logik. So ist auch die „Logik“ aller Weltanschauung oder Religion

Digitized by Google

künstlerischen und nicht wissenschaftlichen Gepräges.

Man muß das beachten, sonst kann man im Bereich der Kunst und der Religion keinen Schritt richtig voransetzen.

Wir nehmen immer wieder mit Verwunderung wahr, wie stark in aller Religion und Weltanschauung das Drängen zur Verankerung im Uraltertum ist. Unser wissenschaftlicher Geist fragt sofort, inwiefern das berechtigt sei, da doch das, was sich so auf uralte Zeugen berufe, wissenschaftlich nachgeprüft etwas ganz anderes, ganz anders Bedingtes sei, als das, was die alten Zeugen meinten. Wenn der Pietist sein „Losungsbüchlein" hervorholt und seine Tageserlebnisse mit den Bibelworten zusammendichtet, so sind wir geneigt, das als müßige Phantasie oder als eine unnütze Verschwendung der Denkkraft anzusehn. Indessen für ihn bedeutet es etwas andres. Man kann Religion (gewiß nicht erschöpfend, aber doch etwas Wesentliches dadurch ausdrückend) als Sinn für Monumentalität des eigenen Lebens definieren, als Sinn für einen erhabenen Stil in der Lebensführung, womit natürlich ein Gegensatz zur Phrase bezeichnet wird. Zu den Mitteln, diese Monumentalität auszudrücken und sozusagen für die eigene Anschauung zu gestalten, gehört die Berufung auf das Altertum mit dem sanctus horror antiquitatis, den sie ausatmet.

Es ist das gar nicht so schwer zu verstehen. Der Künstler weiß es sehr wohl. Monumentalität bedeutet stets ein Eintauchen des einzelnen in das Leben und Weben des ungeheuren Ganzen: der einzelne als Repräsentant des Ganzen. Und eben dies auf das eigne Leben anzuwenden ist ja das innerlichst Religiöse: der einzelne und sein Schicksal als Offenbarung der allumfassenden Gottheit. Wie kann man das Ganze, das Allumfassende plastisch anschauen? In der Vorstellung, daß derselbe Ruf, der jene Zeit durchdrang und aufrief, die wir uns — nicht völlig mit Unrecht — als einfacher, primitiver und als unsre gemeinsame Vergangenheit vorstellen, daß der auch noch uns ruft und versammelt. Wobei das Begleitgefühl von der langen seit jenem Ruf vergangenen Zeit ein lebendiges Symbol der Weltzeit überhaupt abgibt.

Daher die unmittelbar ins Blut gehende Wirkung des Kehrreims „in saecula saeculorum", und „von Ewigkeit zu Ewigkeit", oder jenes klangvollen Spruchs: „Wir haben ein festes prophetisches Wort", ja auch der viel mißbrauchten Berufung: „Es stehet geschrieben".

Auch ein völlig neuer religiöser Mythus — gesetzt unsre wissenschaftlich-einseitige Zeit wäre stark genug zu ihm — würde von selbst sich doch wieder einen Weg ins Uraltertum zurückbauen, würde wie ihre Pfeile in die fernste Zukunft, so ihre Anker in den Grund der fernsten Vergangenheit senken. Denn das wird noch auf lange hinaus die einzig wirklich plastische Darstellung einer Reihe von religiösen Grundgefühlen bleiben. Bonus

Literatur

Lyrisch Neuland?

Lyrische Dichtungen von fünfzehn jüngeren Zeitgenossen sind zu einem neuen Buch* vereinigt, das Beachtung verdient. Der Sammelband ist nur auf etwas umständliche Weise an die Öffentlichkeit gelangt. Herausgegeben hat ihn Paul Friedrich; ihm gab den

* Berlin, im Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber.

Digitized by Google

Auftrag eine „Gesellschaft für Literatur und Kunst: Neues Leben“; Julius Hart wurde bewogen, ein Vorwort beizusteuern; der Band erhielt den Titel: „Neuland, Ein Buch jüngstdeutscher Lyrik“ und überdies eine Umschlagbinde mit folgender rotleuchtenden Aufschrift (deren erster Satz unterstrichen ward): „Das moderne Hausbuch deutscher Lyrik! Neue Dichter, die eine Zukunft haben!“

Man hätte einfacher auftreten dürfen. Die Gesellschaft für Literatur und Kunst „Neues Leben“ ist mir und den allermeisten Leuten bis jetzt eine unbekannte Größe. Das Vorwort Julius Harts schmeckt ein wenig nach unnötig bemühter Liebenswürdigkeit. Wenn es in den „sehr verschiedenen Gedichten sehr verschiedener Dichter“ einen einheitlichen Grundzug entdeckt, nämlich Ideal- und Ideenlyrik, kosmisches Empfinden, so hat das ja etwas für sich, faßt aber doch das Einheitliche wohl zu weit und trifft auch nicht jedes dieser Gedichte. Die Worte „Neuland“ (vergl. C. Flaischlens Prosasammlung von 1894) und „jüngstdeutsch“ sind unfrische, unscharfe Werte. Ein oder gar „das“ moderne Hausbuch deutscher Lyrik darf dieses Buch sich ernstlich gar nicht nennen, ohne sich selbst zu entwerten. Ohne solchen Anspruch ist es eine wohlberechtigte persönliche Auswahl; durch den Anspruch würde es sich sofort in eine sehr willkürliche, äußerst lückenhafte Zusammenstellung verwandeln. Und schließlich, ob diese neuen Dichter alle eine Zukunft haben, dies eben soll sich erst entscheiden.

Man könnte sogar bestreiten, daß ein Neuland im strengsten Wortsinn innerhalb der lyrischen Welt noch entdeckbar sei. Lyrik, die fremdstofflose Poesiegattung, vermengt sich so wenig mit der wechselnden Zeitlichkeit, daß völlig neuartige Gebilde in ihr kaum mehr möglich scheinen. Alle erfindlichen lyrischen Grundformen müßten längst gefunden sein, sollte man denken. Und in der Tat: ein großer Teil der hier gebotenen Dichtungen könnte in einer andern oder gar in jeder andern Zeit entstanden sein. Wir leben ja in einer Epoche des Zuchtstrebens; selbstverständlich spiegelt die gegenwärtige Lyrik den kennzeichnenden Zug, die Unterordnung der persönlichen Willkür unter das Kulturideal, die Bändigung des triebhaft Unruhigen durch tunlichst gereifte Form. Das trägt dazu bei, die Entdeckung etwa noch im Reich der lyrischen Möglichkeiten verborgenen Neulands aufzuhalten; denn zu Entdeckertaten gehört mehr Kühnheit als Reife.

Dennoch: vergleichen wir die feinsten, eigensten Lyrikproben der neuen Sammlung mit Gedichten aus vergangenen Zeitabschnitten, so werden wir hie und da doch neu anmutende Schattierungen gewahr werden. Als gemeinsamer moderner Zug bleibt uns vielleicht ein Unterton kulturtriefender Überbewußtheit. Doch wirklich neu ist der auch nicht mehr. Alles in allem läuft's nicht sowohl auf neues Land hinaus, als auf neue Leute; wobei anzumerken ist, daß etliche und nicht die Schwächsten der Fünfzehn immerhin schon seit ein paar Jahren im literarischen Leben bemerkt werden.

Wir wollen annehmen, der neue Verseband wäre so schlicht benamset, wie es zu wünschen war. Etwa: „Neue Leute“, Proben zeitgenössischer Lyrik, oder kurzweg: „Jüngere Lyriker“. Dann dürfen wir zugeben, daß dies Buch eine allermeist feinfühlige Auswahl und eine verdienstliche Zusammenstellung jüngerer Talente bedeutet, eine

Digitized by Google

Übersicht, wie sie von Zeit zu Zeit immer wieder notwendig wird. Als mehr oder minder bedeutsam eingeführte Dichter erkennen wir dabei Otto Borngräber, Felix Braun, Paul Friedrich, Kurt Walter Goldschmidt, Ernst Lissauer, Ernst Schur, Toni Schwabe. Als wirklich neue Leute erscheinen wenigstens uns: Oskar Maurus Fontana (Wiener; geboren 1888), Hans von Günther (Kurländer; 1886), Adolf Kramer (Wiener; 1879), Alfred von Lieber (Sachse; 1883), Gerda von Robertus (Dresdnerin; 1873), Artur Silbergleit (Schlesier; 1886), Fritz Stöber (Westfale; 1874), Kurt Hans Willecke (geboren Stutthof, 1879). Dichterischen Wesens entbehrt keiner und keine der Fünfzehn. Reinst lyrische und zugleich eigenkräftige Natur bleibt auch unter ihnen vereinzelt.

Otto Borngräber, von seinen Dramen her als denkerisches Temperament bekannt, gibt hier mehr Gedachtes als Gedichtetes. Recht in seinem kosmischen Sturm und Drang zeigt ihn „Föhne“ oder „Künstlers Wandersang“ mit diesem Anfang:

„Ich wandre durch Wetter und Sturm.
Um mich ächzen die alternden Eichen,
es bricht ihre trotzige Kraft.
Um mich zittern die jugendfrischen Tannen,
es zagt ihr himmelanstrebender Mut,
ihr jugendlich göttlich Mitmirwollen!
Es stürzen die Spitzen (?) zu Tal . . .“

Das ist nicht bloß reimlose, sondern schließlich formlose Dichtung. Heftiges Häufen gesuchter, vergewaltigter Worte, gelegentliche Unklarheit, sonst durchweg übergroße Klarheit des Reflektierten und dramatisch Pointierten — ein hymnisches Unvermögen im lyrischen Gestalten. Bisweilen ein Versuch zur Schlichtheit, eine Wendung zur Liebeslyrik; allein auch dort, selbst in gleichmäßig gebauten und gereimten Strophen, kein gefühlsmäßig lebendiger Rhythmus, keine geschlossene und eigentümlich erschlossene Stimmung, nichts vom Reiz des Verhaltenen. Worte, die den Bildungsmenschen verraten (sehnsuchttief, sehnsuchtschwer, in langendem Leide, himmelanstrebend, hehres Rauschen, heilig Raunen) — spärliche und unanschaulich blasse, allgemeine Bilder (die Fluten, die Trauerweide, die schweigende Nacht) — selbstgemachte Wörter (Zwiegebet, sommerschön, Mitmirwollen, wetterumwühlt, grauenumgrüßt, blitzumbrandet, sturmüberjauchzend) statt selbstgeschauten Lebens — viel Ausrufezeichen und Gedankenstriche und immer nur wieder wollende Worte. Eine Persönlichkeit, scheint's, aber ein Schulbeispiel des Nichtlyrikers.

Der Herausgeber, Paul Friedrich, scheint manchmal eine rein lyrische halbe Stunde zu erleben und zu nützen. Dann glückt ihm eine Stimmung wie „Mittagsglast“:

„Kornmuhme flirrt mit tödlich heißem Munde
Durchs reife Korn und seine goldnen Fluten;
Der hohe Mittag brütet in der Runde,
Die Luft liegt ausgetrocknet in den Gluten —
Schlummre nicht ein! Denn jetzt ist Zauberstunde —
Im Walde raunt der Sommer mit den Druden —
Die Sonne flammt wie eine tiefe Wunde,

Digitized by Google

Die Mohnen in den goldnen Feldern bluten."

Auch hierin ist einiges anfechtbar: der schlechte Reim mit „Druden", überhaupt das Heranzwingen dieses Wortes und die verdächtig dekorative Vergleichung der Mittagssonne mit einer tiefen Wunde. Trotzdem spürt man, zwischen dem Entbehrlichen und vom Reim Bedingten, gutlyrisches Gefühl. In einem Sommertagsgedicht fesselt unmittelbar zwischen dem platten „einer Villa Bau" die hübsche Zeile „hell und gelassen durch das Kieferngrün". (Wozu freilich das Zeitwort „winkte" nicht stimmen will.) Im übrigen zeugt seine Auswahl eignen Wachstums mehr von Beweglichkeit und Schmiegsamkeit als von Urwüchsigkeit des lyrischen Empfindens. („Pierrot und der Mond" ist, wenn nicht Übersetzung, vollständige Nachempfindung von Giraud-Hartlebens „Pierrot lunaire".) Poesie eines Harmonischen, die keinen dämonischen Rätselrest in sich birgt.

Wenn Kurt Walter Goldschmidt singt (in „Dämmerung"):

„... In des Dämmers feinen Gebrochenheiten
Werden ferne Küsten und Märchen lebendig ..."

wenn er sagt: „auf leichten Schwingen wiegender Luft", „Liebesmondenblick", „... meiner Arbeit versagt schon die Neige des Lichtes", „es walten große Hände über uns" — so haben wir wieder den Bildungspoeten vor uns, das heißt den Poeten von und aus Bildung, überfein in der Wortewahl und Wortebildung, aber im vernunftmäßigen Verseschmieden nicht genügend gehemmt durch unmittelbares Schauen und nur selten zu urwüchsigem Ausdruck gelangend. Auch diese Verse werden trotz ihrem Willen zum Gefühl nicht von natürlich quellendem Rhythmus belebt, sie sind zumeist vortreffliche künstliche Arbeit, organisch und fesselnd im Beobachten, im Nachdenken und Zerlegen.

Die Art Ernst Schurs, der in diesem Kreise einer der ältesten (geboren 1876) ist, darf wohl als einigermaßen bekannt vorausgesetzt werden. Es ist eine stark malerisch impressionistische Art. Auf dem Weg über viele Experimente zur naturtreuen Wiedergabe von Stimmungen des äußeren Lebens scheint er, nach den wenigen Probestücken zu schließen, nun zu geschlossenerem, liedhafteren Gedichten gelangt zu sein. In Parkstimmungen und einer Großstadt-Morgen-Studie bindet sich das Malerische gut mit dem Fühlenden. Zu Schurs Bestem gehört das Bild „Stille":

„Über allen weiten Feldern
ruht ein Schweigen — es ist Nacht.
Träumend geht ein Wandrer seiner Wege.
Steht noch einmal auf der Brücke.
Und das dunkel-dunkle Wasser
fließt so sacht, so sacht — —
Über allen weiten Feldern
ruht ein Schweigen — es ist Nacht."

Zu den seltenen und unter den dichtenden Frauen besonders seltenen Begabungen, die sogleich durch einen eignen Klang aufhorchen lassen, gehört die Toni Schwabes. Der Klang ist unverkennbar dem Volkslied nachempfunden, doch nicht in der Weise der schwächlichen Nachahmer, die dem Wort Nachempfinder einen üblen Beiklang verschafften. Diese Dichterin wahrt ihre herbe empfindenskräftige Persönlichkeit, wenn sie Erfühltes im Volkston ausspricht — aussingt. Ihre Gedichte sind sangbare Lieder, die nur selten mit dem bloßen Klangreiz zu wirken suchen und besonders durch straffe Zusammenziehung volkstümlich anmuten, nicht

Digitized by Google

durch gemachte Einfalt. Das immer wache Bewußtsein des heutigen Kulturmenschen wird dabei nicht verleugnet. Zuweilen fehlt das letzte Durchdenken oder die unbedingte Sicherheit. So wenn sie unter „Wie ein junger Baum“ zwei hübsche Strophen vereinigt, von denen jede für sich genossen werden müßte, weil sie auf zwei ganz verschiedenen Bildern beruhen. — Als Probe die erste Hälfte des Gedichtes „Komm, kühle Nacht —“:

„Komm, kühle Nacht, und deck mich ein. —
Du mußt nun mein Geliebter sein.
Mein Geliebter ging weit,
Zwischen ihm und mir wächst Zeit,
Zwischen uns beiden steht der Gram
Und das Lächeln, mit dem ich Abschied nahm.
Keiner vergißt dem andern die Not
Und heimlich wünscht einer, der andre wär tot . . .“

Für die zwei Stärksten des Fünfzehnerbuches bedurfte es wohl am wenigsten mehr einer Einführung. Namentlich ist Ernst Lissauers Stil beim Erscheinen seines schmalen, inhaltschweren Gedichtbandes „Der Acker“ allgemein bemerkt und gerühmt worden. Lissauer hat mit sicherer Klarheit Folgerungen aus Naturalismus und Heimatkunst gezogen, hat Züge von Mörike, Holz und Dehmel vereinigt und zu einem Neuen, Persönlichen durchgearbeitet. So kommt seine Lyrik dem Begriff Neuland am nächsten; sie konzentriert die kennzeichnenden Stimmungselemente aufs äußerste und gibt das literarische Seitenstück zum modernen Kunstgewerbe: Poesie der Sachlichkeit — die sogar der Geometrie dichterische Bedeutung abzugewinnen weiß:

„Ich sprach zum Kreis: Du lebst in Wanderschaft.
Du schreitest langsam in gestillter Kraft.
Dein Weg ist ganz erbaut aus Wegeswende,
Und jeder Schritt ist Anfang, Mitt und Ende.
Es sprach der Kreis: mein Leben ist nicht Glück.
Ich wandre nicht, ich kehre nur zurück.
Ein Stücklein Welt ergänzt mir lieb und licht.
Mein Weg umkränzt es. Er betritt es nicht.“

Felix Braun, ein fünfundzwanzigjähriger Wiener, hat sich vor einem Jahr mit einem Bändchen „Gedichte“ den besten deutschen Lyrikern beigesellt. Ob der glückliche Erbe der Moderne eine breit verwurzelte Persönlichkeit sei, muß sich allerdings erst noch zeigen. Gedichte wie das folgende, „Der verlorene Sohn“, knüpfen ohne Zweifel an den jungen Goethe (und damit an das Volkslied) an — und sie dürfen's. Doch fühlen wir mehr oder minder deutlich in allen auch einen Teilhaber des modernen psychologischen Kunstbewußtseins und der jüngsten Sprachdurchbildung. Das Eigne des neuen Mannes läßt sich bei solchem Zusammenklang bekannter Grundtöne schwer in dürre Worte fassen. Es geht aus einer Verschmelzung sachlich knapper Zergliederungskunst mit einem elegischen Gemüt hervor und ist: eine Melodie in Moll, doch keine weichlich zerfließende. Das wird sich schon aus diesen Strophen dem Leser mitteilen:

„Immer durchwandr ich denselben Wald . . .
Stämme an Stämme . . . dunkles Gezweige . . .
ach, wann leiten die schattigen Steige
mich zu freundlichem Aufenthalt?

Nirgends winkt ein erleuchtetes Haus,

Digitized by Google

Wälder als Wächter versperren die Ferne . . .
Alle Lampen, Geschwister der Sterne,
Blies der Atem der Finsternis aus.

Was sie wohl jetzt in der Heimat tun?
Mutter macht Licht mit zitternden Händen,
deutlich seh ich den Schein auf den Wänden
und auf den Wangen der Schwestern ruhn.

Sprechen sie heute wieder von mir? . . .
bald wird es Zeit sein, schlafen zu gehen . . .
Meine Kammer wird einsam stehen:
niemand schläft in ihr."

Von der zweiten Gruppe der „Neulands"-Leute wird mancher vielleicht manchem Leser schon begegnet sein. Von Oskar Maurus Fontana sahen wir gute Tagesschriftstellerei. Seine Lyrik ist zum mindesten noch unfertig, eine im engern Sinn lyrische Begabung nicht wahrzunehmen. Das hymnische „Dirnenlied" muß ebenso leer wie verschroben genannt werden. In einer breiter angelegten Dichtung „Die Verlorenen", also in der Beimischung von epischen und reflektierenden Momenten zeigt sich eher Talent.

Der andre Wiener, Adolf Kramer, fesselt zuerst durch eine Nachtstimmung des „Spaziergängers", der eine unsichtbar gespenstische Begegnung hat:

„. . . Zurück! Und wärst du auch mein Ich
auf gestrig leisen Zehen.
Bin täglich neu und spute mich,
muß manchen Weg noch bitterlich
bis an sein Ende gehen . . ."

Die übrigen Proben halten nicht ganz, was der Eingang verspricht. Für die Ballade scheint ein Talent vorhanden, das weniger im Neuromantischen als im Frischgesunden daheim ist. — K. H. Willecke ist gewiß eine unverwickelte Natur, die Eigenes nur in derbheiterer Tonart zu geben hat.

Dagegen bekundet Artur Silbergleit in jeder Strophe ein ernstlich nach innen gewendetes Wesen. Mystische Andacht geht anscheinend durch sein ganzes Dichten. Der Ausdruck, nicht selten von gefundener Einfachheit, bleibt öfters auch im allzu feierlich Gesuchten stecken. Ein mittleres Beispiel:

„Herr, so laß mich ruhig scheiden,
Meine Fahrt wird feierlich.
In die Abendschleier kleiden
Will ich mein entblößtes Ich.
Meine Mutter sei vergessen
Und was meine Flöte sprach.
Brünstig psalmen grüne Messen
Mir schon alle Wälder nach . . ."

Fritz Stöber gibt sich ungezwungen als einen berufenen Lyriker zu erkennen. Im großen Umriß und in den Motiven besticht er nicht eben durch unübersehbare Eigenart und nimmt gelegentlich (zum Beispiel „Des Mondes Blume" und „Heiligtume") dem Reim zuliebe unlieb überraschende Wörter, weit öfter auch unwesentliche Satzteile ans Versende. Sonst weiß er Naturstimmungen fein und treu nachzubilden; sein Ton erinnert dann an den Eichendorffischen. So etwa in „Abend":

„Schatten von den Hängen schleichen
Wie im Traume hin und her,
Nun sie sich die Hände reichen,
Singt auch nicht ein Vogel mehr.

Arm in Arm (?) ruhn Wald und Weiher,
Nebel hängt an Stamm und Ast;
Ferne blinkern Hirtenfeuer,
Wenn der Wind die Flamme faßt . . ."

Digitized by Google

Aus Gerda von Robertus' Versen spricht unverhüllte, unverkünstelte Weiblichkeit. Ehrliche Lebenssehnsucht bildet das Leitmotiv. Die Form ist eine edle, doch mehr schildernde als darstellende Sprache von gemäßigtem, gefühltem Pathos. — Alfred von Lieber kann konzentrieren, gestalten. Seine eigen erschauten Stimmungen sind jedoch mehr liebhaberisch dekorativ als von innen heraus seelisch durchgebildet. Ein Wortkünstler mit feinen Sinnen, für den etwa dieses Stückchen Gegenwartromantik bezeichnend ist („Am Bahndamm"):

„Über die Höhen kommt es gelaufen,
tiefblaues Blut der frühen Nacht.
Schwimmende Wolken glimmen sacht,
steigen bergan in wallenden Haufen.
Stampfender Züge grüne Lichter
kreuzen weithin mit schrillem Pfiff;
Sterne grüßen; der selige Dichter
treibt in die Mondnacht sein Zauberschiff."

In Hans von Günther endlich lernen wir einen gedankenvollen und sprachgewandten Poeten kennen, der wohl kein eigentlicher Lyriker ist, aber Lyrisches lebhaft anzuempfinden vermag. Unter seinen vier Proben zeugt dafür ein hübsches Schneelied, das zur Hälfte eine Symphonie heller Vokale ist. Von Haus aus aber scheint dieser Deutschrusse mehr für die erzählende und die nachdenkliche Dichtung geschaffen zu sein. Eindrucksvoll beginnt beispielsweise ein Gedicht: „Für Konstantin Somoff":

„Wachende, die ihr zum Aufgang geht,
Ist euch die Nacht so schwer?
Wenn ihr im Dunkel kein Licht mehr seht,
Sind eure Seelen leer?

Habt ihr euch über die Seele geneigt?
Ach, ihr sprechet zu viel —
Wachende, wisset: wer tief ist — schweigt.
Ach, ihr sprechet zu viel . . ."

Wenn diese letzten Verszeilen Wahres sagen, so ist's allerhöchste Zeit, diese Betrachtung zu schließen. Immerhin — konnte sie uns auch nicht in ein Neuland der deutschen Dichtung führen, sie führte uns doch ein paar echte neuere Dichter vor und wird nebenbei aufs neue gezeigt haben, daß unsre lyrische Kultur von heute auf schöner Höhe steht und für künftig viel Köstliches — verspricht.

Wilhelm Kiesewetter

Strachwitz

Vor fast zehn Jahren veröffentlichte ich bei Alex. Duncker in Berlin eine philologisch-literaturhistorische Arbeit: „Die Dichtung des Grafen Moritz von Strachwitz". Sie war für die „Schriftgelehrten" und „Liebhaber" bestimmt. Ich möchte nichts halb tun: der große Kreis jener Leser, der mühelos, rein ästhetisch, unmittelbar genießen will, hat ein gutes Anrecht auf „seinen" Strachwitz. Daher will ich im Herbst 1911 bei G. Grote in Berlin, bei dem schon die prächtige „Diamantausgabe" erschien, 3000 Exemplare einer Auswahl von Strachwitzischen Versen nebst einem neuen Lebensbilde des gefeierten Balladendichters, der von Fontane bis auf Liliencron und Münchhausen einen nachweisbaren Einfluß auf die moderne Ballade ausgeübt hat, zutage treten lassen. Meine neue Ausgabe soll das wirklich lebendige oder lebensfähige Gut Strachwitzischer Dichtung vereinigen und zum Allgemeingut des deutschen Hauses, vor allem der deutschen Jugend machen. Ich bitte alle Besitzer Strachwitzischer bisher ungedruckter Gedichte und Briefe, mir dieses

Digitized by Google

Material zugänglich zu machen. Rascheste Rücksendung der zur Verfügung gestellten Manuskripte unter Ersatz des Portos wird zugesichert.

Berlin, August-Straße 85 II.
Dr. Kurt Mickoleit (A. K. T. Tielo.)

Theater

Vollmöllers „Wieland" und Pinskis „Schatz"

Berliner Theater

Das Berliner Premierenpublikum hat wieder mal seinen Theaterskandal gehabt, fast so wüst, wie der beim „Blaubart" Herbert Eulenbergs. Im Deutschen Theater wurde Karl Vollmöllers Flugdrama „Wieland", ein „Märchen in drei Akten", wie der Verfasser es nennt, namentlich während des letzten Aktes, wo auch auf der Bühne die Lautheit der Vorgänge zum Tumult ausartet, nicht mit faulen Äpfeln, aber mit dem höhnenden Hallo der Zuschauer bombardiert, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre dem Spiel vorzeitig der Mund gestopft worden. Die Kritik am andern Tage verfuhr mit Autor und Stück nicht viel glimpflicher. Sie hatte recht, solange sie sich allein an die Bühnenverkörperung des Dramas hielt, an die Insel Rhodus, auf der Vollmöller nun doch mal zu springen verheißen hatte; sie hätte ihr Urteil dämpfen oder doch abtönen müssen, sobald sie von der Aufführung auch auf die Dichtung, die schon seit einigen Wochen in Buchausgabe (Leipzig, Inselverlag) vorlag, hinübergriff. Für den, der nicht unter der Peitsche der Mitternachtkritik steht, ist diese Verpflichtung da, zumal da es hier zugleich die Frage zu erörtern gilt, wieweit etwa die Aufführung an dem Mißerfolge mitschuldig ist.

Soll ich das, was Vollmöller hat geben wollen, auf eine kurze Formel bringen, so möchte ich sagen: die Tragödie der unedlen Rache eines Halbgenies, die sich, aus Schwachheit unvollständig ausgeführt, gegen ihr Subjekt wendet und dieses vernichtet, wobei die Motive der alten heroischen Wielandsage ins Modern-Burleske des britischen Nationalismus travestiert werden. Ein deutscher Klavierlehrer aus Krimmitschau namens Wieland beteiligt sich im Hause seines Brotherrn, dessen jüngere Kinder Eric und Ethel er unterrichtet, heimlich an den Zeichnungen und dem Bau der Flugmaschine, die Sir Hubert Marks in Arbeit hat, und entwendet für seine eignen Pläne aus dem Fundus des reichen Erfinders zwölf Kilo Platin. Das nüchterne Rechtsbewußtsein des Engländers überliefert den Dieb der gebührenden Strafe, hilft sie dann aber auf dem Gnadenwege verkürzen und lädt den Strafentlassenen wieder in sein Haus: die Arbeiten an der Flugmaschine wollen nicht vorwärts, und Ethel sehnt sich nach ihrem alten Lehrer. Doch Wieland kommt anders, als er gegangen. Er kommt „mit durchschnittenen Kniekehlen", halb gelähmt — Rechtsanwalt Monk sagt von dem Rheumatismus, den er sich in Reading geholt hat, er selbst weiß es besser: der neidische König hat es getan.

Wem die Wielandsage gegenwärtig ist — andernfalls ist sie bei Simrock leicht nachzulesen —, der spürt schon hier die gesuchten und oft recht mühsam herbeigezogenen symbolischen Beziehungen auf das mythische Vorbild. Ibsen hat Ähnliches — man denke nur an die Rattenmamsell in „Klein Eyolf" und an die weißen Pferde in „Rosmersholm" —, aber

Digitized by Google

bei Vollmöller gewinnen diese Analogien dadurch eine eigene merkwürdige Färbung, daß er sie gallig-ironisch travestiert, indem er Motive des altgermanischen Mythus in das burleske Gewand der vernünftelnden Gegenwart steckt, scheinbar um sich über beides zu gleicher Zeit lustig zu machen. Das ausgiebigste und wirkungsvollste Material für diese versteckte Doppelsatire gewinnt er aus Wielands Vergangenheit, aus seinem Verhältnis zu der Gouvernante des Hauses Marks, Miß Bessie Chatterton. Das ist die ins Modern-Triviale übersetzte Schwanhild, eine der Schwanjungfrauen aus Ulfdalis, mit der der kunstreiche Schmied zusammenlebte, ehe sie sich mit ihren beiden Schwestern, zur Walküre verwandelt, durch die Lüfte davonschwang. Wie seine Schülerin Ethel, das „Königskind", so trifft Herr Wieland aus Krimmitschau auch seine alte Geliebte im Hause seines Gönners wieder, und nicht ohne Geist, Humor und Tiefsinn sind die Zusammenstöße, die sich da zwischen Wielands hochfliegender Phantastik und Miß Chattertons altjüngferlicher Gouvernantenphilistrosität ergeben. Ihretwegen hätte er, außer der Elastizität seiner beiden Kniekehlen, beinahe auch noch ein Auge eingebüßt, denn Mrs. Gladys Stewart, die Geliebte Sir Hubert Marks', die ihn schon von früher her als schwindlerischen Mädchen- und Seelenjäger kennt, hätte den genialen Luftsegler mit ihrem angelsächsischen Cant um ein Haar zur Verlobung und Heirat mit Miß Bessie-Schwanhild gezwungen.

Und er hat doch weder Lust noch Zeit dazu! Was ihn ganz und gar in Anspruch nimmt, ist seine Rache an dem heimtückischen König Nidung, wollte sagen an Sir Hubert Marks. Diese Rache vollzieht sich zunächst genau nach dem Programm der Sage. Wieland erfährt, daß Jung-Eric, der „Königssohn", morgen mit der Flugmaschine des Vaters heimlich aufsteigen will; da verdirbt er die Höhensteuer an dem Apparat, die Maschine tut einen furchtbaren Sturz, und unter ihren Trümmern liegt Eric tot und erschlagen. Nun hat er dem „König" mit dem Tode seines Sohnes „die Kniekehlen durchschnitten", aber sein Rachedurst für die erlittene Demütigung ist damit noch nicht gestillt. Eines Tages kehrt er auf der von ihm konstruierten Flugmaschine über den Kanal zurück, getrieben auch von heimlicher Sehnsucht nach Ethel, der „Königstochter", die sich im Hause ihres mit Miß Stewart unter einem Dache lebenden Vaters unendlich verlassen und trostlos einsam fühlt. Rachedurst und Liebessehnsucht durchkreuzen sich hier, genau wie in der Sage, wo Wieland auf seinem Rosse Schimming gegen den Zerstörer seines Glückes übers Meer fährt, während zugleich die Sehnsucht nach dessen Tochter Bathilde in ihm erwacht. Wie so vieles in dem Stücke, wird es nicht ganz klar, ob nun eigentlich auch der Tod des „Königs" und die Glückzerrüttung der „Königin" (Miß Stewart) zu Wielands ursprünglichem Racheprogramm gehörten. Hier scheint sich ein andres, aktuelleres Vorbild in das verworrene Gewebe des Dramas gedrängt zu haben: der sensationell-mysteriöse Tod — Felix Faures. Sir Marks, dessen Lebenskraft seit dem Tode Ericks gebrochen ist, erliegt im nächtlichen Liebeszweikampf mit Miß Stewart, die er nun auch an einen andern ver-

Digitized by Google

loren hat, einem tödlichen Herzschlage. Sie läßt in seinen verkrampften Händen eine Strähne ihres goldblonden Haares zurück, die Wieland findet und an sich nimmt, so daß jetzt glücklich auch das Wohl und Wehe der „Königin“ in seine Macht gegeben ist: die „Königin“ war der Trumpf, mit dem er den „König“ stach.

Doch geht er diesem Triumph nicht weiter nach, denn all seine Anspannung richtet sich augenblicklich auf die Vergewaltigung und Entehrung der „Königstochter“ — so will es die brutale Analogie der Sage. Die Königstochter muß erst in „Wielands rußige Schmiede“ kommen und von ihm aufs Lager gezwungen werden — anders ist seine Rache nicht erfüllt. Doch hier nun versagt das Programm. Die „Nerven“, die tückischen Verräter der Halbhelden, derer, „die von unten heraufgekommen sind, aus der kleinen Stube und aus der großen Angst“, kündigen ihm die Gefolgschaft; edle oder elende Gefühle, Liebesgluten, die Liebesgluten weckten, schleichen sich ein in seine elementar-brutalen Triebe der Rache, Hellmenschliches mischt sich mit Dunkelelbischem, das doch allein dem Zwerge, dem Unterirdischen, wesenhaft sein sollte. In dieser erweichten Stimmung verrät er der „Königstochter“, die wirklich in der Nacht vor dem großen Flugaufstieg in seine „rußige Schmiede“ kommt, wie ihn schon bei seinem Fluge über den Kanal die Nerven verlassen haben, wie er dort zwischen Himmel und Wasser nichts vom Geist der Welten gespürt, wie nur Angst, gemeine, grauenvolle Angst ihn umkrallt gehalten habe. „Ein Mensch hat alles in sich: die Phantasie, um das Wunder zu empfangen, die Glut der Sehnsucht und die Kühle der Vollbringung, er hat den höchsten Mut, den Mut, das Ungedachte zu denken — und am Ende fehlt ihm das ganz Gewöhnliche, das, was jeder wohlgeborne Tropf seinem Sohne vererbt: Nerven! Die ganz gewöhnlichen, gemeinen, guten Nerven!“ Seine Maschine flog, nicht er; Fliegen ist nur etwas für die edlen, freien Geister, ihn wird sein niedrig geborener, knechtischer Körper immer an der Erde halten. Doch dies Geständnis wie das seiner Liebesleidenschaft für Ethel Marks bringt ihm keine Erlösung; es „verpatzt ihm nur seine ganze schöne Rache“ — wie Miß Chatterton sich ausdrückt, die entartete Schwanenjungfrau, die sich inzwischen, Telegraphistin geworden, auf dem Drahtwege in einen Kollegen in Singapore verliebt hat, aber zeitweise doch auch ihren alten Geliebten noch betreut und „bekocht“, die Dienstbotenseele, die ihren Teekessel auf sein vulkanisches Schmiedefeuer stellt. Es „verpatzt“ ihm seine Rache. Denn nun gibt sich Ethel ihm *freiwillig*, und das ist wider den Sinn und Willen der Rache.

Der Kampf der unterirdischen, elbischen und der übermenschlichen, göttlichen Mächte in ihm hat Wieland zerrieben; ihm bleibt nach Ethels Hingebung nichts anderes übrig, als — durch die Lüfte davonzufliegen, wie sein mythischer Namensvetter? Nein! Die Gesellschaft, die sich auf seinen Namen gegründet und von der sich seine knechtische Seele hat fesseln lassen, hat zwar alles schon zu dem sensationellen Ereignis vorbereitet, Hunderttausende harren draußen auf den Flug des „Vogelmenschen“, die Bestie droht wegen der Verzögerung, die sich einstellt, die Barrieren zu durchbrechen, die Kassen anzuzünden, den Schuppen

Digitized by Google

zu stürmen, die Direktoren mitsamt dem Vogelmenschen zu lynchen — da, ein Knall: Wieland hat sich, seiner Rache untreu, von seinen Nerven verraten, erschossen. Erschossen mit einer gemeinen Flintenkugel. Ein Solneß der Lüfte, hat auch er höher gebaut, als sein Mut ihn trägt. Statt seiner besteigt, als die Wut der Menge keine Grenze mehr kennt, Tom Northwick die Maschine, der Lordssohn, der bisher stumm, kein Mann der Worte, ein Mann allein der zugreifenden Tat, beiseitegestanden hat. Und er, der Edeling, er wird fliegen . . .

Manchem mag es töricht erscheinen, einem Werke so behutsam in seine labyrinthischen Hamstergänge nachzuspüren, das sich mit den Mitteln des Theaters auf der Bühne so wenig hat ausdrücken und durchsetzen können. Ich glaubte es ihm gerade an dieser Stelle schuldig zu sein — welche Sonderberechtigung hätten hier dramatische Betrachtungen sonst? Eine „Rettung" des Vollmöllerschen Stückes soll damit nicht versucht werden. Es ist mit seinen zweihundert engbedruckten Seiten voller geistreicher Wendungen, Analogien und Kombinationen; es hat Ibsen, es hat Shaw, es hat Strindberg, es hat Wedekind einige Griffe und Pfiffe abgelernt; es hat in dem bitter-ergötzlichen Beieinander von mythologisch angehauchter Phantastik, plump aufgeblasener Geschäftsgier und dürrer Vernunftnüchternheit einen eignen Ton humoristisch-satirischer Persiflage; es hat unter den vielen Personen aus der englischen Gesellschaft, die es aufbietet, wohl einige grobe Karikaturen, doch kaum eine leblose Figur — aber was hilft ihm dieser Überreichtum, wenn die Hand fehlt, ihn zu ordnen, zu nutzen, ihn in zweckvolle Gebilde umzusetzen. Gerade in der Häufung der Motive, der Neben-, Zwischen und Kontrasthandlungen zeigt sich die Undisziplinierheit dieser Phantasie, in der Mißachtung ihrer Verhältniswerte der völlige Mangel an jener architektonischen Begabung, ohne die kein Drama bestehen kann. Das Stück hat weder Stil noch Grundriß, die Handlung weder Rückgrat noch Linie; die Transparenz des „Märchens" wird jeden Augenblick durch plump sich verschiebende Handgreiflichkeiten knabenhaft mutwillig zerstört; die tragische „Idee" des Dramas von der Gemeinheit der Rache, dieser „Erfindung von Dienstboten", und ihren bei der ersten offenbar werdenden Halbheit sich gegen den Schützen kehrenden Todespfeilen wird erst ganz zum Schluß eilends nachgeheftet, wie ein übersehener Bogen im Manuskript. Gewiß, die Aufführung hat manches unterschlagen, was man zum Vorteil des geistigen Eindrucks gern erhalten sehen möchte; zumal die Gespensterschlacht muß darunter leiden, die oberhalb der eigentlichen Handlung zwischen kühn beschwingter Phantasie und zu Boden ziehender Alltäglichkeit ausgefochten wird. Aber dafür hat die Bearbeitung auch viele Ungeschicklichkeiten, Albernheiten und gefährliche Fatalitäten getilgt, die den Karren schon im ersten oder zweiten Akt hätten in den Graben werfen können. Wunderbar ist nur, daß die Reinhardtische Dramaturgie nicht die Einsicht oder nicht die Freiheit aufgebracht hat, die Aufführung nach den ersten Bühnenproben zu inhibieren. Denn da müßte sich für einen nur einigermaßen theater- und publikumskundigen Intellekt die Bühnenfalschheit dieses Stückes her-

Digitized by Google

ausgestellt haben — „Bühnenfalschheit“ in dem Sinne, daß die Aufführung gerade alles das heraushob, was zum Plunder gehört und seinem bißchen Wertvollen verfälschend im Lichte steht.

Wollte Vollmöller die Tragödie verfehlter Rache, so gedachte David Pinski mit seinem ebenfalls im Deutschen Theater aufgeführten Vierakter „Der Schatz“ die Komödie der gefoppten Geldgier zu schreiben. Von der nicht eben spärlichen Gesellschaft, in die er sich mit dieser Stoffwahl begibt, unterscheidet er sich von vorneherein einigermaßen dadurch, daß er seine kleine Handlung in ein ausschließlich jüdisches Milieu, das einer russischen Kleinstadt stellt. Der Sohn des Totengräbers, ein Trottel, findet beim Verscharren eines toten Hundes ein Dutzend Guineen auf dem Friedhof; seine Schwester, ein putzsüchtiges, lebenshungriges Ding, schmeichelt sie ihm ab und kauft sich Putz und Flitter dafür. Nachmittags weiß es schon die ganze Stadt: Totengräber Chone hat einen Schatz gefunden. Heiratsvermittler, Kollektenboten, Synagogenvorsteher laufen ihm das Haus ein, jeder will seinen Löffel in die Suppe tauchen. Und wo so viel lag, wird am Ende noch mehr liegen! Also hebt bei nächtlicher Weile auf dem Friedhof zwischen den Grabsteinen der Väter und Vatersväter ein wildes Gesuche und Gewühle an, ein kleiner Hexensabbat der Geldgier, wobei er männiglich die weniger respektabeln Seiten seiner Menschlichkeiten herauskehrt. Um diese Szene war es dem jungen Autor offenbar am meisten zu tun, auf sie hat er sich besonders viel eingebildet. Man sieht förmlich, wie er dem Kollegen Shakespere die Hand zur Bruderschaft hinstreckt. Aber der schaurig-groteske Humor will sich nicht einfinden; es bleibt bei der Entblößung diverser menschlicher Schwächen, Lieblosigkeiten, Roheiten und Gefährlichkeiten, die kaleidoskopartig vorüberhuschen, ohne sich zum Organismus zusammenzufinden. Auch Tille Chone, die kleine Kanaille von Totengräbertochter, die die Fäden zieht und schließlich mit jüdisch-weiblicher Schlauheit alles wieder gerade richtet, ist kein humoristisches Objekt, das den zum Teil recht flachen Späßen eine tiefere Perspektive zu geben vermöchte. So durfte das Stück froh sein, daß es an dem Skandal, der sich auch hier bei einigen peinlichen Szenen schon zusammenzubrauen drohte, mit blauem Auge vorüberkam.

Friedrich Düsel

Schnitzlers „Der junge Medardus“, Strindbergs „Königin Christine“, Stuckens „Lanval“

Wiener Theater

Das Wiener Spieljahr hat zu Weihnachten mit der Uraufführung von Karl Schönherrs Tragödie „Glaube und Heimat“ seinen künstlerischen Höhepunkt erreicht. Überschaut man von diesem Gipfel, was vorher und nachher aus der rastlos klappernden Tantiemenmühle unsres Theaterbetriebes hervorgegangen ist, dann lernt man den Wert der zeitlichen Entfernung schätzen. Wieviel von dem, was journalistische Fixigkeit zum „Ereignis“ gemacht hat, verflüchtigt sich schon nach Wochen zu einem literarischen Symptom, zum Anzeichen eines — vielleicht? — spürbaren literarisch-geistigen Zustandes.

Der „Zufall“ drängt uns diesmal geradezu die allgemeineren Beobachtungen auf: alle Stücke des heurigen Wiener Spieljahres, die Höheres anstreben, spielen in der

Digitized by Google

Vergangenheit. Schönherrs Tragödie eines Volkes versetzt in die Zeit der Gegenreformation; Artur Schnitzlers dramatische Historie „Der junge Medardus“ will ein Stück Alt-Wien im farbigen Abglanz jener bewegten Tage veranschaulichen, da Napoleon seine Residenz in Schönbrunn aufgeschlagen hatte; in seiner bizarren Komödie „Königin Christine“ unternimmt es August Strindberg, ein dramatisches Gemälde der vielverlästerten Frau zu entwerfen, der Tochter des schlichten Soldatenkönigs Gustav Adolf, die einen Gelehrten- und Minnehof um Schwedens Thron versammelte und, als der heimische Puritanismus ihr ihre Liebhabereien und Liebeleien wehren wollte, beherzt den Kronreif hinwarf, um zu Innsbruck katholisch zu werden; Otto Anthes erweckt in seinem dramatischen Versuch, dem Lustspiel „Frau Juttas Untreue“, Erinnerungen an jene Zeit, da die Fürsten der deutschen Kleinstaaten ihr Leben im Rokokostil vertändelten; Eduard Stucken beschwört in „Lanval“, dem zweiten seiner drei Gralsdramen, die ritterliche Tafelrunde des Königs Artus; und Hans Müller ist mit seinem romantischen Schauspiel „Das Wunder des Beatus“ der Sonne des Bayreuther Genius zu nahe geraten und, einmal aus der Bahn seiner im Alltäglichen wurzelnden Begabung geworfen, nicht mehr aus der Anziehungssphäre des „Lohengrin“ gekommen, wie lebhaft er auch bemüht war, moderne psychologische Wege zu beschreiten. Selbst Oskar Blumenthal ist uns heuer im Kostüm der Vergangenheit gekommen. Sogar schon zweimal, weil es ihm die Konjunktur zu gebieten schien. Einmal allein in einem einaktigen Rokokospiel „Der schlechte Ruf“, das vom Burgtheater mit zwei gleichfalls in längst vergangenen Zeiten spielenden Einaktern J. V. Widmanns („Lysanders Mädchen“ und „Das Urteil des Paris“) zu einem kulturhistorischen Lustspielabend zusammengespannt wurde, und das andere Mal entführte er uns gar in die Niederlande der Rubenszeit, um in einem mit Rudolf Lothar gemeinsam skandierten Reimspiel „Die drei Grazien“ eine Lanze für die Nacktkultur zu brechen. Ziehe ich noch das von Joseph Kainz nachgelassene Fragment einer biblischen Tragödie „Saul“ hinzu und geselle ich ihm E. von Keyserlings Komödie „Benignens Erlebnis“, eine fein und innig wiedergegebene Episode aus dem Wiener Revolutionsjahr, dann mag daraus ersehen werden, daß es der Spielplan der Wiener Bühnen an historisch-ethnographischer Buntscheckigkeit nicht fehlen ließ.

Man wird sich vor allzu einfachen Verallgemeinerungen hüten. Aber der Zufall allein genügt doch nicht als Erklärungsgrund für diese Hingabe unsrer dramatischen Dichter an die Vergangenheit. Da ist doch wohl das starke allgemeine Bestreben am Werke, die Bewegungsfreiheit in der Darstellung von allgemein-menschlichen Ideen, Leidenschaften und Charakteren wiederzuerlangen. Die Gegenwart und ihre Darstellung ist einer zu strengen Aufsicht unsres durch den Naturalismus geschärften und anspruchsvoll gewordenen Wirklichkeitssinnes unterworfen. Und dazu kommt ein äußerer Grund: der Fortschritt unsrer Ausstattungs- und Inszenierungstechnik, die nach neuen Stilprinzipien, nach einem Ausgleich zwischen zu viel und zu wenig sucht. Und beides, jenes dichterische wie dieses theatralische Bestreben, arbeiten zunächst mit verworrenen und oft haltlosen Mitteln.

Die meisten der angeführten

Digitized by Google

Stücke gehen zunächst auf die Befriedigung geistiger Schaulust aus, und wo nebenbei Tieferes angestrebt ist, wird wie in Schnitzlers „Jungem Medardus“ die Aufgabe des Historischen im Drama völlig verkannt. Eine große Zeitbewegung wollte Schnitzler in bunten Bühnenbildern einfangen, und um die dramatische Form seines epischen Beginnens zu rechtfertigen, brauchte er ein Einzelschicksal, das die losen Bilder verknüpft. Dieses Einzelschicksal ist wohl da, verkörpert im jungen Medardus, dem Helden des Spektakels. Auch ein brauchbarer dramatischer Handlungskern mit genügenden Spannungselementen. Wie dieser junge Medardus ausgeht, Napoleon zu töten, und wider Willen zu seinem Retter wird, weil die, die ihm den Dolch in die Hand gedrückt, ihm als Mätresse des gehaßten Eroberers verleumdet wird, und seine Eifersucht nun Rache und Vergeltung an ihr übt, statt an dem Korsen — daraus hätte sich freilich mehr, viel mehr machen lassen, als eine jungwienerische Hamlet-Imitation im Altwiener Kostüm. Bei Schnitzler huscht alles, was nach dramatischer Gestaltung verlangt, anekdotisch vorüber und vor lauter Schauen und Hören kommt man nicht zum Miterleben. Ihm war es eben zunächst um das Milieu zu tun, also um das Sekundäre im Drama, und wenn er sein Stück als „dramatische Historie“ bezeichnete, so geschah dies wohl nur aus Verlegenheit und weil er das bestimmte Gefühl hatte, kein geschlossenes Drama erreicht zu haben. Wie hinfällig aber diese Bezeichnung ist, dafür mag die Tatsache sprechen, daß gerade die Personen, die die Handlung bestreiten, erfunden sind, also unhistorisch.

Zu welchen künstlerischen Irrtümern Schnitzler die Verquickung von Dichtung und Kulturhistorie geführt hat, merkt man erst, wenn man seinem „Jungen Medardus“ Schönherrs „Glaube und Heimat“ gegenüberstellt. Auch hier liegt der Versuch vor, eine große Zeitbewegung dramatisch darzustellen. Wie anders geht aber Schönherr zu Werke. Ihm ist es hauptsächlich um ein Reinmenschliches zu tun und darum drängt er alles Historische in eine einzige Gestalt zusammen: in die des Reiters, der als fremdes, schreckhaftes Element der politischen Außenwelt in die religiöse Innenwelt des Bauernvolkes tritt und zugleich den Fanatismus verkörpert, der die Gegenreformation ins Werk gesetzt hat. Man wähnt hinter ihm die streitbare Romkirche leibhaftig zu sehen und daneben ihren willfährigen Diener auf dem österreichischen Kaiserthron mit seinem ganzen Stab von freiwilligen und unfreiwilligen Söldnern, und fühlt sich durch ihn dennoch nicht verletzt, weil er zugleich auch die poetische Gerechtigkeit vertritt. Indem Schönherr die Handlung auf die Schicksale der allerdings in drei Generationen dargestellten Familie Rott beschränkt, führt er seine Tragödie eines Volkes auf die denkbar einfachsten Linien zurück. Und dennoch: bei all der Sparsamkeit der Mittel welche Fülle von Kontrasten, die den Kampf des evangelischen Bergvolkes um Heimat und Glauben beleuchten. Ohne den festen Boden eines gesunden, wenn auch poetisch stilisierenden Realismus unter den Füßen zu verlieren, wird fast jede Gestalt zum Symbol und kaum eine einzige Episode, die nicht das tiefere Seelenleben und die Weltanschauung der Träger der Handlung enthüllen hülfe. In dieser Kunst der Vereinfachung und Zusammenfas-

Digitized by Google

sung zeigt sich der berufene Dramatiker, der sich seiner Ziele wohl bewußt ist, während Schnitzler sich in historischem Beiwerk und Nebensächlichkeiten verliert und sein Werk mit Milieuschilderungen überlädt, die die dramatische Handlung erdrücken und ersticken und die Bühne zum Panoptikum erniedrigen. Nicht um Schnitzler, dem die deutsche Bühne manche schöne Gabe verdankt, mit Schönherr zu erschlagen, wurde dieser Vergleich gezogen, sondern um die Grenzlinien für die dramatische Vergangenheitsdichtung anzudeuten. Was sich zwischen ihnen bewegt, dafür bieten die übrigen Stücke, die heuer in historischen Kostümen über die Wiener Bühnen schritten, wohl lehrreiche, aber minder interessante Beispiele poetischer Zielllosigkeit. August Strindberg knüpft mit seiner „Königin Christine" äußerlich an die dramatischen Historien Shakespeares an, indem er die Handlung der Charakterschilderung dienstbar macht. Ihm ist es zwar weniger um das reale Wie zu tun, als um das ideelle Was, und er scheut sich nicht, das geschichtlich überlieferte Charakterbild seiner Heldin zu ändern, nur damit die berühmte Tochter Gustav Adolfs alle weiblichen Urinstinkte, wie sie sich in seinem Kopfe malen, ungehemmt ausstrahlen könne, und nur um zu beweisen, daß die Frau in Purpur und Hermelin nicht besser ist als ihre ungekrönten Schwestern. Nur weit gefährlicher. Doch wie seltsam es auch berührt, Königin Christine entgegen der geschichtlichen Wahrheit als völlig kenntnislos in der Staatsverwaltung hingestellt zu sehen, und wie sehr man sich auch über die technische Unzulänglichkeit ärgern mag, die den dramatischen Konflikt erst an das Ende des Spieles stellt und ihn überdies in eine trübe mythisch-symbolische Theatralik hüllt, fühlt man sich dennoch geistig angeregt, weil ein echter Strindberg mit seinen heimlichen Stacheln und wetterwendischen Doktrinen uns immerhin mehr zu sagen hat, als irgendeine glatte Nichtigkeit, die nur den Bühnengesetzen gehorcht oder in prunkvollen Sprachbildern ihr künstlerisches Heil sucht, wie etwa Hans Müllers Märchenspiel „Das Wunder des Beatus", das durch den Prunk des Wortes über die innere Leere und die Abhängigkeit von Wagners „Lohengrin" hinwegtäuschen möchte. Das Wort aber wirkt auf der Bühne nur, wenn es der Situation selbstlos dient, wie es bei Karl Schönherr der Fall ist. Hans Müller tut das Gegenteil davon: er macht die dramatische Situation zur Dienerin des Wortes und wird zum Wortschaumschläger, wo die Handlung Schweigen gebietet.

So sehen wir die Vorteile, die die Vergangenheit der dramatischen Dichtung gewährt, nur wenig und die Bewegungsfreiheit, die mit der Flucht aus dem realen Zwang der Gegenwart errungen werden sollte, zumeist nur zu einem Spiel mit bunten Äußerlichkeiten genutzt, so daß wir wieder einmal mitten im Kampfe zwischen Schein und Sein, zwischen Schale und Kern stehen, wie einst, als der Naturalismus gegen die Kostümpoesie zu Felde zog. Daß Kräfte sich zum Streite regen, ist das Erfreulichste an diesem Kampfe. Sonst wüßte man mit Erscheinungen wie Eduard Stuckens „Lanval" einfach nichts anzufangen. Ich muß gestehen: es war mir von allem Anfang an verdächtig, immer nur Stuckens sprachkünstlerische Kraft loben zu hören, während man sich mit scheuer Verlegenheit just an dem vorbeidrückte, was den geistigen Inhalt seiner

Digitized by Google

Gralsdramen ausmacht. Nun ich „Lanvâl“ auf der Bühne des Burgtheaters gesehen, verstehe ich die Scheu, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Aus Hochachtung vor dem Ernst und Eifer, den Stucken an die kunstvolle Musterung seines Sprachkleides wendete, fand man nicht den Mut, es offen und ehrlich auszusprechen, wie wenig hinter diesem Wortprunk steckt, woran wir innerlich Anteil nehmen könnten. Was in „Lanvâl“ an pompösen Gesten und Worten, an raufluſtiger Ritterlichkeit und geheimnisvollen Märchenwundern aufgeboten wird, steht wahrlich in keinem Verhältnis zu der Dürftigkeit des poetischen Gehaltes. Wer die „Tannhäuser“-Sage umdichtet, rückt sie unserm Empfinden nicht näher, wenn er sie mit Elementen aus einem andern Sagenkreis verquickt und Frau Venus, die treueste Gefährtin des Satans, durch eine ermordete Königstochter ersetzt, die keine dämonische Urleidenschaft personifiziert, sondern nur zu einem gespenstigen Traum- und Liebesleben erwacht, um zum zweitenmal ermordet zu werden; und ein Zauberspuk, der nur dazu da ist, um einzuspringen, wo die Psychologie die Handlung im Stiche läßt, hat mit dem wahren Gralswunder, das uns Richard Wagner in seinem „Parsifal“ neu erleben läßt, nichts zu tun. Bleibt also nur die vielgerühmte Sprache. Auch hierin befinde ich mich im Widerspruch mit ihren Bewunderern. Bei jedem echten poetischen Gestalten schaffen sich Gedanke und Gefühl ihren sprachlichen Körper. Stucken macht es umgekehrt: er hat zuerst ein Versschema ausgewählt und in dieses den Inhalt hineingedichtet. Und nicht etwa bloß den eines einzigen Dramas, dessen balladesker Charakter gerade dieses und kein anderes Versmaß erforderte. Stucken hat alle drei Gralsdramen in die gleiche Zwangsjacke eines Metrums gesteckt, das im Epos seine Schuldigkeit tun mag, aber im Drama sich als ein untaugliches Instrument erweist, weil es mit seinem feierlich einherstelzenden Rhythmus den Schwung der Handlung lähmt und mit seinen weitausholenden, in schweren Worten schwelgenden Sprachbildern die Plastik der Vorgänge in die Fläche treibt, ganz abgesehen davon, daß der ewige Gleichklang der Außen- und Innenreime den Zuschauer betäubt und ihm eine geistige Mitarbeit schier unmöglich macht. Alle Wirkungen, die von „Lanvâl“ ausgehen, sind bestenfalls dekorativer Natur. Dekorativ sind die Worte, die an unser Ohr klingen, die Bilder, die sich an unser Auge wenden, dekorativ die Leidenschaften, womit sich die Helden drapieren, und dekorativ, wie für einen Illustrator hergerichtet, sind auch die Konflikte zwischen sündiger und reiner Liebe. So stellt dieses Gralsdrama einen Rückfall in die Zeit dar, wo Julius Wolff der meistgelesene Dichter Deutschlands war, und wir müssen uns wieder einmal mit der Erfahrung trösten, daß noch kein Fortschritt ohne Rückschritt erkauft worden ist. Und in diesem Trost dürfen wir uns um so mehr bestärken lassen, als unter den vielen Dramen, die sich von der Gegenwart abwenden, wenigstens eines ist, das verheißungsvoll in die Zukunft weist: Schönherrs „Glaube und Heimat“.

Theodor Antropp

Musik

Marx

Aus Graz wird ein neuer Liederkomponist signalisiert, Joseph Marx, und man rühmt ihn als einen neuen Großmeister, der neue Pfade weist. Nunmehr liegt ein

Digitized by Google

Viertelhundert seiner Lieder im Druck vor (Wien-Leipzig, Schuberthausverlag), sie werden auch schon öffentlich gesungen, und man hat somit Gelegenheit, das Urteil nachzuprüfen. Es dürfte wohl so ausfallen: daß uns in Marx wirklich ein Musiker von Bedeutung heranwächst, aber daß es immerhin zweifelhaft erscheinen kann, ob er gerade im Liede jene Gattung gefunden hat, die alle Stärken seines Talentes schon entfaltet.

Man hat Marx einen neuen Wolf, den „Zweiten" aus der Steiermark genannt, ihm aber mit diesem Vergleich keinen guten Dienst erwiesen. Denn was Marx anstrebt, ist keineswegs das Wolfsche Ideal der Einheit von Ton und Wort. Wir können uns der Einsicht nicht verschließen, daß dieses Ideal einer wachsenden Gruppe der modernen Musiker schon wieder zu entschwinden droht, daß unsre Zeit sich wieder mit dem „Musizierlied" befreundet. Auch Marx bestätigt diese Wahrnehmung. Er steht in vielen Stücken einem Reger viel näher und musiziert nicht so sehr aus dem Gedicht heraus als um das Gedicht herum, bisweilen auch daran vorbei. Seine Musik liegt dem Körper des Textes nicht so an, daß sie alle Schönheiten seiner Gliederung kenntlich ließe, sondern bildet einen weiten Mantel, unter dem zur Not wohl auch ein anderes Gedicht Platz hätte. Und wenn für Wolfs Schule bezeichnend ist, daß sie sich in bestimmte Dichter und Dichtungsgruppen einwühlt, so wählt Marx die Gedichte ziemlich sprunghaft, bald aus diesem, bald aus jenem Dichtergarten, bald bei den alten Romantikern wie Eichendorff und Novalis, bald bei den Münchnern Geibel, Schack, Heyse, bald bei Musset, Mongré, Giraud, bald bei chinesischen und japanischen Poeten, bald bei Rückert, Falke, bei Anna Ritter und Thekla von Lingen. Mir scheint auch, daß seine Musik nicht jene feinfühligen Organe hat, die auf jede Wendung des Dichters eingehn und antworten, die unwillkürlich jeder seelischen Spannung und Lösung des Gedichtes folgen. Man sehe seine Barkarole. „Und das flammende Licht am Altane kündet, daß die Geliebte noch wach" heißt es da, ungefähr in der Mitte. Aber statt daß sich der Pulsschlag dieser Musik beim Anblick des Lichtes, des Zieles, belebt, klingt sie in einem achttaktigen Nachspiel ritenuto ab. Kurz, gerade wer an die Lieder mit einem an Wolf erzogenen künstlerischen Anspruch herantritt, wird von Marxens Liedern nicht ganz befriedigt werden, so oft sie im rein Musikalischen ihren Durchgang durch Wolf verraten.

Aber Marx setzt diesen nicht abzuleugnenden Mängeln und Schwächen starke positive Vorzüge entgegen. Er ist ein Künstler, der mit großem Ernst nach dem Höchsten ringt. Das Gedicht will bei ihm nicht als Endzweck der Komposition betrachtet sein, sondern nur als Anreger des im übrigen ziemlich selbständig sich betätigenden musikalischen Schaffensdranges. Sein Können ist bedeutend, es liegt ein großer Zug in seinen Formen und Linien, die Musik überwuchert zwar das Gedicht, aber die Tonranken, die es umringen, sind nicht von der gewöhnlichen Art, und wenn seine prachtvollen Nachspiele — ich denke an den „Herbstwald" und dergleichen — in ihrer Beziehung zum Text auch nicht immer verständlich sind: musikalisch wertvoll sind sie doch. Der Tropfen italienischen Blutes, der in den Adern des Komponisten rollt, mag gewisse, an Puccini gemahnende pathetische Ge-

Digitized by Google

sangstellen erklären, wie denn die Kantabilität als ein erfreuliches Kennzeichen dieser Lyrik gelten kann. Freilich gehören Sänger mit großem Atem zur Ausführung. Diesem Schwung des Sichaussingens hält andrerseits eine Tendenz zum Insichhineinträumen, ja zum Grübeln die Wage und erinnert bisweilen daran, daß wir es mit einem profunden Tongelehrten zu tun haben, der sich mit Abhandlungen über harmonische Probleme bereits den philosophischen Doktorhut errungen hat. Auch des Komponisten Marx stärkstes Ausdrucksmittel ist seine differenzierte, in Klangabstufungen schwelgende Harmonik. Debussy und die Jungrussen mögen seine Phantasie hier befruchtet haben. Marxens Klaviersatz gibt sich orchestral, in üppiger Polyphonie, zuweilen bis zur Schwulstigkeit, aber immer interessant. Seine Art der thematischen Entwicklung scheint mir bewundernswert.

Will man die besten seiner Sachen kennen lernen, so verweise ich auf das innige „Marienlied", die wölfelnde „Elfe", das musikalisch reiche „Gebet", das melodisch ansprechende madrigaleske „Sommerlied", die ernst-symbolischen „Windräder", das großartige „O süßer Tod", das mit ebensoviel Geist als liebenswürdiger Empfindung pointierte „Gestern hat er mir Rosen gebracht". Es vervollständigt die Charakteristik des jungen Grazer Meisters, daß ihm Humor vollständig abgeht. Mit dem Versuch, die von Mozart so entzückend gesetzte „Warnung" neu zu komponieren, ist er bös gescheitert, und dem „Bescheidenen Schäfer" fehlt Anmut und Salz.

Wenn man trotz mancher Bedenken gegen diese Tonlyrik ihr doch eine aufrichtige Wertschätzung abgewinnt, so liegt das wohl in der künstlerischen Individualität ihres Urhebers, die auch durch ihre Mängel noch vernehmlich zu uns spricht. Mir scheint für seine Zukunft alles davon abzuhängen, ob er entweder den engeren Anschluß an die Poesie noch findet oder sich, was wahrscheinlicher dünkt, einer andern, etwa einer instrumentalen Gattung zuwendet. So möchte ich das vielberufene Wort der Schubertschen Grabschrift auf ihn, den Lebenden anwenden: er sei uns ein reicher Besitz, aber eine noch schönere Hoffnung. Richard Batka

Liederabende

Es ist ein gemeinsamer Fehler der meisten Liederabende, daß sich ihre Programme zu sehr nach dem Vorbild des bunten Blumenstraußes zusammensetzen. Ich bin kein unbedingter Lobredner der sogenannten Komponistenabende, in denen sich Monotonie nur bei besonders reichen Naturen vermeiden läßt, und doch erscheinen sie schließlich oft als ein notwendiges Übel. Trotzdem würde ich einem jungen Komponisten, der die Wahl hat, raten, auf den eigenen Abend zu verzichten und sich lieber in einem Programm mit anderen singen zu lassen. Die Eigenart eines Künstlers tritt nämlich viel deutlicher heraus, wenn ihr eine andre zur Folie dient. Nicht die Isolierung zum Hahn im Korbe eines geschlossenen Anhängerkreises, sondern der Wetteifer mit den Stärksten und Besten fördert das Urteil, weil er einen bedeutenden Maßstab an die Hand gibt. Jene Isolierung mag für Schwächlinge von Vorteil sein. Ganze Kerle stellen sich gern und tapfer zum Vergleich.

Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß in diesem Wettkampf

Digitized by Google

Sonne und Wind nicht gleich verteilt zu sein pflegen. Man fördert die Anerkennung eines Jungmeisters nicht, wenn man ihn mit ein oder zwei Liedern neben ebensovielen eines Altmeisters zu Worte kommen läßt. Denn dieser tritt immer mit dem ganzen suggestiven Ansehen seines Namens in die Schranken, und wenn einmal ein schwaches Lied von Brahms gesungen wird, so weiß doch jeder: das ist der Mann, der „Von ewiger Liebe“ und die „Sapphische Ode“ komponiert hat. Wogegen für den noch Unbekannten alles davon abhängt, ob die Sachen, die der Interpret gewählt hat, auf den ersten Horch schon einen starken Eindruck machen. Hier liegt der Vorzug der Komponistenabende: in der Gelegenheit, die Masse durch die Masse zu zwingen, sich mit mehreren Seiten der schöpferischen Leistung vor das Publikum zu stellen. Dazu kommt noch ein triviales, aber nicht unwichtiges Moment, zumal in den Großstädten. Es geschieht zum Beispiel oft, daß ein Komponist, der mit vieler Mühe ein Plätzchen im Konzertprogramm erreicht hat, um die Kritik kommt, die seinen Erfolg erst bekannt macht, weil die Berichterstatter noch nicht oder schon nicht mehr im Saale sind. Der geeignete Platz läßt sich auch schwer bestimmen, da alles von den übrigen Veranstaltungen abhängt. Mir ist ein Fall bekannt, in dem ein namhafter Liederkomponist, in einer Millionenstadt seit zehn Jahren öffentlich gesungen, noch kein einziges Mal „besprochen“ worden war. Da hieß es in den Blättern: „Herr X oder Fräulein Y sang weiters Lieder von .....“, worauf ein paar Namen folgten. Was half ihm die Nennung? Da entschloß er sich, hielt einen Komponistenabend ab, und seither ist er eine „öffentliche Persönlichkeit“. Darf man jemandem die Schuld geben? Selten! Die Kritik kann mit dem großstädtischen Konzertbetrieb unmöglich gleichen Schritt halten, sie kann beim besten Willen nicht überall dabei sein. Der Komponist aber wird nervös, glaubt sich „verfolgt“, weil man ihm nicht nachgegangen ist, äußert sich im Ärger beleidigend, die Kritik erfährt es und schneidet den unhöflichen Mann nun nicht mehr aus Zufall, sondern mit Absicht. So gerät er aus dem Regen in die Traufe. Jedermann wird im Musikleben seiner Stadt sehr leicht die Beispiele für diesen typischen Vorgang finden, der die Laufbahn so manchen großen Talentes in den Anfängen oft auf lange hinaus behindert hat.

Neulich hörte ich von Scholander einen guten Ausspruch, als man ihn um das Dakapo eines lustigen Liedes bestürmte. „Ein ernstes Lied kann man wiederholen, ein lustiges nie.“ Der erfahrene Psycholog des Publikums hat recht. Um so seltsamer ist es, daß unsre Kunstsänger in ihren Konzertprogrammen die lustigen Nummern eben dorthin stellen, wo das gesellschaftliche Herkommen eine Wiederholung als Zeichen des Erfolges geradezu fordert, an den Schluß der Unterabteilungen. Das mag für Anfänger und Durchschnittsänger ein kluger Grundsatz sein. Bedeutende Künstler aber sollten sich vornehmen, Wiederholungen nur dort zu gewähren, wo sie das tiefere Verständnis des Kunstwerkes fördern. Nach Bülows Vorgang sollten nicht die unmittelbar eingehenden, sondern die erst halbverstandenen Werke wiederholt werden; der Takt des Künstlers wird zu entscheiden haben, wo das

Digitized by Google

Dakapo seinem ideellen Zweck entspricht. Die Wiederholungen, die sich nach der Stärke des erzielten Beifalls richten, sollte eine verfeinerte Geschmackskultur endlich einmal beseitigen. Es gibt Künstler, welche jede Repetition verwerfen. Das möchte ich nicht befürworten. Hugo Wolf zum Beispiel ließ gern wiederholen, wo er sich davon eine Vertiefung des Eindrucks erwartete. Dagegen waren ihm die Zugaben unsympathisch.

Man sehe diese kleinen Dinge nicht als Angelegenheiten einer äußerlichen Kultur an. Sie gehören zu den künstlerischen Erziehungsfragen, weil sie eine Steigerung des Genusses durch eine aus dem Wesen der Darbietungen abgeleitete Umordnung der Vortragsfolge bezwecken. Richard Batka

Bildende Kunst

Leo Schnug

Man wagt nicht viel, wenn man die eigentümliche Wirkung Sattlers und derer um ihn teilweise einigem Manierismus zuschreibt. Es geht eine Verwandtschaft durch alle ihre Darstellungen, die weder von der Sache noch von der Persönlichkeit immer geboten und zum Teil sicher ein künstliches Altertümeln ist. Nur täte man den Zeichnern dieser Gruppe unrecht, meinte man, weiter böten sie nun nichts. Um von Sattler zu schweigen (bei dem vor allem eine sehr hohe Zeichenkunst zu würdigen wäre) wenden wir uns heut einem seiner Stammes- und Geistesverwandten zu, von dem das große Publikum im Reiche nicht allzuviel weiß, dem Straßburger Leo Schnug. Er hat wirklich eine schon erstaunliche Fähigkeit, uns „in den Geist der Zeiten zu versetzen". Woran liegt das? Zunächst: alles Dabei und Drum, die Land- und Stadtschaft, Haus, Hausrat, Tracht wirken auf uns durchaus als echt, das heißt: sie sind nicht nur nach Museengeräten oder Bücherbildern getreulich abgebildet oder rekonstruiert, sondern sie sind auch aus ihrer Umwelt heraus begriffen und sind gefühlt mit Bewertungen, wie sie ein Mann jener Zeiten den Dingen wohl entgegenbringen konnte. So leben denn auch die Menschen dazwischen ohne jede Theaterei, sie scheren sich nicht um uns von heute, finden ihre Umgebungen sehr selbstverständlich und leben, etwas sauertöpfisch, zwischen ihnen als Zubehör bei Zubehör. Man versenke sich ein wenig in das Bild der Brückenwache, oder in das „Am Galgen vorbei", oder in das aus der Römer- oder in das aus der französischen Revolutionszeit — ist das nicht wirklich, als spuke längst von den Zeiten Begrabenes unheimlich lebentäuschend an unserm Tag? Dabei sind die Kunstmittel oft sehr sparsam gebraucht. Eine einzige Leiche vor dem eroberten Nest, über dem nun der Mond aufgeht — und welche Stimmung!

Unsre Bilder sind Atzungen nach der Lichtdruckmappe „Bilder aus vergangener Zeit" von Leo Schnug, die im Verlag von Jul. Manias & Co. in Straßburg erschienen ist.

Dänische Kunst

Als ich bei Gelegenheit der Brüsseler Ausstellung die neue Formensprache als eine Schöpfung der germanischen Rassen in Anspruch nahm, hob ich nur Englands und Deutschlands Taten ausdrücklich hervor. Ich beging damit ein kleines Unrecht an Dänemark. Ein kleines. Die Dänen können nicht beanspruchen, als bahnbrechende Führer und Anreger betrachtet zu werden, aber ihr tapferes Mitkämpfen, ihr feines, tüchtiges Wirken im Stillen muß mit Worten höch-

Digitized by Google

ster Achtung genannt werden. Die dänische Ausstellung in Berlin gibt Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen.

Die feine, lebhafte Kultur Dänemarks mit ihrer hohen Ebene der Volksbildung ist von Politikern bisweilen als etwas höchst Bedenkliches hingestellt und uns als warnendes Beispiel vorgehalten worden. Sie wäre eine ungesunde Überladung mit Wissen, Übersteigerung des Gefühls, Hyperästhesie, Überkultur. Die Kräfte, allzusehr nach innen gerichtet und von geistigen Interessen absorbiert, erschlafften und verlören an Spannkraft zur Aktivität nach außen. Es ist vielleicht nichts so geeignet, den Vorwurf der verderblichen literarisch-ästhetischen Überkultur zu widerlegen, als die dänische Kunst, die soviel schlanke, rührige, blonde Gesundheit, soviel Natur offenbart, bei aller Empfindsamkeit, Phantasie und träumerischen Verhülltheit. Als Rodomont und Muskelfex zeigt sie Dänemark allerdings nicht. Aber fürwahr, die Pose stünde ihm auch übel an. Der innerliche Zug zum Organischen, zur lebendigen Wurzeleinheit, zum Sachlichen und Gesetzlichen, zum Tektonischen und Architektonischen, der den Stil auch der dänischen Kunst charakterisiert, er ist ja gerade das intimste Zeichen der Ungebrochenheit, dieses Strecken zur Gesundheit, diese feine Achsenfestigkeit in aller phantasievoll schwelgenden Bewegung. Daß die organisch-ökonomischen Gedanken nicht immer so die grundlegende Wichtigkeit und Energie haben, wie in dem Stil der beiden großen Nationen, versteht sich aus den Verhältnissen. Es scheint sogar, als ob zuweilen der Ausgangspunkt eines künstlerischen Gedankens mehr eine graziöse Laune, also etwas Ornamentales gewesen wäre. Aber in der wunderbaren Lebendigkeit und Innigkeit dieser Laune senken sich seine Wurzeln tiefer bis zum Herzen der Gestaltung, das Ornament fühlt sich zum Organischen hindurch, die Phantasie wird zum Gesetz. Es liegt das so echt im dänischen Wesen: Lyrismen, verschwimmend fast in Nebel und Licht, aber darunter auch immer die grüne, lachende, feste Erde. Bei allem Feinfühligen, Geistreichen, bis zur Pikantheit Delikaten, Nervösen, es ist doch immer auch so ein Unterton von Volkstümlichem drin, so ein gesund schwerfällig träumerischer, gut bäuerlicher Rhythmus. Jens Peter Jacobsen, der Dichter Dänemarks, dieser sensibelste Dichter, wieviel gute Schwere und bäuerische Erdenhaftigkeit ist auch in seinem Gang, diesem vor Stimmung taumelnden Gang, in dieser seltsam zwischen Empfindsamkeit und Kühnheit schwankenden Grazie einer Seele! Die Phantasie, die Willkür, das Ornament scheint bei ihm oft alles zu überschwemmen, zu verwischen; ein Wort, eine Stimmung blüht auf, wuchernd, Farbe, Ton, Duft, ein ganzer schwelgender Garten, aber wir fühlen bis in die Blüten hinein die Struktur der geliebten treuen Erde. Niels Lyhne und Fenimore, als sie ihre Liebe sich noch nicht ausgesprochen, verlieben sich in einen Wald, um etwas Gemeinsames für ihr Gefühl zu haben. Etwas Wunderbares, Symbolisches ist diese Stelle. Warum sie gerade einen Wald wählen, darüber schreibt der Dichter in einem Brief an Brandes: „Sie ist so gut wie im Garten aufgewachsen, und seine Liebe zur Natur ist stark hervorgehoben. Denke nicht an Leute aus der Stadt, für welche die Bäume und die Geheimnisse der Bäume niemals tägliches Brot gewesen sind, denke Dir zum Beispiel Musik anstatt des Waldes.“ Natur

Digitized by Google

— als tägliches Brot und Musik zugleich! Tägliches Brot als Musik! Seltsame Worte, die man lange in sich herumtragen sollte und sie bewegen in seinem Herzen. Sie läutern so nebenbei auch den Begriff ästhetische Kultur.

Die dänische Baukunst hat niemals zu solchen Entartungen sich hinreißen lassen wie die unsre. Darum ist es natürlich, daß wir nun die modernen Stilprinzipien nicht so betont und unterstrichen sehen, sie sind ihr selbstverständlicher. Eine gute, heiter-solide Tradition wirkt fort, die sich auch im Kleinsten noch eine anständige Sachlichkeit wahrt und im Monumentalen und Repräsentativen noch viel ungemachte Volkstümlichkeit hat. Und wie die Häuser, so ist auch das Hausgerät. Klassizismus und Biedermeier wirkt fort, nicht als Stilspielerei, sondern als lebendige Tradition. Die Achse der Architektur ist zu fühlen, aber ein bißchen freiere Bewegung, Spiel und Laune mag man sich nicht versagen. Ganz wunderbar ist die Liebe und Delikatesse, mit der das Holz behandelt ist, besonders die schimmernde, warme Blondheit des Birkenholzes. Die Leistungen Dänemarks im Kunstgewerbe, besonders in Porzellan, Metallarbeiten, Stickereien, sind ja bekannt, gewürdigt und geliebt überall. Der jüngst verstorbene Thorvald Lindesböll ist der große Anreger und Neutöner auf diesem Gebiet. Er kam von der Architektur, und der starke tektonische Sinn wurde das durchgreifende Heilmittel für die dekorativen Künste. Wieviel Raumgefühl bändigt die träumerisch kühne Phantasie dieser großen schwarzen, bunten Flecken auf dem grauen, gelben Grund des Porzellans! Die Schöpfungen dieses männlichen Geistes sind das Schönste, was uns dänisches Kunstgewerbe geschenkt. Den feineren, femineneren Ton im Porzellan hat vor allem die von Arnold Krog geleitete Kopenhagener Manufaktur gepflegt. Japanische Einflüsse sind unverkennbar, in der naturalistisch dekorativen Prägnanz der Tierplastiken, in den harmonisierenden, raffiniert sparsamen Tönen der Unterglasurmalereien. Es ist köstlich, wie alles unter den Effekt des Schmelzflusses gestellt ist; das ist wieder die eigenste Leistung Dänemarks. Auch die Manufaktur von Bing und Gröndahl unter Willumsen und die Fayencefabrik Aluminia unter Möller und Petersen, besonders mit ihren großen volkstümlichen Blumenmustern, bieten oft bewundernswerte Kunst. Was aber unsre ganz besondre Aufmerksamkeit verdient, das sind die Ansätze zu einer neuen großdekorativen Malerei, die da in Dänemark zu erstehen scheint. Joachim Skovgaard hat den Dom zu Viborg mit Fresken geschmückt und zeigt uns eine Anzahl Skizzen und farbiger Kartons zu diesem Werk. Mit Glück wendet sich der Maler zu dem Meister zurück, bei dem das monumentale Stilempfinden noch in der ganzen jungfräulichen Reinheit und ersten Kraft zu finden ist, zu Giotto. Aber nur weil auch eine innere Verwandtschaft zugrunde liegt, entspringt aus dieser Verbindung etwas Lebendiges. Die keusche Größe und verhaltene Empfindung hat etwas echt Giotteskes. Aber dann, wie durch diesen Stil, durch diese Kompositionen ein herb volkstümliches Element hindurchklingt, das läßt uns staunen.

Über seinen Niels Lyhne schrieb der Dichter an Brandes: „Erfolg, glaube ich, wird das Buch nicht haben, und doch ist es gut. Es ist etwas daran, was ich sehr schätze:

Digitized by Google

daß die Menschen, die Charaktere dänisch, ganz dänisch und wieder dänisch sind." Auch an dieser dänischen Kunst ist etwas daran, was ich sehr schätze: daß sie in ihrem innersten Charakter dänisch, ganz dänisch ist. So ist sie auch gut. Und so glaube ich auch, daß sie Gedeihen haben wird.

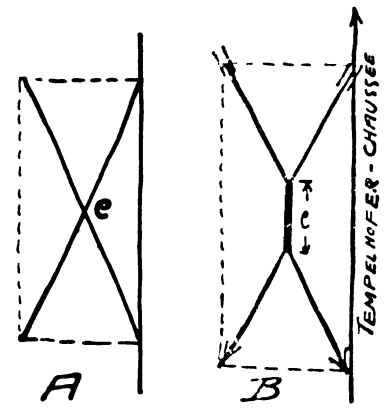
Erich Vogeler

Wie wird das Tempelhofer Feld bebaut?

Die Frage soll den Reichstag beschäftigen — wird das die Lösung bringen, ob das wertvolle Gelände um Berlin in der bisherigen Weise ausgeschlachtet werden soll oder ob doch etwas von den Plänen, die der Wettbewerb Groß-Berlin zeitigte, Wirklichkeit wird?

Hermann Jansen, der von uns schon bei der Würdigung des Wettbewerbs besprochene Preisträger, hat im Auftrage der Stadt Berlin einen Bebauungsplan für das Tempelhofer Feld ausgearbeitet, der uns, was nottut, die Lösung zu bringen scheint. Wir fügen diesem Kunstwartheft einen Plan bei, den wir zu prüfen bitten.

In diesem Plane stellt sich das Tempelhofer Feld als ein Rechteck von 1500 Metern Länge und 1000 Metern Breite dar. Es ist durch die Verbindung mit der Belle-Alliancestraße unmittelbar an den Berliner Verkehr angeschlossen. Für die in diesem Teile der Stadt stark auftretende Verkehrsströmung, die auch das Tempelhofer Feld durchfluten würde, sieht Jansen zwei Diagonalstraßen vor. Sie durchkreuzen das Feld in den Richtungen von Nordost nach Südwest und Nordwest nach Südost. Für diese Diagonalstraßen, die sich in ihrem Laufe kreuzen müßten, wodurch immer der für den Verkehr schwierige Punkt entsteht, hat Jansen eine Lösung gefunden, die diese Kreuzung vermeidet. Er schaltet auf die Länge von 300 Metern eine 55 Meter breite Verbindungsstraße oder wie er sie heißt, „Schnittstraße" ein, die bei der großen Entwicklung des Verkehrs ein Ausweichen, Vorfahren und selbst Überqueren der Straße ermöglicht. Wir geben ein Schema dieser Schnittstraße wieder,



wobei A die alte Weise mit dem Kreuzungspunkt c zeigt und B die neue Schnittstraße mit der eingelegten Verbindungsstraße c.

Ein anderes charakteristisches Merkmal des Jansenschen Planes ist der zusammenhängende Grünstreifen, der sich vom Tempelhofer Güterbahnhof bis zum Viktoriapark in der Länge von $2^1/_2$ Kilometern hinzieht. In der Mitte erweitert sich dieser Grünstreifen zu einer 180 Meter breiten Grünfläche. Sie ist für Spiel- und Erholungsplätze vorgesehen — ein im Berliner Stadtbild, leider, einziges Beispiel.

Für die Ausgestaltung der Wohnquartiere ist die Anordnung von Hauptdurchgangsstraßen von besonderer Bedeutung. Mit Nachdruck ist der

Digitized by Google

Durchgangsverkehr auf die großen Diagonalstraßen beschränkt. Dadurch ist Raum für ruhige Wohnquartiere gegeben, und es entsteht eine klare Scheidung zwischen Wohn- und Verkehrsstraße. Sie spricht sich auch im Maße aus; die eigentlichen Wohnstraßen erhalten eine Breite von nur zwanzig Metern.

Nach Art der ganzen Anlage ergeben sich nach Größe und Umfang der Gebäude verschiedene Abstufungen im Bebauungsfelde. Die an dem Parkstreifen gelegenen Grundstücke würden für die Bebauung mit öffentlichen Gebäuden: Kirchen, Schulen usw. in Frage kommen. Dadurch wäre es möglich, an vorteilhaften Stellen schöne, originelle, architektonische Plätze erstehen zu lassen. An diesem Parkstreifen wäre auch eine Entfaltung des selbständigen Einzelhauses (natürlich ein Reihenhaus) denkbar. An den Hauptstraßen würde das Miethaus mit vier Geschossen (im Erdgeschoß Läden usw.) vorwiegen. Die ruhigen kleinen Wohnstraßen bieten Raum für eine vernünftige wohnliche Bebauung. Besonderer Wert wird auf die gesundheitliche Gestaltung der Baublöcke gelegt. Quer- und Hintergebäude sind hier ausgeschlossen. Das ideale Ziel dieses Bebauungsplanes ist, den Bedürfnissen unsrer Zeit entgegenzukommen und ein neues Vorbild für die Erschließung des Baugeländes zu geben, das mit der bisherigen Ausschlachtung des Geländes bricht und vor allem bestrebt ist: jedem Manne, ob er reich oder arm, eine würdige Wohnstätte zu bieten.

Daß neben der rationellen wirtschaftlichen Ausnutzung des Geländes auch soziale und selbst künstlerische Bedürfnisse befriedigt werden, soweit sie der seiner Zeit weit vorausschauende Baukünstler erkennt, — das gibt dem Plane neben seinem eminent praktischen Wert noch eine erhöhte Bedeutung. Alexander Heilmeyer

Spaliere an die Häuser!

Wenn auch der deutsche und der bayrische Obstbau in dem letzten Jahrzehnt einen Aufschwung genommen hat, so war er doch bei weitem nicht genügend, um der Obsteinfuhr Abbruch zu tun, denn in den letzten fünf Jahren betrug diese 87, 100, 160, 173, 230 Millionen Mark, es gingen also in fünf Jahren 750 Millionen Mark aus Deutschland. Dabei ist aber der Obstverbrauch in Deutschland noch immer sehr klein, denn er betrug vor zwei Jahren nur 15½ Pfund im Jahr für den Kopf gegenüber dem doppelten und dreifachen Bedarf in England und Frankreich; doch wird er steigen, denn immer mehr wird der gesundheitliche Wert reichlichen Obstgenusses erkannt. Aus diesen und noch andern Gründen wird sich auch der Privatobstbau in den Garten und Vorgärten, in Villen- und Gartenanlagen stark entwickeln und dieses Vorbild wird wieder vermehrten Obstbau der Landwirtschaftsbevölkerung hervorrufen. Wir brauchen aber noch auf lange hinaus keine Überproduktion zu befürchten; im Gegenteil, wenn wir uns vom Obstimport unabhängig machen wollen, gilt es noch viel Arbeit zu leisten.

Zur Verbreitung des Obstbaues können nun die Ingenieure und Architekten, die Künstler und Baumeister, vor allem aber auch die staatlichen und städtischen Baubeamten, wie andrerseits die Gartenbautechniker vom Stadtgartendirektor angefangen bis zum Jüngsten der Branche herab, ungemein

Digitized by Google

viel beitragen. Viele Jahre hindurch waren die Angehörigen des Baufaches wie des Gartenbaubetriebes der Spalierzucht und den Obstbäumen nicht gewogen; die Spaliere sollten die Wände feucht machen, Ungeziefer heranlocken. Die Haltlosigkeit dieser Vorurteile ist längst bewiesen, trotzdem wird mit ihnen noch immer gegen die Spaliere agitiert. Nun erscheint auch eine Ministerialverfügung, die gegen jenen Irrtum zu Felde zieht und das Anbringen der Spaliere an den Staatsgebäuden nicht nur erlaubt, sondern wärmstens empfiehlt. Die Gartenkünstler andrerseits begünstigen in übertriebenem Maße Zierbäume, Luxusgewächse, Ziersträucher auf Kosten der Obstbäume und Beerensträucher, welche als Nutzbäume den Zierbäumen nicht „ebenbürtig" sein sollten. Die Obstbaumzucht hat aber in den letzten Jahren so große Fortschritte gemacht, daß es eine Menge Obstbäume aller Art gibt, die es in der Schönheit des Wuchses, des Stammes, der Krone, der Belaubung, mit jedem Zierbaum aufnehmen, ja in der Blütezeit und in der Zeit der reifenden Früchte sie weit übertreffen. So kommt zum Beispiel die Birne Baltet pere an Schlankheit und Grazie den italienischen Pappeln gleich. Eine ganze Reihe von Birnpyramiden gibt es, welche mit den ähnlichen Ziergewächsen den Vergleich sehr gut aushalten. Genau so ist's mit den Lauben und Laubgängen, welche man mindestens gleich schön mit Obstkordons herstellen kann. Um nur ein Beispiel anzuführen, welch eine Prachtlaube gibt der Truiserapfel Elise Räthke! Und ebenso verhält es sich mit den Sträuchern; es gibt keine schöneren Ziersträucher als die hochstämmigen Johannisbeer- und Stachelbeerbäumchen, welche man mit Brombeergirlanden (Lucretia oder Theodor Rainers) verbinden kann. Als Hecke kann man Johannisbeer- und Stachelbeersträucher so ausbilden, daß sie sogar für Hasen und Kaninchen unpassierbar sind. Da die Kreiswanderlehrer für Obstbau wie der Landesobstinspektor ihre Kenntnis bereitwillig in den Dienst der Sache stellen, da sie den Baukünstlern und Ingenieuren gern über die obsttechnischen Dinge, wie Sortenwahl, Bodenvorbereitung, Pflanzung mit Rat und Tat zur Seite stehen, so ist zu hoffen, daß durch die Ingenieure und Bauleiter der Obstbau und die Spalierzucht immer mehr gefördert werden.

Als Gegenstände, an denen Obstspaliere anzubringen sind, nennen wir in erster Reihe alle Schulhäuser auf dem Lande wie in den Städten; die Jugend muß für den Obstbau gewonnen werden, folglich müssen die Häuser, in denen die Jugend jahraus, jahrein verkehrt, mit Spalieren, und zwar auf allen Seiten versehen sein, dies kann man in der Stadt geradeso gut ausführen, wie auf dem Lande, und wenn sich die Landbevölkerung beklagt, daß die Städter Anpflanzungen mit Vandalismus plündern, so ergibt sich in den Schulspalieren ein Erziehungsmittel ersten Ranges. Ebenso sollen die Gebäude aller Mittelschulen mit Obstspalieren versehen sein. Denn wo lernen die künftigen Beamten, Techniker, Offiziere usw. den Wert des Obstbaues kennen, für den sie dann in ihrem Leben angemessen wirken könnten? Vor allem kämen hier in Betracht Lehrer- und Lehrerinnenseminare, wie die geistlichen Seminare; denn die Lehrer und die Geistlichen sind die Obstbaupioniere auf dem Land.

Digitized by Google

Seit Jahren sprechen wir dafür, daß alle Kasernen ihre Spaliere erhalten, und daß an die Exerzierplatzränder Obstbäume gepflanzt werden, welche man teilweise mit Beerenhecken verbinden kann. Bis jetzt ließen gegen zwanzig bayrische Abteilungen ihre Gebäude, Exerzierhallen, Reitschulen und so weiter damit bepflanzen, dem bayrischen Beispiel sind immerhin schon dreißig preußische Abteilungen gefolgt. Das Kasernenbeispiel aber wurde von den Soldaten in ihrer Heimat fleißig nachgeahmt. Eine große Zahl Krankenhäuser, Sanatorien, Genesungsheime wurden mit Obstspalieren bekleidet, hoffen wir, daß die großen städtischen Spitäler, Sanatorien, Irrenanstalten bald folgen. Ebenso die Bezirksamts-, Rentamts-, Forst-, vor allem aber die vielen Post- und Bahngebäude, die gemeindlichen Häuser, Hallen, Schuppen, Schlachthäuser usw. Werden alle diese Bauten mustergültig mit Spalieren versehen, dann werden im ganzen Lande bald die verfügbaren 15 Millionen Quadratmeter Wandflächen ausgenützt sein und ebenso viele Millionen Mark alljährlich für Obst einbringen. Ein großes Arbeitsgebiet, aber auch eine überaus dankbare Aufgabe wartet hier der Herren vom Baufach. Möchte unsre Bitte um tatkräftigste Mitarbeit und Unterstützung von allen Berufsangehörigen gewürdigt und erfüllt werden zum Vorteil der gesamten Bevölkerung in Stadt und Land. Die Kunstwartfreunde und Dürerbündler sollten sich der Sache mit Eifer annehmen, denn wenn irgendwo, wird hier ihrem Ideale genügt: dem praktischen Leben und der Schönheit zugleich zu dienen!

v. S.

Die Nürnberger

haben, durch trübe Erfahrungen gewitzt, einmal etwas Ästhetisches gut machen wollen, und nun ist's ihnen gerade mißlungen: dieweil es immer nützlich ist, Anregungen erst auszuführen, nachdem man sie verstanden hat. Auf einem Denkmalpflegetag war gebeten worden, wichtige architektonische Werke nicht so sehr überwachsen zu lassen, daß die Architektur vergraben werde. Daraufhin haben die Nürnberger das herrliche Gesamtbild, das Pflanzenwuchs und Mauerwerk in ihren alten Stadtgräben gemalt hat, durch Abholzung auf Geschlechter hinaus verderbt!

Wenn über diesen Streich ein Gelächter durch die Zeitungen hallt, so wollen wir nicht vergessen, daß der Geist, den man auslacht, binnen kurzem wahrscheinlich über noch Wichtigeres entscheiden soll. Die Pläne für den Burgbergtunnel sollen fertiggestellt sein, man wolle, heißt es, nun an die Ausführung gehen. Ist der Tunnel erst da, so wird man sich auch damit praktisch beschäftigen, wie der Lorenzer und Sebalder Stadtteil durch eine Straßenbahn innerhalb der Stadtmauer zu verbinden sei. Nun ist aber der Sebalder Stadtteil durch seine engen Gassen und Gäßchen gegen Lorenz hin förmlich verriegelt — wird man „seine" Straßenbahn bekommen können, ohne ganze Häuserreihen niederzulegen? Wieviel an Stadtbildern kann bei dieser Arbeit zerstört werden, die einzig sind! Wir raten deshalb dringend zu rechtzeitiger Wacht auf den Nürnberger Mauern, damit die denkmalpflegerischen Genien, die das Abholzen der Stadtgräben bewirkten, nicht mit ihres Geistes Hauch auch bei diesen Aufgaben Oberwind bekommen.

Digitized by Google

Kielerisches

Man schreibt uns aus Kiel:

„Die Straßenbahn wird durch den köstlichen Waldweg hindurchgebaut, der sich am Rande des Düsternbrooker Gehölzes unter dem Waldesdome jetzt noch so munter auf und ab durch die alten Buchen dahinschlängelt.

Wie ist das möglich? fragen die Leute auswärts. Hat denn niemand versucht, den Kielern die Augen zu öffnen für diesen ihren Schatz? Freilich hat man's versucht. Ihr eigner Oberbürgermeister Dr. Fuß, der Kunsthistoriker ihrer Universität Karl Neumann, die »Kieler Zeitung«, der Zweigverein des Dürerbundes und viele andre haben so laut und so deutlich geredet, wie nur möglich war, aber umsonst. Mußte es so kommen? Die 25 Villenbesitzer, die hinter dem Gehölz wohnen, behaupten es, wenigstens in ihrer Mehrzahl. Sie müßten ja sonst fünf Minuten bis zur Dampferbrücke oder bis zur jetzigen Straßenbahnhaltestelle am Eingange des Gehölzes gehn; ein solches Opfer darf man ihnen, die doch, wie sie selber betonen, zu den guten Steuerzahlern gehören, nicht zumuten. Man sagt auch, die Interessen der übrigen Steuerzahler erheischten den Ausbau der Bahn. Es haben nämlich vor Jahren unsre Stadtväter den guten Gedanken gehabt, für schweres Geld das wegen seiner herrlichen Aussicht auf unsre Förde weitbekannte Hotel Bellevue am Rand des Gehölzes zu erwerben, es schön auszubauen und in glücklichster Weise mit Anlagen zu umgeben. Jetzt aber, in der Zeit schwerer städtischer Geldsorgen, will sich das für exklusiv geltende Unternehmen nicht als die milchende Kuh erweisen, die man in ihm vielleicht erhoffte. Wer ist daran schuld? Die 517 Schritte Waldwegs bis zur Straßenbahn sind daran schuld, versteht sich. War nicht wenigstens eine andre Bahnlinie möglich? Sie war möglich, lehnten doch die Stadtverordneten seinerzeit die Führung der Bahn durch den Waldweg einstimmig ab, weil sie (wie die Straßenbahngesellschaft) den Weg am Strande entlang für geeigneter hielten. Das paßte jedoch den wenigen, aber einflußreichen Anliegern des Strandwegs nicht, und diese Herrschaften drangen durch. Wir wollen von all dem Stadtpolitischen und Menschlichen, das folgte, nicht im einzelnen reden. Was wird nun? Man wird den Waldweg an der scharfen Krümmung strecken, man wird das malerische Auf und Ab gehörig »regulieren« (trotzdem die Stadt vertragsmäßig verpflichtet ist, das Gehölz in seinem bisherigen Zustande zu erhalten), und dann ist unser Wäldchen gehörig vorbereitet, die Bahn aufzunehmen.

Wenn irgendwo im Vaterlande ein schönes, altes Haus fallen soll oder ein Stadttor, ein alter Turm, dann muß vorher der Provinzialkonservator seine Zustimmung geben: Gibt es in unsrer Düsternbrooker Sache, bei der es sich um einen Wert handelt, der doch nicht bloß dem gegenwärtigen Geschlechte gehört, einen Wert, der letzten Endes gar nicht einmal allein Eigentum der zufälligen Heimatgemeinde ist, niemanden, keinen Mann und keine Behörde, die willens und befugt wären, die beschlossene Zerstörung zu verhindern?“

Das wissen wir vom Kunstwart nicht. Es heißt: wo ein Wille, ist ein Weg, aber gerade in dieser Sache geht die Rede um, daß es am

Digitized by Google

rechten Willen infolge von allerhand Rücksichten bis sehr hoch hinauf fehle. Wer das Kiel von ehedem mit dem Kiel von heute vergleicht, den jammert es drum, wieviel es an Schönheit verloren hat. Karl Neumann hat in der „Kieler Zeitung" einiges zusammengestellt:

„Kiel hatte alles Talent des natürlichen Terrains, um eine Aussichtsstraße mit dem Blick auf die Altstadt jenseits des Kleinen Kiels und auf den Nikolausturm anzulegen — und man hat die Muhliusstraße angelegt.

Kiel hat eine Altstadt und eine Villenstadt. Wie ein Knüppel, der jemandem zwischen die Füße geworfen wird, liegt dazwischen das Quartier der Akademischen Heilanstalten und der Marinelazarette und -kasernen. Bloß weil man die Gelegenheit verpaßt hat, diese Institute an den Rand der Stadterweiterung zu legen.

Kiel hat das Viertel zwischen Holtenauerstraße und Feldstraße entstehen sehen, den Inbegriff alles Geistlosen und Langweiligen.

Kiel besaß einmal die Düsternbrooker Allee, von der Seume schrieb, es sei der schönste Spaziergang in Norddeutschland. Jetzt drehen ihr alle Häuser der Wasserseite eine Rückfront zu, als gäbe es nichts Verachtungswerteres als diese Allee. Die neue Seeburg, die als Portalkulisse am Eingang der Allee steht, hat dieses schlimme Beispiel befolgt; auch sie kehrt der Allee den Rücken.

Es liegt in der Konsequenz all dieser Verwüstungen, daß man jetzt auch das Gehölz, weil es schön ist, kaputt macht.

Es gibt noch eine Allee in Deutschland, die der einstmaligen Düsternbrooker gleicht. Es ist die Lichtenthaler Allee in Baden-Baden, die durch das lieblichste Schwarzwaldtal zieht. Am andern Ende liegen vielbesuchte Gasthäuser und das stille, alte Kloster. Die Stadtverwaltung von Baden ist so einsichtig gewesen, die Lichtenthaler Allee mit Pferdebahnen und elektrischen Bahnen zu verschonen.

Die Ufer der Ostsee haben etwas, das so nicht wieder vorkommt, den grünen Buchenwald und dicht dabei das große Meer. Man muß das im Mai sehn, um das Herz und die Sinne für alle Zeit voll davon zu haben. Aber es ist in jeder Jahreszeit schön.

Und nun steht ein armes Menschenkind da, der Muhliusstraße und den Heilanstalten und der Gerhardstraße entronnen, steht verzaubert da und hört die Vögel pfeifen und folgt den wundervoll launischen Biegungen der Straße, und es rührt sich ihm in der Brust, daß es selbst in Kiel noch irgendwo etwas wie Poesie gebe. — Und wie ihm das selig aufdämmert, stolpert er über eine Schiene, und ein Zischen und Fauchen und Rasseln und Tosen weckt ihn aus dem täuschenden Traum.

Liest man nicht mehr Hauffs Geschichten vom Wirtshaus im Spessart und von dem Holländer, der dem Mann das Herz aus der Brust nahm und ihm einen Stein hineingab? Wollen die verantwortlichen Leute in Kiel den Ruhm dieses Holländers gewinnen?"

Kiel hat auch noch über die äußere Verunstaltung seiner selbst hinaus an seinen Interessen gesündigt. Es konnte das Haus und Heim des größten niederdeutschen Dichters bewahren, Klaus Groths Heim, wie es war, und konnte damit um ein Geringes für künftige Jahrhunderte zugleich ein Kulturdenkmal von einzigem Werte retten — es kümmerte sich nicht darum. Warum nicht? Weil die Gesinnung

Digitized by Google

herrschte, der nach dem Zeitungsbericht der Stadtverordnetenvorsteher mit den wahrhaft klassischen Worten Ausdruck gab: „Als Stadtverordnete haben wir mehr die Verpflichtung, für die materiellen Interessen einzutreten, als den idealen Regungen nachzugeben.“ Daß aus idealen Werten den Leuten auch materielle Werte wachsen, welche die idealen rechtzeitig erkennen, das lernen die Guten ewig nicht. Obgleich sie's eigentlich bei jeder Versteigerung beim Kunsthändler, ja bei jeder Auktion alter Handwerksachen beim Trödler lernen könnten.

Annoncengefahren

In einer Breslauer Zeitung wird geklagt, ein schlechter Vogel habe sein eigen Nest beschmutzt und dem Kunstwart das Material zu seinen Bildern von der fürchterlichen Reklamewirtschaft an der Elisabethkirche geliefert. Die sei ja schauerlich, aber das gehe wie beim Osramlampen-Lesezeichen im Kunstwart — „Geschäft ist Geschäft“. Wir nehmen die Breslauer beim Wort: der Kunstwartverlag *verweigert das Weiterbringen des Osram-Lesezeichens, falls er nicht von Gerichts wegen zum Innehalten seines Vertrags gezwungen wird.* Also, liebe Breslauer, macht's auch so: verweigert Herrn Gewaltigs Kaffeerösterei usw. den Platz *trotz* eures Vertrags und seht, was ihr beim Rechtsstreite erreichen könnt. Daß ihr nach *Ablauf* eures Vertrags das Greuel ohnehin nicht mehr zeigen würdet, das verstand sich ja wohl so sehr von selbst, wie, daß der Callweysche Verlag das Osramzeichen nur bis zum Ablauf seines Vertrags gebracht hätte. Oder etwa doch nicht?

Im übrigen zeigt die Osramgeschichte wieder, wie wenig heute auch unsre Gebildeten darüber unterrichtet sind, *wo* beim Annoncenwesen die großen Gefahren liegen. Die ganze Frage der „*ästhetischen* Zensur“ in Anzeigensachen ist ein Nichts an Bedeutung gegen die anderen Gefahren der Reklamewirtschaft in der Presse. Wenn unsre Gebildeten sich das Wesen der Sache nicht gründlicher *klarmachen*, so lassen sie sich von ihren Zeitungen *zum besten halten*, ohne sich überhaupt wehren zu können.

Die Inserate, nochmals, braucht *jedes* große Blatt, denn der Abonnent bezahlt mit seinem Bestellgeld oft nicht einmal das Papier, das er bekommt, er bezahlt *nicht* die Kosten für den Text — von allen Kunstbeilagen, Notenblättern usw. noch ganz zu schweigen. Wegschaffen lassen sich also die Annoncen nicht. Was verlangt werden *kann* und verlangt werden *muß*, ist dagegen ihre reinliche *Trennung* vom Textteil, und zwar sowohl die äußerliche wie die innerliche.

Die äußerliche: das Inserat wird je lieber vergeben und je höher bezahlt, je fester es mit dem Texte verbunden ist. Früher wehrten sich die anständigen Blätter gegen das Verwachsen, dann begannen sie, kleine Textstücke, Scherze, Neuheitenverzeichnisse, echte oder gemachte „Briefkasten“ usw. auf die Annoncenseiten zu stellen. Das war noch harmlos. Nur die allervornehmsten Blätter hielten sich auch hiervon frei, andere kamen den Inserenten aber bald breiter entgegen, denn „Bargeld lacht“. Die Annoncen umzingelten sozusagen den Text, und plötzlich tauchten sie mitten innerhalb seiner Spalten auf. Wie weit diese Wirtschaft jetzt sogar schon über

Digitized by Google

die Zeitungen hinausgeht, davon zeugt der Kölnische Theaterzettel der von Leonhard Tietz umarmten Walküre, den wir im ersten Januarheft abbildeten. Wie wenig manche im Publikum auch hier das Wesentliche sehn, das zeigten aber auch ein paar Reklamationen im Kunstwart: das Osram-Lesezeichen und diese Tietz-Umrahmung, das sei doch dasselbe. Wenn ich mir nicht während der Vorstellung im Parkett mit einer eigens mitgebrachten Schere die Walküre aus Herrn Tietzens Umklammerung schnipseln will, bin ich, solange ich das Blatt überhaupt gebrauche, dazu gezwungen, bei Brunnhilde und Fricka von Herrn Tietzens Saisonneuheiten mitzulesen. Das geschmacklose Lesezeichen aber kann ein kleiner Ruck sofort wegwerfen. Wo so leicht abzuhelfen ist, handelt sich's da um einen großen Schaden?

Innerliche Trennung von Anzeigen und Text ist freilich noch hundertmal wichtiger als alle äußerliche, denn hier handelt sich's um die feinere oder gröbere Täuschung des Publikums.

Annoncen dürfen nicht auf Lob oder Tadel im Text abfärben. Man meint, das sei alles klar — bis aus unbeteiligtem Leserkreise eine Beschwerde darüber kommt, daß man etwas früher im Annonceteil Angezeigtes im Text getadelt habe! Mit andern Worten: gerade an der Unabhängigkeit der Redaktion, über die man sich freuen sollte, nimmt man Anstoß. Es ist aber sehr erklärlich, daß das Publikum über all diese Verhältnisse nur ganz unklare Vorstellungen hat. Die Zeitungen hüten sich eben zumeist, ihm Steine zu liefern, die man in ihre Glashäuser werfen könnte. So ist beispielsweise, was der Leiter der Diskontobank, Generalkonsul Russel, über die Bedeutung der Inserate in der Kommission für die Börsenenquete aussagte, keineswegs allzu beflissen verbreitet worden.*

Daß derartige Verhältnisse auf die Börsengeschäfte beschränkt bleiben, während doch die Börsen- und alle andern Inserate in eine Tasche gehn, werden die Leser nicht glauben. Selbst an den Kunstwart und den Dürerbundratgeber kommen noch soundso oft Anfragen,

---

* „Das Preßgewerbe ist an erster Stelle heute ein Gewerbe, ein kaufmännisches Unternehmen für den Unternehmer der Presse. Der Eigentümer der Zeitung will aus der Zeitung einen Überschuß erzielen; er wird demzufolge regelmäßig darauf angewiesen sein, sich umfangreiche, namentlich gut bezahlte Inserate zu beschaffen. Es ist oft gar nicht zu sagen, welchen Bestürmungen durch Agenten wir regelmäßig zurzeit von öffentlichen Emissionen irgendwelcher Art ausgesetzt werden, und ich kann wiederum nur sagen, daß in sehr vielen Fällen, wenn man der betreffenden Zeitung das Inserat nicht gibt, dann am folgenden Tage ein ungünstiger Artikel über die betreffende Emission in der Zeitung steht, oder falls die Zeitung nach der Richtung hin vielleicht etwas vorsichtig ist, sonst ein mißliebiger Artikel. Das gilt nicht für alle Zeitungen, aber es ist naturgemäß, daß ... hiernach durch die Presse geradezu ein gewisser Druck auf die Emissionsinstitute geübt wird, ihnen die Inserate in einem weiteren Umfange zuzuwenden, als es die Emissionsinstitute sonst vielleicht tun würden." „Und", meinte der Herr Generalkonsul, „im allgemeinen müssen wir mit den Tatsachen rechnen."

Digitized by Google

ob usw., wenn man inseriere. In dieser Art der verschleierten Bestechung, hier liegen die Hauptgefahren der Annoncen.

Immerhin sollte man nicht nur den Zeitungsverlegern und Redakteuren, sondern auch den Inserenten schärfer auf die Finger sehn. Wenn ein Verlag aus den Loben und Löblein größerer oder gar ganz gleichgültiger Blätter die Brillantworte mit allerfettesten Lettern herausschreien läßt, sollte man daran denken, daß das Schreien selbst dann kein Zeichen von Vornehmheit zu sein pflegt, wenn einer über den Markt schreit: „ich bin vornehm". Mitunter wird aber durch das Herausheben der ursprüngliche Sinn auch schlechtweg gefälscht. So wendete sich Agnes Harder jüngst in der Täglichen Rundschau dagegen, daß sie für die „begeisterten Zeilen" verantwortlich sein solle, welche die Verlagsannoncen aus ihrer Besprechung von Karin Michaelis „Gefährlichem Alter" gemacht hatte. Einem Buch, von dessen „großer Lüge" sie in eben derselben Rezension gesprochen hatte, um es als „ein Pamphlet" zu verwerfen. A

Bevölkerungszuwachs*

Die Ergebnisse der Volkszählung und anderes

Die Ergebnisse der letzten Volkszählung geben zu mannigfachen ernsten Erörterungen berechtigte Veranlassung. Viel besprochen wird der Rückgang der Geburtenziffern, das heißt die Tatsache, daß auf tausend Einwohner im Jahr immer weniger Neugeborene kommen. Wenn auch die durchschnittliche Lebensdauer der einzelnen Menschen infolge hygienischer Fortschritte und sonstiger Verbesserungen zunimmt, so wird unter Hinweis auf andere Länder für die Zukunft eine immer geringer werdende Bevölkerungszunahme vorausgesagt, ja, manche erwarten, daß in nicht allzu ferner Zeit die Zahl der Neugeborenen in einem Jahr der Zahl der Gestorbenen die Wage halten werde. Nach einer solchen Zeit der Stabilität werde dann ein Rückgang der Bevölkerung eintreten.

Den Rückgang der Geburtenziffer sucht man auf die verschiedenste Art zu erklären. Während die einen dem bewußten Eingreifen des Menschen, der künstlichen Verhinderung der Befruchtung die Hauptwirksamkeit zuschreiben, sind andre der verschiedenartig begründeten Anschauung, daß die Kulturentwicklung als solche die Fortpflanzung verringere. So glaubte der Amerikaner H. C. Carey, der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schrieb, daß die durch die Kultur bedingte Entfaltung des Nervensystems die Fruchtbarkeit beeinflusse. Seiner Anschauung nach ist dem menschlichen Gesamtorganismus nur eine beschränkte Kraft-

Gesellschaft

* Eine leicht lesbare Einführung in die Bevölkerungslehre gibt Schnapper-Arndt in seiner „Sozialstatistik". Dort findet sich auch allerlei Interessantes über das Volkszählungswesen. Die wichtigsten Stellen zur Bevölkerungsfrage aus den unten erwähnten Autoren finden sich abgedruckt im „Lesebuch der Volkswirtschaftslehre" von Otto und Anna Neurath. Eine Reihe anderer einschlägiger Schriften sind in den Abschnitten Volkswirtschaftslehre und Soziologie im „Ratgeber" und im „Literarischen Jahresbericht" des Dürerbundes genannt.

Digitized by Google

menge zur Verfügung gestellt. Während die reine Muskelarbeit die Fortpflanzung wenig zu berühren scheine, werde sie durch Nervenarbeit merklich verringert. Die Kulturentwicklung wirke daher automatisch einer übergroßen Bevölkerung entgegen; die Erhaltung der Art leide, doch gewinne das Individuum an Lebensdauer. Eine ähnliche Theorie hat der große englische Soziologe Herbert Spencer bald darauf im Rahmen einer biologischen Gesamtauffassung vertreten. Aber auch jene, welche die bewußte Verringerung der Geburtenzahl für die erwähnte Erscheinung verantwortlich machen, bringen diese mit der Kulturentwicklung in Verbindung. Sie weisen darauf hin, daß die bewußte Lebensführung, die verständig überlegende, durch die moderne Kultur gegenüber der mehr instinktiven gefördert werde. Derartige biologische Betrachtungen sind für den Laien schwer kontrollierbar. Dagegen kann er sich mit den sozialen, insbesonder. wirtschaftlichen Konsequenzen der angeführten Tatsachen wohl erfolgreich beschäftigen. Wenn auch eine bestimmte Entwicklungstendenz da sein mag, so muß doch jedenfalls zugegeben werden, daß innerhalb einer mehr oder weniger enggezogenen Grenze eine Veränderung herbeigeführt werden kann, falls uns bestimmte Folgen als verderblich oder als erwünscht erscheinen. Für das Verhalten des Individuums kommen daher vor allem die sozialen Konsequenzen in Betracht. Von denen, welche das rein persönliche Dasein betreffen — größere Bewegungsfreiheit bei geringerer Kinderzahl, größere Entwicklungsmöglichkeit für die Frau — wollen wir hier zunächst absehen.

Die einen lassen ihre mahnende Stimme ertönen und prophezeien den Untergang der Nation, ja der ganzen Rasse, wenn die Geburtenziffer weiter abnehme. Die Militärmacht müsse notwendig darunter leiden und damit die Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Osten, insbesondre gegenüber den Mongolen. Auch müsse ein Volk, das am Welthandel erfolgreich teilnehmen wolle, eine schlagkräftige Armee ins Feld stellen können. Nur eine große Bevölkerungszahl ermögliche eine ausgedehnte Produktion und damit die Konkurrenzfähigkeit anderen Nationen gegenüber. Ja zuweilen spielt die Erwägung mit, daß eine dichte Bevölkerung billigen Arbeitslohn bedeute und damit für den Unternehmer eine Möglichkeit, seinen Gewinn zu vergrößern. Jede Verringerung der Bevölkerung, jede Auswanderung erhöhe die Leutenot auf dem Lande und schädige so eine Hauptkraft der Nation, die Landwirtschaft. Die Abnahme der Geburtenziffer sei überdies ein Zeichen der Degeneration; sie sei die Folge eines unnatürlichen Lebenswandels, die Folge einer Lebensanschauung, welche nur an das persönliche Wohlergehen, nur an das Behagen der nächsten Generation denkt. Aller Kulturrückschritt habe so begonnen, in Rom wie in Griechenland, und habe mit der Entvölkerung der Städte geendet. Denn nicht nur die besser situierten Stände seien heute bestrebt, die Geburtenzahl künstlich zu verringern, auch in den ärmeren Kreisen würden heute allerlei Mittel angewendet, um Kindersegen von sich abzuwehren, Mittel, von denen sehr viele dem Strafgesetz, wenn auch nicht immer dem moralischen Empfinden eines großen Teils der Bevölkerung widersprächen. Schon um des Beispiels willen sei die Geburten-

Digitized by Google

einschränkung, wie sie von vielen geübt werde, im Interesse der Nation unbedingt zu verwerfen.

Vielen aber, die dies lesen, taucht auch gleich die Erinnerung an die entgegengesetzte Lehre auf, die nun seit mehr als hundert Jahren mit großem Nachdruck verkündigt wird. Der Engländer Robert Malthus und seine zahlreichen Anhänger behaupten ja gerade, Not und Elend stamme daher, daß die unbarmherzige Mutter Natur nicht für alle einen Platz am Gastmahl des Lebens bereithalte. Die Zuvielen müßten eben zugrunde gehen, sei es durch Krieg oder durch Krankheiten, — wenn nicht etwa die Eltern vorsorglich einen Teil der Kinder gleich bei der Geburt töten, wie dies manche Völker zu tun pflegten. Der Mensch könne aber auch dadurch Abhilfe schaffen, daß er später heirate, sich enthaltsam zeige oder sonst für Unfruchtbarkeit Sorge trage. So machten viele Denker den Armen noch Vorwürfe und rechtfertigten in gewissem Sinne das Wohlbehagen der Besitzenden. Die Armen schlössen eben unüberlegt Ehen und könnten daher nicht für eine gute Erziehung der Kinder Sorge tragen. Sie seien selbst schuld daran, wenn der Arbeitsmarkt überfüllt sei.

Und wie manche Rassenhygieniker sich gegen die Beschränkung der Geburtenzahl wenden, so treten andre wieder dafür ein. Sie meinen, die Qualität der Kinder sei wichtiger, als die Quantität, man müsse dafür Sorge tragen, daß die Kinder ohne schwere Gesundheitsstörungen heranwachsen könnten. Und während eine Gruppe von Nationalökonomen jede Auswanderung als einen schweren volkswirtschaftlichen Nachteil bezeichnet, hat zum Beispiel der englische Nationalökonom Stuart Mill, der vor etwa vierzig Jahren gestorben ist, neben der inneren Kolonisation als eines der wichtigsten sozialen Heilmittel die Auswanderung in großem Stil anempfohlen: nur sie könne den Zurückbleibenden bessere Lebensbedingungen schaffen. Kann es uns Wunder nehmen, wenn Vertreter dieser Richtung geradezu das Vorgehen jener, welche die Kinderzahl künstlich beschränken, der gesamten Bevölkerung als Vorbild hinstellen?

Die Schwierigkeiten häufen sich aber noch, wenn wir die wirtschaftlichen Argumente weiter verfolgen. So schien es schon lange naheliegend, die Bodenkultur möglichst zu fördern, um die angeblich durch Nahrungsmangel verursachte Armut zu beseitigen. Man forderte staatliche Unterstützung der Getreide- und Viehproduzenten in verschiedener Form. Wie einleuchtend aber auch ein solches Vorgehen uns erscheinen mag, wir werden bedenklich gestimmt, wenn wir die Geschichte der Agrarfrage verfolgen. Thünen, ein hervorragender Theoretiker und Praktiker in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, schrieb über die üble Lage der norddeutschen Landwirte. Als erste Ursache ihres Elends bezeichnete er eine Reihe guter Ernten in den Jahren 1821 bis 1824. Diese Ursache könne leicht verschwinden. Die zweite Ursache sei „leider“ weit schwerer zu beseitigen, sie bestehe darin, daß die Landwirte durch die freie Konkurrenz angetrieben würden, immer mehr Mittel der Bodenbearbeitung zuzuwenden. Man müsse unbedingt die Produktion künstlich einschränken, da man doch nicht mehr Getreide auf den Markt bringen dürfe, als dort benötigt werde. Aus den fallenden Geld-

Digitized by Google

erträgen könnten die Landwirte sehen, so meinte Thünen, daß sie mit der Bebauung innehalten sollten. Erbittert hebt Thünen, ein durchaus edler Mann, hervor, daß die Landwirte „das verderbliche Prinzip haben, durch vermehrten Kornbau und vergrößerten Kornverkauf den durch niedrigen Kornpreis verursachten Ausfall in der Einnahme decken zu wollen".

Welche Wirrsal! Wohltat wird Plage! Wie das grausig-groteske Spiel irgendeines finsteren Dämons muß jedem ruhig Betrachtenden unsre Wirtschaft erscheinen. Denn was wir hier von Thünen hören, begegnet uns täglich auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens. Bald sehen wir, daß die Baumwollspinner einen Teil der Spindeln feiern ließen, um der „Überproduktion" entgegenzuwirken. Bald hören wir, daß die brasilianische Regierung bei riesigen Kaffeeernten Kaffee aufkauft, um einem Preissturz vorzubeugen, oder daß irgendeine Regierung durch hohe Steuern absichtlich die Erweiterung einer Produktion verhindert. In früheren Jahrhunderten, da man noch nicht rechtzeitig eingriff, zerstörte man häufig schon vorhandene Vorräte, ein Vorgehen, das heute seltener geworden ist. So haben die Holländer gelegentlich alle Gewürznelken vernichtet, die über eine normale Ernte hinaus zur Verfügung standen. „Überproduktion" heißt auf all diesen Gebieten selbstverständlich nicht, daß mehr produziert werde, als verzehrt werden könnte, sondern nur: daß die Mehrproduktion keine entsprechende Steigerung des Geldertrages im Gefolge habe. Nicht ungenügender Ertrag an Produkten allein führt dazu, daß die Menschen nicht genug zu essen bekommen, sondern in gleicher Weise die geringere Rentabilität der Landwirtschaft. Wer daher feststellen will, weshalb wir heute so viele Hungernde und Darbende sehen, der muß sich erst davon überzeugen, ob nicht etwa der ungenügende Geldertrag — das heißt gewisse Einrichtungen unsrer Wirtschaft — schuld daran sind, daß nicht genug produziert wird und nicht etwa das Fehlen produktiver Kräfte.* Würde man aber vorschlagen, ohne sonstige Änderungen auf wirtschaftlichem Gebiet, die Produktion wirklich fortzuführen, so wären das Ergebnis Konkurse, Arbeiterentlassung, kurzum das, was wir als Krise kennen. Wir sehen hier eine Reihe überaus bedeutsamer Probleme verborgen liegen, und es wäre wohl verfrüht, die augenblickliche Abnahme der Geburtenziffer beurteilen

* Ein Zahlenbeispiel mag andeutungsweise zeigen, wie eine Mehrproduktion in manchen Fällen wirkt:

Produzierte Menge	Selbstkosten pro Stück	Gesamtselbstkosten	Höchster erzielbarer Verkaufspreis	Gesamterlös	Reingewinn	Reingewinn in Prozent
Stück	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	%
100	15	1500	18	1800	300	20
200	10	2000	11	2200	200	10

In einem solchen Falle ist es im Interesse einer Produzentengruppe, durch gemeinsamen Beschluß die Produktion auf 100 Stück zu beschränken.

Digitized by Google

zu wollen, ehe man sich gründlich mit den angedeuteten Fragen beschäftigt hat. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, daß die einzelnen Erscheinungen nicht stückweis erforscht werden können, sondern nur alle gleichzeitig; hängen sie doch aufs innigste miteinander zusammen.

Trotzdem sind diese Dinge für jeden faßlich, der sie wirklich verstehen lernen will. Leider ist aber heute eine unbefangene Beschäftigung mit volkswirtschaftlichen Fragen dadurch sehr erschwert, daß ein großer Teil der Staatsbürger die Parteiprogramme nicht als Publikationen betrachtet, aus denen man erfahren kann, was eine bestimmte politische Gruppe anstrebt, sondern als unverrückbare Wahrheiten, die man nicht nachzukontrollieren braucht. Daß dies eine sehr verbreitete Anschauungsweise ist, kann man auch daraus entnehmen, daß erfahrungsgemäß die Anhänger einer Partei, wenn sie sich überhaupt mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigen, fast nie die Literatur der Gegenpartei in die Hand nehmen und auch die Lektüre von Autoren unterlassen, die keiner bestimmten politischen Partei angehören.

Wir sehen, daß die durch die Abnahme der Geburtenziffer und insbesondere durch die Abnahme des Bevölkerungszuwachses mitbedingten Veränderungen weiterhin mit der Gesamtheit der Erscheinungen des sozialen Lebens zusammenhängen. Erst wenn man dieses in seiner Ganzheit begreift, kann man sich über einzelne Probleme klar werden. Es hilft nichts, wenn wir einen Knoten lockern, wenn sich an einer andern Stelle ein zweiter fester schlingt, man muß das ganze Knäuel ansehen und sorgfältig mit dem Aufdröseln beginnen. Oder man begnügt sich eben mit Zeitungsgerede, Bierbankgeschwätz und Volksrednerphrase.

Karl Wilhelm

Römisches Recht und wir

Vom Recht

Früher bildete das römische Recht den Mittelpunkt des Rechtsstudiums. Trotzdem es nirgends mehr geltendes Recht ist, bildet es heutzutage mit einer 8- bis 11stündigen Vorlesung noch immer den Ausgangspunkt dieses Studiums. Warum eigentlich? Ist es doch nicht nur als Gesetz, sondern auch seinem Geiste nach veraltet und sogar an und für sich schlecht, auch ganz und gar undeutsch.

Undeutsch ist es seinem Ursprung nach: von Römern und romanisierten Anwohnern des Mittelmeers sind seine einzelnen Bestandteile verfaßt; zusammengefaßt sind sie zu einem Ganzen in einer Zeit und an einem Ort von arg byzantinischer Zivilisiertheit, das heißt verkümmerter Kultur. Undeutsch ferner ist die Form, sowohl die äußere — die Sprache ist Latein, und zwar ein recht verwildertes, zum Teil sogar Griechisch — wie auch die innere: der Gedankengang ist fast immer Deduktion, Begriffsausspinnerei, also unserer deutschen induktiven, individuellen, schöpferischen Eigenart fremd und feind.

Ferner ist sein Inhalt schlecht. Viele Rechtsgebiete sind sehr unvollkommen geregelt. Viele seiner Sätze sind unklar und widersprechen sich. Viele sind verstümmelt. Zum Teil drücken sie nationalrömische, zum Teil allgemeine Mittelmeerkultur aus, zum Teil sind sie heidnisch, zum Teil christlich geprägt, germanisch natürlich nie. Und sein Inhalt ist veraltet. Es setzt eine

Digitized by Google

Volkswirtschaft voraus, die nicht auf freier, sondern auf Sklavenarbeit beruht. Es enthält kein brauchbares Liegenschafts-, kein Gesellschafts-, kein Verbandspersonenrecht — um nur ein paar seiner ärgsten Lücken hervorzuheben. Es ist in seinen älteren Teilen, bis ins dritte Jahrhundert nach Christus individualistisch und unsozial, in seinen neueren, aus der späteren Kaiserzeit, absolutistisch und staatssozialistisch, also auch nicht das, was eigentlich sozial wäre.

Man meint nun, das römische Recht als Ausgangspunkt des Rechtsstudiums dadurch zu retten, daß man lehrt, es sei die geschichtliche Grundlage des geltenden und künftigen Rechts. Alle Achtung vor der Geschichte! Zugegeben auch, daß aus dem römischen Recht in der Gestalt, die ihm die Pandektisten und der Gerichtsgebrauch des vorigen Jahrhunderts gegeben haben, die allgemeinen Lehren des Rechts, das Recht der Schuldverhältnisse und zum Teil auch des Prozeßrechts hervorgegangen sind — so handelt es sich dabei doch nicht um reines, sondern um stark abgewandeltes römisches Recht, als dessen Bestes wir gerade seine Abwandlungen ansprechen müssen. Was nun aber die Fortbildung unsres Rechts betrifft, wie kann man hoffen, auf der Grundlage jenes vermischten, veralteten und undeutschen Rechts ein reines, neues, deutsches Recht zu schaffen? Achtung vor der Zukunft ist auch nötig!

In der Tat geht ja aber auch die neuere Rechtsentwicklung gar nicht mehr vom römischen Recht aus. Viele Schriftsteller über neues Recht kümmern sich überhaupt nicht mehr darum; die meisten von denen aber, die von ihm ausgehen, tun dies nur äußerlich; es wäre kein Schaden, wenn ihre romanistischen Einleitungen fehlten.

Also bitte: wozu noch immer 8 bis 11 Stunden römisch Recht im ersten Semester? Erwin Richter

Zu den Tagesereignissen

Parteipolitik und Kulturpolitik

Gewisse öffentliche Dinge", so sagte Erich Schlaikjer neulich in der „Welt am Montag", „kann man lebenskräftig, lebensfroh und farbig nur behandeln, wenn man zugleich entschlossen ist, Parteipolitik zu treiben. Innerhalb eines allgemeinen Kulturblattes muß diesen Problemen soviel Blut abgezapft werden, daß sie schließlich einen etwas bleichsüchtigen Eindruck machen."

Man kann der Parteipolitik gegenüber zwei verschiedene Stellungen einnehmen. In der einen befindet man sich auf der Seite des historischen Staates, und Parteipolitiker nehmen sich aus, wie in Gerichtsverhandlungen Advokaten in den Augen des Staatsanwalts. In der andern steht man auf der Seite der Kultur, und Parteipolitiker erscheinen uns wie Advokaten für den Richter.

Die Politik soll nicht die Kultur, sondern die Kultur soll die Politik überwinden. Wo die Kultur wirklich herrscht, ist die Politik überflüssig, wie sie schon für jeden Richter überflüssig ist, der sein Amt ernst nehmen darf.

Das Mittel der Politik heißt Gewalt, das Mittel der Kultur Geist.

Es gibt schon im heutigen Staate keine stärkere Kraft als eine kluge Rechtsprechung. Das bewiesen zum Beispiel die Urteile in den Moabiter Krawallprozessen. Und ein einzelner Kulturkämpfer kann sich stärker erweisen als der mächtigste Staat der Welt,

Digitized by Google

wenn er sich ganz auf seinen Geist verläßt, wie Tolstois Beispiel wieder lehrte. Hat jemals ein Parteipolitiker „lebenskräftiger, lebensfroher und farbiger“ öffentliche Dinge behandelt als Tolstoi, der jede Art von Politik, und erst recht alle Parteipolitik verabscheute?

Man braucht heute nur mit offenen Augen um sich zu sehen, um überall wahrzunehmen, wie das Leben die Parteipolitik beiseitedrängt, weil es ihrer Krücken mehr und mehr entraten kann. Man denke sich einmal den Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausgeschaltet, was bliebe dann noch an parteipolitischen Notwendigkeiten übrig? Dieser Gegensatz aber ist nur künstlich und wird nur noch gewaltsam aufrechterhalten. Von Natur sind Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Weise daran interessiert, daß sie durch ihr Zusammenwirken mit einem möglichst geringen Aufwande von Kraft möglichst viel erreichen, und diese natürliche Interessensolidarität macht sich immer von selbst geltend, wenn die Politik es nicht verhindert. (Unsre Zunftordnung im Mittelalter! Gildewesen in China!) Weshalb sehen unsre Parteipolitiker mit scheelen Augen auf die kraftvolle Entfaltung modernen berufsgenossenschaftlichen Vereinswesens? Weil sie in dem Maße, wie die einzelnen Berufsgruppen in die Lage kommen, ihre Geschicke in die eigene Hand zu nehmen, entbehrlich werden. Bund der Landwirte und Bauernbund, Hansabund und Bund der Festbesoldeten, all die alten oder jungen Interessentenverbindungen nehmen der Parteipolitik mehr und mehr den Wind aus den Segeln. Parteipolitische Gegensätze werden durch wirtschaftliche Interessengemeinschaften überwunden. Und weil, wie jüngst der Führer einer großen Partei öffentlich seufzte, die Kassen der Berufsorganisationen sich stärker füllen als die Kassen der Parteien, reden die Parteipolitiker jetzt soviel vom Materialismus — der anderen.

Otto Corbach

Zum Poiret-Rummel

Mann und Weib

Neulich brachte der Simplizissimus einen Karikaturenstrauß: Herr und Frau Justizrat Käsebier aus Leipzig bei Poiret. Der große Bekleidungskünstler wendet sich nach einigen vergeblichen Versuchen an Frau Käsebier mit einem „impossible“, der Gatte aber tröstet sie: „Behalte du bei scheenes deitsches Anzugs-Gostiem, Matildchen, der welsche Dant baßt nich für dich.“ Gulbranssons Bilder gehören nach Charakteristik, Witz und Zeichenkunst zum Glänzendsten, was der Simplizissimus je gebracht hat, aber die Satire hinkte auf einem Bein. Wäre sie fest aufgetreten, so hätte sie Frau Käsebier deshalb lächerlich machen müssen, weil ihr ein deutscher Formgedanke nun erst nachahmenswert erschien, da er über Paris kam, und nunmehr allerdings in einer Form, die nicht für sie paßt.

Als Schultze-Naumburg in diesen Blättern den Kampf gegen Korsett und Stöckelschuh und die Propaganda für eine Reformtracht begann, ließen wir uns alle noch nicht träumen, daß wir am Anfang nicht nur einer deutschen, sondern einer europäischen Frauentrachtreform ständen. Jetzt beweist die Bewegung in allen europäischen Kulturländern, daß Deutschland wieder einmal in der Welt voran war. Freilich, die Frauen und Männer, die sich bei uns daheim um die Sache mühten, hatten's deshalb noch lange

Digitized by Google

nicht leichter: nicht nur die Madames Käsebier, erst recht die Damen von Welt und nicht minder die eigentlichen Ästheten kamen vom Püppchen-Begriff der Frau nicht los, höhnten und stöhnten über jeden Schnitt, der nicht „elegant“ war, und bemerkten gar nicht, daß hier ganz die gleichen Grundsätze um Anerkennung rangen, die sich in Bau- und sonstiger Gewerbekunst auch unter ihrer hohen Zustimmung eben schon durchsetzten. Eine „Mode“ ohne Paris?! In Paris verstöckelte und verschnürte man immer noch, also war dabei die Kultur und bei uns die Barbarei. Bis der große Poiret seinerseits den ästhetischen Reiz des unverschnürten Frauenleibes entdeckte. Poiret, der große Pariser. Nun merkt diesen Reiz endlich auch Snob und sagt begeistert: ah!

Freilich treten auch im Falle Poiret wieder mit den alten Schwächen zugleich die alten Stärken französischer Art hervor. Im eigentlich Schöpferischen zu allen Zeiten merkwürdig schwach, hat ja Frankreich stets eine außerordentliche Fähigkeit gehabt, anzunehmen, anzupassen und reizvoll auszugestalten. Sein „Geschmack“ zeigt sich auch in den Gaben Poirets: das eigentlich Wesentliche ist überall einfach das deutsche Reformkleid ohne Korsett, aber aus allen Zeiten und von allen Völkern sind Zutaten und Zutätchen draufgetan. Das meiste dieser Zutaten ist ganz und gar unorganischer Schmuck, er betont weder Körper- noch Kleidform, noch Zweck oder Material, er ist eben drübergestreut oder auch aufgeklebt. Von einem „gestalteten“ Kleide könnte nur in seltenen Ausnahmefällen gesprochen werden. Auch wenn die „untere Engigkeit“ nicht wäre, die das Reformkleid in den Niederungen der Menschlichkeit zum Humpelrock macht, für dekorative Figürchen geeignet, nicht für weibliche Menschen, die mit den Füßen ausschreiten wollen. Die besten deutschen Reformkleider bis zu den jüngsten der Buschmann hin stehen auch an ästhetischer Gediegenheit viel höher. Aber: Poirets Sachen haben „Chic“. Er hat Farbensinn, weiß, was steht, was pikant macht. „Schick“ darf man ja nicht schreiben, das klänge wieder zu deutsch. Bald so brutal, wie wenn man Manneken schriebe statt „mannequin“. Obgleich das eine wie das andere dem Wort, dem Wesen und dem Ursprung nach deutsch ist. Zwar, die Kleider-Männchenpuppen trippeln jetzt in Gestalt lebendiger Französinnen einher. Deshalb nennt man doch auch in Deutschland diese Mägdlein Manneken, denn dann weiß man, daß man gebildet ist. Das Manneken = mannequin ist ein köstliches Symbol dafür, was aus Deutschem in Frankreich wird, und wie wir's dann mit Demut und Dummheit wiedernehmen.

Erfreulich ist der Fall Poiret doch. Ein deutscher Kulturgedanke hat sich auf Frankreichs allereigenstem Gebiet durch seine Vermittlung durchgesetzt; wir haben Grund, uns dessen als eines Sieges zu freuen, und ganz und gar keinen, in Poiret unsern Besieger zu sehn. Und erfreulich ist das nicht nur aus Eitelkeitsgründen. Denn „die Welt“ ist nun einmal so, daß sie trotz Brüssels immer noch auf manchen Gebieten der ästhetischen Führerschaft von Paris folgt, und so wird der deutsche Kulturgedanke mit der Poiretmode über ein großes Stück Welt gehn. Albernheiten wie der Humpelrock sind wohl zu groß, als daß sie sich auf die Dauer halten könnten, das Reformkleid aber werden vielleicht zwei von zehn

Digitized by Google

Damen behalten, die es ohne Poiret nie kennen gelernt hätten. Wenn unsre Bewegung in den verschiedenen Ländern tapfer bleibt, wird sie bei diesem Fünftel dann leichtere Arbeit haben, — bis sich aus all dem Modengestrudel zweckmäßige, gesunde und schöne Trachten retten. Daß die Reformtracht keine Mode ist, beweist sie ja schon jetzt durch ihre in Modesachen ganz unerlaubt lange Dauer.

Unsre Bilder entnehmen wir der von Klara Sander und Else Wirminghaus herausgegebenen Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“ (Verlag der Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe), die wir als eine gute Mitkämpferin bei dieser Gelegenheit unsern Frauen und Mädchen empfehlen. A

Schulärzte

Körperpflege

Die Anstellung von Schulärzten war bis jetzt den Gemeinden überlassen, eine einheitliche Regelung dieser so wichtigen Frage war nirgend versucht. Die württembergische Regierung hat nun ein Gesetz darüber entworfen. In seiner Begründung heißt es: „Die ganze Jugend soll während ihrer Schulzeit gewissermaßen unter den Augen des Arztes aufwachsen und von ihm gesundheitlich überwacht werden. Hierzu bietet die Versammlung der Kinder in der Schule die beste Gelegenheit. Bis jetzt wird der größte Teil der männlichen Jugend erstmals bei der Rekrutenmusterung ärztlich untersucht. Das weibliche Geschlecht kommt regelmäßig zum Arzt erst, wenn eine ernstliche Erkrankung in die Erscheinung getreten ist. Viele junge Männer erlangen bei der Rekrutenmusterung erstmals davon Kenntnis, daß sie einen Herzfehler oder eine Bruchanlage oder ein sonstiges körperliches Gebrechen haben. Wären sie hierauf schon früher aufmerksam gemacht worden, dann hätten sie bei ihrer Berufswahl auf ihre Körperbeschaffenheit Rücksicht nehmen können. Zu einem Berufswechsel ist es bei dem Eintritt in das militärpflichtige Alter in der Regel zu spät, die Folge ist dann, daß nicht wenige Männer einem frühen Siechtum verfallen und manche Familie ihren Ernährer vorzeitig verliert. Auch darüber kann kein Zweifel sein, daß manches körperliche Gebrechen, wenn es rechtzeitig ärztlicher Behandlung zugeführt worden wäre, hätte geheilt werden können, und daß auf dem Gebiete der Bekämpfung der übertragbaren Krankheiten durch den Schularzt Erhebliches geleistet werden kann.“ Man will bei der Wichtigkeit der Schularztfrage die Entscheidung über sie nicht den Gemeinden überlassen. Es wird deshalb beabsichtigt, dem Oberamtsarzt allgemein und vom Staate aus die Tätigkeit eines Schularztes zu übertragen. Über die Durchführbarkeit dieses Planes soll die Praxis entscheiden, jedenfalls will die Reform zunächst schrittweise vorgehen. (Soziale Praxis, XX, 19.)

Deutscher Aufsatz und Schundliteratur

Bildung und Schule

Es sind bald zwanzig Jahre her, daß ich in einem pädagogischen Verein in Altona die Ansicht vortrug, daß in der Schule vor allem der Anschauungsgehalt der Sprache lebendig gemacht werden müßte. Ich war damals zugleich ein junger Schulmeister und ein junger werdender Schriftsteller, und so begreift es sich am Ende, daß meine pädagogischen Ausführungen in der Kunst ihren Anfang nahmen. Dichten ist sehen, sagt Ibsen und ich führte aus, daß aller poetische Ge-

Digitized by Google

nuß auf der lebendigen inneren Anschauung beruhe. Wolle man darum, daß die Kinder bei den Worten der Sprache etwas empfinden, müsse man in erster Linie dafür sorgen, daß die in den Sätzen schlummernden Anschauungen in der Phantasie des Kindes in ihrer ganzen Farbensattheit emporstiegen. Bis dahin war die Sache auch nach meiner heutigen Ansicht klar durchdacht, was ich aber dann an Positivem vorschlug, war Flickwerk oder bestenfalls ein Hilfsmittel, das in einem natürlichen Sprachunterricht zur Anwendung kommen könnte. Ich ging davon aus, daß das Auge nach Goethe „der gewaltigste Sinn" sei und stand auf dem Standpunkt, daß sich auch die inneren Anschauungen des Gehörs und des Gefühls durch das Auge übermitteln ließen. Das Brausen des Waldes könne hörbar werden, wenn man den Kindern ein Bild zeige, auf dem der Sturm über die wogenden Wipfel eines Eichwaldes fahre, schmerzhafte Kälteempfindungen könnten durch das Bild eines armen, unzulänglich bekleideten Schulmädchens geweckt werden, das hoffnungslos gegen einen scharfen, eisigen Wind ankämpft usw. Ich war im überkommenen Unterricht zu sehr befangen, um über die erste aufdämmernde Ahnung von etwas Neuem hinauszugelangen, und ich war bereits zu sehr Schriftsteller und zu wenig Schulmeister, um den einmal geweckten Fragen nachzugehen.

Seitdem ist eine lange Arbeit des Grabens, Sichtens, Gründens und Bauens geschehn. Und nun liegt neben mir auf dem Schreibtisch ein Buch, in dem meine aufdämmernde Ahnung von damals feste Gestalt angenommen hat, ein Buch, das in die Geheimnisse der Spracherzeugung hinunterblickt. Was aus den dunklen Schächten heraufbringt, hätte Kraft genug in sich, um den bisherigen Sprachunterricht in die Luft zu sprengen in einer vollkommenen Revolution. Es zeugt aber nicht von einer Art Studentenrevolte, mit Gefühlsschwärmern und Brauseköpfen, es zeugt von einer langsam vorbereiteten Revolution bewußter Männer, die auch die Organisation eines neuen lenzesfrohen Gemeinwesens vorbereitet haben. Wenn sich in Deutschland die Gedanken in Handlungen verwandeln könnten, ständen wir jetzt vor dem Grabstein des alten Deutschunterrichts und zugleich vor einem Denkstein, der den Eingang in ein helles Gefilde der Zukunft bezeichnet.

Die beiden Autoren unsres Buchs gehen von dem Zeugnis in Ehren grau gewordener Schulmänner aus, die mit Resignation konstatieren, daß trotz riesenhafter Anstrengungen, trotz einer bis zum Raffinement fortgeschrittenen, alle Finessen beherrschenden Aufsatzmethode die Abiturientenaufsätze einen bedenklichen Abstieg verraten gegen die vor hundert Jahren geschriebenen, — obwohl es damals noch keine „Aufsatzmethode" gab. Sie gehen davon aus, daß trotz ausgiebiger Briefstilübung der gemeine Mann, der sonst so verständig von der Leber weg sprechen kann, in groteske Hilflosigkeit verfällt, einen förmlichen Bildungskrampf bekommt, wenn er einen Brief schreiben soll, und von der Tatsache, daß die Schriftsprache der Gebildeten trotz ätzender Kritik gegen den papierenen Stil unaufhaltsam zur tönenden Phrase entartet. Nun könnten diese Ansichten sowohl von einem rückwärts schauenden wie von einem vorwärts blickenden Geist stammen, sowohl von einem reaktionären wie von einem revolutionä-

Digitized by Google

ren, denn beiden ist das Unbehagen an der bestehenden Welt gemeinsam. Aus der Tatsache aber, daß das Buch die großen Schätze der modernen Sprachentwicklung kennt und liebt, erhellt bereits, daß es eine Unzufriedenheit moderner Geister ist. Die letzten hundert Jahre tieferen und reicheren Erkennens, eines organisierten Forschens, eines spezialisierten Sehens, haben nach der Ansicht der Autoren die Netzhaut der Menschheit verfeinert bis zu dem Begriff des „Augentiers", und so hat sich auch ihre Ausdrucksfähigkeit bis zur Überfeinerung entwickelt. Rund und voll war der klassische Geist, der moderne leuchtet in die letzten Fältchen hinein. Da schrillen unerhörte Dissonanzen, und alles Vage, für das man sonst keine Ohren hatte, erwacht zu einem traumhaften Dasein. Die Sprache selber weiß intensiver zu stammeln und zu stöhnen, sie ist gleich dem Auge, wie der glückliche Ausdruck des Buches lautet, mikroskopischer geworden und weiß die Dinge mit minutiöser Genauigkeit festzuhalten. Der Standpunkt der Autoren der modernen Sprache gegenüber ist also der einer tiefen Unzufriedenheit — das ist aber keine Unzufriedenheit, die nach verschwundenen klassischen Zeiten flennt, sondern eine, die rüstig durch das moderne Elend hindurchschreiten will. Sie bieten uns keine reaktionären Jeremiaden über die schlechte Gegenwart, von denen wir ohnehin genug haben, aber sie senden das Torpedo gegen die Arche des modernen (und, ach so alten!) Sprachunterrichts, die umgekehrt wie die Arche Noah nicht mit vergnügtem lebenden Getier, sondern mit toten Versteinerungen bis zum Sinken beladen ist.

Der Titel des Buchs führt uns gleich mitten in den Kampf hinein. „Unser Schulaufsatz, ein verkappter Schundliterat, ein Versuch zur Neugründung des deutschen Schulaufsatzes für Volksschule und Gymnasium." Verfasser: Adolf Jensen und Wilhelm Lamszus. Verleger: Alfred Janssen in Hamburg. Wenn man das liest, denkt man zunächst: Nun ja, ein polemischer Stich; die Herren werden ja wohl nicht im Ernst behaupten wollen, daß die Musterstilisten unsrer gedruckten Aufsatzsammlungen Schundliteraten sind und daß wir systematisch die Kinder für die Schundliteratur erziehen? Das Sonderbare ist aber, daß diese beiden Hamburger Volksschullehrer (denn um solche handelt es sich) das in aller Buchstäblichkeit und mit all dem Ernst behaupten, der ihnen zu Gebote steht.

So lautet die Anklage: „Es ist Schundliteratur, die sich wie ein trüber Strom aus der zünftigen Aufsatzliteratur auf die Methode des Lehrers ergießt und jegliche Naivität im Keim erstickt! Formalisten und Anempfinder sind die Triumphe der Schule. Sie werden auf Kosten der echten sprachschöpferischen Begabung gezüchtet. Die Sprachindividualitäten werden in der Schule zerstört und die Phantasiebegabungen verbildet und zugrundegerichtet." Um es gleich vorwegzunehmen: Der Nachweis für diese Behauptung gelingt ihnen sowohl theoretisch wie praktisch-empirisch; der Nachweis, daß die Schilderungen der „Musterstilisten" in den Aufsatzbüchern und die Schilderungen der Kolportageromane denselben psychologischen Ursprung haben, und indem sie derartige „Musterstücke" neben anerkannte Stücke aus der Schundlite-

Digitized by Google

ratur stellen, zeigen sie auch praktisch mit schreckensvoller Klarheit, daß die Dinger sich so ähnlich sehn wie ein Ei dem andern. Um diese ja im Grunde horrende Tatsache zu verstehen, müssen wir uns einen Augenblick mit dem Wesen der Schundliteratur befassen. —

Man denkt bei dem Wort Schundliteratur ja sofort an blutrünstige und „aufregende" Stoffe, und da gerade diese Stoffe ein so großes Unheil anrichten, ist es nicht ohne Grund und nicht ohne Recht, daß man in weiteren Kreisen in *ihnen* das bezeichnende Merkmal der schlechten Literatur gesehen hat. Man braucht aber nur daran zu erinnern, daß alle stofflichen Greuel der Schundliteratur von den stofflichen Greueln Shakesperes, Dostojewskis und der Orestie übertroffen werden, um sofort zu erkennen, daß eine Definition der Schundliteratur unter stofflichen Gesichtspunkten etwas ganz Unzulängliches ist. Nicht darauf kommt es an, daß diese Literatur einseitig die schrecklichen Stoffe bevorzugt, sondern vor allem darauf, daß sie sie in der Darstellung nicht künstlerisch *bewältigt*, wie es die Dichter tun. Sie bombardiert ohne Sinn und Verstand die Nerven ihrer Leser mit stofflichen Greueln, während ihre *Darstellung* dieser Greuel der matteste, schalste, physiognomieloseste Schund ist. Sie ist insofern durch und durch verlogen, als sie etwas *darzustellen* vorgibt, was sie in Wirklichkeit dem Leser nur in rohen, abgerissenen Stofffetzen hinwirft. Wäre sie *echte* Darstellung, dann wäre sie auch zugleich echte Kunst und würde zwar erschüttern wie Dostojewski erschüttert, aber nimmermehr *vergiften*. Sie ist Schundliteratur, weil sie, sagen wir, in *formal-künstlerischer* Beziehung Schund ist, während sie gleichzeitig Stoffe bringt, die *ohne künstlerische Bewältigung* vergiftend wirken müssen. Die Autoren unsres Buches behaupten nun selbstverständlich nicht, daß die Verfasser unsrer Aufsatzbücher die Jugend durch korrupte Stoffe vergiften, sie legen den Ton auf die *formal-künstlerische Miserabilität* der Schundliteratur, wohin er im Sinn einer ästhetisch-wissenschaftlichen Definition auch gehört. Nun behaupten sie, daß die „Stilmuster" unsrer zünftigen Aufsatzbücher in formal-künstlerischer Beziehung so sehr Schund seien, daß sie hinter stoffverwandten Ausschnitten aus der Kolportageliteratur oft genug *zurückbleiben*. Und behaupten weiter, daß unsre Jugend durch wohlmeinende Professoren systematisch zu diesem Schund erzogen und somit für die Herren Fabrikanten der Kolportageliteratur geradezu präpariert werden. Wer die moderne pädagogische Bewegung kennt und auch den Kunstwart aufmerksam gelesen hat, dem erscheinen solche Folgerungen nicht gerade überraschend, hier aber wird auch der Beweis sowohl psychologisch wie durch aktenmäßige Beispiele und „Gegenbeispiele" in unwiderlegbarer Weise geführt. Worauf beruht denn der ganze ästhetische Jammer der Schundliteraten, die, man erlaube das Wort: niederträchtige Physiognomielosigkeit ihrer Schilderungen, die den Lesern das Schauen abgewöhnen? Darauf, *daß sie die darzustellende Situation nicht innerlich erlebt haben und nicht innerlich beherrschen; der lebenzeugende Konnex zwischen ihrem Stoff und ihrem Innern fehlt*. Und wie kommt nun ein Schulaufsatz zustande? Die kleinen Burschen werden zu irgendeinem

Digitized by Google

Thema kommandiert, sei es nun „Der Herbst“ oder „Die Hauskatze“ oder „Die Schilderung der Feuersbrunst in Schillers Glocke“ — und kein Mensch fragt danach, ob denn auch irgendein herbstliches Ereignis oder eine Katze oder die Feuersbrunst in der Glocke irgendeinen Eindruck auf sie gemacht habe. Die innere Teilnahme und die innere Beherrschung der Situation wird genau in der gleichen Weise ausgeschaltet, wie bei der Schundliteratur; sie werden unter die Bedingungen des Schundliteraten gestellt; sie sind „Zwangsschriftsteller“ wie er, die wie er auf Kommando die Feder führen. Brauchen wir uns da noch zu wundern, daß sie einen dürftigen Schund zusammenschustern, während ihre kleinen Mäuler so herzhaft und so farbig zu plaudern wissen, wenn sie von dem erzählen dürfen, was ihr kleines, ahnungsvolles Herz bewegt? Und genau in der gleichen Weise sind auch die Autoren der zünftigen Aufsatzbücher gestellt; auch diese „Musterstilisten“ schreiben über die „Themen“, die ihnen der Brauch der Schule stellt, auch sie schreiben über die „Hauskatze“, statt über die Katze zu schreiben, die auf ihrem Hof spielt, auch sie schreiben über „den“ Herbst, statt eine bestimmte herbstliche Anschauung zu bringen, auch sie verwandeln Schillers Schilderung einer Feuersbrunst in physiognomielose Schundliteratur, statt uns mitzuteilen, wie es damals war, als das Haus des Schneidermeisters Lehmann in der Kleinen Hafengasse brannte; auch bei ihnen fehlt der lebenzeugende innere Konnex mit ihrem Stoff, auch sie arbeiten auf das Kommando eines toten Brauchs und produzieren darum Schundliteratur, die den Kindern als Muster vorgehalten wird, damit sie wieder Schundliteratur produzieren lernen, allgemein gesprochen also: Der Schulaufsatz und die Schundliteratur haben den gleichen psychologischen Ursprung, beide müssen darum auch zu den gleichen erbärmlichen Erscheinungen führen. Wer neben diesem theoretischen noch den praktischen Beweis will, muß sich im Buch einmal die Gegenüberstellung von „Musterstilisten“ und Schundliteratur ansehen.

„Aber mein Gott, die kleinen Jungen und Mädel sind doch keine Dichter und können darum doch auch nicht als Dichter genommen werden.“ Zugegeben, daß sie im Sinne der Erwachsenen keine Dichter sind (in ihrem besonderen Sinne dichten sie in ihren Spielen ja eine ganze Welt zusammen), aber weil sie keine Dichter sind, braucht man sie noch immer nicht unter die Bedingungen von Schundliteraten zu stellen. Unsre Kinder sind auch keine Naturforscher, oder doch nur in demselben kindlichen Sinn, in dem sie auch Dichter sind, wenn man sie aber in das Verständnis einer Naturerscheinung hineinführen will, muß man sie genau unter die gleichen Bedingungen stellen, unter denen auch der Forscher zur Erkenntnis kommt. Oder geht man in der Physikstunde noch den alten scholastischen Weg? Gibt man dem Kind etwa eine Reihe von „Gesetzen“ zum Auswendiglernen, zu denen es dann die Beispiele zusammensuchen muß? Geht man nicht vielmehr von der Erscheinung, von der Anschauung, vom Experiment aus, um dann das Kind zur allgemeinen Erkenntnis hinaufzuführen? Wenn man nun im Kind die Sprache wecken will, muß man genau in der gleichen Weise verfahren; man muß es unter die Bedingungen des Dichters stellen, nicht aber unter die Bedingun-

Digitized by Google

gen des Schundliteraten. Eine Anschauung des Lebens, die unsre Seele trifft und sich dadurch als innere Anschauung in der Phantasie behauptet, ist der Urquell aller sprachlichen Kraft. Aus dieser Quelle muß das Kind trinken, wie der Dichter aus ihr trinkt, und wie jedes menschliche Wesen aus ihr trinkt, soweit es aus sich heraus eine sprachliche Darstellung schafft. Wir aber tun genau das Gegenteil; wir schalten mit systematischer Gründlichkeit die innere Anschauung *aus* und lassen das Kind über „Themen" schreiben, die so allgemein sind, daß sie überhaupt nicht angeschaut werden können. Eine bestimmte herbstliche Erscheinung läßt sich in der Phantasie festhalten, „den Herbst" an sich aber vermag niemand zu schauen, Goethe so wenig wie die „Musterstilisten" der Aufsatzbücher; die Katze, mit der das Kind zu Hause spielt, vermag es sich vorzustellen (und wie gut!), von ihr weiß es auch allerhand Nettes zu erzählen, „die Hauskatze" aber ist ein *Begriff*, und Begriffe sind Abstraktionen, die man als solche nicht anschauen *kann*. Ach, wir sind gründliche Leute: wie wir im schildernden Aufsatz (der im Kindesalter immer das Wesentliche bleiben wird) alle Natur morden, so gehen wir auch im logischen Aufsatz genau den umgekehrten Weg der Natur. Wir gewöhnen den Kindern nicht nur systematisch das Sehen ab, da wir einmal bei der Arbeit sind, nehmen wir ihnen auch gleich das *Denken*, damit sie nicht etwa später im Leben durch eigenes Nachdenken hinter die erlauchten Künste unsrer Methode kommen. Wie entsteht denn im Forscher, im Bauern, im Seemann, im Jäger eine Erkenntnis? Doch wohl, indem er aus einer großen Vielheit von *einzelnen Beobachtungen* zu einer *allgemeinen Erkenntnis* gelangt, also von der Vielheit der Erfahrung zur Einheit der Erkenntnis. Der genialste Denker wie der einfachste Mann denken auf diese Weise; ein menschlicher Kopf kann auf einem andern Wege überhaupt nicht zu einer Erkenntnis kommen, aber der logische Schulaufsatz vermag das ganz ausgezeichnet. Er gibt dem Kind eine fertige Erkenntnis in die Hand, zum Beispiel die schätzenswerte, daß aller Anfang schwer ist, und dann darf das Kind zu der bereits vorliegenden Erkenntnis die Beispiele zusammensuchen. Er geht umgekehrt wie der menschliche Verstand von der Einheit zur Vielheit, er läßt die einheitliche Erkenntnis in die Vielheit der Einzelbeobachtungen zerschlagen, wie das Kind im schildernden Aufsatz die fertige Schilderung des Erlkönigs in die Stoffscherben einer „Inhaltsangabe" zerschlagen muß. Warum auch nicht? Wenn man das Kind eine wertvolle Vase zerschlagen läßt, hat man der bildenden Kunst einen großen Dienst erwiesen, und wenn man ihm einen allgemeinen Satz aufdrängt, den es nur noch in gebundener Marschroute zu *belegen* hat, hat man sein Eigendenken kräftig gestärkt. Schade nur, daß Künstler und Philosophen geneigt sein werden, hier mehr einen Mord als eigentlich eine Erziehung zu erblicken.

Die Anregungen, die diesem Buch entströmen, sind so mannigfaltig, daß ich mich bescheiden muß. Nur soviel sei noch gesagt: Die praktische Durchführbarkeit ist von diesen beiden Praktikern bis ins einzelne hinein bewiesen und mit zum Teil entzückenden Kinderaufsätzen belegt. Ich weiß persönlich und menschlich von den Verfassern nichts und weiß darum auch nicht,

Digitized by Google

welcher Generation sie angehören, ich weiß aber, daß sie junge Augen und junge Herzen haben und daß es ihnen auf diese Weise gelungen ist — wie Goethe zu Eckermann sagt — plötzlich dort etwas zu sehen, wo unsre durch staubige Befangenheit erblindeten Augen nichts mehr zu sehen vermochten.

Erich Schlaikjer

Wir bringen demnächst über den „Deutschen Aufsatz" eine von dem Hamburger Buche ganz unabhängige Arbeit von Friedrich Kuntze, die dem Gegenstand von anderer Seite zu Leibe geht.

Waldschulen

bestehen nach den Erhebungen der Zentralstelle des Deutschen Städtetages bereits in sieben Städten Deutschlands: Charlottenburg, Dortmund, Elberfeld, Husum, Lübeck, Mülhausen i. E. und M.-Gladbach. Weitere sind geplant in Fürth, Dresden, Gießen, Frankfurt, Berlin, München, zum Teil in Verbindung mit Kinderheilstätten, Schlafgelegenheiten und Verpflegung für die schwächlichsten Kinder. Überall, wo sie bestehen, haben die Waldschulen die günstigsten Erfolge erzielt. (Näheres in der Sozialen Praxis, XX, 19.)

Dürerbund-Ausstellung gegen die Schundliteratur

Der Dürerbund, durch dessen Vermittlung unter anderm auch eine ganze Anzahl von kleinen Ausstellungen gemacht werden, hatte darunter auch eine solche gegen Schundliteratur vorgesehen, unterließ aber die Zusammenstellung, als er hörte, daß die Deutsche Dichtergedächtnis-Stiftung in Hamburg das besorgen wolle. Jetzt aber sind Klagen an uns gekommen über die hohen Preise, welche die Deutsche Dichtergedächtnis-Stiftung für das Leihen und Aufstellen dieses Materials fordere. Wir haben uns daraufhin entschlossen, auch diesen Plan doch noch auszuführen. Die Schundliteratur-Ausstellung des Dürerbundes umfaßt im wesentlichen dasselbe Material wie die hamburgische, vielleicht auch noch einiges andere, sie wird aber vom Arbeitsausschuß des Dürerbundes in Dresden-Blasewitz gegen Erstattung von Fracht und Porto unentgeltlich verliehen. Ein Blatt mit der Aufzählung einer Anzahl guter billiger Schriften zum Verteilen wird gedruckt und steht dann den Ausstellern durch den Dürerbund zum Herstellungspreise zur Verfügung.

Lebende Worte

Verlorene Gedanken

Es tut uns leid um den verlorenen Geldbeutel, aber ein guter Gedanke, der uns gekommen ist, oder den wir gehört oder gelesen haben, der, im Gedächtnis aufbewahrt, im Leben angewendet viel Gutes schaffen konnte, wird von uns vergessen und geht verloren, und wir beklagen nicht das, was wertvoller ist als Millionen.

Leo Tolstoi

Unter uns

Unsre Bilder und Noten

Von Hans Peter Feddersen, der abseit von allen Kunstgesprächgeräuschen auf dem Kleiseer Koog im Schleswig-Holsteinischen schafft, haben wir den Lesern schon einmal ein ganz köstliches Bild gezeigt, das Winterbild vom schlittschuhdurchfurchten Teich hinterm Deich (Kw. XXIII, 8). Unser heutiger Steindruck zeigt uns

Digitized by Google

den „blanken Hans“ allerhöchstselbst, wie er, den Pflöcken und Pfählen zum Spott, über den roten Untergrund höchst unmanierlich zu Land stürmt. Ein Werk, man spürt's: nicht nur aus Augen-, auch aus Seelenlust geboren! Aber dem belebten Vordergrunde versäume man nicht, auf die Ferne bis zum Horizont hin zu achten, denn das eine mit dem andern zusammen macht das Ganze erst groß.

Zu den acht Bildern von Leo Schnug gehört ein kleiner Beitrag der heutigen Rundschau.

Ebenso zu den Kleiderbildern nach Poiret.

Der Stadtplan und die beiden Perspektiven gehören zu dem Heilmeyerschen Aufsatz über die Bebauung des Tempelhofer Feldes. A

Die Notenbeilage dieses Heftes gibt zunächst eine Probe aus der Lyrik des Grazers Joseph Marx, über die in der Rundschau ausführlicher gehandelt wird. Das Gedicht von Oskar (nicht etwa Gustav!) Falke ist so recht aus dem untersteirischen Landschaftsmilieu geholt, zu dessen charakteristischen Merkmalen die Windräder gehören. Die Musik nimmt ihr Motiv von der äußeren Drehbewegung des Windrades, vertieft aber dann die symbolische Bedeutung der Verse. Die übriggebliebene freie Seite wurde benutzt, um die Violinstimme des neulich hier veröffentlichten Telemannschen Menuetts mitzuteilen und so unsern geigenden Lesern die praktische Ausführung zu erleichtern. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitredende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

LEO SCHNUG

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

LEO SCHNUG

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

LEO SCHNUG

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

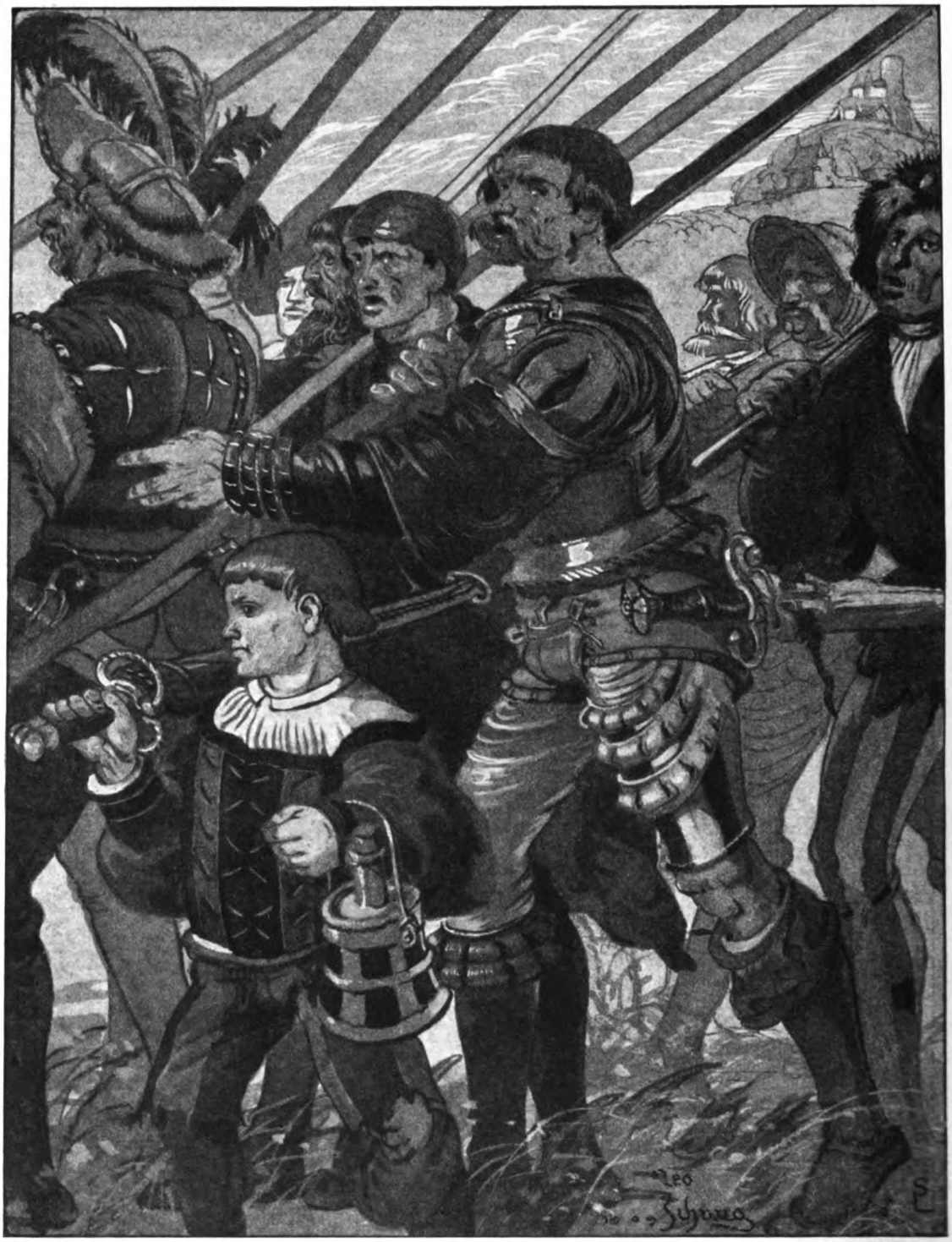
LEO SCHNUG

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

LEO SCHNUG

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

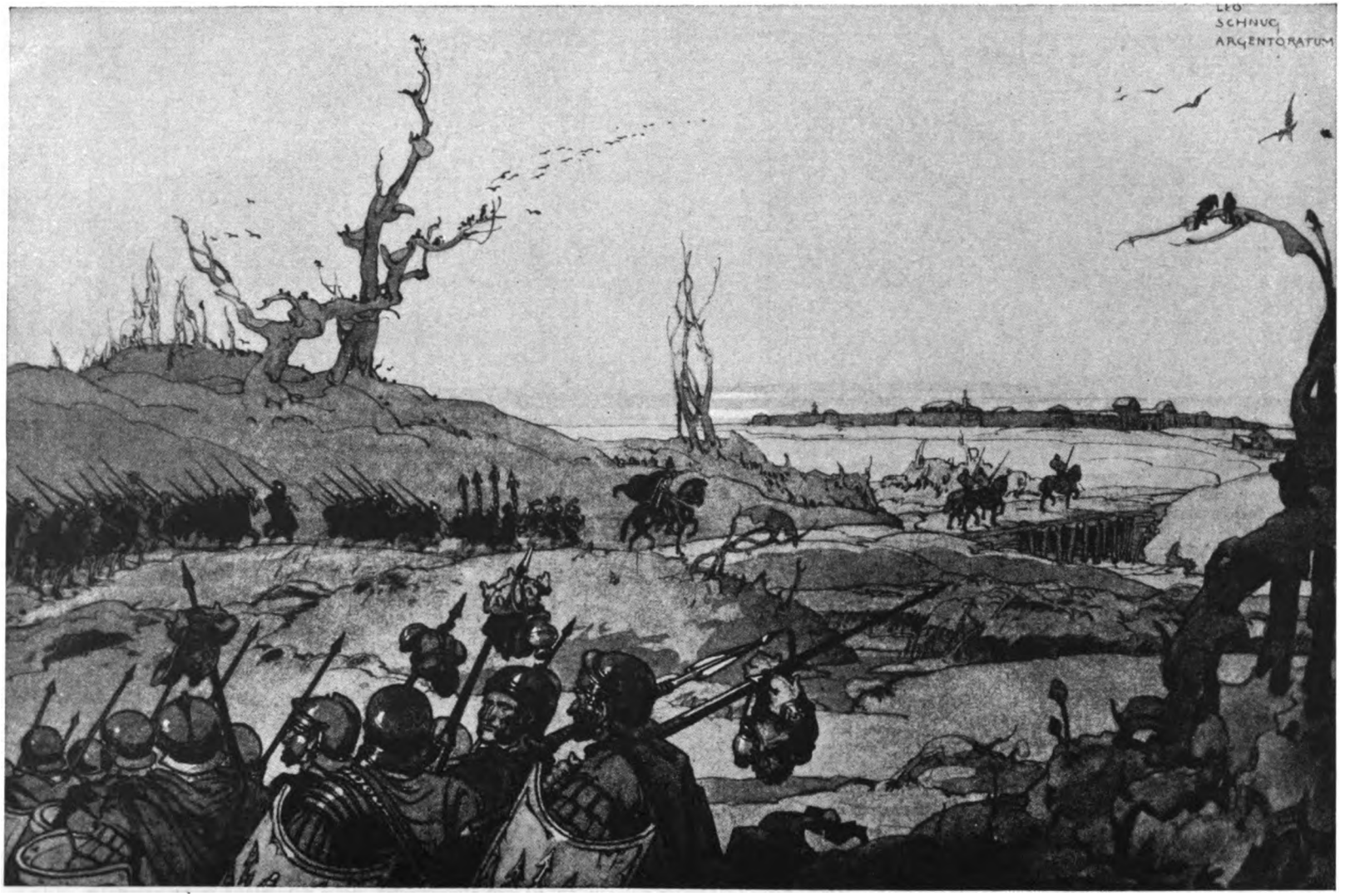
LEO SCHNUG

Digitized by Google

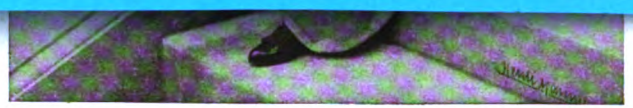
AUS DEM KUNSTWART

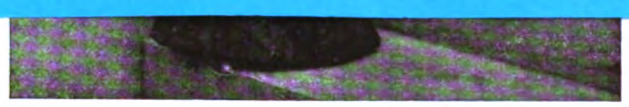
LEO SCHNUG

Digitized by Google



Digitized by Google





Aus „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur"

PHOT. HENRI MANUEL, PARIS

Digitized by Google

LEO SCHNUG

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ZU DEM BEITRAGE: ZUM POIRET-RUMMEL

Aus „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur"

PHOT. HENRI MANUEL, PARIS

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Aus „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur"

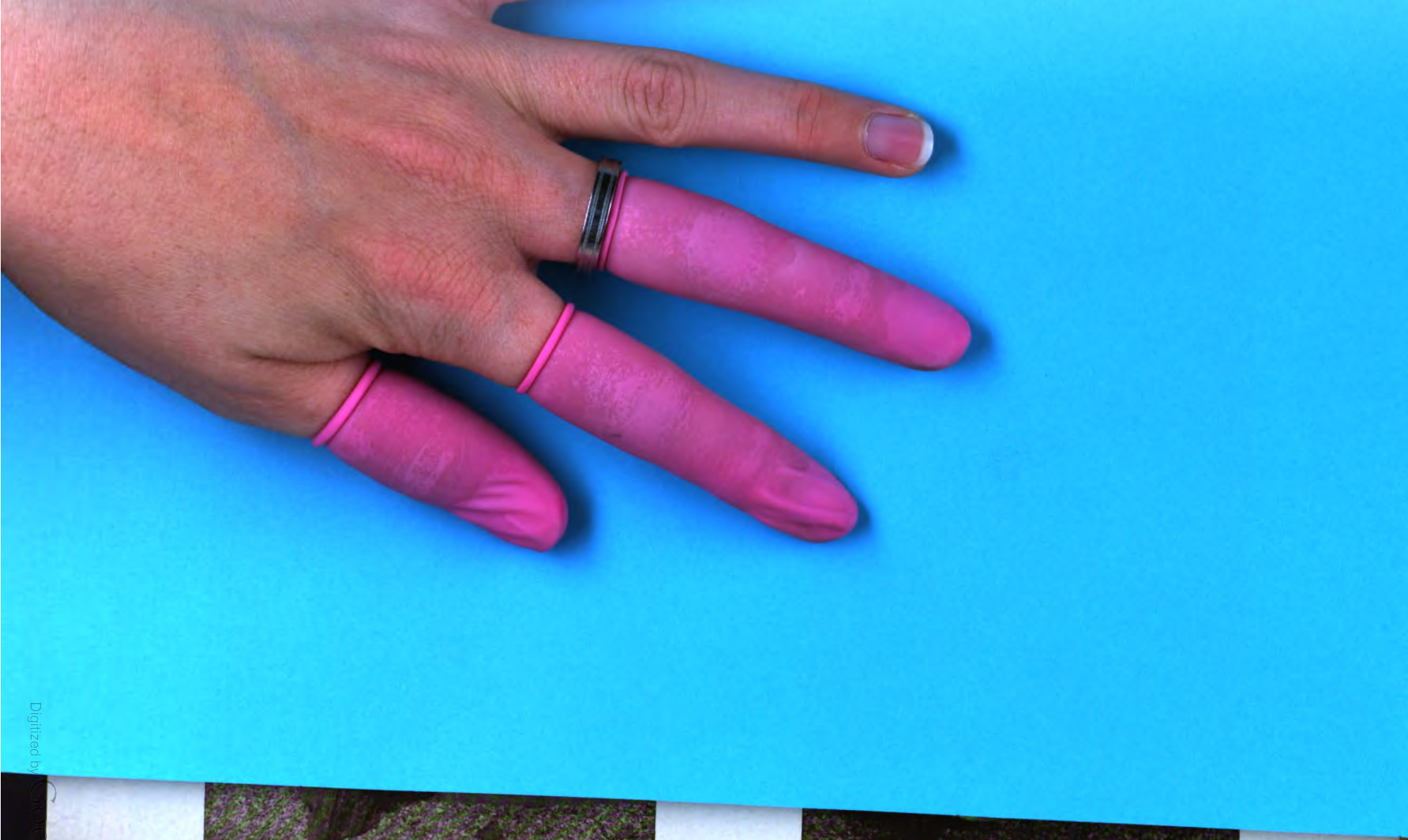
PHOT. HENRI MANUEL, PARIS

ZU DEM BEITRAGE: WIE WIRD DAS TEMPELHOFER FELD BEBAUT?

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: WIE WIRD DAS TEMPELHOFER FELD BEBAUT?

Digitized by Google



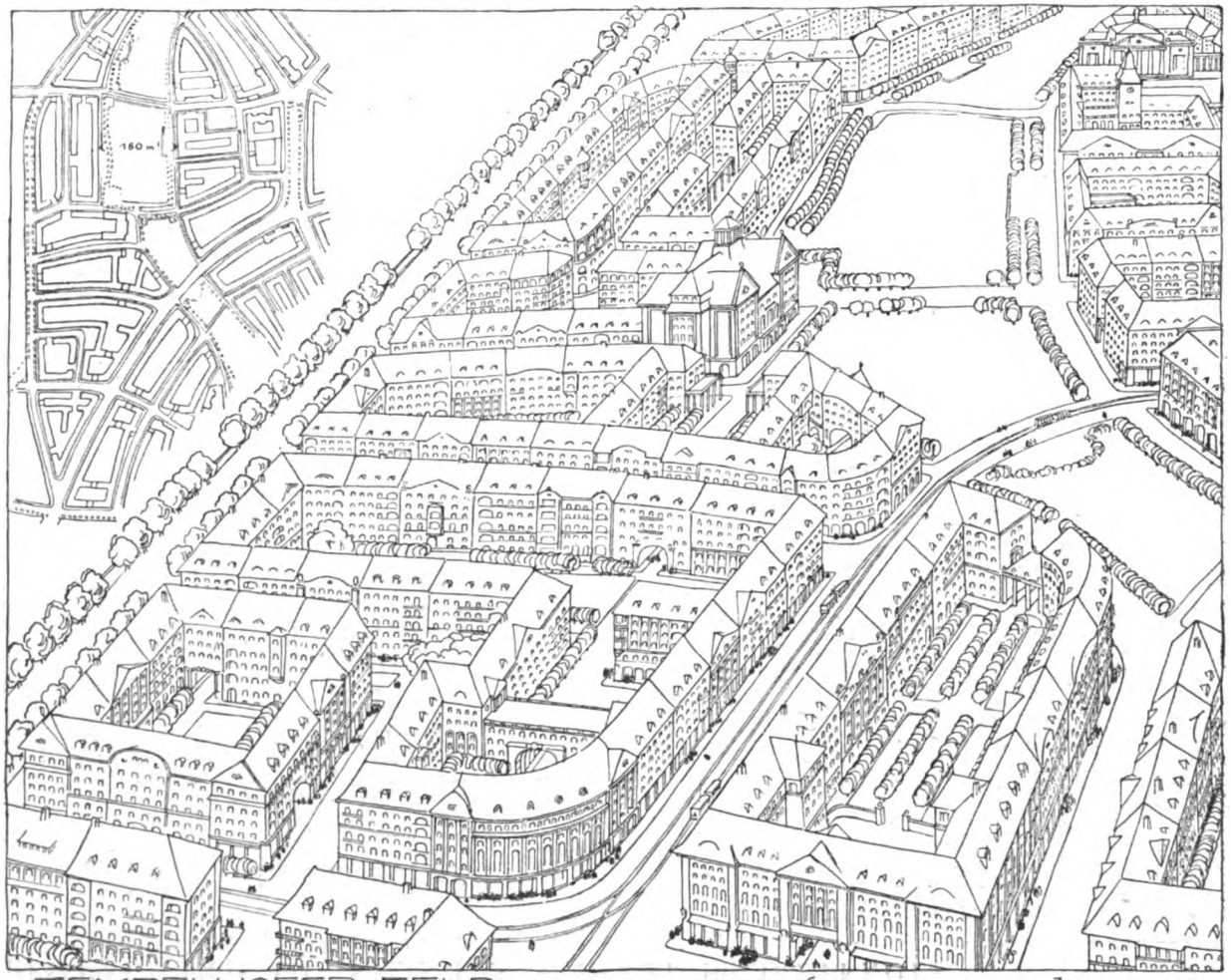
Aus „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur"

PHOT. HENRI MANUEL, PARIS

ZU DEM BEITRAGE: WIE WIRD DAS TEMPELHOFER FELD BEBAUT?

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: WIE WIRD DAS TEMPELHOFER FELD BEBAUT?

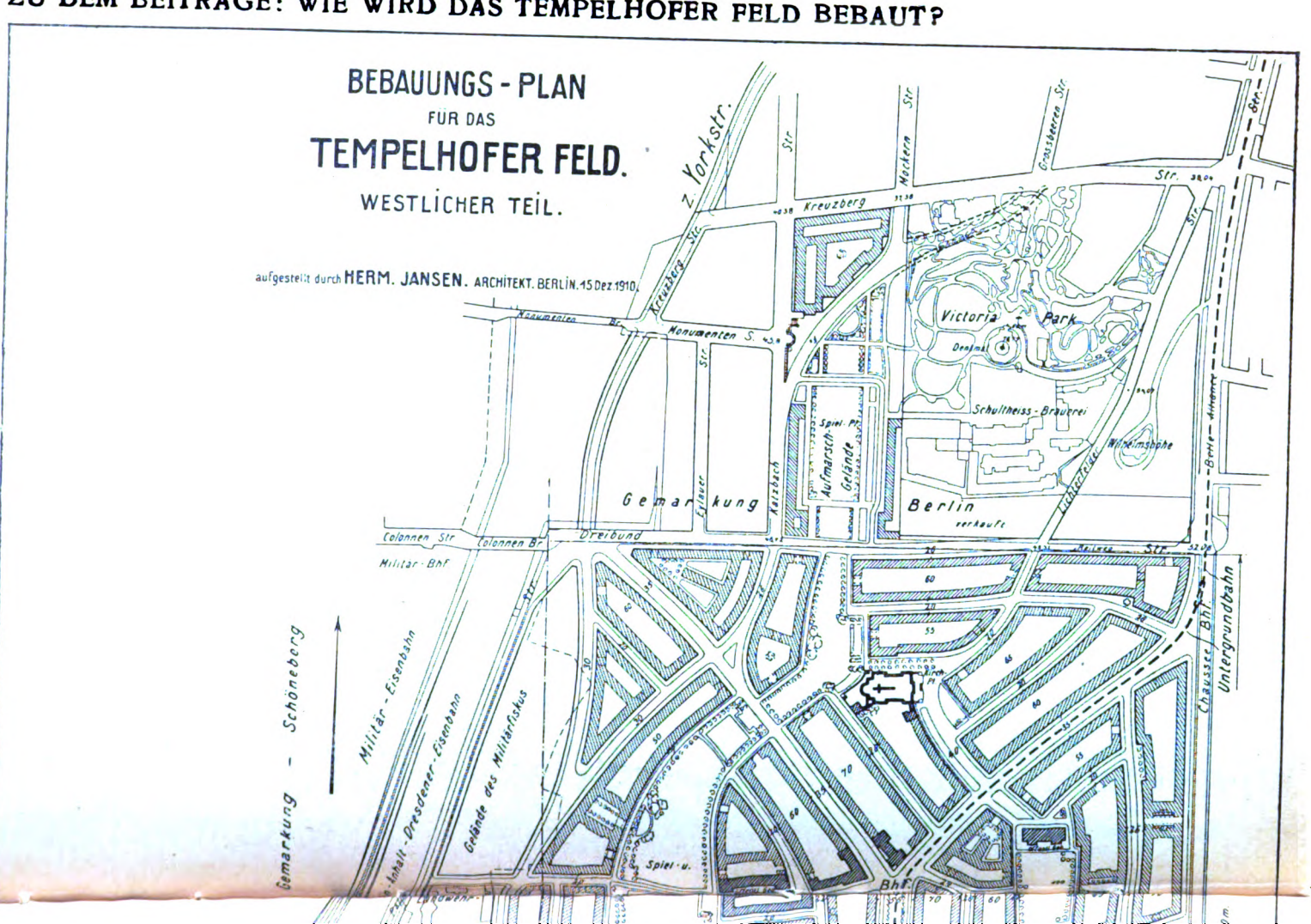


TEMPELHOFER FELD. Partie am großen [bis zu 180 m breiten] Parkgürtel. Schema der Baublockaufteilung unter gänzlichem Verzicht auf Quer- und Hintergebäude. Gründliche Durchlüftung der Baublocks in der Längsrichtung infolge der Zwischenräume od. niedriger Zwischenbauten bezw. stets offener Toreinfahrten an den Kopfseiten.
Architect Herm. Jansen, Berlin, 15. Dez. 1910.

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

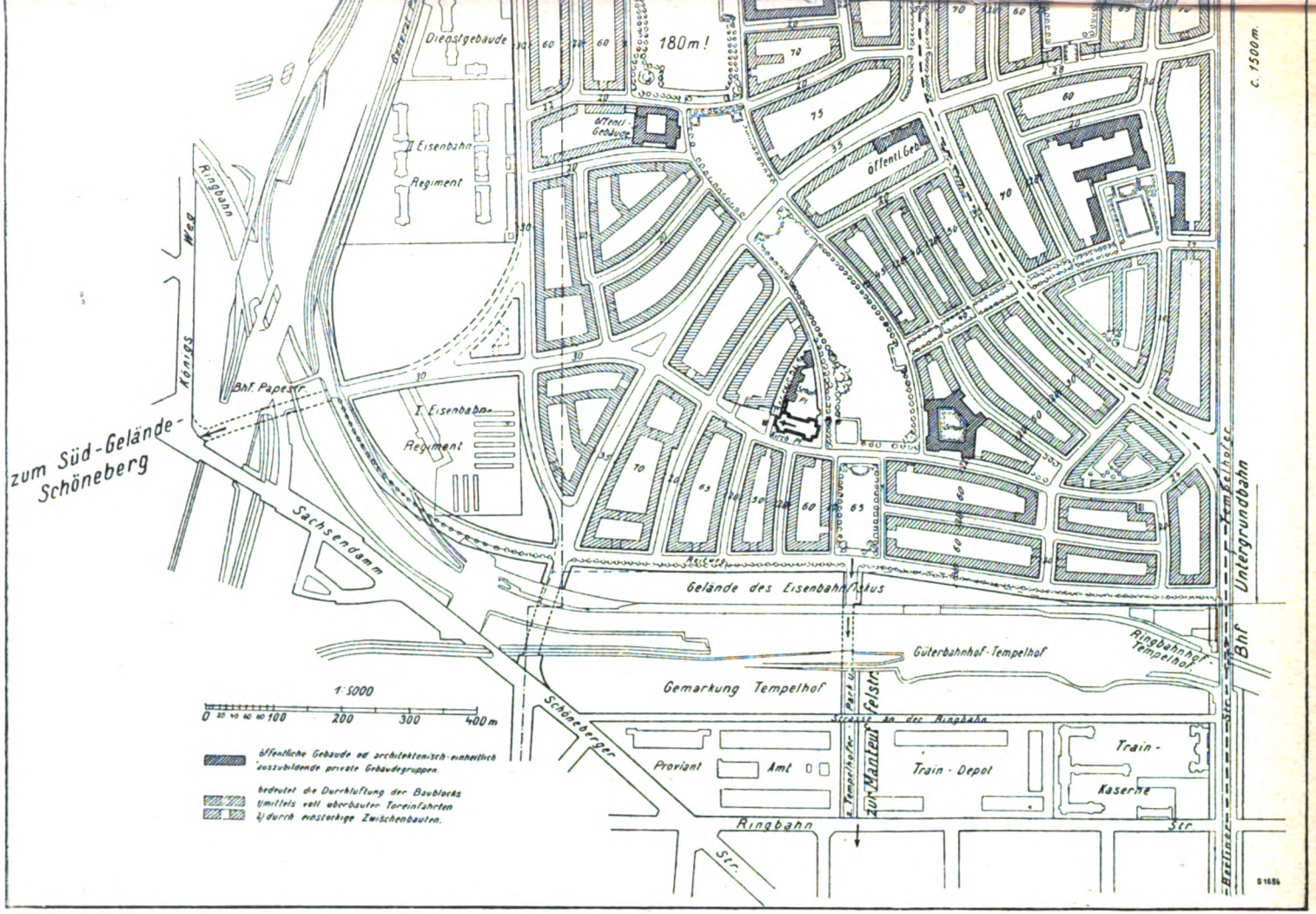
ZU DEM BEITRAGE: WIE WIRD DAS TEMPELHOFER FELD BEBAUT?



Digitized by Google

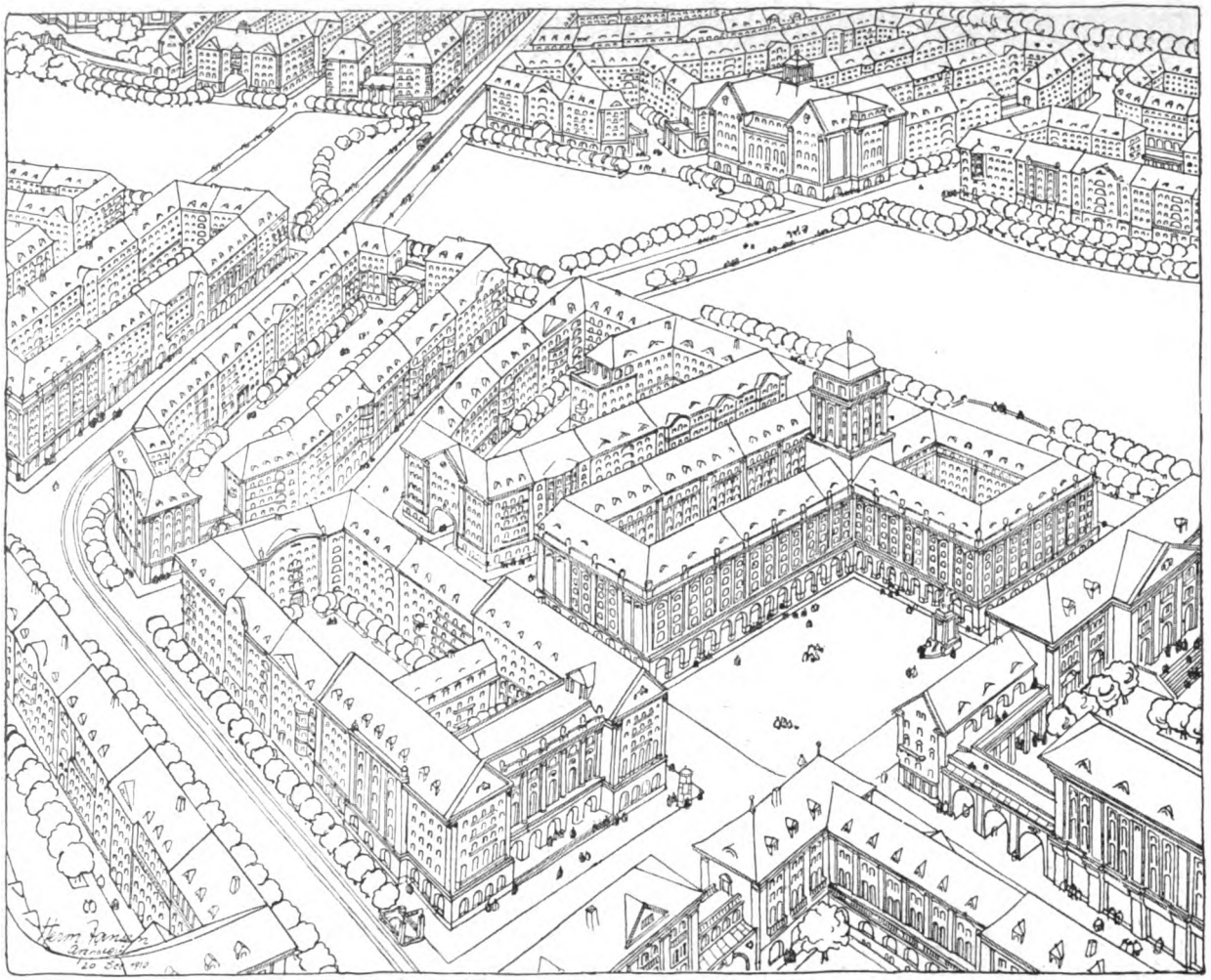
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: WIE WIRD DAS TEMPELHOFER FELD BEBAUT?



TEMPELHOFER FELD. Geschlossener Architekturplatz mit Ausblick auf den Erholungsplatz (bis zu 180 m. breiter Parkgürtel). Auf diesen münden die einzelnen, zwecks Durchlüftung durch Torbauten geöffneten langen Baublocks mit ihren Kopfseiten. Im Vordergrunde liegt die große Hauptstr., in der sich die 2 Diagonalstr. vereinigen.
Architekt Herm. Jansen, Berlin, 20 Dez. 1910.

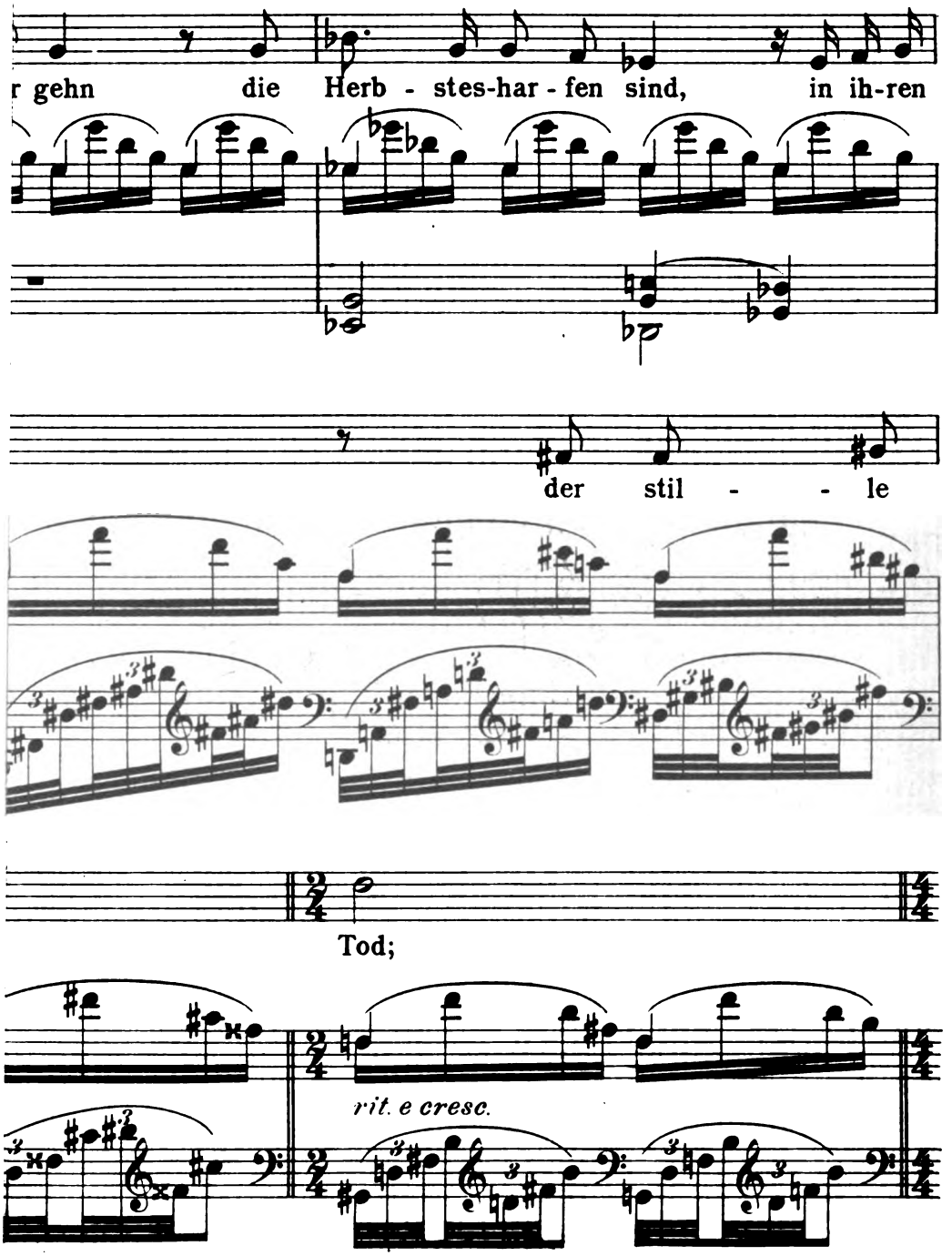
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JOSEPH MARX

Oskar Falke:
WINDRÄDER



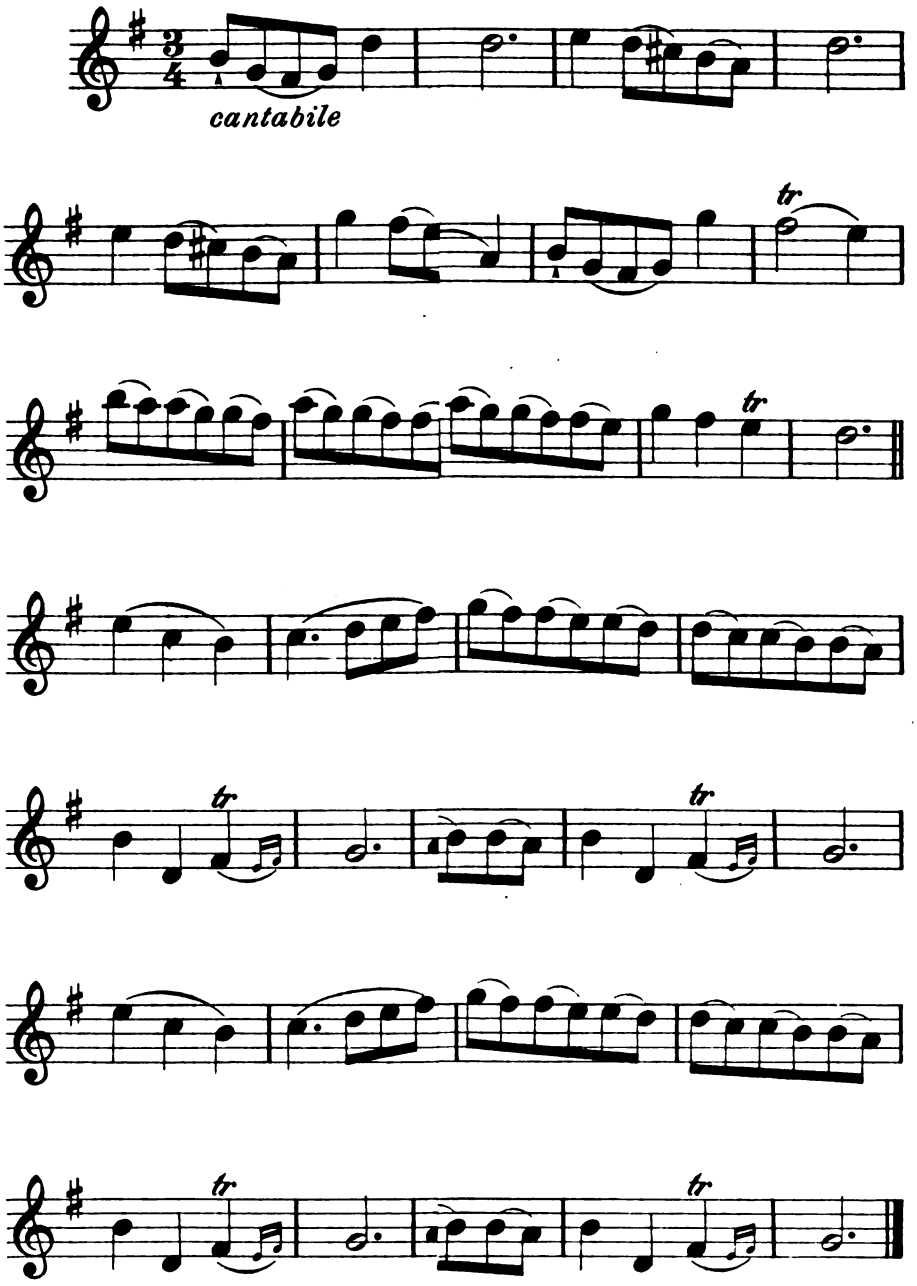
Aufführungsrecht vorbehalten

Digitized by Google

Georg Philipp Telema

MENUETT

Bearbeitet von RUD. MELZER



Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

FRITZ VON UHDE

Digitized by Google

... Tod

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Märzheft 1911 Heft 12

Zu Uhdes Tod

Nun ist er nicht mehr. Wir haben in den letzten Jahren nur wenig von ihm gehört, denn er war leidend, trat aber unser Gedanke an seine Kunst, so kam es vom deutschen Süden her wie ein freundlicher Gruß: er ist noch da. Stille Bilder vom Seegelände tauchten uns dann wie aus silbrigen Nebeln auf: ein Garten mit durchflimmertem Laub, sommerlich gekleidete Mädchen darin, die wir seit ihrer Kinderstube mit heranwachsen gesehen, einen Hund hinter ihnen, der uns ebenso, erst der eine, dann der andre, jung und älter, als ihr Hausgesell vertraut war. Eine deutsche Heimstätte, von außen und innen her durchsonnt, und ein Hausherr, der zwar nie selber auf diesen Bildern zu betrachten, aber überall in der Nähe zu fühlen war, denn durch seine Augen sahen wir ja dieses Heim. Durch seine Augen nur? Fritz von Uhde! Ja, seiner Augen wegen ist er berühmt geworden. Und war Meistermaler genug, um als Maler berühmt zu bleiben. Aber uns war er mehr. War er auch noch mehr, als der religiöse Maler, so hoch wir ihn als solchen stellten. Kein einziger unter ihnen allen, deren Namen die neue deutsche Hellmalerei bedeuten, ist in seiner Kunst aus eigner Fülle reicher gewesen und weiter als er zur Einheit von Form und Gehalt gedrungen, zum Stil. Zur Einheit von Künstler- und Menschentum.

Aller jungen Kunst und aller jungen Kunstkritik scheint das Entscheidende das zu sein, was *als neu bewußt* wird. Am meisten als neu bewußt wird, was zum Alten gegensätzlich ist. So soll's ja auch sein, denn wie wendeten wir alle Kraft auf die neuen Mittel, erschienen sie uns nicht in unsrer ganzen Arbeit als das Wichtigste? Ihre Ausprobung gibt ja der Kunst allein das von Fortschrittsmöglichkeit, was vom einen zum andern vermittelt werden kann, gibt ihm die Verstärkung, Verfeinerung und Bereicherung ihrer *Sprache*. Aber hier ist die immerwährende Gefahr: daß der Weg mit seinen Mühen aber auch seinen Reizen wichtiger als das Ziel erscheint, mit andern Worten: daß sich die geistige Kraft im Ausbilden der Kunst*mittel* aufbrauche. Während solche Beschränkte hohen Mutes davon überzeugt sind, daß gerade sie und sie allein die eigentliche und wahre Kunst pflegen: erscheinen sie von größerer Höhe aus als Steckenbleiber auf dem Weg. Denn alle Linie und alle Farbe, alle Realistik und alles Freilicht bleiben ja doch nur *Sprache* der Kunst, „zu sagen, was ich leide". Und aus der Fernschau über die Jahrhunderte hin kann sich's wohl zeigen, daß einmal einer mit einem Stammeln eindringlicher spricht, als der geübte Redner, wenn er trotz aller Schwäche seiner Mittel aus Eigenem den Ausdruck schuf, der *ihm* gemäß war. Man denke daran, wieviel tiefer ins Innerliche noch heute ein Giotto zu uns spricht, als Tausende, gegen deren Sprache die seine ein Stammeln ist.

Uhde sind die Dinge niemals, es sei denn vor Studien, nur Träger

Digitized by Google

von Farbe und Licht gewesen, nur malerische Erscheinung — wie so vielen, die mit ihm strebten. Aber auch zu denen gehörte er nicht, die die Dinge zwar nicht nur als Farbflecke nahmen, sondern als Dinge, nun aber, wie sie sind, mit annähernd gleichem kühl objektiven Interesse an ihnen allen. Dieser Mann, dem man in seinen Anfängen nichts lieber vorgeworfen hat, als er male Häßliche und Verbrecher, war wie gar kein andrer unter den Zeitgenossen seiner Kunst aus dem Verlangen des tiefsten Innern heraus ein Sucher nach Schönheit und ein Sucher nach Güte. Man sah die Pfützen, er sah die Sonne darin — wie das ganz wirklich gilt, so gilt es bildlich: man sah die Körperhäßlichkeit, er sah die Seelenschönheit darin. Und ohne jegliche Verschleierung und ohne jede Verschönung und Beschönigung der Erscheinung hob er dieses Seelische ans Licht, bis es das körperlich Häßliche auch für des Beschauers Auge besiegte. Mit um so stärkerer Eindruckswucht, je häßlicher dem durchs Schmeicheln verzogenen und verzärtelten Auge zunächst die Gestalt erschien. Mit der schier dramatischen Kraft: sieh, die Seele triumphiert über den Leib. Mit der schier beseligenden Kraft: sieh, es ist *wirklich*, was du hier Hohes siehst. Ist wirklich und ist mitten unter uns, in deinem Heute, in deinem Volk. Keiner hat so im Alltag den Sonntag zu finden gewußt wie Uhde. Den Sonntag in Armut und Kärglichkeit. Er hat schon als der größte Kindermaler seiner Zeit ganz neue Typen, man könnte sagen: der inneren Sonntäglichkeit entdeckt und gestaltet. Da war es zum Religiösen auch im engeren Sinne des Worts nicht weit. Sein Jesus, der in die Hütten trat, seine Maria, die im Stalle gebar, sie waren *einer* göttlichen Seele mit dem Besten in diesem Irdischen rings, deren Knechtsgestalten der Osterglanz adelte.

Soll ich von all dem noch einmal sprechen? Ich habe es oft im Kunstwart getan, der Uhde Hefte und zu seinem Ehrentag eine unsrer größten Künstlermappen gewidmet hat. Es ist nicht die Stimmung jetzt zum Wiederholen und Auseinanderbreiten. Bei seinem Auftreten hier bestaunt und dort geschmäht, hat Uhde nach und nach das Höchste erreicht, was einem wie ihm nur werden konnte: er ward bewundert und zugleich geliebt. Das Bittere in seinem Schicksal und der schwere Vorwurf für seine Zeit bleibt der: daß die Kirche fast überall an diesem Meister vorbeisah, der wie kein andrer seiner Zeit berufen war, über ihren Altären die innerlichste Religiosität aufleben und aus dem Gotteshaus hinauswirken zu lassen ins Volk. Uhde hat seine Zurückstellung hinter die Maler vom schönen Faltenwurf und wohlgeordneten Lockenhaar verwunden. Unserm Volke gehörte und gehört er *doch*. Und wie es mehr und mehr wieder fähig werden wird, auch in der Kunst durch die Körper Seelen zu sehn, so wird mehr und mehr von dem, was in Uhde lebte, in ihm selber aufleben, wenn es dieses Teuren gedenkt. A

Digitized by Google

Vom Spannungsbedürfnis

Ein Kapitel vom Wesen und Nutzen der Kunst

Was bedeutet eigentlich das Spannungsbedürfnis, das alle ganz beherrscht, welche Anfänger in künstlerischer Aufnahme sind? Nicht nur die Leser unsrer Hintertreppenromane, sondern auch die Landbevölkerung und unsre Kinder, welche sich Indianergeschichten borgen, alle also, die naiv und unverwöhnt sind? Ist es wirklich, wie uns unaufhörlich versichert wird, ein völlig außerkünstlerisches Element, das nur mißbräuchlich in die Kunst hineingebracht wird?, das die hehre zur Befriedigung niederer Instinkte vergewaltigt?

Ich glaube nicht, ich glaube, daß dieses Bedürfnis vielmehr der erste primitive Zustand des wirklichen künstlerischen Formverlangens ist, das in gerader Linie bis in die höchste Kunst hineinführt.

Die Kunst ist nicht etwas Isoliertes, das beim einen da ist und beim andern nicht. Sie liegt mit den ihr entsprechenden Bedürfnissen ebenso wie Sittlichkeit, Wissenschaft, Religion, Recht und alle anderen Äußerungen menschlichen Geisteslebens in den primitiven Lebensbedürfnissen mit eingewickelt, — oder vielmehr: sie hat sich aus ihnen herausgewickelt.

Das Formverlangen scheint mir einer der allerwichtigsten unter den höheren Instinkten des Menschseins zu sein. Das Verlangen, geschlossene Formen zu erkennen, Zusammenhänge, Gruppierungen, Entsprechungen.

Man muß bedenken, daß weder das Auge von Natur Formen sieht, noch das Ohr Töne oder gar Melodien hört, noch die blinde Hand Gestalten ertastet, noch auch von Natur unser Bewußtsein sie erlebt. Das ist alles erst Erwerbung, Erwerbung urlanger Zeiten, die durch die Welt aller Wesen aufwärts steigend sich vermehrt und erhöht, um vom Menschen in gedrängtem Kindererleben nachgeholt und dann weitergeführt zu werden.

Es gibt auch kaum etwas, das notwendiger für ihn wäre, als dies: in die ununterbrochene Flut der Erscheinungen, der Töne und Ereignisse ((die ihm noch nicht Erscheinungen, Töne oder Ereignisse sind, sondern ununterscheidbar sich bewegende Masse, etwas, wie Wasser oder wie Sumpf, das ihm den Atem versetzt), — in dieses Fluten, Rauschen, Ziehen Zusammengehöriges hineinzuerkennen und vom andern zu sondern, gewissermaßen, damit Pausen oder Lücken zum Atemholen entstehen.

Wir wollen das Werden dieses Instinktes nicht des näheren zu entziffern, auch nicht die Darwinsche Doktorfrage zu lösen suchen, ob mehr Not oder mehr Lust, mehr Haß oder mehr Liebe ihn geschaffen habe. (Es gibt wenige Dinge, die aus einer Ursache entstehen.)

Noch weniger wollen wir darüber philosophieren, ob wir in diesem Formverlangen etwas schlechthin Ursprüngliches oder etwas allmählich Erworbenes haben: gewiß ist, daß es für den Menschen, zumal für sein Kulturleben ein fest angeeigneter Instinkt ist, den in Frage zu stellen den Menschen selbst in Frage stellen hieße.

Dies scheint sich erkennen zu lassen: daß das, was wir künstlerisch im engeren Sinne nennen, jedenfalls erst da beginnt, wo ein gewisser

Digitized by Google

Überschuß von Kräften da ist, — eine gewisse Lust am freien Treiben der Elemente, die sonst im Joch ziehen mußten. Da also, wo der Mensch das Bedürfnis fühlte, anderes zu sehen, als was er sehen mußte, um sich zu wehren, und anderes zu erkennen, als was er erkennen mußte, um sich richtig einzurichten.

Vielleicht noch wichtiger als der Gesichtspunkt des reinen Freiwerdens ist der Gesichtspunkt des neuen Zwanges, der den solcher Art Freigewordenen zu neuer Gestaltung aufruft. Und beides erst zusammen ergibt die künstlerische Lebensluft dieses eigentümlichen Doppelgefühls von Freiheit und Zwang, dieses Bewußtsein des Schöpferischen, das ein Freisein von der krassen Not in neuer zehrender frei empfundener Not ist. — In dem Vibrieren, in dieser — wenn man will — elektrischen Spannung zwischen Freiheit nach unten und Zwang nach oben zu äußert sich erst das eigentlich künstlerische Gefühl.

Dennoch bleibt das Freisein vom nächsten äußeren Zwang konstituierend. Es kann ein Künstler dem inneren Zwange unterliegen, etwas darzustellen, das er verabscheut, etwas Häßliches, Grausames, Schreckliches. Er unterliegt aber nicht dem Zwange, es in derjenigen Undeutlichkeit, Zufälligkeit oder Gleichgewichtlosigkeit darzustellen, die es im Leben mitunter hat, nur aus dem Grunde, weil er es „in Wirklichkeit" so gesehen hat. Denn das Zufällige, Undeutliche, Gleichgewichtlose ist eben das, was die Wirklichkeit dem Menschen wider seinen Willen antut, was bei der Aufnahme der Wirklichkeit in den menschlichen Geist nicht angeeignet werden konnte, was ungeformt zurückblieb, das, dem gegenüber der Mensch unfrei blieb.

Es kann in der Wirklichkeit vorkommen, daß man im Grase liegend die Aussicht auf einen blankgewichsten Stiefel und das Ende eines Hosenbeines genießt; es kann aber dem Bildhauer nicht zustoßen, dies gleichgewichtlose Stück Wirklichkeit als Skulptur nachzugestalten. Es kann im Leben geschehen, daß ein merkwürdig zugespitztes Schicksal durch den Tod zerschnitten wird, statt eine Lösung zu erfahren. Es kann aber dem Künstler nicht geschehen, daß er eine gut aufgebaute Lebensdarstellung an irgendeinem zufälligen Punkt mitten in der Verwicklung abbricht, nur weil das in Wirklichkeit so vorkommen kann.

Wir sehen also, die Freiheit des Künstlers bedeutet vor allem die Freiheit seines Formgefühls von der Wirklichkeit, von der es wohl angeregt, aber nie befriedigt wird.

In welche Forderungen sich nun das Formverlangen im einzelnen umsetzt, das wird für die verschiedenen Gebiete, deren es sich bemächtigen kann, sehr verschieden sein und von der Natur des Gebietes abhängen. Die künstlerischen Elementargesetze werden andere sein auf dem Gebiet des Sehens, als auf dem der Töne oder dem des mitteilenden Wortes.

Immerhin werden gewisse Grundzüge wiederkehren. So vor allem das Gesetz der Einheit und Geschlossenheit des Kunstwerks. Erst hierdurch löst es sich völlig als ein Stück Freiheit aus der Flut der Töne, der Gesichte und der Mitteilungen los, die uns zwangsweise umgibt.

Diese Einheit nun wird auf dem Gebiet der Erzählung am elementarsten und wirksamsten (wenn auch plump), durch die Spannung geschaffen, die den Leser oder Hörer zwingt, die Geschichte als abge-

Digitized by Google

sondertes Ganzes aufzufassen und von sonstigen Mitteilungen zu unterscheiden. Überhaupt bei ihr zu bleiben, bis sie zu Ende ist.

Die Elemente dieser Spannung werden sich mit der Verfeinerung der Menschen, an welche die Kunst sich wendet, unendlich verfeinern, aber sie selbst wird bleiben, und noch einem so reinen Charakter- und Gedankendrama gegenüber, wie es etwa der Tasso ist, wird der dafür reife Leser gespannt darauf sein, wie der Konflikt in den Charakteren sich lösen wolle.

Möglichenfalls ist die Spannung auch das Element gewesen, mit dessen Entdeckung sozusagen die Erzählung als Kunst allererst begann. Ich habe vor Jahren einmal hier im Kunstwart (1. Juniheft 1905) die Vermutung ausgesprochen, daß die Kunst der Erzählung aus der Zaubergeschichte, die der älteste Mythus war, entstanden sei. Der Sinn der Zaubergeschichte ist der, daß eine Schwierigkeit, deren Lösung man durch Zauber herbeiführen will, in die Geisterwelt verlegt und dort durch Göttermachtspruch gelöst wurde, eine Lösung, die man nun in der schwachen Welt der gewöhnlichen Wirklichkeit nachzuerwarten sich berechtigt fand.

Ich bitte um die Erlaubnis, einige Sätze von damals hier herzusetzen: „Es handelt sich darum, wie Erzählungs k u n st entstanden sei, d. h. wie man über Mitteilungen hinaus, deren Wert und Bedeutung mit dem ersten Anhören erlosch, einen Vorgang sich gegenüberzustellen und festzuhalten den Zwang erleben konnte. Die Mitteilung mußte, damit sie eine behaltbare, d. h. eine lebensfähige Form bekäme, einen Konzentrationspunkt enthalten, um den herumgruppiert die einzelnen Vorstellungen sich halten konnten, nachdem das erste Mitteilungsinteresse vorüber war ... Dies bot nun der Zauber, indem er eine Verwicklung oder Schwierigkeit oder Gefahr hinstellte, aus der er eine Lösung zeigte. Damit sind die selbständig machenden, aus dem gewöhnlichen Fluß des Lebens abhebenden Elemente gegeben. In ihrem Ineinandergreifen bildet sich erstmalig eine geistige Einheit gegenüber den vorüberströmenden Ereignissen. Das Konstituierende der Erzählung ist da."

Die Schwierigkeit und ihre Lösung, die bilden eben das Element der Spannung.

Schließlich von hier aus noch ein kurzes Wort von der Rückwirkung der Kunst auf das Leben. Nicht zwar der, welche die Zauber-Geschichte erhoffte, obwohl auch in dieser Richtung von wirklichen und wahrhaftigen Wirkungen gar wohl gehandelt werden könnte, sondern einer einfacheren, mehr im Elementaren bleibenden Rückwirkung: nämlich der Feilung, Schärfung, Reinigung und Veredlung des Formverlangens, aus dem sie hervorging.

Denn mehr noch als die „ernste Arbeit" möchte dieses Schaffen in Freiheit und zur Erholung den Menschen sehen, hören und verstehen, — kurz den allseitigen Gebrauch seiner Organe gelehrt haben.

Und um auf unser besonderes Thema zurückzulenken: es wird kaum etwas geben, das den Menschen so stark und so aus freiwilliger eigener Lust heraus dazu angetrieben und ausgerüstet haben wird, auf die Zusammenhänge des Lebens, der Charaktere, der Schicksale zu achten, als die Befriedigung seines Spannungsbedürfnisses durch freie Er-

Digitized by Google

zählungen, in denen das im täglichen Leben so verworrene Geschehen einfache, leicht erkennbare deutliche starke Linien, — Rippen und Gelenke sozusagen — hervorkehrte. Artur Bonus

Was nun?

Die Städtebauausstellungen in Berlin und Düsseldorf haben eine Fülle neuer Erkenntnisse und Wünsche in die Köpfe und Herzen vieler Tausende gebracht. Neue, große, herrliche Aufgaben für die Zukunft haben sie entrollt und die Wege gewiesen, wie man die Städte praktischer und idealer, wirtschaftlicher und schöner gestalten könne.

Was nun? Wo gilt es, die Aufgabe anzugreifen, wie die unzähligen Schwierigkeiten zu überwinden, um die neuen Forderungen zu Taten zu machen?

Schon auf der Städtebauwoche in Düsseldorf trat die ganze Schwierigkeit der Fragen zutage. Von den 15 Vorträgen behandelten nicht weniger als 8 nicht im engeren Sinne den Städtebau, sondern Fragen wesentlich politischer, wirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Art. Das heißt Fragen, welche durchgerechnet und erwogen werden müssen, bevor man mit dem eigentlichen Städtebau beginnen kann. Es wurde von mehreren Rednern sogar betont, daß unsre Gepflogenheiten und unsre Rechtsbegriffe, unsre Gesetze und unsre Erkenntnis vom Unterschied der Privat- und der Volkswirtschaft, unsre Steuern und unsre Beleihungsverhältnisse stark revidiert und geändert werden müßten, um den neuen Anschauungen und Forderungen zu genügen, Wie könnten auch Einrichtungen, die zum Teil mehr als fünfzig Jahre alt sind, noch der Menschheit von heute passen!

Schon diese Erkenntnisse klären die Frage: „Was nun?“ Politik heißt die erste Antwort. Eine umsichtige, weitausblickende Kommunalpolitik, welche die Interessen der einzelnen mit denen der Gesamtheit zu vereinen versteht, das ist die Aufgabe, die uns alle angeht. Ohne sie gibt es keinen Städtebau. Städtebauliche Fragen wie: „Bist du für neue Verkehrsverbesserungen?“, „Förderst du den städtischen Grundbesitz?“, „Stimmst du für die Anlage neuer Spiel- und Sportplätze?“, „Förderst du die Wohnungsfrage?“, „Willst du billiges Bauland erschließen?“, und viele andere Fragen mehr sollten von nun an überall mitsprechen bei Wahlen und Berufungen vom Oberbürgermeister bis zum jüngsten Stadtverordneten und Beamten. Denn an der regen Teilnahme der Bürger, an der Einsicht der städtischen Parlamente und an der Führung und Ausführung ihrer Beschlüsse durch tüchtige Beamte hängt das Wohl und Wehe des künftigen Städtebaus, der, wie wir nun doch wohl allmählich alle wissen, nicht bloß eine „ästhetische“ Angelegenheit ist.

Damit stehen wir vor der zweiten Beantwortung unsrer Frage. Handelte es sich bei der ersten um den allgemeinen Willen zum Besseren und um die Geldfrage, so bei der zweiten um das, was man will, um die Form der städtebaulichen Vorschläge und Planungen. Die kann nur von Spezialbeamten, von Fachleuten des Städtebaus geschaffen werden.

Wer sind nun diese Fachleute?

Digitized by Google

Da streiten sich heute noch zwei Parteien, die Architekten und Ingenieure, oder, ein wenig frei verdeutscht: die Hochbauer und die Tiefbauer. Die Architekten suchen die Stadt zu einem praktischen und schönen Organismus zu gestalten und haben das unbestrittene Verdienst, die ganze Frage des modernen Städtebaus ins Rollen gebracht zu haben, die Tiefbauer dagegen haben die technischen Spezialgebiete: Wegebau, Kanalisation, Bahnbau, Vermessungswesen, Wasserbau und anderes schon seit Jahren als Wirkungsgebiet erhalten und fühlen sich ihrerseits als die berufenen Männer des Städtebaus. Die Tiefbauer machen die Bebauungspläne ohne zu wissen, wie der Hochbauer sie bebauen wird. Der Hochbauer hat die Baupolizei und Bauberatung, also die schließliche Ausführung in der Hand, ohne auf die Vorbedingungen dafür, die Bebauungspläne, Einfluß zu haben. So ist eine Zersplitterung in den Städtebau hineingekommen, der alle die Schäden zuzuschreiben sind, die endlich die moderne Städtebaubewegung ins Leben gerufen haben. Die alten, guten Städtebauer des Altertums, Mittelalters, der Renaissance- und Barockzeit waren noch Architekten und Ingenieure in einer Person.

Was sollen wir aber heute tun, wo der Bildungsgang beider neue, den alten entgegengesetzte Wege läuft?

In einer Sitzung des Berliner Architektenvereins zerhieb der Vorsitzende den gordischen Knoten mit folgender feiner Bemerkung: „Es ist denkbar, daß der Ingenieur die idealen Gesetze der Schönheit verletzt, es ist aber undenkbar, daß der Architekt die praktischen Forderungen der Technik verleugnet, daher vertrauen wir dem Architekten mehr.“ Mit andern Worten: technisch kann auch eine häßliche Stadt ausgeführt werden, und das ist in hunderten von Fällen geschehen, die Ausführung einer Stadt mit technischen Widersinnigkeiten ist aber bei der heutigen genauen Prüfung technischer Projekte von vornherein ausgeschlossen, und sei sie noch so schön. Weil daher der Tiefbauer wohl den Architekten übergehen kann, der Architekt aber niemals den Tiefbauer, so ist eine vielseitige einwandfreie Lösung unter der Leitung eines Architekten sicherer zu erwarten. Aber auch dies ist noch keine endgültige Entscheidung. Beide, sowohl der technisch geschulte Tiefbauer, wie der künstlerisch bedeutende Architekt sind noch viel zu eng begrenzt, um den Aufgaben des großen Städtebaus gerecht zu werden. Die kann man weder am Reißbrett, noch auf der Baustelle lösen. Dazu gehört neben Technik und Kunstempfinden noch eine weite Übersicht über die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Leistungsfähigkeit einer Stadt, über die Verkettung städtebaulicher Fragen mit wirtschaftlichen, rechtlichen, gesundheitlichen und vielen anderen Rücksichten des öffentlichen und privaten Lebens. Man kann vom Städtebauer zwar nicht verlangen, daß er Kaufmann, Jurist, Diplomat, Volkswirtschaftler, Statistiker noch außer seinem technischen und künstlerischen Berufe sei, aber ein vielseitig gebildeter Mensch muß er sein, der unbeugsamen Idealismus mit nüchternem Wirklichkeitssinn, schnellen Entschluß mit zäher Beharrlichkeit, warmes Verständnis für alle Fragen des Gemeinwohls mit technischem Spezialkönnen vereint. Der Städtebauer darf nicht mit laufenden Geschäften der Verwaltung überbürdet sein, damit es ihm nicht so geht,

Digitized by Google

wie der Ministerialdirektor Reverdy aus München das gelegentlich schilderte: „Jeder einzelne ist in einem Maße von den laufenden Geschäften in Anspruch genommen, daß eigentlich in der ganzen Verwaltung nur sehr wenige Personen sind, die einmal Zeit haben ruhig nachzudenken, wie etwas verbessert werden kann.“ Dies gilt vor allem für den Mann, dessen Maßnahmen und Projekte auf viele Jahrzehnte hinaus geplant und durchdacht werden müssen, der alle Lebensbedürfnisse des Stadtorganismus zu studieren und mitzuerleben hat, der ein Anwalt der wichtigsten öffentlichen Interessen gegen das einzelne Privat- oder Standesinteresse zu sein hat, für den Städtebauer.

Er muß, am besten als Architekt und Künstler vorgebildet und mit den übrigen Disziplinen des Städtebaus technisch vertraut, als freier Beamter zwischen den einzelnen Zweigen der Stadtverwaltung vermitteln und alle Kräfte zu den großen Aufgaben vereinigen, welche dem modernen Städtebau gesteckt sind.

Nichts gedeiht heutzutage ohne die Leitung einer lebhaft beteiligten Persönlichkeit. Das weiß jeder Geschäftsmann. Aus unsern modernen Großstädten ist im Wirrwarr der Interessen nichts Besseres geworden als ein unschönes, ungesundes und unwirtschaftliches Häuserchaos, weil bisher das Bewußtsein fehlte, daß auch hier eine Persönlichkeit ordnen und weitblickend organisieren müsse. Ohne Persönlichkeiten, die nicht müde werden, für die Schönheit und Gesundheit der Stadtgebilde einzutreten, werden alle großzügigen Städtebaugedanken, wird alle junge Begeisterung der Städtebaubewegung unterm grünen Tisch der Parlamente sowohl, wie unter dem Tumult des täglichen Lebens das bekannte lautlose Ende nehmen.

Wir **haben** solche Persönlichkeiten, haben Männer, die auch den herrlichen Aufgaben des Städtebaus gewachsen sind. Die Zeit ruft nach ihnen. Wird man's wagen, sie mit der rechten Macht an den rechten Platz zu stellen?

Gustav Langen

Lose Blätter

Neue Gedichte von Ferdinand Avenarius

[Die sechste Auflage meiner „Stimmen und Bilder“, die jetzt bei Callwey erschienen ist, enthält eine Anzahl alter Gedichte in recht veränderter Form, aber auch eine Anzahl ganz neuer. Nun denken, die Erfahrung bezeugt's, unter unsern Lesern immerhin soundso viele: man sollte sich einen, mit dem man sich aller vierzehn Tage zu tun macht, auch von der, mit Verlaub zu sagen: poetischen Seite ansehen. Wäre es nicht ein übler Dank, wenn ich diesen Edeln zumuten wollte, sich zu einer früheren auch noch die neue Auflage meiner Verse zu kaufen, da nun die alte veraltet ist? Also stell ich ihnen die neuen Gedichte hier aufs Kunstwartpapier, soweit sie nicht etwa schon früher darauf standen — dann haben sie die „Stimmen und Bilder“ wieder „komplett“. Freilich, die vielen Änderungen sonst von den alten zur neuen Auflage! Indessen: es ist immer sehr die Frage, ob ein Poet beim Herumbosseln seine Sachen besser oder schlechter macht! Und er selber könnte das auch als kritischer Mann nur wissen, wenn er aus der eignen Haut führe, um sich selber mal von draußen zu besehn. A]

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

FRITZ VON UHDE

Digitized by Google

Aus dem Buch von der Ehe

Von der ehelichen Turnkunst

Die Ehe, sie säuselt nicht hin, mein Freund,
Süselidiusel, wie mancher wohl meint:
Hat auch die Gattin Temperament,
Wird sie zum muntersten Element.
Die Dinge haben, wer kann's bestreiten,
Hienieden auf Erden verschiedene Seiten,
Und oftmals, siehst du sie mal so,
Sieht sie die Gattin von anderswo.
Du siehst eine Nase, sie sieht einen Zopf,
Wer merkt das gleich: es ist ein Kopf?
Die Nase ist doch klar zum Greifen!
Wie kann man sich gegen den Zopf versteifen!
Ihr übt euch im Reden drüber, drum rum,
Mit oder ohne Publikum,
Und bezweifelt bei diesem Geschäfte
Eure intellektuellen und ethischen Kräfte.

Hör: ist das schon an sich ein Ergetzen,
Darf man's auch sonst nicht unterschätzen;
Steht nur sicher der Unterbau,
Ist solch Turnieren sogar sehr schlau.
Nimm mal an: du hast zwei nur gemeine,
Pflastermäßige Kieselsteine
Und du schlägst sie wacker zusammen:
Funkelt daraus nicht was wie Flammen?
Wohl: aber die unorganische Natur,
Sieh, die behält davon keine Spur —
Dagegen: es werden erstaunt sich besehn
Zwei Denkerhäupter, wenn solches geschehn.
Erstens: das Licht, das dabei gesprüht,
Wie erhellt es doch Geist und Gemüt!
Die Weisheit vom andern ist nun auch deine.
Zweitens: jedes behält doch die seine,
Ja, weil die Übung Kräfte schafft,
So wächst sie nun erst recht zur Kraft!
Kurz: es gedeiht beim Turnen nur
In Geist und Gemüt die Muskulatur,
Weshalb zu preisen mit Wort und Tat
Die Ehe als Widerstandsapparat.

Das Fünkchen

Schläft auf seines Vaters Schoß der Knabe,
Und es hebt der Mann dem Kind die Locken:
Wie sich's wölbt und streckt da auf der Stirne,
Wölbt und streckt sich selber ihm die Stirne,
Wölbt und streckte sich's bei seines Vaters
Und bei seines Vatervaters Stirne.

Digitized by Google

Streichelnd spricht er: „Knabe, wenn dein Knabe
Wird sein Kind auf seinen Knien schaukeln,
Wird er wieder diesen Hügel finden,
Wieder dieses Tälchen ob der Braue,
Denn wir Menschen sind ja alle Mittler,
Die das Leben aus den Fernen tragen
Auf — wie schwanken! — Brückchen in die Fernen.
Einst erglomm als Fünkchen es im Staube,
Und den Staub bewegt es. Und es zündete
Andre Funken, und es wuchs und wandelte
Zu Gestalten seinen Staub, sah um sich,
Liebt und kämpfte sich durch hundert, nein: durch
Hundert mal Millionen von Gestalten
Hundert mal Millionen Jahre — immer
Funk am Funken: Leben stets am Leben,
Nie erlöschend, Knabe, nicht ein einzig
Mal in Jahrmillionen je erlöschend . . .

Nun bist du der nie gerissenen Flammen-
Kette jüngster Funken. Lebensmittler,
Du mein Knabe, bist du Jahrmillionen!“

Der Hund

Wir knieten um dich, alle im Rund,
Und keiner dachte: da stirbt nur ein Hund —
Du stolzes Tier, du lieber Gesell,
Noch einmal war dein Auge hell,
Jetzt streckteſt du dich, ganz vornehm und groß,
Dann sank dein Kopf in meinen Schoß.

Und wie ich dir leise die Haare strich,
Als junges Geschöpf wieder sah ich dich:
Als tollenden, übermütigen Tropf,
Im Maul einen großen Blumentopf.
Sah, wie ich dich ins Haus gebracht,
Und wie sie über dich gelacht.
Deine dummen Streiche schwebten vor mir,
Und wie du lernteſt, du kluges Tier,
Sah wachsend deine sprungfrohen Sehnen
Zu edelschlanken Gliedern sich dehnen.
Und sah dich, wie du, Schritt um Schritt,
Wohin wir gingen, gingeſt mit,
Fidel mit unserm frohen Mut
Und tierlich uns tröstend, ging's nicht gut.
Dann, wie du einst schlimm erkrankteſt, Hund,
Und wie wir uns sorgten: wirst du gesund? —
Ja, damals ward uns allmählich klar,
Was langsam aus dir geworden war . . .

Digitized by Google

Was war es doch? Du bliebst ja Tier,
Und doch mit einem verkehrten wir,
Der sah aus deinen Augen her,
Steckte im Tiere und war doch mehr —
Als träumte da noch irgendwer drin,
Kam nur nicht aufwärts zum wachen Sinn,
Ein Rechter und Guter, der wollt empor,
Doch wie ein Druck lag ihm was vor:
Ein Fühlen blieb er, dunkel, doch heiß,
„Kannst du mich erlösen?“ fragt er leis
Und war doch zufrieden und gab sich zur Ruh —
Und der tief drinnen, der warst erst du!

Warst halt als nächster zu mir gesellt
All der andern in Wald und Feld,
Des stumm Brüderlichen umher
In Wies und Busch und Luft und Meer —
Der großen Seele, die alles trägt,
In dir schlug und in uns noch schlägt . . .

Nun neben der Türe zu unserm Haus
Heben wir dir dein Lager aus.
Schlafe da ruhig! Ein junger Fant
Nimmt dir die Wacht ab. Doch kommt über Land
Mal recht was Böses und will hinein:
Ich weiß, wirst du am Platze sein.

Altern

Kein Rasten mehr für dich noch mich,
Man ruft nach unserm Spatenstich —
Früchte zu Saaten, die wieder treiben,
Bei keiner Ernte mehr ein Bleiben.
Ja, das ist nicht mehr, wie es war:
Die Zeit ward schneller mit jedem Jahr.
Was einst, zu Lenz, Sommer, Winter geteilt,
Mit Monden und Tagen gemächlich verweilt —
Ein einzig Wandelbild ist's, das eilt.
Wie Kristalle zum Kristall
Schießen die Straßen auf überall,
Und wie sich wer aus dem Mantel hüllt,
Wird aus dem Knaben ein Mannesbild —
Alles, während's vorübergeht,
Wandelt sich selber, bis es verweht.
Nur die Gestorbenen, Greis oder Kind,
Schreiten mit uns, wie sie gewesen sind.

Aber unmerklich für Weib und Mann
Führte derweil der Weg bergan:

Digitized by Google

Wo der Himmel aufruht am großen Rund,
Hob sich allmählich zurück aus dem Grund
Mit wachsenden Ringen empor ins Heut,
Was versunken schien in der Zeit.
Weil wir erfahren, weil wir erlebt,
Sind mit dem Einst wir aus Eignem verwebt.
Die Großen, die rodeten unsre Bahn,
Unsre Blicke, nun dürfen sie ihnen nahn.
Die Ahnen, die wir nicht mehr gekannt,
Sichtbar nun schreiten sie übers Land,
Und die's getrieben wie ich und du
Nicken uns geschwisterlich zu.
Ein Ruf vom Verstehn, ein Gruß vom Verzeihn,
Ein hell Glückauf auch klingt darein,
Und vom alles umarmenden Meer
Schimmert ein Lichtschein Segen her:
Was Neues geborgen zum Alten hier,
Das Stück vom Morgen, das halten wir.

Herr, dessen Himmel leuchtender blaut,
Je steiler der Weg sich aufwärts baut —
Könnten wir sinken auf deinen Höhn
Vom Kommenden im Werde-Föhn!

Drei Naturbilder

Grünes Korn

Fein Gesäusel und ein Plauderwehn,
Zierlich schlank die grünen Halme stehn,
Wiegereigen, und ein jeder trägt
Stolz zu Haupt das Schätzlein, das er hegt.

Jeder wandt sein ganzes Leben dran,
Daß er's heb aus leiser Nacht heran,
Wiegereigen, und es flüstert rings:
„Mutter Sonne, sieh zu mir, ich bring's!"

Und die Große schaust du in den Höhn
Ruhig über alle Lande sehn.
Aller Lande Felder sieht sie stehn
Und vergoldet sie im Weitergehn.

Frühsommernacht im Park

Schmeichelwind, lau und sacht,
Und Sternenpracht!
Auf dem Wege zum Park hinaus
Löscht man die letzten Laternen aus,
Durchs Pfeilertor
Schwebt das letzte Pärchen hervor,

Digitized by Google

Hinter mir verflüstert's schon —
Vor mir in der Allee kein Ton.
Lauert was in den schwarzen Massen?
Geh nur, es wird dich vorüber lassen!
Dort ... nein, alles liegt im Schlaf.

Mitten gehst du dem Wald durch den Schlaf,
Mitten gehst du durch seinen Traum.

Aber dort an seinem Saum
Der Kuckuck.
Ist das Spuk?
Näher noch! Ja, hier droben,
Aus dem Wipfel, wie klingt das verschroben,
Verhext, verwunschen,
So dicht dabei, wie hart
Das Atemziehen schnarrt!
Kuckuck, ganz allein in der Nacht,
Wie das lacht,
Und ist doch ein Klagen:
Als er Mensch war,
Beging er Verrat,
Schwieg, wo er was wußte
Und reden mußte:
Nun büßt er die Tat
Auf tausend Jahr.
Er möcht es sagen,
Möcht immer davon erzählen —
Wenn wer ihn verstünde,
Dann wär er erlöst,
Doch mag er sich quälen,
Daß er's künde:
Zu Spott und Hohn
U—uh, u—uh,
Immer kommt nur der eine Ton ...

Ein Uhr nachts.
Wird's schon hell?
Nachtigall! Von Tönen ein Lichterquell.
Titü, Titü ... Ach, es lischt ... nein, es glüht,
Glitzert, perlt, sprudelt, streut — versprüht ...

Tot alles am Ort.
U—uh ... u—uh,
Nur der Kuckuck drüben klagt fort ...

Titü, Titü, da ist's wieder,
Und jetzt, in allen Dunkeln
Von Tönen beginnt ein Funkeln:
Sehnen umschleiert, Hoffen malt,

Digitized by Google

Ein Umſchlingen, mit feuchten
Augen ein Leuchten —
Verwandelt, der ganze Wald
Eine einzige ſelige Seele, die hallt . . .

Schliefſt du? Wach auf, blick umher!
Kühle, Tau,
Es wird grau.
Die Nachtigall tönt nicht mehr allein,
Von edeln Geſchlechtern,
Ihre Verwandten grüßen drein.
Bald ſingen die Sippen allein.
Bald an ihren Stellen
Die leichten Geſellen,
Die Finken und Ammern, und, ach, die Spatzen,
Da wird's ein Schwatzen.
Aber noch immer — er *will* ſie ſtören,
Ob keiner ihn verſtehen mag?
Hörſt du den Kuckuck ſie alle beſchwören,
U—uh ... U—uh ...
Die ganze Nacht durch, den ganzen Tag.

Winternachtmond

Winter, Nachmitternacht-Mond, ziehſt
Du vom Bette den Schlafverlaſſenen, ſaugſt
Seiner Seele Ich du in Fernen?
Nacht, durch dich hin, wohin?, erloſchne, ſtarre,
Endlos
Grau hindämmernde?

Ich habe euch alle als Felder gekannt,
Felderleichen, weit geſtreckte, und
Durch dich, gebleichtes
Aſtgerippgewirr, ſang es einſt, ſang es
Einſt. Aber den gedehnten, ſtummen, langen
Leeren nun glaſt das erblindete
Weiße Auge erborgten Scheins
Ohne Blick. . .

Gedenkblätter

L. H.

Die nächtgen Straßen ſchritt ich durch Berlin,
Vom Schauſpielhaus, die lauten, dann die ſtillen,
Nachdenkſam hin zu dir, bei dem ich ſchlief.
Licht war im Arbeitszimmer. „Setz dich noch
Zu einem Glaſe.“ Seltſam warſt du heut
In Freundlichkeit und Ernſt. „Brennt die Zigarre,
So hör mir zu.“ Du ſahſt noch einmal nach:
Schlief nebenan die Schweſter? Ja, ſie ſchlief.

Digitized by Google

Dann sprachst du: „Morgen früh bist du verreist.
Sieh, kommst du wieder — also: ich bin krank,
Und kommst du wieder, bin ich tot. Selbst Arzt,
Muß ich's verstehn."

War das um uns derselbe, so bekannte,
So liebe Raum? Du warst und ich, wir waren
Zwei andre plötzlich. Zwar, was du an Liebe
Seit meiner Kindheit Tagen stet in mir
Heraufgepflegt, da war's wie nie zuvor
Und rankte klammernd hin nach dir. Doch was
Die kleine Menschlichkeit um unsre Seelen
Zagsam gehüllt, versank: wir waren wahr
Bis in das letzte. Und so sprachen wir
Von uns. Und dann nichts mehr von uns. Und hörten
Nicht uns mehr, sondern das, was zu uns her
Gekommen war und sanft und heilig schwieg.
Und als von draußen grau der Alltag sah,
Da sagten wir auf Niemalswiedersehn
Uns Lebewohl . . .

Zehn Jahr ist's her. In meinem kleinen Haus,
Zu dem die See über die Heide ruft,
Schrieb ich noch spät und dachte deiner nicht.
Da weckte plötzlich, wie den Schlafenden
Plötzlich ein Ruf, mich Wachenden aus mir
Heraus ein Ruf: Um diese Stunde war's!
Ein Ruf aus mir, und hell wie Quellenklang:
„Es lebt, was je gelebt!" Und es durchaderte
Mich Gottesadel. Und mein Sein ward Leuchten,
Und Sternenleuchten trank ringsum die Nacht.

Der Chirurg

(F. v. M.)

„Noch Hoffnung?" Stumm hat er den Fall geprüft.
„Operation sofort!" Die Assistenten
Eilen zum Saal. Er bleibt beim Kranken. „Sie
Belüg ich nicht. Ihr Testament ist da?
Sonst — jetzt sind zehn Minuten, machen Sie's!
Ihr Leben steht bei Gott." Zur Arbeit dann.
Zwischen den Weißverhüllten um den Tisch
Halblauter Sachbefehl zur flüsternden
Geschäftigkeit der Messer. Jeder Nerv
Gespannt am Werk. Der Schnitt gelingt. Des Schnitts
Gelingen ist der Rettung erster Strich,
Nicht mehr. Den Nerv gespannt am Werk, führt nun
Der Meister Tag um Tag und Nacht um Nacht
Den Krieg mit dem, der jeden Augenblick
Vom Unsichtbaren da- und dorther zielt.

Digitized by Google

Dann: kann der Kranke ſtehn? Zum erſtenmal
Gilt's den Verſuch. Wer ſiegt? Der Meiſter kommt.
Jetzt, aus der Tür, ſieht er vor ſeinem Bett
Aufrecht den Kranken, aufrecht ungeſtützt,
Frei aufrecht ſtehn. Da breitet's beide Arme
Dem Arzte aus; auf lacht er wie im hellſten
Weihnachtsbaumglück ein Kind, und ſpringt zu ihm
Hin wie ein tollend Kind, und jauchzend preßt er
Den fremden Mann ans Herz . . .

Der Mann war ich. Wie oft zwangſt du den Tod,
Bis vom Unkämpften weg das Gift in deine
Helfende Hand zur Rache ſchlich! Du ſtarbſt?
In allen, die du retteteſt, lebſt du.

Albrecht

(Grf. A. v. F.)

In der Ferne ein Grab — hab's nicht geſehn
Und hör den Wind doch von ihm wehn:

„Der in ihm liegt, war ſtark und gut —
Kannteſt du einen von edlerem Mut?

„Der in ihm liegt, war klug und kühn —
Warum die Blumen ſchon ob ihm blühn?

„War keiner ehrenſtark wie er —
Der in ihm liegt, dem nahm man die Ehr.

„Der in ihm liegt, war jung und rot —
Der in ihm liegt, der ſchoß ſich tot.

„Und wie um den Namen die Schatten ziehn —
Der in ihm liegt, ihr kanntet ihn.

„Nun ſing ich ihm ſeiner Mutter Gruß,
Und daß ja alles ſterben muß,

„Und doch nur alles Falſche verweht,
Daß alles Echte auferſteht —

„Ich ſing ihm über der freien Stirn
Vom Großen her, vom Meer, vom Firn,

„Ich ſing ihm von der Sonne weit
Im ſchaffenden All der Ewigkeit,

„Und wie er ſelber vom All ein Teil,
Ich ſing ihm Leben, ich ſing ihm Heil —

„Ihr fernen Freunde, denkt ſein in Ruh:
Ich pflege ſeiner immerzu.“

Digitized by Google

Bilder und Gestalten

Der Kinderkreuzzug

(1212)

Der Wind, der klagt, die Sonn ist tot,
Die Wolken sind blutig, die Welt ist rot.
Hin weint das über die Heiden:
„Noch immer laßt ihr mich leiden!

„Der ich für euch gestorben bin,
Nun gabt ihr mich den Heiden hin!“
Klein Stephan, der Hirtenknabe,
Der träumt vom Heiligen Grabe.

„Am Kreuz für euch starb ich, der Gott,
An meiner Leich ihr duldet Spott.“
Klein Stephan hört die Stimme
Des Herrn in Schmerz und Grimme.

„Die Alten dulden mich im Hohn,
Vergessen mich die Jungen schon?“
Klein Stephan ringt in Banden,
Klein Stephan hat's verstanden.

Und als der Wind weit weg entschwebt,
Und als klein Stephan sich wieder erhebt,
Wunder: um ihn an der Erde
Anbetend kniet seine Herde.

Und wie er von Hirt zu Hirten tritt,
Grüßen die Brüder und wandern mit.
Und wie er spricht, verstehen
Sie alle im Winde das Wehen,

Und wie er predigt die Straß entlang,
Da ist in der Stimme vom Winde der Sang
Mit Rauschen und mit Brausen
Und faßt sie an als Grausen:

Die Buben reißt's aus den Betten warm,
Die Mägdlein reißt es vom Mutterarm —
Sie ziehn in einem Heere
Viel tausend Kinder zum Meere.

„Und der uns führt, ist ein heiliger Knab,
Gott rief uns Kinder zum Heiligen Grab!
Gott führt uns durch Stürme und Riffe —
Ihr Schiffer, gebt uns Schiffe!“

Digitized by Google

Die Schiffer sinnen in schwarzem Mut:
Da drüben zahlt man die Sklaven gut —
„Wir geben die Schiff euch gerne,
Steigt ein, wir fahren zur Ferne!“

Sie singen, wie die Segel schwelln,
Wie singende Schwäne schwimmt in die Welln
Die Flotte, die umsonnte,
Gen Süd, zum Horizonte.

Und schwimmt hinein in den goldenen Saum.
Und sinkt hinunter wie ein Traum.
Die fernen Lichter flammen
Weh darüber zusammen.

Morgen
(Falun)

„Morgen!“ sprach sie, Hand in Hand dem Lieben,
Und zu seinen Augen sprach ihr Auge:
„Morgen!“ Dann, mit Lächeln, sah sie schreiten
Ihn durchs Gärtchentor zur weißen Straße,
Kleiner schon durchs Feld, und fern zur Hütte
Uberm Schacht. Und nun schloß sie die Augen,
Ihn im innern Licht noch jetzt zu sehen,
Wie er niederstieg mit den Genossen
Immer tiefer auf den langen Leitern,
Als ein Fünkchenträger unter Fünkchen.
„Morgen!“ lächelten ihm nach die Lippen.

Aber durch der Tiefen schwarze Gänge
Schweifte losgebrochner Geister Hassens-
Gier nach Menschenglück. Die trank die Leuchten,
Die vom Tag herabgestiegenen, und die
Lüfte trank sie, die herabgestiegnen,
Und die Leben trank sie, die von droben,
Aneinanderdonnernd Fels zum Felsen
Wölbte in den Tiefen sie das Grab.

Doch die Erde, die zum Licht das Schöne
Frühlinglich gesandt, die alte Mutter
Erde jammerte der toten Jugend,
Und sie streichelte mit erznen Lüften
Und sie salbte sie mit erznen Säften
Jedes Aderchen entlang: „Nun werde,
Mir Ersprossnes, wieder so, wie i c h bin,
Bleibe doch, wie droben d u gewesen!
Droben, wo nun Tag und Nächte weiter
Durch die Sommer hin und Winter wandeln,
Und aus Jugenden die Alter werden.“

Digitized by Google

Und mit ungehörtem Fluge kreiseten
Ob der Ruhe-Nacht die hellen Jahre.

Aber endlich in der schwarzen Stille
Ward ein fernes Ticken (das, der Toten-
Uhr im Takte gleich, schon lange hallte),
Ward es lauter, näher kam's und nahe.
Licht brach ein, und neue Menschen sahen
Den Versteinten. Da, als sie zum Droben
Ihn getragen, wankte her mit schwachem
Schritt in weißem Wirrhaar eine Greisin.

Einen Jüngling sah sie, eine Jugend,
Ihre Jugend. Und sie lächelt irre.
„Morgen!" lächelt sie, die dünnen Hände
Tasten kosend ihm zum Haar, die schmalen
Lippen lächeln hin zu seinen Lippen,
„Morgen!" lächeln sie.

Und die beiden deckt die große Stille.

Das Büblein

Wintersaison — ich muß ins Theater,
Gibt's auch wahrscheinlich nur ein Salbader.
Steh ich vorn auf der elektrischen Bahn,
Sieht mich von drinnen ein Büblein an.
Nick ich ihm durch die Scheiben zu,
Nickt es gleich ganz auf du und du.
Hm, das wärmelt mich grauen Knaben:
Kann so was Junges an mir was haben?
Guck ich nach drei Minuten wieder.
Zieht's an der Scheibe — die geht nicht nieder.
Macht's ein verdrießlich Gesichtel und winkt:
„Komm doch!" Ach, wie's an der Türe klinkt,
Die ist verschlossen — wir bleiben getrennt
Durch ein feindliches gläsernes Element.
Zuck ich die Achseln: „Nichts zu tun!"
Aber der Gelbkopf will nicht ruhn:
Seh ich nach innen, ist's wie ein Saugen
Der hellgrausternigen Lacher-Augen.
Und, ausgestiegen mit der Mama,
Angewachsen steht 's Bürschlein da,
Den Blick zu mir, ganz weggewandt
Von der scheltenden Mutter . . . ach ja: so stand
Und stand es noch und winkt mit der Hand,
Als der Wagen im Gewirr verschwand.

Ich ging ins Theater, sie spielten schön,
Was weiß ich — ich habe mein Knäblein gesehn,

Digitized by Google

Das ich gar nicht auf der Welt gewähnt,
Und nach dem ich mich doch immer zersehnt:
Dieses mein Söhnlein aus Elbenland,
Das heut leibhaftig neben mir stand.

Doch beim Zubettgehn — wie leer der Raum! —
Weiß ich, wir kommen zusammen im Traum:
Ich zu dir, du zu mir — wir kommen, Kind,
Weil wir nun heimlich Kumpane sind.
Dann werd ich dir erst mal, wirst's leiden müssen,
Zwangweis die blitzblanken Augen küssen,
Drauf lachen wir, daß man so was macht,
Und dann — vorüber ist die Nacht!
Und dort — die Straßenbahn im Lauf!
Zusammen stehn wir nun vorn drauf,
Fahren so die Stadt hinaus
Bis zum allerletzten Haus
Und marschieren, Hand in Hand,
Dreist ins winterliche Land.
Aber beim Singen, Arm in Arm —
Bub, wie wird der Winter warm!
Gestern war ja alles weiß,
Bub, wie schmilzt das Jänner-Eis!
Weiß wird Braun, Braun wird Grün —
Schau, du Bub, die Wiesen blühn!
Lerchentriller, Finkenschlag,
Und ein Rößlein her vom Hag —
Hopplaho, wir fangen's im Lauf,
Guckwodubist, jetzt sitzen wir drauf.
Tautränen lacht Frau Sonne dabei:
Wohin wir reiten, da wird's Mai,
Übern Berg, übern Fluß, durch den Wald, übers Feld,
In die breite, die weite, die leuchtgoldge Welt —
Hei, schmeckt das Jagen und Traben uns:
Herzensjunge, wir haben uns!

Das Bild

Tandelmarkt; feinfein gebügelte Hosen,
Gesprenkelte Schürzen, papierene Rosen,
Lampen mit und ohne Zylinder,
Vasenbruch, porzellanene Kinder —
Und gemengt mit Ladenschildern
Auch ein Stapel von allerhand Bildern:
In knallgoldenen pappernen Rahmen
Mit waschblauen Augen strohblonde Damen,
Eine „Schlacht bei Sedan", eine Flottenparade,
Eine Göttin, gemalt von wegen der Wade,
Ein Heldenkaiser, ein „Großvaters Spitz",

Digitized by Google

Ein „Bergkönig auf dem Wolkensitz“ —
Öl-Pracht-Drucke und dazwischen
Ein Gerummel von alten und frischen
Kitschen, verramscht mit andern Sachen,
Um den Wohnzins quitt zu machen.

Plötzlich — seltsam! — und wahr ist's doch:
Die Pöbelwelt hat ein viereckig Loch,
Ein Fensterchen, wie ein Rähmchen klein.
Und durch dies Fenster sieht was herein
Aus weiter Ferne. Vom Heideland.
Ein Flüßchen rinnt und sinnt im Sand.
Eine schlanke Birke siehst du dran stehn,
Die läßt die Zweiggehänge wehn
Und langhin spielen im Abendwind
Und zieht sie zurück wie die Mutter ihr Kind.
Du spürst, wie die Wolken drüber gehn,
Spürst, wie ein Strahl sie silbrig bricht
Mit wehmütigem Herbsttaglicht,
Einem Flüsterlicht nur, just im Verwehn . . .

In all dem Schmutz, durch all den Dunst
Stille, reine, adlige Kunst! . . .

Du, mit den Augen tief und hell,
O Meister, nun mein Hausgesell,
Du, der verschleudern mußte sein Gut,
Einsamer du, mit schwerem Mut,
Darf nie ich drücken dir die Hand,
Du lieber Meister Unbekannt?

Zwar heute, als ich das Bildchen frug,
Da sagte mir's: du bist nicht klug —
Was braucht ein Name dabei zu sein
Und Wort und Handschlag zwischen euch zwein?
Zwei Blätter seid ihr am Menschheitsbaum,
Von gleichen Säften zu Traum neben Traum
Und Sehnen bei Sehnen heraufgenährt,
Das bis die Blätter fallen währt.
Lauscht nur im Wipfelwerk herum:
Von Brudergrüßen ist's ein Gesumm
Im Feingespinst, das mit euch bebt,
Vom Leben erzitternd selber lebt,
Vom einen blitzt, vom andern klingt,
Und immer nimmt und immer bringt —
Zweig her, Zweig hin, es fließt ineinand
Alles, was wurzelher verwandt!

Digitized by Google

Böcklins Tod

Und wieder fiedelte der Spielmann ihm
Am Ohre dicht. Des Künstlers Lippe pfiff
Ihm träumend nach, und was sein Ohr vernahm,
Das sah sein Blick hinaus ins farbige Sein,
Und seine Hand zog's wieder heim zum Bild.
Da setzt er plötzlich ab und lauschte nur:
Begonnen hatte der Gesell ein Lied,
Das tönte von des Hörers eignem Tod,
Und wie der seiner lauschte, rief es: jetzt!
Gemächlich lehnte sich sein Haupt zurück,
Im leichten Schlummer saß er ruhig da.
Und als die Freunde, bang herbeigeeilt,
Den Stuhl umstanden, flüsternd: „Ach, er stirbt",
Da schritt sein Geist, den Geigensängen nach,
Durch seines Lebens Reich den Abschiedsgang.
Und wie sie sich befragten: „Lebt er noch?",
Schlief seine Seele schon am Fels im Meer.
Doch der ihm spielte, hatte das Geripp,
Den Maskenschreck für Menschen, abgelegt
Und war ringsum. Und sang chorführend allem,
Was jemals er berührt, mit Meergesang,
Chorführend allem, was gewesen ist.

Rundschau

Allgemeineres

Vom ewig Akademischen

Es ist am Ende doch ein Fehler, das Akademische nicht mehr als etwas Lebendiges ernst zu nehmen, ernstliche Gefahr von dorther nicht mehr zu erwarten. Es lebet noch! Es lebt und „blüht" wie nur je seit zweitausend Jahren, und wenn es auch niemals Früchte bringen wird, so steht doch das eine leider fest: es wird uns alle und auch unsre Urenkelkinder noch überleben. Ist aber kein Grund, dieser zähen Macht gegenüber stumm und tatlos zu bleiben. Im Gegenteil, sie kann nicht zu oft in ihrer innern Ohnmacht gekennzeichnet, dadurch des feierlichen Scheins beraubt und immer wieder einmal für eine Spanne Zeit unschädlich gemacht werden.

Begebenheiten vom Tage gaben in jüngster Zeit wieder reichlich Anlaß, des Akademischen zu gedenken. Inland und Ausland trugen dazu bei.

Die Königlich Preußische Akademie der Künste, die im allergünstigsten Fall einmal mit einer rückwärts gerichteten Schau Beachtung verdient, hat mit ihrer neuesten Ausstellung in der Masse des Einheimischen nur wieder den lieben Durchschnitt berücksichtigt. Beim jüngsten Berliner Ordenssegen hat sie einen schweren Mißgriff, gelinde gesagt, mindestens nicht verhindert: der besonders ehrengeachtete Orden mit dem sinnreichen Namen „pour le Mérite" beglückte neben einem zwar trefflichen, doch nicht überragenden Maler einen Bildhauer, der immer

Digitized by Google

nur — echt akademisch arbeitete und durch seinen für Weimar verfertigten Shakespere ganz das Gegenteil von „Mériten“ sich erwarb.

Ein Ausländer, den diese Akademie einmal für denselben Orden vorgeschlagen, auf Wunsch ihres obersten Lenkers aber — wie irgendein taktloser Zeitungschreiber verriet — übergangen haben soll, sprach bei dieser Gelegenheit bemerkenswerte Worte. Goldene Worte, muß man sagen, wiewohl derselbe Ausländer, der französische Tonsetzer Debussy, nicht eben an übertriebener Bescheidenheit und Dankbarkeit leidet. Zunächst ist's eine wohlverdiente Lehre für unsre verzückten Auslandshudler, wenn sie vernehmen: „Was haben diese Leute mit mir, was hab ich mit ihnen zu schaffen? Während der Münchner musikalischen Woche hab ich gesagt, was ich von der Musik, den Musikern und den Musikschreibern Deutschlands denke. Ich glaube nicht, daß das so aussieht, als verlangte ich einen Orden von ihnen.“ Und dann trifft's in unserm Sinne prächtig, wenn der alleinstehende Künstler schilt: „Jetzt soll sich gar eine Akademie um mich gekümmert haben! Die Akademien bleiben sich überall gleich; immer derselbe Sumpf. Wie die Polypen entstehen sie in der Tiefe, fern von Sonne und Licht.“

Von offiziellen „Ehrungen“ schlechtweg, auch von französischen, erwartet Debussy gar nichts. „Ich arbeite wie ein Negersklave, das genügt mir vollkommen.“ Jammerschade, daß unter den deutschen Künstlern, wenn man von bösen Schriftstellern wie Thoma-Schlemihl absieht, seit Menschengedenken keiner so deutlich gegen den Ordens- und Titelrummel geworden ist!

Der Schwedischen Akademie wurde neuerdings, besonders von Frankreich aus, mit vollem Recht vorgeworfen, daß sie bei ihrer Verteilung des Nobelpreises sich viel zu ausschließlich an alte Herren hält, denen die Anerkennung nicht mehr viel bedeuten kann und die mit dem vielen Geld manchmal nichts Rechtes anzufangen wissen. Es wäre hinzuzufügen, daß ein Teil dieser alten Herren für die Gegenwart beim Empfang des Preises nur wenig mehr bedeutet! Kann die schwedische Akademie keine Mittel und Wege finden, diese Summen jüngeren, aufstrebenden, darbend-kämpfenden Kräften zuzuführen? Oder fehlt es etwa an solchen Kräften bei den Kulturvölkern? Wenn übrigens durch die Preisträger doch sehr oft Teilbeträge weitergegeben werden, ließe sich's am Ende auch ermöglichen, daß vor der Verleihung der anscheinend unteilbaren Preissummen mit den Empfängern vereinbart würde, daß und wie von diesen aus weitere bedürftige und würdige Persönlichkeiten oder Körperschaften mitberücksichtigt würden? Wo einerseits so viel Geld, anderseits so viel Bedarf vorhanden ist, müßte auf alle Fälle eine gute Art gefunden werden, die Spende wahrhaft fruchtbringend zu verwenden. Freilich, es läßt weit weniger Meinungenstreit befürchten, wenn man von den längst allgemein Anerkannten in der Regel die Senioren auszeichnet. Und Akademie bleibt Akademie.

Bei Jung-Amerika könnte die Überschätzung der Akademien überraschen. Allein sie erklärt sich dadurch, daß Jung-Amerika in

Digitized by Google

diesem Punkt nur als ein Emporkömmling empfinden kann. Emporkömmlinge haben gemeiniglich bis zur Vollendung ihres Aufstiegs so reichlich mit dem Bemeistern des tätigen Lebens zu schaffen, daß ihnen in Fragen der Kultur ein selbständiges Urteil fehlt. Nach dieser Richtung hin müssen sie sich auf hergebrachte Schätzungen der großen Mehrheit verlassen. Daher die amerikanischen Millionenverschenker die Bedeutung des mechanisch zu erwerbenden Wissens, den Wert von Riesenbüchereien und akademischen Riesenkapitalien noch so gewaltig überschätzen. Andrew Carnegie ist wahrhaftig kein lebensfremder Ideologe. Wenn ein solcher Mann seine Bemühung für den Weltfrieden am besten durch eine Akademie zu krönen glaubt, so zeigt das einfach einen natürlichen Selfmademan-Irrtum.

Um so inniger bleibt zu wünschen, daß unsere deutschen Großmäzene stets das Lebendige im Auge behalten mögen. Es sieht ja wenigstens beinah so aus, als wollten auch in Deutschland die Reichsten der Reichen, von denen bisher nur in sehr vereinzelten Fällen größere Beträge für Kulturzwecke zu haben waren, sich allmählich auf ihre vornehme Pflicht besinnen. Wollen sie sich wirklich für eine „Wohltätigkeit" höheren Sinnes und größeren Stils einsetzen, so werden sie doch fast niemals mit den Millionenziffern der Almosenklasse Carnegie-Rockefeller um sich werfen können. Mögen sie also desto sorgsamer den Unterschied der Zahl ausgleichen durch reiche Zuschüsse an unbefangener Vernunft, damit jede Reichsmark einer unzweifelhaft fruchtbaren Kultursache diene!

Auf dem rechten Wege scheint der Berliner Geheime Kommerzienrat Eugen Arnhold zu sein, der neulich eine halbe Million für die deutschen Künstler in Rom hergab. Mit dem Geld soll zwar am Tiber auch wieder eine „Deutsche Akademie" ins Leben gerufen werden, doch wird darunter glücklicherweise keine wirkliche — Akademie verstanden. Nur Atelierhäuser sollen errichtet werden. Alte Wünsche, Träume und Pläne der deutschen Künstlerschaft in Rom werden so aufs Vernünftigste verwirklicht. Es ist wohl anzunehmen, daß der Spender selbst diese erfreuliche Weise der Verwendung bestimmt hat. Oder sollte die Berliner Akademie der Künste, der er die Ausführung übertrug, gänzlich von selbst auf die Außerung verfallen sein, eine richtige akademische Malerakademie wäre „nichts als ein böser Anachronismus"? Das Wunder wird sich wohl allzu einfach dadurch erklären, daß das verheißungvolle Wort nur für die besonderen Verhältnisse Roms gelten soll. Die beste Gelegenheit, unakademische Frische zu erweisen, wird der Berliner Akademie geboten sein, wenn es gilt, die Glücklichen auszuwählen, die in den neuen Studiohäusern arbeiten dürfen. Möge dann ein bißchen unbefangener nach der Begabung entschieden werden als beim Auslesen der kaiserlichen „Rhodesstudenten". . . .

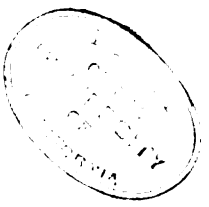
Eine neue gemeinnützige Vereinigung (zu der auch der Stifter der neuen römischen „Akademie" gehört) zeigt recht anschaulich, wie stark die akademische Manier bei uns noch im Schwung ist. Die „Kaiser-Wilhelm-Stiftung" zur Förderung der freien wissenschaftlichen Forscherarbeit — wieder nur zugunsten der übermäßig bevorzugten Naturwissenschaften — lebt

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

FRITZ VON UHDE

Digitized by Google



Digitized by Google

bekanntlich von den Spenden der reichen Männer, die der Kaiser für diesen Zweck zu erwärmen wußte. Da es sich um die Befreiung praktisch forschender Gelehrter vom Lehramt und von allem Zwang der Hochschulen handelt, müßte man annehmen, die Verwendung der gesammelten Gelder sei geräuschlos auf dem Verwaltungwege zu regeln. Allein es mußte durchaus ein akademischer Sonderbetrieb eingerichtet werden. Die „Donatoren" mußten zur Würde von „Senatoren" emporsteigen und Akademikeruniformen erhalten. Worüber in weitverbreiteten Tagesblättern zu lesen war: „Auf dem Hofball bildeten die neuen Senatoren das Ziel aller Blicke wegen ihrer Tracht. Man hat erzählt, diese sei dem grünen Palmenfrack der Mitglieder der Französischen Akademie nachgebildet. Aber das ist nicht richtig. Das Kostüm hat die Form eines Talars und ist dem Talar der Professoren nachgebildet. Dieser hat wiederum den Talar der evangelischen Geistlichen zum Vorbild. Der Talar der Kaiser-Wilhelm-Senatoren ist grün, mit orangefarbenen Aufschlägen und wird als Überwurf getragen, schließt aber am Hals und reicht bis auf die halbe Wade herab.... Vor diesem Senatorentalar und seinen leuchtenden Farben treten die Universitätstalare fast in den Hintergrund...." Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was ganz ernsthaft gemeldet wurde: je nach der Höhe des Beitrags hätten die Donatoren-Senatoren unterschiedliche Farben zu tragen. Das eben Wiedergegebene genügt auch schon bestens. Wenn man sich durch großzügige Wohltätigkeit den Adel und beinah jeden beliebigen Orden kaufen kann, warum dann nicht ebensogut die akademischen Ehren? Bemerkenswert ist nur, daß das Akademiespielen noch so viel Spaß macht.

Selbstverständlich, was da an Akademien besteht, muß halt, solange es bestehen muß, seine Organisation haben. Und es wäre gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß diese auf andere Geistesunternehmungen angewandt würde, wenn nicht gerade dies das Betrübliche wäre: daß die Organisation akademischer Anstalten gewöhnlich nur eine lebensfremde Mechanik bedeutet, für's innerste Wesen geistiger Arbeit viel zu äußerlich, gegenüber dem ewigjungen äußeren Leben viel zu verschlossen bureaukratisch. Weshalb es beispielsweise ein Unsinn ist, wenn wir in Deutschland den Vereinsangelegenheiten der Französischen Akademie irgendwelche Beachtung schenken. Einem französischen Professor war es vorbehalten, kürzlich mit erfrischender Grobheit gegen den Akademismus vom Leder zu ziehen, anhebend ungefähr mit der Begrüßung: „Meine Herren Kollegen und Ignoranten!" Ein Glück, daß wir die anspruchsvolle, mit chinesischer Sorgfalt durchgegliederte „Akademie der Unsterblichen" (noch?) nicht den Franzosen nachgeäfft haben. Jammerschade aber, daß wir noch immer Ähnliches unterhalten, unfruchtbare repräsentierende Akademien. Was ist für die Kunst geschehen oder zu erwarten, wenn etwa jetzt wieder die Berliner Akademie, Sektion für die bildenden Künste, neue ordentliche Mitglieder gewählt hat und die gesamte Presse dies eiligst verkündet, nicht ohne den Zusatz: „Die Wahlen fanden soeben die Bestätigung des vorgesetzten Ministers und Kurators der

Digitized by Google

Akademie, des Kultusministers von Trott zu Solz."? Ist das nicht, bei nicht künstlichem Lichte besehen, die komischste Chineserei von der Welt? Möchte man nicht, ähnlich dem Kind im Märchen von des Königs Kleidern, auf den Akademismus deutend laut ins Volk rufen: „Er hat ja gar nichts um und an?"

Die repräsentierenden Akademien müssen ja Mitglieder und Senatoren ernennen. Und nicht bloß wegen der Gefahr des Aussterbens, die bei dem hohen Prozentsatz alter Herren beständig droht, sondern weit über das Maß des Unerläßlichen hinaus: weil sie beständig durch solche „Ehrungen" sich selbst ehren und solchermaßen in der Ehrfurcht (Ehr-Furcht: ein sinnreiches Wort!) des Volkes sich selber erhalten müssen. Sonst haben sie ja auch nichts zu tun.

Es gibt nun noch eine andre Art von Akademien: die höheren Unterrichtsanstalten mit wissenschaftlichem oder künstlerischem Wesen und „akademischer Freiheit" oder wenigstens mit dem Namen Akademie: Universitäten, andere Hochschulen, Maler-, Musiker-, Kriegs-, Handels-, Berg-, Forstakademien, nicht zu vergessen die Fechter-, Bierbrauer-, Schneider-, nicht doch: Bekleidungkünstler- und Haarkünstlerakademien. Dabei kann der stumpfsinnige Mißbrauch des alten Namens denen, die gegen das Ewig-Akademische sind, nur recht sein. Im übrigen können solche Anstalten hier ohne Zweifel nur insoweit mitgemeint sein, als in ihren Lehrerschaften besagtes Ewige das herrschende Prinzip ist. Viele hochgebildete Männer behaupten, dergleichen selbst in vielen Gymnasien wahrgenommen zu haben. Sicherlich kann von unabhängigen Leuten bis auf weiteres nicht zu eifrig dahin gearbeitet werden, daß das Übel namentlich in den vorakademischen Bildungsanstalten sich nicht zu breitmache. Während der frühen, bildsamsten Jugendjahre ist die Gefahr am ärgsten, aber auch die Rettung vor der Verknöcherung noch am aussichtsreichsten.

Was ist's nun eigentlich und endlich mit diesem im unerquicklichen Sinn Ewig-Akademischen? Aus dem bisher Gesagten waren seine Umrisse wohl zu erkennen; doch wird sich's bei so gründlicher Abneigung empfehlen, sie noch ein wenig zu begründen.

Als Plato den Garten des Akademos in Athen A. zur Ur-Akademia machte, konnte er die Folgen nicht gut ahnen. Und doch ist er von Mitschuld nicht freizusprechen; sein Genie-Optimismus schuf die Akademie im Sinne der Gelehrtenvereinigung, der philosophischen „Schule". Auf diesen Irrtum, daß auf dem Wege höheren Vereinsbetriebes das Grundwesen der Welt zu erforschen und die Lebensweisheit endgültig in Paragraphos einzuordnen sei, auf diesen verhängnisvollen Selbstbetrug führt es sich schließlich zurück: unser akademisches Elend mit den unzähligen Brutanstalten unfruchtbaren Gelehrtendünkels und scholastischer Kärrnerei. Was haben zum Beispiel, von uns Heutigen aus gesehen, die sämtlichen fünf griechischen „Akademien", die in den vier letzten vorchristlichen Jahrhunderten das Werk des Plato fortzusetzen meinten, mit all ihrem berufsmäßigen Tüfteln zutage gefördert? Ganz gewiß nicht so viel lebenskräftige, belangvolle Weisheit wie das eine Genie, das ihnen voranleuchtete, ganz allein.

Betrachten wir's genauer, so

Digitized by Google

will uns aber bald bedünken, daß die Schuld des Plato winzig klein sei. Erfunden hat er den Akademismus nicht, nicht einmal fahrlässigerweise: der ist dem innersten Wesen nach bedeutend älter, ist gewiß so alt wie die menschliche Kultur. Akademismus ist einfach die Schattenseite der Geistesbildung, verursacht durch die unvermeidliche Überzahl der Mittelmäßigen, die bei allerreinstem Gewissen das Schöpferische durch Sitzfleiß, den Genius durch Intelligenzenvereinigung ersetzen wollen. Das Ewig-Akademische ist uns der Geist des Beharrens im Ewig-Fließenden, des Kleinen, Kleinlichen im Größten, das Menschengeist schuf und schafft: in Wissenschaften, Künsten und den aus beider Vermählung hervorgehenden (oder sie ersetzenden) Weltanschauungen oder Religionen. Der Geist eines unnatürlich scheinenden, doch nur zu menschennatürlichen Gewerbes, das den besten Halt der Künste und Handwerke verliert: den Sinn fürs Wesentliche.

Dieser Ungeist kann niemals vernichtet werden, und wenn alle Akademien mit Stumpf und Stiel ausgerottet würden. In zahllosen armen Individualitäten wird er täglich wiedergeboren. Ihn zu bekämpfen, sollten wir trotz allem nicht erlahmen. Das Ewig-Akademische kann bloßgestellt, kann unter Umständen durch bloße Nennung seines Namens unschädlich gemacht werden. Wer ihm aber verzweifelnd grausam entgegenruft: „Willst du denn ewig leben?“ — dem klingt es höhnisch wie von Dämonenchören zurück: „Ewig leben!“ Und erschüttert erkennt der Frager für sein Teil neu die uralte Wahrheit, daß fruchtbringendes Geistesschaffen ewig nichts sein wird als ein tragisches Streben übers Menschheitmaß hinaus.

Willy Rath

Zur neuplattdeutschen Bewegung

Von der Sprache

„Gefahr im Verzuge“ heißt eine von Dr. R. Dohse bei der Leipziger Verlags- und Kommissionsbuchhandlung soeben veröffentlichte Broschüre. Sie deckt sich insofern mit meinen Ausführungen im ersten Novemberheft des Kunstwarts sowie früheren im Eckart, als sie erkennt, daß der Besitzstand der heutigen plattdeutschen Sprache stark bedroht ist und als sie Mittel zu seiner Erhaltung und Verteidigung vorschlägt. Dohse klagt unter anderm über die Verleger, die schwer dazu zu bewegen seien, plattdeutsche Bücher auf eignes Risiko oder gar gegen Zahlung von Honorar herauszubringen. Ich möchte mich auch an die Sortimenter wenden. So fand ich in diesem Jahr in dem gänzlich niederdeutschen Lübeck mit seiner in den niederen Schichten gut plattdeutsch redenden Bevölkerung außer den durch das Jubiläum veranlaßten neuen Reuterausgaben und etwa einem neuen „Kasperohm“ von Brinckman kein einziges plattdeutsches Buch in den Auslagen. In Hamburg wird's auch nicht viel besser, und in den kleineren norddeutschen Städten eher noch schlimmer sein. Und doch könnte hierdurch und durch mündliche Empfehlung der Sortimenter gerade dem einfachen Publikum gegenüber viel geschehn.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Dohse in einem besonders unterstützen, in seiner Mahnung an die plattdeutschen Gesellschaften und Schriftsteller, nicht der Utopie einer allgemeinen plattdeutschen Schriftsprache nachzujagen. Sie läßt sich schon deshalb nicht erzielen, weil auf die einzelnen plattdeut-

Digitized by Google

schen Schriftsteller kein Zwang ausgeübt werden kann. Sie ist auch nicht einmal wünschenswert. Denn jeder Einzeldialekt in der großen plattdeutschen Sprachgruppe hat wertvolle Besonderheiten, die durch eine Uniformierung der plattdeutschen Schreibweise vernichtet würden. Die plattdeutschen Bücher werden ferner in erster Linie gelesen, nicht vorgelesen, das heißt sie dringen durchs Auge, nicht durchs Ohr in den Leser. Daher muß man sie so schreiben, daß nicht nur Sprachgelehrte, sondern auch einfache Leute sie wirklich lesen können, das heißt man muß die Schreibweise in geschickter Art den hochdeutschen Lautbildern anpassen, an die das Auge gewöhnt ist. Und das geht sehr gut. Reuter hat's, im Gegensatz zu dem phonetisch schreibenden Brinckman, so gemacht. Das „phonetische" Schreiben wirkt aufs Volk als fremd, als gelehrt.

Die Dohsesche Broschüre enthält dann noch eine knappe Übersicht über den heutigen Stand der niederdeutschen Dichtung sowie über die modernen Bestrebungen zur Pflege der niederdeutschen Sprache und Literatur. W. Poeck

Literatur

Bei Gelegenheit von Spielhagens Tod

Kein Geschlecht ist, nach altanerkanntem Satz, gegen ein vorangegangenes minder gerecht, als das, welches ihm auf den Fersen folgt — Spielhagen ist so alt geworden, daß man fast sagen kann: es kommt nun schon das zweite Geschlecht nach ihm zum Urteil. Die ihm unmittelbar folgten, waren die Leute vom jüngsten Deutschland, und die griffen ihn bekanntlich gar böse an. „Durch Didaxis, Moral-Reflexion und Tendenz in jeder Weise zersetzt" seien diese Schriften, und seicht und phantastisch obendrein. Gar zu tragisch brauchte der Angegriffene solche Urteile nicht zu nehmen, wenn er etwa bemerkte, daß dieselben Stürmer den Grafen Schack für einen gewaltigen Sänger und Gottfried Keller für einen unbeträchtlichen Philister erklärten, während sie von Raabe überhaupt kaum wußten.

Wenn wir Heutigen nach den großen deutschen Prosadichtungen der Spielhagenschen Zeit zurückblicken, haften unsre Augen vor allen andern ja gerade auf Gottfried Kellers und auf Wilhelm Raabes Werken. Seltsam aber: zwischen den Büchern, die man im „jüngsten Deutschland" damals als Vorbilder gegen Spielhagen hielt, zwischen den Romanen Emile Zolas und den Spielhagenschen erkennen wir Heutigen kaum noch einen Wesensunterschied. Absicht hier, Absicht dort, Tendenz und künstliche Komposition, plädierendes Reden statt Gestalten und sogar Romantik beim einen wie beim andern. Nun wollen wir jedoch mit solcher Bemerkung Zola und Spielhagen nicht etwa entwerten. Es scheint vielmehr, wir sollten uns daran gewöhnen, auch solchen Werken ein gutes, achtenswertes Recht zuzugestehn, die gleich den Zolaschen und den Spielhagenschen Tendenzwerke sind. Irrige Meßkunst ist es, die eine reine Dichtung und einen Zeitroman mit denselben Fragen prüfen will. Kein Denkender kann sich verhehlen, daß der Dichter höhere Werte gibt. Der läßt uns in Herz und Hirn der Dinge schauen, daß wir das Leben bis in hier ursprünglich ergründete Tiefen mitfühlen, verzeihend, weil begreifend, begreifend, weil miterlebend, miterlebend, weil mit der eigenen Phantasie mitgestaltend, wie die des Dichters leitet. Das ist die Kunst,

Digitized by Google

an der das Fühlen der Menschheit sich entwickelt, wie an der echten Wissenschaft das Denken. Tendenzkunst ist ja ganz andrer Art. Ihr Trieb: das unmittelbare Wirken ins Leben hinaus, und danach ihr Wählen und ihr Gestalten: nicht auf das tiefste Hineinleuchten ins Menschenherz, sondern auf das Erregen des Willens zu bestimmten Zielen hin. Bleibt das ehrlich, fälscht es nicht, so dient es aber der Zeit, die Zeit *braucht* es, und nach dieser seiner besonderen Art haben wir's zu beurteilen. Oder wir handeln wie einer, der um den Weg zum Reichstagsbau gefragt, antwortet: wie gehst du irr, die Küste des unendlichen Meers liegt ja ganz wo anders!

Freilich, die äußeren Kunstmittel sind dieselben dort wie hier, auch Eifer und Feuer bei der Arbeit werden dieselben sein, und Mischwerke gibt's auch so viel mehr als reine, wie sich im Menschenkopf die Arbeitsweisen leichter mischen als trennen. Aus all diesen Gründen versteht sich's, daß der Tendenzschriftsteller sich selber fast immer für einen Poeten hält. Tut er's nicht, dann macht er sich wohl auch weis, das reine Dichten sei „nur" Poesie, während er außerdem noch Praktiker sei, also mehr. Spielhagen war zu solchem Trugschluß zu klug, aber in eigenen Sachen doch zu befangen, und so trennte sich seine Romantheorie von seiner Romanpraxis nicht unwesentlich. Übrigens wirkten doch auch dichterische Kräfte in ihm. Sie hätten vielleicht genügt, um seine Schriften länger zu halten, wenn sie für sich allein gewirkt hätten. Aber sie waren nicht stark genug, um so eng mit den Tendenzen der Zeit verbundene Bücher vor dem Welken mit dem Zeitlichen zu schützen.

Nur: wenn man auch keinen einzigen Roman von Spielhagen mehr läse, tot wäre er doch nicht. Was er, der sich selbst als Agitator fühlte, von Freiheitlichem in den Seelen genährt hat — wer will sagen: in wie vielen Menschen und in wie vielen Formen es dort noch lebt? Sei es so, wie es Spielhagen gestaltet hat oder wie es sich selber gewandelt hat oder in andern Gedanken, die es gezeugt hat? Wer Spielhagens Zeit noch miterlebt, der weiß, für wieviel Tausende er Quelle lauterer Begeisterung war. Der deutsche Liberalismus verdankt ihm so viel, daß man mit Sicherheit sagen kann: es stünde besser um ihn, wenn er heut einen solchen Agitator hätte. Er war ein ehrlicher und ein männlicher Mann, dem auch der politische Gegner den Kranz mit Ehrfurcht aufs Grab legen darf.

Wie verdient man als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt?

Zweiter Teil. Über nutzbare Jugend- und Volksliteratur

Ich habe neulich versprochen, über Jugend- und Volksschriftentum einige Geheimnisse zu verraten.

Wie man weiß, gab es in diesem Fach vor anderthalb Jahrzehnten eine Art Revolution. Volks- und Jugendschriften hatten vorher die Pädagogen einzeln für sich verfaßt. Freiwillige Volks- und Jugenderzieher, fromme Gräfinnen und wen sonst noch des armen Volkes jammerte, legten mit Hand an. Und der Ertrag war dem entsprechend. Doch krähte kein Hahn darnach. Wer würde sich auch darum kümmern, ob die Suppe, die ich einem Bettler reichen lasse, gut oder schlecht gekocht ist? Plötzlich kamen einige Puristen auf die Idee, das ginge so nicht, man müsse Volk und

Digitized by Google

Kinder viel ernster nehmen. Ich weiß nicht, wer die Sache aufbrachte, jedenfalls waren der Kunstwart einerseits und mehrere Hamburger Lehrer anderseits unter den ersten. Die Namen Heinrich Wolgast und Wilhelm Bube schweben mir vor. Eine Hamburger Lehrervereinigung entstand und stellte Listen mit guter Jugend- und Volksliteratur auf. Das war eine sehr verdienstliche Sache. Die bisherigen Jugendschriften flogen nur so auf unter dem reinigenden Besen. Aber — in kürzester Frist befolgte man durch ganz Deutschland hindurch. das Vorbild.

Man vergaß zu diesem Zwecke, daß das rechte Urteil in solchen Dingen eine persönliche Gabe ist. Man meinte, wenn dieselben Männer, die vorher ihre moralischen lehrreichen Geschichten einzeln für sich gemacht hatten, sich in Trüppchen zusammensetzten, so führe alsbald der Heilige Geist des guten Kunsturteils mitten unter sie und erleuchte sie, also daß sie nunmehr die Geister zu scheiden und den guten vom schlechten Lesestoff abzutrennen verstünden. Wie in älterer Zeit die Pastoren gemeint hatten, sie seien von Berufs wegen die selbstverständliche Instanz, um „gute“ oder segensreiche von volksverderblicher Literatur zu unterscheiden, so meinten nun ihre Nachfolger in der Schätzung der öffentlichen Meinung, die Lehrer, sie ihrerseits seien es in Kraft ihres Berufs.

Indessen wollte man nicht lange sich mit einer kritischen „rein negativen“ Tätigkeit begnügen. Man wollte „positiv schaffen“. Nach der Hamburger Parole sollten möglichst nur ernsthafte Schriftsteller den Kindern geboten werden. Ernsthafte Schriftsteller schreiben nun aber nur wie zufällig einmal so, daß ein Kind mitkommen kann. Also: „Auswahlen für die Jugend“.

Und hiermit sind wir auf dem Wege, den ich neulich gewiesen habe. Denn die Volks- und Jugendliteratur ist ja recht eigentlich die, welche sich an ein breites Publikum wendet.

Nun also höre, wie du dich den veränderten Bedingungen gemäß auf diesem Gebiet richtig zu bewegen hast, um deinen Unterhalt als Schriftsteller zu finden.

Ich hoffe, daß ich dir nicht Unrecht tue, wenn ich annehme, du heißest Müller. Ermanarich Müller. Bist du zufällig selbst Lehrer, so erleichtert das alles sehr. Im andern Fall suchst du die Bekanntschaft einiger Lehrer. Auch in Rom, erzählt Stendhal-Beyle in seinen „Römischen Spaziergängen“, mußte man vor allen Dingen die Bekanntschaft eines oder mehrerer „Pfaffen“ machen, um sich sicher zu stellen.

Hast du diese allerdings unerläßliche Bedingung erfüllt, so gründet ihr eine Lehrervereinigung. Da ihr keine Teilhabernamen anzugeben braucht und natürlich auch keine Mitgliederzahl, so genügen zwei Namen — nur rein aus Ehrlichkeit. Einen möglichst objektiven Titel! Ich nehme an, du wohnst in Buxtehude, also sagen wir „Lehrervereinigung Buxtehude-West“.

Kannst du gar keinen Lehrer finden, oder hast dich gar mit einem überworfen — wovon ich dir dringend abrate, falls du Erfolg als Jugendschriftsteller haben willst —, so müßt ihr mit einem „Jugendschriftenausschuß“ oder „Volksschriftenausschuß“ vorliebnehmen. Die einzelnen Bücher werden „herausgegeben im Auftrag des Jugend- (respektive Volksschriften-)Aus-

Digitized by Google

schusses Buxtehude-West". Nun ein möglichst weitgreifendes Programm, damit ihr nicht zu früh alle werdet. Sagen wir: „Von der Etsch bis an die Memel". Oder mehr modern und auch praktischer: „Die goldenen Kelche".

Damit ist alles, was nötig ist, gemacht. Nun ist nur noch Mut und ein bißchen Findigkeit erforderlich.

Vor allem empfiehlt es sich auch hier, gute Namen vorzuspannen. Weshalb sollte der berühmte Volksschriftenausschuß Buxtehude-West nicht Charles Dickens zum Mitarbeiter haben? Oder Thackeray? Oder Hebbel? Oder Goethe? Sie sind sämtlich dreißig Jahre tot. Und bedenke auch, daß jeden Tag irgendeiner dreißig Jahre tot ist. Also:

1. Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre. Auswahl fürs Volk, herausgegeben im Auftrag des Volksschriftenausschusses Buxtehude-West von Ermanarich Müller.
2. Englischer Humor, erste Folge: Dickens, Auswahl für das Volk, herausgegeben im Auftrag des Volksschriftenausschusses Buxtehude-West von Ermanarich Müller.
3. Aus alten Burgen. Drastische Szenen aus alter Literatur ausgewählt und herausgegeben im Auftrag des Volksschriftenausschusses Buxtehude-West von Ermanarich Müller.
4. Goethe als Unterhalter. Auswahl aus Eckermann für das Volk besorgt im Auftrag des Volksschriftenausschusses Buxtehude-West von Ermanarich Müller.
5. Russische Tragik, erste Folge: Nikolaus Gogol, Auswahl für das Volk, herausgegeben im Auftrag des Volksschriftenausschusses Buxtehude-West von Ermanarich Müller.
6. Tiecks Erzählungen, Auswahl fürs Volk besorgt im Auftrag des Volksschriftenausschusses Buxtehude-West von Ermanarich Müller.

Man greift in die Sache hinein und gibt weiter, was man in die Finger bekam.

Insbesondere auf einen Vorzug des neuen Verfahrens mache ich dich aufmerksam. Kannst du nämlich der Lust, selbst zu schriftstellern, durchaus nicht Einhalt tun, so ist hier eine schöne neue Möglichkeit. Du schreibst deinen Stremel herunter und forderst nun einige Schriftsteller mit angesehenem Namen auf, Beiträge zu liefern. Es seien nur erstklassige Mitarbeiter ins Auge gefaßt, wie Peter Rosegger, Paul Heyse, Ebner-Eschenbach — und nun, wie früher beschrieben, weiter. Du hast dann den Vorteil, dich selbst im richtigen Lichte vorzustellen. Auf den Titel kommt: „Das goldene Volksbuch in Verbindung mit Peter Rosegger, Ermanarich Müller, Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach u. a. herausgegeben im Auftrag des Volksschriftenausschusses Buxtehude-West von Frithjof Schulze".

Mindestens aber kannst du „für das Volk nacherzählen". Das hat auch den Vorteil, daß dadurch ein vorbildlicherer Stil erzielt wird. Der Schriftsteller schreibt, wie ihm die Feder läuft, manchmal viel zu einfach, manchmal sehr subjektiv kapriziös. Dadurch kann das Stilgefühl des Volkes und der Jugend nur verwirrt werden. Vor allen Dingen geht die wünschenswerte Einheit verloren („wünschenswert" sagt man, wenn es unopportun ist, die Gründe anzugeben, aus denen man wünscht). Anderseits wiederum soll auch nicht die wünschenswerte

Digitized by Google

(siehe oben) Mannigfaltigkeit verloren gehen. Volk, Jugend und Schule haben ihre Stilbesonderheiten. Das ist schwer auseinanderzusetzen, man muß es fühlen. Zum Beispiel: der Schriftsteller sagt vielleicht: „Ich ritt eines Morgens früh in den Wald.“ Was soll die Jugend aus solch einem Satze lernen? Den kann sie auch zu Hause hören. Im Stil für die Jugend würde es etwa heißen: „Es war noch früh am Morgen, als ich eines schönen Frühlingstags in den Wald ritt.“ Im Schulstil würde man die Gelegenheit nicht versäumen dürfen, die Redeform der rhetorischen Frage zu üben: „Wer kennt nicht die Lieblichkeit eines schönen Frühlingsmorgens?“ Der Volksstil endlich würde beginnen: „Ritt ich eines schönen Morgens in den Wald.“ Dann mit Vöglein in den Zweigen und Veilchen, welche altem guten Herkommen gemäß aus dem Grase „lugen“, weiter. So kannst du das für dich Nützliche mit edler volkserzieherischer Tätigkeit paaren.

Ich will hier abbrechen, da es doch einmal geschehen muß. Das Gebiet an sich hat keine Grenzen. Wer aufmerksam zugehört hat, wird sich aber selbst weiter finden.

Georg Stolterfoth

„Wen's juckt, der kratze sich“, heißt ein alter „nutzbarer“ Spruch. Muß erst noch betont werden, daß sich Stolterfoths Zeilen nicht gegen die wirklich sachkundige Arbeit unsrer Lehrer richten, wie sie besonders von Hamburg aus mit unvermindertem Ernst geleistet wird? Dort und vielfach sonst unter den Lehrern ist auch Kritik zu Hause, von viel zu vielen aber wird der „gute Wille“ für die Leistung genommen und eine oft nur scheinbare „Billigkeit“ für die Bürgschaft guter Volkstümlichkeit. Übrigens treibt, was Stolterfoth sagt, mutatis mutandis auch bei den Bilderpublikationen sein Wesen. Auch bei ihnen wird bereits sehr Minderwertiges in „Lehrervereinigungen“ herausgegeben, deren Berufenheit zu solcher Arbeit durch nichts erwiesen ist. A

Österreichische Gastrollen-Literatur

Man hat über Österreich in Reichsdeutschland im allgemeinen recht unklare Vorstellungen. Aber eines meint man fast überall: „amüsant“ sei es. Darauf „stellt“ man sich „ein“, wenn man seine Sommerreise nach Tirol macht oder einen Ausflug über die Grenze nach Böhmen oder ein paar Tage in Wien bleibt. Man kommt in der Tat auch reichlich auf seine Rechnung, amüsiert sich über die österreichische Gemütlichkeit und — „Schlamperei“, schüttelt hie und da ein wenig den Kopf über die politischen Verhältnisse und reist mit wohlwollender Befriedigung, die durch ein gut Teil Pharisäertum gewürzt ist, nach Hause.

Der Durchschnittsösterreicher findet sich recht gut in dieses Verhältnis. Man beobachte einmal einen „Urweaner“ in Berlin: wie unermüdlich er Witze reißt und sich „fesch“ gebärdet, wie rastlos er damit beschäftigt ist, für die nördliche Gesellschaft den Wurstel herzugeben und ihr die Überzeugung beizubringen, daß in Wien alle Tag Sonntag ist.

Das ist also ein für allemal ein Stück Überlieferung und Herkommen in dem Verkehr zwischen Österreich und Deutschland. Und es ginge seltsam zu, wenn es nicht in der Literatur wiederzufinden wäre. Fließen doch neun Zehntel aller österreichischen „Stimmungen“, da sie zu fein und kompliziert sind, um sich prak-

Digitized by Google

tisch, politisch oder sozial ausleben zu können, in die Literatur.

Wohlgemerkt: in die Literatur, nicht in die Dichtung. Die bleibt immer einfach menschlich, und Schönherrs oder Roseggers Gestalten haben das gleiche unpathetische, selbstverständliche Heimatrecht im deutschen Geistesleben wie die von Gerhart Hauptmann oder Fritz Reuter. Aber die Literatur im engeren Sinne: die ist „spezifisch österreichisch". Die ist unaufhörlich dabei, die österreichische Seele zu entdecken, zu analysieren, darzustellen, — und den Reichsdeutschen über sie die umständlichsten und merkwürdigsten Mitteilungen zu machen.

Das könnte ja nun an und für sich ein ganz verdienstliches Unternehmen sein. Es gibt tatsächlich etwas wie eine spezifisch österreichische Geisteshaltung, sie ist schon vor vierzig Jahren von Kürnberger geschildert worden und hat vor wie nach ihm manches österreichische Literaturerzeugnis mitgeformt. Aber wer sie rein erfassen will, der darf nicht zu allererst literarische Wirkungen anstreben, sondern nüchterne Sachlichkeit und Wirklichkeitstreue. Sonst kann es ihm allzu leicht geschehen, daß er, da er nun einmal vor allem zu einem reichsdeutschen Publikum spricht, in jene Rolle des amüsanten „Weaner" verfällt. Die wirkt ja ganz vergnüglich und bleibt in Deutschland, dank jener Tradition, auch selten ohne Erfolg. Aber der Darsteller erhebe doch lieber keine Anwartschaft darauf, daß er „Österreich" oder „den Österreicher" darstelle. Er mag sich noch so feierlich-prophetisch oder erzieherisch-entrüstet gebärden: wir, die Österreicher, werden in ihm immer nur den „Weaner" in Berlin sehen und ihn nicht ernst nehmen.

Es gibt allerdings reichlich viele Reichsdeutsche, die meinen, wenn sie etwa Hermann Bahrs „Tagebuch" oder sein Büchlein über Wien oder die „Dalmatinische Reise" oder den Roman „Drut" oder „O Mensch" gelesen haben, sie wüßten nun doch einigermaßen, wie Österreich aussieht. Man liest's in Kritiken und hört's in Gesprächen. Es ist auch nicht zu leugnen: ein Stück österreichischer Wirklichkeit können sie kennen lernen aus diesen und ähnlichen Äußerungen temperamentvoller österreichischer Schriftsteller. Aber nur, wenn sie schon unterrichtet genug sind, um zu spüren, wo der Gewährsmann in die Weaner-in-Berlin-Rolle gerät. Für so Vorbereitete ist aus derartigen Aufsätzen und Feuilletons einiges zu erfahren über die Naturgeschichte des österreichischen Beamtentums und manche mit ihm verwandte Erscheinungen einer altösterreichischen Kultur, die mit der „neuen Zeit" einen bald grotesken, bald tragischen Kampf kämpft. Gewiß wirken diese Dinge auch ins ganze österreichische Leben hinein — aber sie begreifen es lange nicht mehr in sich. „Das Volk", oder anders: das wirtschaftliche, soziale, das innere, geistige Leben des österreichischen Volkes geht schon seit Jahrzehnten seinen unabhängigen, dem europäischen Kulturleben folgenden Gang. Der hat freilich seiner Richtung nach nicht so sehr viel hervorstechend „Besonderes" und stellt dem Schriftsteller lange nicht so „dankbare Aufgaben" wie das, was man „nur bei uns in Österreich hat". So kommt es, daß selbst Dichter wie Rudolf Hans Bartsch oder Schnitzler jener dankbaren schriftstellerischen Rolle nicht ganz widerstehen können und in „Wiener Romanen" „das" österreichische Leben zu schildern unternehmen, während sie doch nur geben können, was sie als Persönlichkeiten

Digitized by Google

und Künſtler erleben. Jenes Verhältnis zum reichsdeutſchen Publikum lenkt ſie ab. Und ſie koketieren alle ein wenig mit ihrem Öſterreichertum, ſpielen literariſch damit und geben ſo halb willkürlich, halb unabſichtlich, ein Bild Öſterreichs, das ſelten ein ganz ernſthaftes, ganz ſachliches Intereſſe für die Lebensfragen der Donaumonarchie zu erregen, geſchweige denn zu befriedigen vermag. Die reichsdeutſchen Leſer aber begnügen ſich damit: für einen großen Teil von ihnen bleibt Öſterreich ein Abſtraktum, an das man einige Vorſtellungen von weltfremden, unfähigen Beamten, Parlamentſkandalen und Heurigenſchenken knüpft, ein Begriff mit Merkmalen wie Rückſtändigkeit, Schlamperei und Lebenskunſt. Daß innerhalb dieſes abſtrakten Altöſterreich, und ihm zum Trotz, ein höchſt wirkliches, mannigfaltiges, durchaus modernes Leben wirkt und arbeitet, — um davon etwas zu verſpüren, muß man zu ernſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten wie denen von Friedjung, Charmatz, Hainiſch greifen oder mit offenen Augen durch die öſterreichiſchen Länder reiſen.

Freilich, wer ein Organ dafür hat, wird auch an den ſtarken künſtleriſchen Perſönlichkeiten aus Öſterreich fühlen, welch lebendiges, kraftvolles, vom „Syſtem“ innerlich unabhängiges Volkstum ſie hinter ſich haben. Die Ebner und die Handel-Mazzetti, Schönherr und Roſegger, und manch andre noch treten wie Sprecher aus ſolchem Volkstum hervor. Joſeph Lehner

Zu Sankt Peter und die Geiß
(Gleich den folgenden Abbildungen aus der Inſel-Ausgabe des Hans Sachs)

Eine neue Hans-Sachs-Ausgabe

bringt der Inſel-Verlag. Sie enthält eine recht gute Auswahl und ge-

Digitized by Google

fällt uns auch sonst, weil sie nicht auf literaturgeschichtliches, sondern auf naiv-künstlerisches Genießen gestellt ist, und „nichts verzierlicht und nichts verkritzelt, nichts verlindert und nichts verwitzelt“. Die überflüssige Altertümelei ist vermieden, die „mit den Äußerlichkeiten der alten Orthographie belastet“, wohl aber hat man versucht, „das alte Wort- und Lautbild mit den einfachen Mitteln der modernen Schreibung wachzurufen“. „Wir begehen nicht den Fehler, Hans Sachs zu übersetzen.“ Dann: man hat die alten Holzschnitte wieder in den Text gesetzt, die so sehr zu ihm gehören, daß manche Stellen erst durch sie ergänzt und erklärt werden. Wir geben durch eine Anzahl Proben Beispiele davon, wieviel Kraft und Leben in diesen Bildern verschiedener guter Meister nürnbergischer Art steckt. Auch sonst ist die Ausstattung so, daß sie gut zu Hans Sachsen und doch auch wohl in unsre Zeit paßt, nach Papier, Satz und Einband. Der Preis für die beiden geräumigen Bände ist mit 12 Mark fürs gebundene Exemplar nicht zu hoch.

Der Tod zuckt das Stühllein

Hans Sonnenstößers Höllenfahrt

Theater

Dresdner Theater

Paul Apels Stück, das diesen Titel führt, hatte einen Erfolg aus Mißverständnis: der Bürger bemerkte das eigentlich Dichterische an dem lustigen Werklein nicht, hielt es für eine Posse, fand diese Posse so reich an Blödsinn, wie er's bei seinen Lieblings-„Lustspielen“ gewöhnt war, fand sich also in trautem Element und klatschte dankbar, ohne zu merken, daß es gerade den Leuten seiner Art dort oben blutig schlecht ging. Das kleine Stück ist wirklich eine Dichtung. Anfangs eine dünnflüssige, dann eine bessere, und sie hat ihren

Digitized by Google

Höhepunkt gerade dort, wo das Publikum am wenigſten mitkonnte.

„Ein Traumſpiel“, wie es auch heißt, nicht etwa ein Drama. Ein armer Teufel und etwas leichtſinniger Geſell von Student hat einen Poeten im Leibe, und außerdem ein geteiltes Herz. Zwei Drittel von letzterem gehören Elſen, die liebenswürdig und geſcheit, ein Drittel dagegen Minchen, die liebenswürdig und dumm iſt, ſen in ſeinen Traum. Der macht ihm die Greuel des Spießertums ſo bewußt, daß unſer Hans beim Erwachen Minchen Schmidt & Co. höchſt entſchloſſen abtelephoniert.

Apel wird Künſtlermenſchen ſchon dadurch gewinnen, daß er wirklich verſucht, einen Traum zu geſtalten. Das iſt durchaus nichts Häufiges. Die bekannten Großen, die um das Weſen der Träume nach ſonſtigen Zeugniſſen

Wider den blutdürſtigen Türken!

der Gewichtsunterſchied wird aber durch die Geldſäcke bei Minchen ausgeglichen, denn wenn man ſich als Poet fühlt, möchte man doch gern in Behagen dichten können. So neigt ſich die Wagſchale auf Minchens Seite, wie greulich deren Familie auch banauſe und philiſtere — es ſteht zu befürchten, daß man heut abend unſern Guten verloben wird. Glücklicherweiſe ſchläft er vorher noch einen Schlaf. Und wir Zuſchauer gucken durch die- vortrefflich Beſcheid wiſſen, haben bei ihren dramatiſchen Traumdichtungen doch die Form des Traumes nicht realiſtiſch benutzt; meines Wiſſens iſt Hauptmann der erſte geweſen, der das gewagt hat, im „Hannele“, wo beiſpielsweiſe die Schneiderfigur wie unmittelbar aus einem Traume gegriffen vor uns ſteht. Apel kommt anfangs nicht hinein, Traummäßiges miſcht ſich mit Wachmäßigem noch unorganiſch, allmählich aber wächſt

Digitized by Google

Kampfgespräch von der Lieb

Digitized by Google

Das Schlaraffenland

Digitized by Google

Klagred der neun Musä oder Kunst über ganz Deutschland

Digitized by Google

Fabel des Esels mit der Löwenhaut

Digitized by Google

es zusammen, und, wie der Traum unruhiger und fieberischer wird, lebt er schließlich mit tollbewegter Phantastik so echt, daß einem von Phantasie wirklich zumute wird, als träumte er mit. Dabei ist alles aus Kopf und Herzen herausgeträumt, was solch einer in solcher Lage darin haben kann, wie dieser Student-Poet: seine kleinen Tageserlebnisse und sein großes Sehnen, sein verrückter Freund, der ein guter Kerl ist, seine Lust am Jux, seine Freude am Ernst, seine Jugend, seine Liebe, sein Poetentum und vor allem: das innerliche Gruseln und Grausen seines besten, im Wachen vom Siebenmalgescheit Verstande übervernünftelten Ichs vor den Schmidts und Kretzschmars, Onkel Fritzens und Tante Paulinens.

Dabei steigen die Schäume aus keinen kleinlichen Wellen. Es ist Humor im Stück, wie er aus Sittlichem wächst. Da es nun im Buchhandel vorliegt (im Verlage Oesterheld & Co., Berlin), sollte die Kritik vor Aufführungen anderswo das Publikum ein wenig auf die Träumerei „einstellen". Nicht, um ihm die Naivität zu nehmen, sondern um sie ihm zurückzugeben. Denn die meisten haben's heutzutage doch zu sehr mit der „Bildung", als daß sie sich ohne geheimes Widerstreben was vorträumen ließen. A

Karl Sternheims „Riese" und Franz Molnárs „Leibgardist"

Berliner Theater

Wer frei werden will, muß erst mal seine Fesseln fühlen. Soweit scheinen die heimlichen Humoristen unter unsern jungen Dramatikern jetzt glücklich gefördert zu sein. Sie fangen an zu spüren, wo sie der Schuh drückt, und nach Kinderart revoltieren sie dagegen; indem sie aus Leibeskräften, voller Wut gegen sich selbst und das heimtückische Objekt, auf den Boden stampfen, daß rechts und links der Staub nur so wirbelt. Das erste Stück, in dem dieser ungeduldige Wille zur Genesung zu spüren, war „Cristinas Heimreise" von Hofmannsthal; jetzt verrät ihn auch Karl Sternheim, der Mitarbeiter des „Hyperion", der uns allen mit noch weit heiligeren Eiden auf die Gesetze des esoterischen Ästhetizismus verpflichtet zu sein schien. Schon daß er sein bürgerliches Lustspiel ursprünglich „Die Hose" nannte, und daß erst die zartfühlige Berliner Zensur kommen mußte, damit für die Aufführung in den „Kammerspielen" aus der Unaussprechlichen ein „Riese" wurde, schon das gibt zu denken. Aber auch sonst: es geht etwas wie das unwiderstehliche Verlangen zum Holdrio- und Juchheidi-Schreien durch diese vier Akte, als sei der dies geschrieben des trocknen Tones satt und sehne sich, einmal mit der Faust auf den Tisch zu schlagen. Das ewige „épater le bourgeois" hat sich überlebt; man fängt an, die Florindos und Frank Scarrons, holde Ebenbilder des eignen lieben Ichs, lächerlich zu finden und ihnen eine lange Nase zu drehen. Freilich, recht will es noch nicht vonstatten gehen, dieses erlösende Sichselbstzumbestenhalten. Wie für Hofmannsthals Florindo der überlegene Realpolitiker bürgerlicher Tüchtigkeit als heilsames Gegenbild fehlt, so findet auch Frank Scarron, der Wortdrechsler und Gefühlsieder, nicht den Meister gediegener Wirklichkeiten, der ihn aussticht und ihn nach Gebühr gebleut in das Nichts heimschickt, woher er gekommen. Ob „Hose" oder „Riese" — der Titel schien so oder

Digitized by Google

so den Triumph der Natürlichkeit über die Verschraubtheit zu verkünden. Aber weder das so keck und forsch angeschlagene Motiv von der kleinbürgerlichen Ungeniertheit, die auf offenem Markte ihre weißen Höschen verliert und dadurch gleich zwei Liebhaber ins Haus bekommt, noch das von der teutschen, unentwegten Philistrosität des legitimen Ehemannes, der vor dem verstiegenen Ästheten und dem windelweichen Zärtling seine riesenhafte Muskulatur spielen läßt und sein Schäfchen ins Trockene bringt, während die andern fasten — weder das weibliche noch das männliche Gegenspiel ist kräftig genug geraten, den gottvergessenen Säuslingen ein Paroli zu biegen . . . Der Schuh drückt wohl, aber der Fuß kommt aus der gewohnten Hülle noch nicht heraus. Ein erklecklicher Rest von Selbstzärtlichkeit hindert die befreiende Operation. Zwar behauptet der „bourgeois" das Feld; aber der Sieg ist ihm gar zu leicht gemacht, als daß wir ihn mit jenem herzhaften Lachen beglückwünschen möchten, das sich Sternheim als Lohn für ihn und sich erträumt zu haben scheint. Da ging Otto Hinnerks „Närrische Welt", eine nur zu schnell vergessene Komödie, die wir vor drei, vier Jahren im Lessingtheater sahen und an die diese neue in mehr als einem Zuge erinnert, forscher ins Zeug; was hier nur gerade sein Köpfchen aus der noch winterlichen Erde streckt, das stand dort schon in vollem Safte. Immerhin: der Boden lockert sich, noch ein Veilchen so weiter, und wir sehen vielleicht schon die Anemonen blühen.

Der Ungar Molnár hält sich bei solchem zeitraubenden und kräfteverzehrenden Ringen mit sich selber erst gar nicht auf. Der ward in die Grenzen, Forderungen und Möglichkeiten des Theaters gleich so hineingeboren, und alles, was zu einem spannenden, unterhaltenden, witzigen und geistreichen Bühnenspiel gehört, schüttelt er sich aus dem Ärmel. Sein „Leibgardist", der auf dem Kleinen Theater besser aufgehoben ist als einst sein „Teufel" im Lessingtheater, beruht auf einer jener geschickt ersonnenen Maskeraden, mit denen auch der oberflächlichste dramatische Handwerker leicht einen Treffer macht, in die sich aber ebenso gut allerlei „tiefere" Erkenntnisse und „wertvollere" Weisheiten stopfen lassen, sobald man, wie dieser Molnár zweifellos, den Ehrgeiz hat, zu einem Fulda des Madjarenlandes gleich auch noch sein Bernard Shaw zu werden, das heißt seine eigene Maske zu persiflieren und seinen eignen Geist zu übertrumpfen, indem man ihm durch eine noch verwegenere Voltige ein Schnippchen schlägt. Da hier die Siegerin eine Frau, ist die Demaskierung doppelt moralisch und wirksam.

Friedrich Düsel

Eulenbergs „Alles um Liebe" *

Hamburger Theater

Herbert Eulenberg gehört zu den Künstlern, für die es gemäß der Art ihres Schaffens eine eigentliche Entwicklung nicht gibt. Er kennt kein über das einzelne Werk hinausgehendes, die Form in ihrer Allgemeinheit betreffendes Emporringen. Er kämpft immer nur mit dem einen Werk, das ihn gerade ausfüllt, und wartet, sobald er die Arme sinken läßt, innerlich um nichts gefestigter, nichts reicher auf die nächste Gnadenstunde. Dichten ist ihm ein Kraftrausch. Wenn die Stunde über ihn kommt, gibt

* Auch in München wurde die Neuheit aufgeführt.

Digitized by Google

es kein Besinnen, kein Überlegen, kein Leiten und Eindämmen für ihn. Ohne Willen ist er dem Schaffen in höchster Ekstase hingegeben. Denn Eulenberg ist Temperamentkünstler. Daß dieser junge Rheinländer ein Temperament ist, und zwar eins, das an Feurigkeit und Wucht, an Ungestüm und Frische unter unsern jungen Dramatikern kaum seinesgleichen hat, macht seine Stärke aus; aber daß er nichts als Temperamentkünstler ist, daß seinem Talente keine oder doch nicht genügend Erkenntnis- und Willensenergien beigemischt sind, bringt es mit sich, daß er weit öfter Knecht als Herr seiner Kraft ist, daß er nicht wie ein einsichtsvoller Diener, sondern wie ein willenloser Sklave der „gebietenden Stunde" gehorcht. So stehen denn auch in der Reihe seiner Werke nicht nur die gelungenen, starken und die schwachen, traurigen wie durcheinandergewürfelt, vielmehr werden selbst innerhalb des einzelnen guten Werkes Szenen, die einem den Atem versetzen, von andern abgelöst, die trotz allen Auftrumpfens so leer sind, daß man meint, ein bloßes Überdenken hätte sie tilgen oder ändern müssen. Aber dies Denken ist Eulenberg dem Künstler, der im Fieber dichterisch konzipiert und mit dem Schwinden des Fieberzustandes matt und elend ist, völlig fremd.

Nur wer sich das vor Augen hält, wird vor einem so großen Fehlurteil bewahrt bleiben, wie es kürzlich das Publikum des Hamburger Deutschen Schauspielhauses über Eulenbergs Komödie „Alles um Liebe" (als Buch bei Rowohlt, Leipzig, und auch bei Reclam erschienen) fällte. Ich habe hier nicht zu untersuchen, wieweit sich in die Gründe für die schroffe Ablehnung des Stückes Mangel an Glaubenswilligkeit, naiver Freude am buntphantastischen Märchenspiel, an Wirklichkeitsfreiheit und Herzensreinheit auf seiten des Publikums mit der Shakespere-Nachäfferei, den Gewaltsamkeiten, Temperamentsentgleisungen und Zügellosigkeiten Eulenbergs teilen. Ein Publikum aber, das hundert Schmarren zujubelt, begeht auf jeden Fall ein Unrecht, wenn es das Werk eines Mannes, der, was er auch gefehlt haben mag, ein Dichter ist und bleibt, in der Form eines wüsten Theaterskandals verhöhnt. Es wäre nicht so gar schwer gewesen, dem Werke, mit dem Eulenberg über den „Natürlichen Vater" hinaus ein Stück auf dem Wege zu einer deutschen Komödie vorwärts gekommen ist, innerlich wenigstens etwas näher zu kommen: man braucht nichts dazu, als ein wenig Unabhängigkeit von der Alltagswelt und ihren Nachzeichnern, als ein klein wenig Märchengläubigkeit. Denn was die Gestalten dieser Komödie in die Sphäre Tiecks, Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns hebt, ist nichts anderes als dies: daß sie Empfindungen, die in uns allen, niedergehalten von tausend teils tiefberechtigten, teils unsinnigen Hemmungen hausen, nicht nur ungescheut ausleben und Wort werden lassen, sondern, daß sie auch äußerlich wie geformt durch diese Empfindungen erscheinen.

Die Macht, die das Häuflein Menschen in dieser Komödie umtreibt und bildet, nennt der Titel: „Alles um Liebe". Da ist zunächst der Graf Lucian, ein Lebensstürmer mit Herodes- und Holofernesgelüstchen, der, gerade weil er sein Weib über alles liebt, sie bitterlich mit seinen Zweifeln, seiner ständigen Flucht vor ihr, der Gütigen, und vor der Beständigkeit in sich

Digitized by Google

selbst quält. Dieser Graf Lucian hat einen ihm höchst ungleichen Bruder, namens Adrian. Der hat sich in eine wahnsinnige verlogene Liebe zu seiner verstorbenen Gattin hineingesteigert, die ihn keineswegs hindert, das Weib seines Schwagers, dem er zum Hüter gesetzt ward, wie ein brünstiges Tier die andersgeschlechtige Artgenossin, anzufallen, und die erst nach manchen Verzerrungen, Skrupeln, Rückfällen und Unaufrichtigkeiten in die Liebe zu einem irdischen Weibe, zur Schwester seiner Schwägerin, einmündet, die so lange ätherische Zartheit und Unberührbarkeit spielt, bis sie in den Armen eines Mannes gesund wird. Da ist der Förster Jobst, ein bockbeiniges Waldungeheuer, das ein Auge auf die Schwester seiner Herrin geworfen hat und in den Mitteln, zu seinem Ziel zu kommen, um nichts wählerischer ist als der Schrat, der nach Rautenbelein Verlangen trägt; und dieser Ungezügelte hat sein Gegenstück in dem ehrsamen, frömmelnden Küster Kunz gefunden, der sich durch das Lesen unzüchtiger Bücher ein Surrogat für jene Emotionen zu verschaffen sucht, die ihm das Leben versagte. Alle diese Liebbestimmten aber, ihrem Wesen nach halb Erdengeister, halb Fabelwesen, halb Tier, halb Mensch, führen einen tollen, von keiner Handlung eingezwängten Reigen vor unsern Augen auf: Lustige Sprünge, Mummereien, Verstecken, Haschen, Wehren, Ergeben, Vorbeitappen, Zupacken, Fliehen, Suchen und Einanderfinden in mancherlei Schönheitsphasen und allen nur erdenklichen grotesken Verzerrungen. Mitten hinein aber in dies Gewirr der Triebabhängigen hat Eulenberg einen Lebensmeister, einen Überlegenen, der, wenn er die volle Unabhängigkeit nicht hat, sie wenigstens glaubhaft zu spielen weiß, gestellt: Emanuel von Treuchtlingen. Wie er den Menschen der Komödie nur das eine seiner beiden Augen zeigt und von dem Verlust des andern, das er unversehrt hinter einer Binde trägt, immer neue Lügenmärchen erzählt, so gibt er auch sein Inneres nicht preis. Es macht diese Gestalt nur reizvoller und glaubhafter, daß sie nicht nur das eine, sondern auch das andere ist, daß die Abhängigkeit, das Diener-sein-müssen, das Paktieren daneben in ihr Macht hat und ihr Tun mitbestimmt. Der unbestrittene, wohl verspottete, aber nicht angetastete Herrscher des ganzen gräflichen Hauses ist er beim Beginn des Stückes. Als aber seine Stellung von den heranreifenden Grafen bedroht wird, wächst er, nach einer kurzen Entgleisung ins Allzumenschliche, über die beiden hinaus ins Ungeheuerliche. Ein Testament des verstorbenen Stammherrn (ein Testament, von dem noch erst auszumachen ist, ob es echt oder wie die Hälfte alles dessen, was aus Emanuels Munde kommt, erlogen ist) bildet die äußerliche Waffe seiner inneren Dämonie. Dann aber, als die wertvollen Menschen der Komödie, denen er bisher als der einzig seiner selbst Vollbewußte gegenüberstand, durch die Macht des Konfliktes auf eine höhere Persönlichkeitsstufe hinaufgerissen worden sind, legt er den Verwalterrock mit den Schwindelorden so gut wie die Binde von seinem Auge ab, zieht die Mönchskutte, in der er in das gräfliche Haus gekommen ist, wieder an und wandert, von allen, die plötzlich seine überlegene Größe sehen, bestaunt, dahin, woher er stammt: in die blauen Märchenfernen.

Kein Zweifel, daß Herbert Eulen-

Digitized by Google

berg sich an Shakespere übergessen hat, und auch mit diesem seinem neuesten Werk — man verzeihe das Wort: Shakespere rülpst, daß die Hitzigkeit seines Temperaments ihn zu arg verstimmenden Übersteigerungen und unfreiwillig komischen Galoppaden hinreißt, daß die Sprache überladen ist, daß seine Bilderwut böse Euphuismen und unverzeihliche Geschmacklosigkeiten erzeugt. Es geht Herbert Eulenberg wie seinem Förster Jobst. Im Anfang geht alles vortrefflich, aber er kommt zu schnell in Alarm, als brennte es; er überstürzt alles, und es gibt dann, wie bei dem in seine Herrin verschossenen Waldhornbläser Kickse über Kickse. So oft Eulenberg ruhig anfängt, nach wenigen Minuten ist er wieder mitten in der tollsten Hatz. Gewiß, all dies Negative steht außer allem Zweifel. Aber ebenso gewiß ist auch, daß diese Komödie in ihrem ganzen Aufriß sowohl, wie in der Ausführung des Einzelnen trotz allem das Werk eines Poeten ist. Der Zauber des deutschen Frühlingsmärchens liegt über dem Ganzen, des deutschen Frühlings mit buntbeblümten Wiesen, Kastanien-, Flieder- und Goldregenblühen, mit lämmerwolkigem, blauem Himmel, Kuckuckrufen und Nachtigallenschlagen und mit frohen liebessehnsüchtigen, von der Schwere ihres Gemütes in dem Triebhaften nur zu oft beirrbaren, glückhungrigen Menschen. Hans Franck

Die Rosenhosenrolle

und speziell das Hosige an ihr soll nach einer Art gesellschaftlicher Übereinkunft in Straußens Kavalierstück einen dunklen Punkt bilden. So etwas wie eine Anstößigkeit, wovon man nicht gern redet, und die manchem Zuschauer, wie er behauptet, die Freude verdirbt. Mir macht es einen besonderen Spaß, dieses Spielchen im Spiel, und darum seien die Gegengründe einmal ein wenig untersucht. Zunächst die ästhetischen. Die freilich erweisen sich leicht als unhaltbar. Man sagt, seit Wagners grundstürzender Reform sei unser Gefühl für dramatische Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit so geschärft, daß wir diesen im Verlauf nur durch offensichtliche Verblödung Ochsens von Lerchenau wahrscheinlich zu machenden Mummenschanz nicht mehr ohne Pein hinnähmen. Nun hat zwar Richard Wagner die Oper durch das Musikdrama erschlagen wollen — aber gekonnt hat selbst er das nicht. Seine Werke sind keine Dramen, sofern man die Vorstellung zum Begriff Drama nicht aus Wagners Theorien, sondern von den Dramen der Antike, Schillers, Hebbels, Kleists, Grillparzers und der Modernen bezieht. Man mag sie Sagenopern, Bühnenballaden, dialogische Tonepen oder auch Musikdramen nennen, das spricht nicht gegen ihre „Berechtigung“ und ihren Wert, aber gewiß ist, daß sie so viel „Unmöglichkeiten“ enthalten wie nur je eine Oper. Aber davon zu schweigen: sind wir denn alle „Wagnerianer“ in dem Sinne, daß uns nicht nur seine Kunsttaten Kunsttaten wären, sondern auch seine Kunsttheorien Gesetze? Mir scheint es nicht so. Und wer die Musik unsrer Zeitgenossen Strauß, Mahler, Reger, Draeseke betrachtet, dürfte es auch kaum behaupten; ob es ihm bedauerlich erscheine oder nicht: auch Richard Strauß kann man so wenig mit „Oper und Drama“ fesseln wollen, wie Arno Holz mit den „Briefen über ästhetische Erziehung“. Die Wiederkehr der Hosenrolle in die lustige Oper, das ist ja bekannt, knüpft eben an ältere Traditionen als die Bayreu-

Digitized by Google

ther an. War zu jener Zeit, da die Rosenkavalierfabel spielt, die Hosenrolle etwas Durchschnittliches, so gibt ihr das eigentlich eine recht hübsche innere Rechtfertigung in diesem Stück. Wer aber wollte weiter behaupten, daß sie im Vergleich zu andern Unwahrscheinlichkeiten des „Rosenkavaliers“ beleidigend herausfalle? In einem Stück, wo aus zwei Versenkungen und Fenstern plötzlich Köpfe auftauchen, wo zwei junge Leutchen sich in drei Minuten verlieben und am gleichen Tage verloben, wo in einer chambre separée ein ganzer Hexensabbat von den groteskesten Spielereien stattfindet, wo ein alter Baron im Lande des Trinkgeldes dermaßen sich in „seinen“ Walzer versingt, daß er eine offne Hand mehrmals übersieht, wo zwei Domestiken einen leibhaftigen Grafen und ein edles Fräulein durch körperlichen Überfall und Gewalt denunzieren — da soll die Unwahrscheinlichkeit einer Hosenrolle ästhetisch peinlich wirken?

Musik

Mir scheint die Gegnerschaft also mehr im Moralischen zu sitzen als im Ästhetischen. Dagegen kann man eher mit Gründen an. Einmal zugegeben, daß die erste Szene trotz ihrer gar nicht zweideutigen Offenherzigkeit Anstoß errege, tut sie es *mehr*, wenn zwei Frauen auf der Bühne miteinander kosen, als wenn da ein Mann und eine Frau zu sehen wären? Weit entfernt davon, bringt gerade diese uranfängliche Nichtwirklichkeit eine heitere, sorglose Stimmung mit sich: daß dieses ganze vertrackte Narrenspiel durch und durch unwirklich ist, wird uns sofort im Gefühl befestigt dadurch, daß wir zwei Frauen sich nehmen sehen, wie es allweil nur ein Liebespärlein tat. Gerade diese offensichtliche, nie zu übersehende „Harmlosigkeit“ des Geschehens auf der Bühne nimmt ihm den moralischen Anstoß während der sämtlichen drei Akte; sie erhebt den besonnenen Zuschauer ohne weiteres über eine realistische Auffassung zur symbolischen, in welcher, wie Brandes' Kritik hier schön sagte, der „Rosenkavalier“ als ein Gesang auf des Weibes Liebe letzlich besteht. Wir sollten gegen die Nebensächlichkeit einer Rollenbesetzung, zumal wenn sie, wie hier, auch noch technisch sehr nötig ist, darum nicht pedantisch fühlen, und noch weniger, wenn deren Eigenart von historischen Erinnerungen und anmutig-heimlichen Gedankenverkettungen umspielt ist, deren Hin- und Herschwanken einen dem Lustspiel wohl anstehenden Sonderreiz verursacht. Wenn man moralisiert, täusche man sich weder darüber, daß man es über die Dichtung als ganze tut, nicht aber über die Hosenrolle, noch verhehle man sich, daß man damit seiner eignen Fähigkeit künstlerisch zu erfassen und zu fühlen kein gutes Zeugnis ausstellt. F. G.

Humperdincks „Königskinder“,

deren deutsche Erstaufführung in Berlin hier bereits von Leopold Schmidt freundlich erwähnt worden ist, machen nun still die Runde über die Bühnen, gleichsam als Wegbereiter für den pompösen Einzug des „Rosenkavaliers“. Und es scheint nötig, dazu noch ein Wort zu sagen, weil die Gefahr droht, daß das nicht richtig geschätzt wird, was ohne die betäubenden Schläge der Reklametrommel zu uns kommt. Stets habe ich gemeint, daß uns Humperdinck in den „Königskindern“ sein Meisterwerk geschaffen hat. Schon der bloße Anblick der Partitur ist ein Genuß. Diese Klarheit, diese Sauberkeit, diese sicherstellige Durchbildung bis ins einzelne und kleinste. Niemand in Deutschland

Digitized by Google

schreibt heute eine solche Partitur, kann sie heute schreiben. Freilich, jetzt sieht man bloß nach, wieviel neue Instrumente der Komponist verwendet, und langt er mit den alten aus, vermißt man sogleich die Genialität. Die Ökonomie der Mittel scheint mir in diesem Werke Humperdincks geradezu bewundernswert, vorbildlich. Ein Kontrapunkt, der nicht das Symbol einer Darmverschlingung darstellt, dem der Geist der Schwere ausgetrieben ist. Eine Farbigkeit, die alles Schreiende, alles Pfauenhafte, Radschlagende meidet. Kurzum eine Kunst, die höchstes Können ist, weil sie uns ihre Künstlichkeit nicht zum Bewußtsein bringt. Welch ein technischer Fortschritt über „Hänsel und Gretel", über das erste Märchenspiel, auf das man Humperdinck mit aller Gewalt historisch festlegen möchte!

„Hänsel und Gretel" war gewiß ein Werk von Reiz und Verdienst. Aber war es nicht überladen mit Polyphonie? Schoß es nicht mit Kanonen nach Spatzen? Schon beim bloßen Durchblättern der Partitur sieht man, wie sich Humperdincks Tonsprache geklärt, vom Ballast befreit hat.

Aber freilich, die Dichtungen! Das naive, anspruchslos gegebene Volksmärchen der Frau Adelheid Wette, und das mit allerhand Gesten auftretende Literatenmärchen der Frau Rosmer — das sind zwei verschiedene Welten. Nur sollte man nicht übersehen, daß sich Humperdinck an diesen Unterschied nicht gekehrt hat, sondern an beide Texte mit der gleichen Naivität herangetreten ist. Er hat auch das Tendenzmärchen der Frau Rosmer-Bernstein mit dem Gemüt des Kindes erfaßt, er hat die Tendenz und die Literatur nicht mitkomponiert. Sie kommt auch mehr beim Lesen des Buches als bei der Aufführung zum Bewußtsein. Humperdincks Musik hat den Text in den Kreis des echten Märchens zurückgeführt.

Freilich, die Erfindung ist nicht gleichwertig, und Humperdinck überhaupt kein Nummer-Eins-Genie mit unerschöpflichen Phantasiefonds. Das wissen wir. Aber eine Individualität ist er. Wir können eine Musik auf den ersten Horch sofort als Humperdinckisch erkennen, nicht nur nach gewissen Satzmanieren, sondern auch in der Melodiebildung. Er hat, wie Brahms zu sagen pflegte, sein „eigenes Gesicht". Darauf kommt es an. In jeder andern Kunst würde das genügen, um Humperdinck widerspruchslos zum Meister zu stempeln, nur in der Musik will man nur die Allergrößten gelten lassen. Wer mit einem Opernwerk nicht zum mindesten Wagner „totschlägt" oder eine neue Richtung, und wenn sie die verkehrteste wäre, einschlägt, den nimmt man nicht recht voll und verdirbt sich so selbst die Freude an Kunstwerken, die kein revolutionäres Programm vorweisen, sondern mit den vorhandenen Mitteln, durch sachgemäße, geschmackvolle Verwendung, einen schönen künstlerischen Gedanken verlebendigen. Sehen wir der vielgerühmten „Originalität" mancher berühmter Zeitgenossen auf den Grund, so stellt sich oft genug heraus, daß es keine unwillkürliche, sondern eine gewollte und konstruierte ist. „Jeder Gedanke, auf den Kopf gestellt, gibt einen neuen", so hat Grillparzer einmal treffend das Rezept dieser falschen Originalität bezeichnet. Humperdinck steht auf seinen Füßen . . .

Schließlich noch ein Umstand, der uns Humperdincks Werk besonders wert machen darf. Seine Tonsprache ist nicht der internationale Opernjargon, sondern gutes Deutsch.

Digitized by Google

Ich will damit keineswegs der biederen „Jägerhemdmusik“ das Wort reden, die aus den Schwächen des deutschen Philisters Kapital schlägt, aber ich meine, daß Humperdinck alle jene Eigenschaften zum tönen bringt, die man als Vorzüge unsres Volksgeistes schätzt, die Verbindung des Kräftigen mit dem Zarten, die Wärme und Innigkeit der Empfindung, das Trauliche und Träumerische, kurzum alles, was uns das Deutsche lieb und wert macht. Und wir fühlen's, daß etwas vom Besten des eigenen Ichs darin mitklingt.

Richard Batka

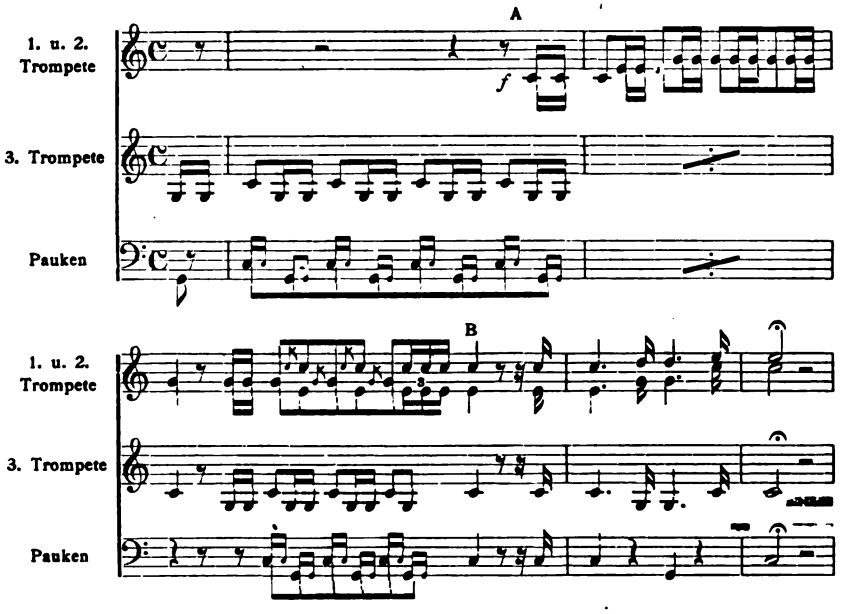
Tenoritis

oder wie sonst soll man die Neurose nennen, welche die Welt heute befallen hat? Die Wiener Hofoper hat, so liest man, Caruso 15 000 Kronen für den Abend bewilligt. Gewiß, der Mann ist ein großer Gesangskünstler. Aber die hohe Selbsteinschätzung seiner Leistungen beruht doch auf der Annahme, daß man ihm diese Beträge auch bewilligt. Bewilligt, nicht etwa an Privatbühnen, die um jeden Preis ihre Sensation haben wollen, sondern an Hoftheatern, wo man jetzt fast überall spart und mit den Autoren um ein halbes Prozent der Tantieme handelt. Je größere Opfer man bringt, desto höher steigen die Ansprüche der Artisten. Gerade die Hoftheater müßten hier im eigensten Interesse sich Grenzen ziehen und Nein sagen lernen. Dann würden die Tenöre, die der Erfolge an großen Hoftheatern für ihr Geschäft auch ihrerseits bedürfen, ihre Ansprüche schon ermäßigen. Nichts liegt einem ferner, als dem Künstler den Verdienst zu schmälern, aber dieser Verdienst muß doch in einem gewissen Verhältnis stehen zu den Sätzen, womit menschliche Leistungen sonst entlohnt werden. Wenn ein Mensch an vier aufeinanderfolgenden Tagen so viel verdient, daß die Zinsen davon genügen, um einen bürgerlichen Hausstand durch ein Jahr zu bestreiten, so kann die Leistung nicht anders als überzahlt sein. Überall wo es die Förderung der nationalen Kunst gilt, mangelt es an Mitteln. Hier vergeudet man sie mit vollen Händen für eine Darbietung, die ohnehin, weil sie in einer fremden Sprache erfolgt, ganz nur von einem kleinen Bruchteil des Publikums konsumiert werden kann. So wird auch der Fall Caruso einmal eine schöne Illustration für ein wichtiges Kapitel der Wirtschaftslehre mit Kunstgütern hergeben. Dabei ist ganz davon abgesehen, wie diese Überentlohnung des Stars auf die künstlerische und moralische Zucht der heimischen Kräfte wirken muß. B

Heraldische Musik

Gibt es das wirklich? In früheren Zeiten hatte jede Stadt, ja jeder Marktflecken eine bestimmte Fanfare, ein „Leitmotiv“, das — „Trompeten und Paukenschall“, auch Tusch oder Entrade genannt — bei festlichen Anlässen, zur Begrüßung und Huldigung vor Landes- und Kirchenfürsten, zur Betonung feierlicher Akte, zum Beispiel zu Beginn eines Tedeums, bei Preisverteilungen und dergleichen erklang. Herr Bezirksrichter Ballmann in Feldkirch übersendet uns den Notenlaut der Fanfare (siehe nächste Seite), die in der alten Salzstadt Hall in Tirol bis gegen 1880 gebräuchlich war, und bemerkt dazu, daß bei feierlicheren Anlässen, zu Neujahr, am Dreikönigs-, Fronleichnams- und Christi Himmelfahrtsfeste der Teil A bis B wiederholt wurde. Bei höchst feierlichen Gelegenheiten, wie Auferstehungs-

Digitized by Google



feier, Ostersonntag, Pfingstsonntag, Christtag, wurde dieser erste Teil sogar dreimal geblasen.

Es wäre nun recht verdienstlich, wenn diese alten Ortsfanfaren überall gesammelt würden, und zwar nicht nur jene, die bis auf die neuere Zeit sich erhalten haben, sondern auch solche, die sich nur noch aus alten Aufzeichnungen in Archiven und dergleichen ermitteln lassen. Diese musikalischen Wappen könnten jederzeit wiederbelebt werden und gäben dem öffentlichen Musikleben dieser Orte einen individuellen Zug. Wo sie aus früheren Tagen nicht nachweisbar sind, könnten neue geschaffen werden, jeder aus dem betreffenden Orte stammende Tonkünstler würde sich's ja zur Ehre und Freude schätzen, wenn ihn die Heimat mit der Komposition amtlich betraute. Es könnte eine solche Fanfare aber auch im Wege eines Preisausschreibens gewonnen werden. Heutzutage, wo auf die öffentliche Repräsentation in unsern Gemeinwesen so viel verwendet wird, darf man wohl auch die geringe Auslage für ein klingendes Stadtwappen in Rechnung stellen. 's ist eine Kleinigkeit, gewiß, ein Stückchen Außenkultur, aber sie ziert das Leben und kann bei der rasch erfolgenden Assoziation des Ortsbegriffs mit dem Tongebilde in mannigfach sinniger Weise verwertet werden. Besonders wenn sich der Komponist bemüht, etwas vom inneren Wesen der Stadt in die Fanfare zu bannen. Darum soll man diese Arbeit auch nicht dem erstbesten Musikanten, sondern einem Künstler übertragen. Wenn sich Meister wie Richard Wagner gelegentlich herbeigelassen haben, Wahlsprüche für Feuerwehrvereine und dergleichen zu komponieren, so steht gewiß erst recht keiner zu hoch, als daß er sich auf diesem Felde der „Gebrauchsmusik" betätigen dürfte. B

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters

Der neue Jahrgang (1909) dieses von Professor Dr. Rudolf

Digitized by Google

Schwartz so trefflich redigierten Jahrbuchs bringt neben dem Jahresberichte über dieses segensreichste Leipziger musikalische Institut und der wertvollen ständigen Bibliographie der in allen Kulturländern erschienenen Bücher und Schriften über Musik zunächst einen mehr den Fachmann interessierenden Aufsatz: „Dialog und Echo in der alten Chormusik", von Theodor Kroyer. Der folgende Aufsatz Hugo Riemanns: „Spontane Phantasietätigkeit und verstandesmäßige Arbeit in der tonkünstlerischen Produktion" behandelt besonders mit Rücksicht auf Beethoven das Wesen der schöpferischen Tätigkeit des Komponisten. Ungemein interessant ist, was Max Friedländer sodann über van Swieten und das Textbuch zu Haydns Jahreszeiten sagt. Hermann Kretzschmar endlich berichtet über „das Notenbuch der Zeumerin", d. h. über eine handschriftliche Sammlung verschiedener Musik für den Hausgebrauch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sein andrer Aufsatz: „Volksmusik und höhere Tonkunst" wird in der Betonung der Wichtigkeit volkstümlicher Musik allseitige Zustimmung, in Einzelheiten auch Widerspruch finden. Die Hauptsache bleibt aber doch die geistige Anregung, und die geben die Aufsätze des Jahrbuches wieder in reichem Maße nicht nur Fachmusikern, sondern auch dem weiten Kreise gebildeter Musikfreunde. Georg Göhler

Bildende Kunst

Vom Bismarck-Denkmal

wollen wir in diesem Hefte deshalb noch nicht sprechen, weil uns das nur mit wirklich klärendem Bildermaterial fruchtbar erscheint, zu solchem aber waren die Vorlagen nicht rechtzeitig zu diesem, geschweige denn zum vorigen Hefte zu beschaffen. Unsre Leser wollen sich also noch kurze Zeit gedulden.

Paul Mohn

ist in Berlin gestorben. Ein Schwiegersohn und der treffliche Biograph Ludwig Richters, und ein Künstler ganz aus seiner Schule. „Epigone" sagen wir Heutigen, und fühlen uns dabei mit ihm fertig. Es kaufen auch nur noch wenige ihren Kindern ein Mohnsches Bilderbuch. Und welches Entzücken erregten sie, als sie zuerst erschienen, welches Entzücken gerade in den Kreisen, die's bei der Kunst, auch bei der Bilderbuch-Kunst mit dem Stormschen Worte hielten: „Für unsre Kinder ist das Beste gerade gut genug!" Haben sich alle damals so lächerlich täuschen lassen?

Wir sehen heut leicht die großen Schwächen der Mohnschen Kunst und die des Bilderbuchs alten Schlages überhaupt. Zur „Kunsterziehung" im Sinne einer Augenschulung für Farbe und Form taugen diese Sachen nicht. Die Zeichnung ist unsicher, schwächlich im Strich, oft geradezu schlecht, die Figuren sind oft steif und wenig charakteristisch, die Farbgebung ist oft weichlich, dazu kommt, daß die lithographische Technik in sehr unmoderner Weise und oft auch in dieser nicht gut verwendet ist. Was gefiel uns dann so sehr? Das muß noch heut zugegeben werden: Mohn konnte gut komponieren und mit seinen Kompositionen gut erzählen. Und dann: er bot eine Verbindung von deutscher Landschafts- mit deutscher Märchenpoesie, die damals im bunten Bilde neu war. Die sprach, und wenn ich die Bilder heute vornehme, scheint mir, daß sie durchaus noch nicht stumm geworden ist. Wiese und Wald, besonders der Wald, sie weben und wirken bei Mohn; er hat sie, mag sein, nicht

Digitized by Google

immer ganz naturgetreu gezeichnet und getuscht, aber er hat sie gefühlt und geschaut mit aller Liebe eines deutschen Herzens. Und so die Märchen, die ihm aus den Kräutern zuwisperten, aus den Wipfeln sangen und im Waldbach trällerten. Er war nicht nur Epigone, Paul Mohn. *

Was mich betrifft, ich werde mich noch lange nicht scheuen, Kindern die besten seiner Bilderbücher zu geben. Für die Augenschulung und den Sinn für bildende Kunst mögen andre Bilder sorgen. Den für Poesie hilft auch Mohn mit gesundem Korne nähren. A

Zur räumlichen Wirkung der Farben

Noch Helmholtz hatte die Vorstellung, als entstehe das farbige Bild für alle qualitativ verschiedenen Farben, das heißt gelb, grün usw. (außer weiß und schwarz, die intensiv verschieden sind) in einer Kugelebene der Netzhaut unseres Auges. Demgegenüber weisen aber einige auch ihm schon bekannte Erscheinungen (die er jedoch nicht zu erklären vermochte) darauf hin, daß die Annahme dieses einflächigen farbigen Bildes nicht aufrechterhalten werden kann. Die moderne Psychologie hat sich deshalb genötigt gesehen, nach einer andern Sehtheorie Ausschau zu halten, und dazu gibt der anatomische Aufbau der Netzhaut geeignete Fingerzeige. Man hat daher zur Deutung dieser Vorgänge die der Helmholtzschen Ansicht entgegengesetzte Annahme machen müssen, daß das farbige Bild im Auge sich nach den verschiedenen Farben in verschiedenen Schichten der Netzhaut anordnet, also ein räumliches ist, oder daß wir es anders sagen: die Organe für die Perzeption des roten Lichtes liegen in größerer Entfernung von der Linse, wie die des violetten; die andern ordnen sich in der Reihenfolge der Farben, wie sie das Spektrum ergibt — also orangegelb, dazwischen an.

Eine schon längst bekannte Tatsache, die auch uns hier vornehmlich interessiert, gab den Anlaß zu dieser neuen Sehtheorie, nämlich daß verschiedenfarbige Flächen, die sich in Wirklichkeit gleich weit von dem sie beobachtenden Auge befinden, aus verschiedener Entfernung zu kommen scheinen. Man hat sogar diese scheinbare Verschiebung* experimentell numerisch festzulegen versucht, wobei sich recht beträchtliche Zahlen für die gegenseitige Verschiebung der einzelnen Farben ergaben. Ob in Wahrheit eine Beziehung zwischen diesen Beobachtungen und der räumlichen Anordnung der Farben in unsrem Auge besteht, ist nicht so leicht zu entscheiden, verschlägt auch hier für uns nicht eben viel. Dafür zu sprechen scheint jedenfalls, daß der spektrale Zusammenhang der Farben bei beiden eine Rolle spielt. Doch diese Frage gehört auch eher vor das Forum der Psychologie und soll darum nicht weiter erörtert werden. Schon Goethe sagt in seiner Farbenlehre**, daß die gelbe und rote Fläche sich in unser Organ „einzubohren“ scheine und von der blauen: „sie weiche vor und zurück“.

* Wohl sein bestes Kinderbuch ist „Märchenstrauß für Kind und Haus“, Verlag von Stilke, Berlin.

* Vergl. Zeitschrift für Psychol., Band 42, p. 10 ff.

** Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe §§ 776 und 780.

Digitized by Google

Auch Helmholtz * weist darauf hin, daß bei einer Beobachtung des Farbenspektrums die roten und gelben Farbentöne gegenüber den blauen und violetten stark räumlich hervortreten. Ähnlich spricht auch Brücke** von „vorspringenden“ und „zurücktretenden“ Farben. Und letzten Grundes beruht Rembrandts Helldunkelmanier mit ihrer räumlichplastischen Wirkung auf nichts anderm.

Daß wirklich Rembrandt solcherlei Gedanken beschäftigt haben, erscheint besonders dadurch bekräftigt, daß er fast ausschließlich rot und gelb, Farben, bei denen die Wirkung der scheinbaren Verschiebung am größten ist, in dem oben angedeuteten Sinne verwendet und an ihnen die Dinge aus dem Grunde gleichsam hervorzieht. Wie sollte auch einem so scharfen Naturbeobachter wie Rembrandt eine solche Wirkung der Farbe entgangen sein! Was Wunder, wenn sich in seiner Kunst auf Schritt und Tritt Belege dafür finden, ja geradezu aufdrängen.

So kann man beantworten, warum er seine Menschen rot und gelb gekleidet, warum er einen roten Vorhang dort hingehängt hat usw.

Hier mögen jedoch nur die sprechendsten Beispiele Erwähnung finden.

Gleich Rembrandts bekanntestes Werk, die sogenannte „Nacht“wache, bietet mannigfache Anhaltspunkte dafür: die fast ganz in ein leuchtendes Gelb gekleidete Figur des Leutnants Ruytenburch scheint geradezu aus dem Bilde heraus auf uns zuzuschreiten; ebenso hebt sich stark plastisch der in einem prachtvoll roten Gewande steckende, das Gewehr ladende Schütze von den dunkelblaugrünen Farbtönen seiner Umgebung hervor.

Auf dem Bilde der „Wardeine der Tuchmacher“ scheint (wie die Kritiker einstimmig hervorheben) die rote Decke des Tisches, besonders an den hellbeleuchteten Stellen fast aus dem Rahmen herauszutreten, wodurch natürlich umgekehrt die übrigen Teile des Bildes, die um den Tisch herumsitzenden Staelmeesters, energisch dem Bildgrunde zugedrängt werden. Vielleicht ist auch ein roter Vorhang auf einem Kasseler Bildchen (wohl erst nachträglich) von ihm angebracht, um die Szene selbst zurückzuschieben und so noch mehr ein ganz für sich abgeschlossenes Interieur entstehen zu lassen.

Es muß auch wohl darauf beruhen, daß in scharf geschiedener und unverschmolzener Kontur angelegte Figuren plastischer wirken als solche, bei denen die Umrisse von einer langsam nach der Umgebung zu abgetönten und verschmolzenen Farbensphäre gebildet werden. So ist bei Velasquez * von ausgeglichenen Übergängen verzweifelt wenig die Rede; er modelliert vielmehr seine Figuren durch einen farbig qualitativ scharf geschiedenen Kontur. Daher kommt uns denn vor seinen Bildern durch die einzelnen flächig getrennten und verschiedenen Farbenreize ein stärkeres Raumgefühl zur Illusion. Alwin Kniep

* Physiologische Optik, 2. Auflage, p. 157.

** Physiologie der Farben, 2. Auflage, p. 173.

Angewandte Kunst

Ästhetische Tänzerinnen

In München ist vor einiger Zeit eine neue Tänzerin aufgetreten, Klothilde von Derp. Eine Nachfolgerin der Duncan, wie viele andere. Aber damit ist nicht alles gesagt.

* L. Justi: Velasquez II., p. 272 ff.

Digitized by Google

Zieht man eine Linie von den ersten Anfängen der Amerikanerin bis zur Derp, so sieht man, daß eine Entwicklung da ist. Und das berechtigt dazu, noch jetzt von ihr zu sprechen.

Was wollte Isadora Duncan? Eine Renaissance der antiken Tanzkunst! Etwas Unmögliches also, denn weder wissen wir genug über das Wesen dieser Kunst, um ihre einst blühenden Formen aus tausendjährigem Todesschlaf zu neuem Leben erwecken zu können, noch ist das Europa der Gegenwart, in solchen Dingen ein Sibirien, der richtige Boden, um darauf griechische Weintrauben zu ziehen. Die Tänze der Duncan waren trotz der antiken Tracht modern empfunden. Aber gerade darin liegt, meine ich, ihr Verdienst. Denn etwas anderes sollen wir uns gar nicht wünschen, als unser eigenes Wesen so vollkommen wie möglich darzustellen, sei es in dieser oder in irgendeiner andern Kunst. Weil sie, wollend oder nicht wollend, neue, moderne Tanzformen zu bilden versuchte, ging eine solche Fülle von Anregungen von Isadora Duncan aus.

Mag sie nun die antike Tracht gewählt haben, beeinflußt durch ernsthafte archäologische Studien oder bezaubert durch ein naives ästhetisches Wohlgefallen, in jedem Falle war die Wahl dieser Tracht die notwendige Vorbedingung für die Verwirklichung ihrer künstlerischen Absichten. Indem sie Schuhe und Strümpfe auszog, den beengenden Brustpanzer und das obligate Gazeröckchen in die Ecke warf und die Haare in einen schlichten griechischen Knoten band, zog sie in dem ehrwürdig konservativen Reich der Tanzkunst die letzten Konsequenzen jenes revolutionären naturalistischen Prinzips, das sich auf andern künstlerischen Gebieten längst durchgesetzt hatte. Damit war auch für den Tanz die Schönheit des nackten Körpers wieder entdeckt, — das schleierartige Himation, das sie trug, zerstörte die natürlichen Linien nicht, sondern belebte sie.

Mit dieser Befreiung der tanzenden Gestalt von aller barocken Gewaltsamkeit, von allem theatralischen Pomp waren tausend Möglichkeiten einer neuen tänzerischen Kultur gegeben. Weit mehr als früher wurde der ganze Körper zum Ausdrucksmittel. Wie eine Neugeborene mußte die moderne Tänzerin Rumpf und Glieder gebrauchen lernen, sie mußte die künstlerischen Werte jedes einzelnen Teils neu entdecken und einer strengen Schulung unterwerfen. Die ersten Anfänge der neuen Kunst waren vielfach geistlos, hölzern, kindlich, aber es ist nicht abzusehen, was alles sich aus diesen Rudimenten entwickeln kann.

In ihrem Wunsche, die Grenzen der Tanzkunst zu erweitern, suchte die Duncan die Wirkung ihrer Tänze durch pantomimische Mittel zu steigern. Aber damit verließ sie den eigentlichen Boden der Tanzkunst. Viele ihrer Tänze waren weit eher pantomimische als orchestrische Darbietungen. Nein, echte Tanzkunst ist vor allem Kunst der Beine und des Rumpfes; schon die Arme haben sekundäre Bedeutung. Das Gesicht muß in schwach getönter Neutralität verharren. Mimische Effekte und jedes übertriebene Gebärdenspiel der Arme lenken ab, zerstören sogar die feinsten tänzerischen Wirkungen. Wenige von unseren Tänzerinnen wissen das. Die Derp weiß es. Ihr mädchenhaft herbes Antlitz von fast archaischer Strenge bleibt

Digitized by Google

statuenhaft unbewegt. Nur die Augen reden zuweilen eine seltsame Sprache, hin und wieder heben sich die Lippen zu einem leichten Lächeln. Das ist alles. Die Schlaftänzerin Madeleine G. ist vielleicht die größte pantomimische Künstlerin der Gegenwart. Die Derp ist eine Tänzerin.

Was die Duncan in ihren Anfängen leistete — später habe ich sie nicht mehr gesehen — war meist ein ziemlich regelloses, willkürliches pantomimisches Phantasieren. Sie und ihre Schülerinnen wollten um jeden Preis originell sein. Es ist gar nicht so schwer, wenn man es darauf anlegt, originell zu sein. Aber es ist ganz außerordentlich schwer, neue, wirklich lebensfähige Tanzformen zu erfinden, Figuren, die nicht nur als graziöse Launen des Augenblicks entzücken, sondern Figuren, die ein plastischer, logischer, überzeugender Ausdruck der Musik sind, nicht nur amüsante Illustrationen, sondern Bilder von so dämonischer Kraft, daß wir darüber die begleitende Musik ganz vergessen. Diese äußersten Wirkungen hat die junge, wohl erst achtzehnjährige Klothilde von Derp freilich nicht erreicht, aber sie hat doch Figuren von fest umrissener Zeichnung vor unsre Augen gestellt.

So verheißungsvoll nun diese Frühlingszeichen einer neuen, modernen Kunst des Tanzes sind, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß alle diese Versuche nicht auf dem kräftigen Boden der Volksphantasie gewachsen sind, sondern auf dem wesentlich weniger fruchtbaren ästhetischer Forderungen. Die Duncan und die Derp tanzen Bach und Chopin vor einem Parkett raffinierter, ästhetisch geschulter Genußmenschen. Das ist eine vornehme, exklusive Kunst, die einstweilen für das Kunstleben der Nation nicht viel bedeutet. Die Neugestaltung der Tanzkunst auf der Bühne, der Kampf gegen das Ballett, sind gewiß außerordentlich verdienstlich. Aber nicht auf der Bühne wird sich das Schicksal der neuen Kunst entscheiden, sondern auf den Tanzplätzen des Volks und den Ballsälen der Städte.

Die Revolution des Ballsaals, diese dringende Aufgabe wird vielleicht gelöst werden von den neuen in verschiedenen Orten gegründeten Tanzschulen. Denn dazu brauchen wir ganze Chöre von Tänzern und Tänzerinnen. Hoffen wir, daß der Abend nicht mehr allzuferne ist, da erstaunte Ballmütter — statt der konventionellen Rundtänze und obligaten Quadrillen — die jungen Mädchen und Männer in den festlichen Sälen der Stadt oder auf sommerlichen Wiesen schönere, phantasievollere Reigen tanzen sehen. Georg Martin Richter

Hundertmarkscheinkunst

„Der neue Hundertmarkschein bildet ein neues Glied in der Kette der — man kann es nicht gut anders ausdrücken — Attentate der Reichsregierung gegen den guten Geschmack und gegen die Würde der künstlerischen Kultur Deutschlands. Was mit den neuen Briefmarken, dem Fünfundzwanzigpfennigstücke und zuletzt noch mit dem Berliner Universitätstaler beschämend begonnen wurde, wird mit diesem neuen Papiergelde im gleichen Sinne fortgesetzt.“ Das schreibt doch gewiß der „Vorwärts“? Nein, es steht in der „Deutschen Tageszeitung“. Und auch andre Blätter weit auf der Rechten urteilen über den Schein genau ebenso, während uns noch kein einziges vor die Augen ge-

Digitized by Google

kommen ist, das dieses Ding lobte.

Was verlangte die Sache? Erstens: Sicherung gegen Nachahmung. Bei welcher Einfachheit sich die erreichen läßt, das bezeugen die englischen Banknoten. Zweitens: graphischen Stil. Klarlegung dem ersten Blick: dieses Stück Papier ist eine Reichsbanknote zu 100 Mark. Das Mittel dazu ist die Schrift, wie zum Beispiel wiederum die englischen Noten sich auf die Schrift beschränken. Die Schrift deutlich, schön, übersichtlich zusammengefaßt. Wir haben ja gerade in der Schriftkunst sehr große Fortschritte gemacht. Will man aber wirklich ein Bild mitgeben: Trennung des Bildes von der Schrift, damit in ungestörter Einheit nun auch das Bild als Bild wirke und die Schrift ungestört als Schrift.

Die neuen Reichsbankscheine haben ein Bild. Eichenwald an einem Strand, an dem Kriegsschiffe vorbeifahren. Neben den Bäumen sitzt, unkenntlich worauf und unkenntlich wovor, eine Germania, nach Gestalt und Tracht Nachbars Liese, wenn sie sich gelegentlich ihrer Mitwirkung im Werningschen Festspiel im Kostüm photographieren läßt. Links ein Haufen Embleme aus dem Fundus des gleichen patriotischen Bühnenunternehmens. Mitten über dieses Bild weg ist gedruckt „Ein Hundert Mark.“, sogar mit dem Punkt dahinter. Außerdem hat's an nicht weniger als sechs Stellen Zahlen. Und eine Umrahmung von einer bimmelnden Kleinlichkeit, daß ein tüchtiger Kunstgewerbelehrer dem Jungen aufrichtigst abraten würde, der das bei der Aufnahmeprüfung vorwiese. Die andere Seite soll, glaub ich, „graphisch“ sein, wenigstens in der Mitte. Jede Zeile Schrift anders, und alle in Lettersatzimitation. Alle „altdeutsch“, das Auszuzeichnende stumpfsinnigmechanisch verschnörkelt. Auf dem Rahmen wieder andre Schriften. Und beladen von einer Sorte „Schmuck“, daß man einem Menschen von Geschmack als Strafarbeit auferlegen könnte, sich durch das Gespreiz dieses Nichtverstehens und Nichtkönnens an den Bändchen und Würmchen durchzutasten. Im Rahmen zwei Fensterchen, durch die ein Jüngling und eine Jungfrau vom Theater einander angucken.

Der beschriebene Teil ist ungefähr so groß wie einer der alten Scheine. Ihr Format war leidlich praktisch, aber was tut man nicht der Kunst wegen? Man gibt für hundert Mark noch mehr, eine Überraschung. Ein leeres Feld. Man hält's gegen das Licht — und traut seinen Augen nicht. Nicht nur als graphische Zeichnung, sondern wie eine zehn Jahr im Schaufenster verblaßte Naturphotographie nebelt etwas wie ein Brustbild des alten Kaisers auf, das freilich auch neu schon majestätsbeleidigend schlecht gewesen sein muß.

Wer ist für diesen Schund verantwortlich?

Welche Aufwendungen haben wir allein für Brüssel gemacht, von welchem Ernst zeugen all unsre Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen, wie arbeitet man bei uns an künstlerischer Kultur! Das Reich aber wirft mit seinen Münzen, Briefmarken, Geldscheinen jahrein jahraus Spottgeburten in die Welt, als wollte es all seine eigene Arbeit und sich selber damit verhöhnen. Es gibt Menschen, die sich diese ungeheuerliche Rückständigkeit nicht

Digitized by Google

anders erklären können, als daß ein mächtiger Wille hier das Rad der Zeit aufhalte, der des Kaisers selbst. So weit unsre Kunstanschauung von der seinigen abweicht, wir glauben das nicht, weil sich's hier nicht um andern Geschmack handeln würde, sondern um ästhetische Blindheit. Wir glauben viel eher, daß in diesen Dingen der bureaukratische Amtsschimmel weitertrottet, weil ihn kein kräftiger Wille hemmt. Es sind auch in den Berliner Museen Berufene genug, denen man nur die Zügel zu geben brauchte, und sie verschafften, was not tut. A

Heimatpflege

Aus Sohnreys Arbeit

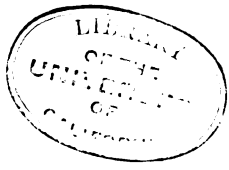
Alljährlich im Februar versammeln sich bekanntlich die deutschen Landwirte in des Reiches Hauptstadt. Wer in der Zeit seinen Friedrichstraßenbummel macht, kann seine Freude an der Fülle der rustikalen Gestalten finden, die sich unter das übliche Großstadtpublikum mischen. Etwas wie einen gesunden Realismus liest man auf den Gesichtern, und reale, oft stark materiell angehauchte Themen sind es, die diese Leute beschäftigen. Zu derselben Zeit, wo Versammlungsräume und Presse widerhallen von allen möglichen Tier- und Pflanzenzuchten und von den verschiedensten Kulturen, bringt vom Künstlerhause in der Bellevuestraße her ein immer stärker werdender Ruf nach Menschenkultur. Dort, in den Stätten der Kunst, sammeln sich die Leute vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Frauen und Herren, die sich um Sohnrey scharen, und denen dieser Name schon ein Programm ist. Da findet man die Vertreter der Behörden, denen nicht nur die Pflicht Interesse an diesen Bestrebungen gebietet, mit Männern der Volkserziehung verschiedenster Art, mit Gelehrten und Künstlern und sozial denkenden Gutsbesitzern in buntem Gemisch. Was sie wollen? Ja, wenn sich das so leicht sagen ließe! Der diesjährige Geschäftsbericht bot eine solche Fülle von Stoff, und die Vorträge gaben so mancherlei Anregung, daß einem Neuling zunächst alles wie in einem Kaleidoskop erscheint, als etwas, das nicht durch den inneren Zwang der Dinge, sondern mehr durch das Zufällige einer vielseitig veranlagten Persönlichkeit zusammengehalten wird. Aber der Schein trügt hier. Ein Gedanke geht durch alles hindurch: der felsenfeste Glaube an die Vorzüge des Landlebens und das unerschütterliche Vertrauen auf die Zukunft des Landvolkes. Da war der Sohn des Schwarzwaldes, der Karlsruher Pfarrer Hesselbacher, der mit tiefer Begeisterung das Lied von der Schönheit und der Bedeutung der Heimat sang, und neben ihm sein Amtsbruder Jähde aus der Lausitz, der besonnene Rechner, der seinen Gemeindegliedern ein Heim auf dem Lande bieten will, ein eigenes Heim auf eigener Scholle, und dabei doch auch die Interessen der ihm anvertrauten Kirchenkasse nicht vergißt. Diesen im wesentlichen materiellen Bestrebungen gegenüber weist wiederum der von Thüringen nach der Hebbelstadt Wesselburen gekommene Pastor Franke auf die Geistespflege, die Verbreitung guter Schriften in den Dörfern hin, führt uns das Unzureichende in der Leistung des Buchhandels vor Augen, soweit es sich um das Land handelt, und zeigt nun, wie seine Bücherboten von Haus zu Haus wandern, um Bücher und Bilder bester Art in den Häusern zu verbreiten. Schönheitsgedanken bewegen offenbar auch den Schmalkaldener Landrat Dr. Hagen,

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

FRITZ VON UHDE

Digitized by Google



Digitized by Google

der mit unermüdlichem Eifer sich der Pflege der Körpererziehung in Spiel und Handfertigkeit hingibt, und auf diesem Gebiete Leistungen zu verzeichnen hat, die manche Stadt in den Schatten stellen. Gewissermaßen als harmonischen Abschluß des Ganzen bot der Garteninspektor Willy Lange an der Hand von Lichtbildern ein Bild des Werdens unsrer Wohnungen und zeigte, wie die Lebensbedingungen der Menschen sich auch in der Form und der Einrichtung ihrer Häuser einen entsprechenden Ausdruck verschaffen müssen, wenn man den Gesetzen der Schönheit nicht ins Gesicht schlagen will. Die von dem Harzen-Müllerschen Quartett vorgetragenen Volkslieder knüpften gleichsam wieder an das Hohelied von der Heimat an, mit dem der Reigen der Vorträge eröffnet wurde. Unter dem tiefen Eindruck solcher alten und ewigjungen Volkspoesie wurde die zweitägige Versammlung geschlossen.

Vielgestaltig mag das Arbeitsprogramm der Tagung sein, und doch bringt durch alles die Mahnung: deutsches Volk, verliere die enge Verbindung mit dem Landleben nicht! Je mehr unser Volk sich in den Großstädten zu ungeheuren Klumpen ballt, je mehr es sich so von Natur und Heimat entfernt, desto mehr besteht die Gefahr, daß es in mehr als einem Sinne den Boden verliert. In der Verbindung mit dem Land und seinem eigenartigen Wesen, das mit zwingender Gewalt das Anschauliche, das Greifbare und das Tatsächliche in den Vordergrund stellt, müssen wir uns ein notwendiges Gegengewicht schaffen. Aber Agrariertum, so notwendig es an seinem Platze sein mag, tut es allein nicht. Wir müssen Menschenkultur nach allen Richtungen hin in unsern Dörfern treiben, müssen seine Bewohner in sozialer, körperlicher und geistig-sittlicher Hinsicht emporheben. In diesem Programm liegt die große Bedeutung Sohnreys und seines Vereins.

Fr. Lembke

Friedhöfe als Vogelheime

Naturschutz

„Die fortschreitende Kultivierung des Landes erschwert der Vogelwelt in zunehmendem Maße die Lebensbedingungen. In Westdeutschland ist man jetzt auf den guten Gedanken verfallen, die stillen Stätten des Friedens dem Vogelschutz dienstbar zu machen. Wenn auf jedem Friedhof Vogelschutz getrieben wird, würde sich verhältnismäßig rasch und leicht ein großes Netz von Vogelschutzgehölzen über das ganze Land ziemlich gleichmäßig verteilen. Hier finden die Vögel vor allem Ruhe. Unbeaufsichtigte Kinder stören ebensowenig die Stille wie umherstreifende Hunde. In der Regel finden sich ältere Bäume und niedere Gebüsche vor, oder aber, sie lassen sich leicht anlegen. Fast regelmäßig findet man auf den Friedhöfen alte Exemplare von immergrünen Pflanzen wie Lebens- und Buchsbäume, Efeu und dergleichen, die den Vögeln eine Stätte für Frühbrut gewähren. Auch Wasser ist vielfach vorhanden. Es wäre daher leicht, im Sommer auch für Vogeltränken entsprechend zu sorgen. Die Friedhöfe stellen somit allerorten die gegebenen Vogelschutzgehölze dar, und wo sie es noch nicht sind, dürfte es nicht schwer halten, sie entsprechend auszugestalten und einzurichten. Ich ersuche die Herren Geistlichen, Amts- und Gemeindevorsteher des Kreises, sich für die Sache zu interessieren und eventuell die gegebene Anregung zu verwirklichen."

Aus einer Bekanntmachung des Landrats von Münsterberg, Dr. Kirchner, Münsterberg.

Digitized by Google

Vertreterprinzip u. ä.

Die meisten, die heute „Ideen propagieren", haben etwas lächerlich und gefährlich Anmaßliches an sich, das zugleich der guten Sache, der man dienen will, schadet.

Dies zeigt sich am deutlichsten in dem Vertreterprinzip der Finkenschaften unserer hohen Schulen. Finken oder Wilde sind bekanntlich diejenigen Studenten, die keiner studentischen Korporation angehören. In ihren Kreisen strebt man seit anderthalb Jahrzehnten nach Organisation. Die hieran besonders Interessierten schrieben Wahlen aus; aus ihnen ging ein Präsidium hervor, das alsbald den Anspruch erhob, die studentischen Interessen aller Finken zu vertreten, auch derjenigen, die eine Vertretung dieser Art, sowie derjenigen, die eine Vertretung überhaupt nicht wollten. Dieses Vertreterprinzip bedeutet eigentlich einen Himmel ohne Erde, denn es wölbt sich nicht über dem ganzen Kreise der Finken, sondern nur über einem oft recht kleinen Bruchteil von ihnen. Möglich, daß der auf diese Weise technisch geformte Finkenstoff (geistige Form jenes Prinzip, körperlich greifbare das Präsidium und die Abteilungen) den ungeformt bleibenden Stoff doch einmal unter seinen Bann zwingen wird. Aber sowohl noch dann wie erst recht schon jetzt übertreibt das Vertreterprinzip die gute Sache und ist ihr dadurch schädlich. Der gute Kern des finkenschaftlichen Gedankens ist, daß denjenigen Studenten, die die civitas academica wahrhaft als Verbandsperson und sich als ihre Glieder fühlen, eine losere, weitere und modernere Form, mitzuraten und mitzutaten, ermöglicht werde, als dies innerhalb der überkommenen Korporationsverbände möglich ist. Indem nun aber die Finkenschaft mit ihrem Vertreterprinzip aus dieser Beteiligungsmöglichkeit einen Beteiligungszwang machen will, bringt sie nicht nur die akademischen Behörden zum Widerstand (das trägt sie mit Märtyrergefühl), sondern hält auch alle nicht ebenso anmaßlichen Kreise von sich fern. Denkt man sich nun aber das finkenschaftliche Vertretungsprinzip durch Sitte und Statut anerkannt, so befänden sich alle vorzüglich einzeltümlich veranlagten Finken in der unerquicklichen Lage, mitverantwortlich zu sein für Dinge, die ihnen gleich oder zuwider sind.

Die selbe Anmaßlichkeit zeigt sich nun aber allenthalben in unserm Gemeinschaftsleben. Es ist zum Beispiel ein vortrefflicher Gedanke, daß eine Rechtsordnung dem an sich unfruchtbaren Besitz keine Handhabe bieten dürfe, als solcher wertschaffende Arbeit auszubeuten, und gewiß ist für die deutschsprechende Menschheit der Nationalitätsgedanke gleich vortrefflich. Nun aber haben sich gewisse linksstehende Politiker zu Alleinvertretern des ersten, gewisse rechtsstehende zu Alleinvertretern des zweiten Gedankens gemacht — was nicht nur lächerlich und gefährlich ist, sondern die beiden guten Sachen aufs schwerste schädigt. Denn wer national ist, kann unter diesen Umständen nicht Demokrat sein, und wer die wertschaffende Arbeit fördern will, muß sich von den Parteien des Kapital-, Boden- und Rangbesitzes fernhalten; so muß sich, wer beide Gedanken als gut erkannt hat, einstweilen wenigstens zu parteipolitischer Bedeutungslosigkeit bescheiden. Aber nun denke man sich eine nationale Demokratie — und der Kapitän unseres Staatsschiffs hätte sehr bald nur noch mit zwei Mächten zu rechnen, den liberalen Idealisten, die jeden günstigen Wind zu nutzen mahnen, und den konservativen Realisten, die vor

Digitized by Google

Klippen, Strömungen und Stürmen warnen. Ein Bild, das unsre idealsüchtigen Augen im Gemeinschaftsleben der Engländer vorgemalt sehen. Karl Polenske

Noch zwei „Anschauungsunterrichte"

Im 1. Februarheft haben wir von der gescheiten wirksamen Art erzählt, mit der eine „kleine Buchhandlung" in der Münchner Altstadt gegen die Schundromane und für gute Sachen arbeitet. Das Artikelchen ist von manchem Hundert von Zeitungen nachgedruckt worden. Hätte man ihm diese Ehre auch angetan, wenn man gewußt hätte, daß die kleine Buchhandlung die sozialdemokratische Parteibuchhandlung Münchens war? Hätte man das in all den liberalen, konservativen und „zentralen" Blättern getan, die jetzt die gute Sache rückhaltlos als gute Sache anerkannten und ihre Propaganda verbreiteten? Wer guten Gewissens „ja" darauf sagen kann, der sag's — wir glauben's nicht. Und so scheint uns hier wiederum ein kleiner Anschauungsunterricht gegeben, ein Beispiel dafür: wieviel schneller manche gute Idee verbreitet würde, wenn man nicht darnach fragte, wo der politisch steht, der sie gehabt hat.

Aber noch ein dritter „Anschauungsunterricht" kam heraus. Das spöttische „Warum so schüchtern?" einer sozialdemokratischen Zeitung, die Frage, warum denn der Kunstwart „so geschämig tue" und die Buchhandlung „nicht nennen mag". Es scheint, weiß Gott, keiner kann mehr von rechts nach links, aber auch keiner mehr von links nach rechts sehn, ohne daß ihm ein Malheur in den Augen geschieht. Schon Wilhelm von Polenz hat hier im Kunstwart manche sozialdemokratische Feuilletons nach der Güte ihres literarischen Stoffs belobt, ich selbst hab das wiederholt getan, der Dürerbund hat wie Angehörige aller andern Parteien auch Sozialdemokraten in seinem Vorstand, und er arbeitet sogar mit besonderm Vergnügen mit sozialdemokratischen Gewerkschaften zusammen. Tut nichts, wir sind links so verdächtig wie rechts. Denn freilich, wir arbeiten auch mit Leuten, die anders denken. Daß man nicht nur „so tut", sondern daß einem wirklich für Kulturarbeiten die politische Stellung derer gleichgültig ist, bei denen man Güter findet — das leuchtet heute im ganzen großen Kreise sämtlicher Fraktionen noch keinem vom Durchschnitt ein. A

Der Verbrecher

Vom Recht

Die für alle gründliche Forschung und alles tiefe Erleben so notwendigen beiden Gedanken der Vereinzelung und Beschränkung haben im neunzehnten Jahrhundert nicht nur im wirtschaftlichen, künstlerischen und religiösen Leben, sondern auch in den Wissenschaften zu dem Vorteil unerhörtester Entdekkungen und fruchtbarsten Neuschauens den Nachteil gefügt, daß alle diese Förderung an Stoff und Geist am Ende ausschließliches Besitztum von Fachleuten zu bleiben drohte. Zum Glück gewannen indes die ergänzenden Gedanken der Verbindung und Entschränkung wieder stärkeres Leben und bewährten sich allenthalben darin, daß man einerseits die einzelnen Wissenschaften nun auch in ihrer Bedeutung als Hilfswissenschaften der andern Wissenschaften erkannte und ausgestaltete, anderseits die auf das besondere Fachziel gerichteten Forschungen in die Richtung der allgemeinen Bildung lenkte. Als Zielpunkte für

Digitized by Google

Versuche dieser zweiten Art empfehlen sich naturgemäß Gegenstände, mit denen sich die zusammenzufassenden Fachwissenschaften schon von sich aus beschäftigt haben und die zugleich auch Gipfel der allgemeinen Aufmerksamkeit sind.

Ein solcher Gegenstand ist der Verbrecher. Mit ihm beschäftigen sich außer der Strafrechtswissenschaft die Psychologie und Physiologie, mit ihm die Psychiatrie, die Anthropologie, Statistik, Ethik, Charakterologie u. a. m. Ja, diese Wissenschaften sind es erst gewesen, die den Verbrecher als solchen als ein Besonderes innerhalb der Menschheit zu bestimmen und vorzustellen und so unserm triebhaften Grauen vor dem Kainszeichen Ursache und Ziel zu finden versucht haben, während die eigentliche Rechtswissenschaft von selber lange Zeit nicht recht über die Betrachtung des Verbrechens hinauszuwollen schien und der Gerichtsgebrauch noch immer über der Tat den Täter vernachlässigt. Es ist nun das Verdienst Wulffens, die wichtigsten Forschungsergebnisse jener Wissenschaften und die verschiedenen über sie entstandenen Ansichten in seiner Psychologie des Verbrechers* zusammengefaßt zu haben.

Dieses Buch erfüllt nun freilich nicht den Wunsch nach einem überragenden Werke, das aus einer großen und tiefen Anschauung seines Stoffs das bisher Geleistete im einzelnen überlegen richtend, sichtend und vernichtend abschlösse, im ganzen aber wissenschaftlich schlichtend und künstlerisch dichtend grundlegend objektive Formen für unser Verhältnis zu Verbrechen und Verbrechern schüfe — einmal weil der eleganten Verwerternatur des Verfassers die dazu erforderliche schöpferische Urkraft doch fehlt, dann aber auch weil die experimentellen Untersuchungsmethoden bezw. Analysen der psychischen Gebilde von der allgemeinen Psychologie nur unvollkommen gefördert worden sind, und auch von einer experimentellen Charakterologie noch wenig zu spüren ist. Innerhalb dieser persönlichen und sachlichen Schranke aber gibt Wulffen alles, was man zurzeit von einem „Handbuch für Juristen, Ärzte, Pädagogen und Gebildete aller Stände“ über die Psychologie des Verbrechens erwarten muß. Es ist ein im ganzen gut geschriebenes, recht objektiv gehaltenes, sehr inhaltreiches, geschickt gruppierendes Lese- und Nachschlagebuch, das auf die wesentlichsten Fragen über das Wesen des Verbrechers die wichtigsten Antworten gibt, die die Gegenwart geben kann, und auch durch eigene Ausführungen ergänzt, die nur manchmal etwas breit geraten und gelegentlich vorbeihauen. Wenn zum Beispiel „bei einem der Suggestion ausgesetzten Liebhaber von schwachem Verstande die Geliebte leicht Übermacht gewinnt und selbst eine bloße Kaprize, die hier das starkgewillte Weib als Kraftprobe an den Tag legt, gefährlich werden kann“, so werden wir hierbei ganz und gar nicht an Fräulein Kunigund und Ritter Delorges denken: Nur noch sein ritterliches Ehrgefühl treibt ihn, den Handschuh zu holen, die Liebe ist aus und nichts deutet auf Suggestion. — Aber meine Stellung zu einigen grundlegenden ethischen, sozialen und juristischen Anschauungen, die der Verfasser mit der

* Enzyklopädie der modernen Kriminalistik, Bd. I und II Psychologie des Verbrechers (448 und 546 Seiten) von E. Wulffen, 25 Mk., geb. 30 Mk., bei Dr. P. Langenscheidt, Groß-Lichterfelde.

Digitized by Google

breiten Moderne teilt, bei künftiger Gelegenheit. Karl Polenske

Ethnographie und Kunst

Wenn ein Verleger oder ein Publizist fürchtet, ein von ihm veröffentlichtes, aus einer fremden Sprache übersetztes Buch werde von der Kunstkritik gezaust werden, dann erklärt man von vornherein: zwar läßt sich der künstlerische Wert dieses Buches ausweislich der Kritik folgender in- und ausländischer Blätter und der vor dem Sitten-(oder Staats-)Anwalt niedergelegten Erklärung folgender Autoritäten durchaus nicht bestreiten, aber: es kommt auf ihn gar nicht an. Dieser Roman (diese Novellen, diese Gedichte, dieses Drama) enthält vielmehr das ganze moderne Sittenleben von Paris, er zeichnet mit unerbittlicher Realistik das traurige Schicksal tausender armer Mädchen in London, er entwirft ein bis in die Einzelheiten getreues Bild des sozialen, politischen und moralischen Niedergangs im Rußland des Jahres 1910. In diesem Sinne muß er von höherer Warte aus als ein bleibend-wertvolles Kulturdokument begriffen und begrüßt werden.

Wir armen Kunstkritiker standen natürlich nicht auf der höheren Warte! Von den ethnographischen Werten verstanden wir nichts, jedenfalls ist sie zu beurteilen jeder auswärtige Korrespondent eines inländischen Blattes dreimal so zuständig wie wir ... Haben sich die Verkünder so neuer Werte und Wahrheiten wohl einmal gefragt, ob wir wirklich so — entgegenkommend sind, ihnen auf eine Reklamebauchbinde hin gleich „den Roman des modernen Rußlands“ zu glauben? Bleiben wir in Deutschland und sehn wir uns einen Augenblick um. Gibt es einen „Roman des modernen Deutschlands“? Unter den erfolgreichsten müßten wir ihn suchen, aber nicht ohne Lächeln könnte man Wertvolles oder minder Wertvolles, könnte man Hauptmanns „Quint“, Manns „Königliche Hoheit“, Frenssens „Hilligenlei“, Sudermanns „Hohes Lied“ mit diesem repräsentativen Namen nennen hören. In Wahrheit gibt es kein Kunstwerk, das imstande wäre, auch nur den tausendsten Teil von dem auch nur oberflächlich zu vermitteln, was sechzig Millionen Menschen in ihrer Gesamtheit bewegt, keines, und wär es noch so weitmaschig angelegt, und wäre die Kraft des Verfassers zur Typik noch so straff. Immer gibt ein Poet Ausschnitte, kleine Einblicke, subjektiv geschaut, herausgegriffen aus unübersehbarer Fülle. Und was hier einmal einen „sexualethischen“, dort einen politischen Roman belebt, ist auf dem Meer eines Volkstums eine verschwindende Welle nur. Nähme man von Polenzens erstem Buch an alle ernst zu nehmende Literatur und übersetzte sie in fremde Sprachen — immer noch blieben ungeheure Lücken am ethnographischen Gemälde des Deutschtums, die nur durch Erfahrung, Anschauung, Studium des Beschauers ausgefüllt werden könnten. So steht's bei uns. Im Ausland aber können sie's ganz anders! Besonders aus Rußland werden wir in angenehmer Regelmäßigkeit von Zeit zu Zeit mit einem „typischen Bild des ganzen Gesellschaftslebens“ beglückt. Gorki, Andrejew, Artzibaschew. Das stumpfsinnige Buch vom „Sanin“ war das letzte derartige Erzeugnis. Gleich wußte man vom Saninismus zu erzählen, der ähnlich einer verheerenden Pest in das hundertfünfzig-Millionen-Volk eingedrungen war. Und man wandte sich nicht lächelnd von solchem Gerede ab, sondern diskutierte ernsthaft

Digitized by Google

über den Kunstwert und die Kulturbedeutung der überredseligen, dünnen und ungestalteten Prosasensation. Diesmal heißt das Buch „Manja“ (das klingt „ethnographisch“ ebenso einschmeichelnd wie Ssanin), die Verfasserin Anastasia Werbitzkaja.* Gegenüber Artzibaschew hat sie den Vorzug, nicht mit verplatteter Stirnerei angemacht zu sein. Und das unumstößliche „Recht auf Liebe“ (sogar auf zwei gleichzeitige Lieben) wird zum Glück nicht philosophisch sondern psychophysiologisch erhärtet, was offenherziger und darum liebenswürdiger wirkt. Diese phantastisch-sinnlich-rauschfrohe Manja, die einer degenerierten Familie entstammt und leider trotzdem, nach fünfhundert Seiten Vorbereitung, ein Kind nicht völlig gesicherter Herkunft bekommt, um durch das Tor solcher Erschütterung zur wahren und einzigen Liebe einzugehen — dieses niedliche Mädchen wirkt eigentlich recht sympathisch. Sie ist unsozial veranlagt, weil ihre „Natur“ ihr andres gebietet. Und Anastasia Werbitzkaja hat jene gelenkige slawische Psychologenvirtuosität, die überall statt eines Motivs das Zauberwort „Gefühl!“ alles erklären läßt. Es zeugt immerhin von Ansätzen zu Gestaltung, daß man diesen schier unschuldigen Rausch, in dem verschiedene sogenannte Typen (reicher Grundbesitzjude, armer alt-Adliger, kränklicher romantisierender Onkel aus den „Stützen der Gesellschaft“, Student und Studentin, verkleideter Revolutionär) wie alte Bekannte auftauchen, — ich meine: daß man es bis zu Ende lesen kann, ohne einzuschlafen. Aber wo bleibt die Ethnographie? Nun, Manja verkörpert natürlich das moderne Rußland! Oder seien wir bescheiden, sie verkörpert nur einen Teil davon, nämlich: die dortige Moral. Besieht man's genau, so sind die Russen also heute ohne Moral. Sie dürfen es Manja danken, wenn man's in Deutschland glaubt. Und doch ist es dieselbe Manja, die ein großer „Ethnograph“ und noch größerer Künstler mit tieferem Blick und zarterer Führung durch das russische Leben wandern ließ, vor fünfzig Jahren. Damals hieß sie Natascha — aber wer kennt heute noch „Krieg und Frieden“? Wir haben ja aller zwei Jahre den neuen Roman des heutigen Rußland, was brauchen wir den des alten?

Ezard Nibden

* Verlag Ruetten & Loening, Frankfurt a. M.

Heer und Flotte

Kasernenkultur*

Ein Gespräch zwischen Leutnant Zag und Leutnant Keck

Zag: Was sagst du zum Leberl?

Keck: 's war eine harte Nuß. Ich hab vor allem unsre einzige Tugend, die militärische Frische und Kürze vermißt, hätte ihm seine Schreibtischphilosophie gern geschenkt, und wär für eine Handvoll praktischer Winke und Vorschläge dankbar gewesen.

Zag: Mir langen sie: Moralische Durchdringung des ganzen Unterrichts, staatsbürgerliche Erziehung, Verfassungskunde, Heimat- und Erdkunde, vaterländische und Kriegsgeschichte, dann noch Pflege des Volksliedes. Als brummten die armen Bauernschädel nicht schon längst vor lauter Wissenskram.

Keck: Bin um alles froh, was

* „Der Offizier als Erzieher und Volksbildner“ von Hans Leberl, k. k. Hauptmann, Reichenberg i. B. Verlag Paul Sollors Nachf.

Digitized by Google

den Kommißunterricht belebt, freilich bedarf solche Kost viel sorgfältigerer Zubereitung: Oder soll wirklich alles, was heute zur Belebung des Unterrichts, für ethische Vertiefung aller Erziehungsarbeit, für Jugendpflege, Volkskultur und Pflege edler Lebensfreude geschieht, an unsern Kasernenmauern vorbeilaufen?

Zag: Glaubst du, daß unsre Bauern . . .

Keck: Jetzt fängst du auch damit an. Ich dächte, was in jeder Volksschule, auf jedem Dorf, in allen Arbeitervierteln glückt, sollte bei uns, die wir unsre Leute doch ganz anders in der Hand haben, auch gehen. So versuch's doch einmal, den ganzen Rekrutenunterricht auf den Kopf zu stellen — der Hauptmann braucht's ja nicht zu wissen —, und beginn, statt mit unverständlichen Reden über Thron und Altar, mit Elternhaus und Heimatland. Du weißt doch, wie da die Burschen in ihrem Kindergemüt warm werden! Und von da aus sprich von ihrer Aufgabe, den Wehrlosen zu helfen, die Heimat zu schützen, und von der vornehmsten aller Staatsbürgerpflichten: Seht Leute! Dazu seid Ihr berufen. Das begeistert sie und macht sie selbstbewußt und nützt sich nicht ab, wie Hurrareden und Kriegsartikel — und der „monarchische Gedanke" kommt dabei gewiß nicht zu kurz. Oder sprich ihnen vor und nach dem Exerzieren, dem Turnen, den vortrefflichen neuen Turnspielen davon, was es gutes um Körperpflege ist, und wie's ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, sich selbst schon von wegen Heimat und Vaterland gesund und kräftig zu halten. Und weißt du, was das beste Mittel ist, die Leute selbst auf den längsten Märschen munter zu halten und sie zugleich zu anständigem Benehmen im Quartier zu kriegen? Ja, lach nur über den gelehrten Namen — „vergleichende Heimatkunde" heißt's.

Zag: Wenn wir nur selbst . . .

Keck: Freilich fehlt's daran vor allem, und wenigstens als Leutnants erleben wir's auch gewiß nicht mehr, daß jeder Kamerad während seiner sechzehn Dienstjahre mindestens auf einen Winter auf eine Hochschule geschickt wird. Von wegen des Dienstes wär's schon seit vierzig Jahren möglich gewesen. Zur Not aber geht's auch ohne das. Einiges können uns Reserveoffiziere verschaffen, die aus sozialer Arbeit kommen. Unsre Offiziersbibliothek könnte auch mit helfen. Und höchste Zeit ist's, daß wir, die wir jahraus jahrein schulmeistern müssen, den Volksschullehrern ein bißchen pädagogische Technik ablernen. Wir könnten uns und unsern Soldaten die Hälfte an Mühe sparen. Und der Militäranwärterunterricht gäbe schon Gelegenheit dazu. Aber zunächst müßte ein Offizier all das, was beim Zivil für Volkskultur geschieht, in einem praktischen Handweiser für die Armee verarbeiten.

Zag: Dann willst du wohl auch noch, wie's Mode geworden ist, die Leute in ihren freien Stunden plagen?

Keck: Plagen! Frohe Mußestunden will ich ihnen verschaffen! Gute Bücher und Bilder geben und auch sonst dafür sorgen, daß die Dummen nicht ganz verdummen und verbummeln, und die Strebsamen vorwärts können, und daß, die draußen in Volks- und Jugendheimen schon was Schönes gelernt, das bei uns nicht verlieren, sondern gerade Schule machen damit.

Zag: Hätten wir nur erst menschenwürdige Räume. . .

Keck: So lang mag ich jeden-

Digitized by Google

falls nicht warten. Ein Leutnant muß in Krieg und Frieden dafür sorgen, daß seine Leute auch im erbärmlichsten Loch froh sind.

Leo von Egloffstein

Mann und Weib

Die Frau in der Politik

Der ganze linke Flügel der Frauenbewegung fordert das politische Stimmrecht für die Frauen. Aber auch unter den gemäßigten, ja selbst den konservativ gesinnten Frauen gibt es schon viele, bei denen sich mehr und mehr die Überzeugung Bahn bricht, daß man ihnen nicht gut verweigern dürfe, was jedem Straßenkehrer gewährt ist. Doch schließen sich diese Frauen vorerst der Forderung des allgemeinen Stimmrechts mehr in der Theorie als in der Praxis an.

Daß die Zukunft die Frau so gut wie den Mann an die Wahlurne führen wird, scheint auch mir zweifellos. Gibt es doch Hunderttausende von selbständigen Frauen, die Staatssteuern zahlen. Es ist nur gerecht, daß man den, der die Pflichten des Staatsbürgers erfüllt, auch an dessen Rechten teilnehmen läßt. Daß aber die Zeit schon reif sein sollte, um das politische Stimmrecht den Frauen zu verleihen, das bezweifle ich.

Vor allem scheint mir bis jetzt noch nicht erwiesen, daß die große Masse der Frauen Wert auf das politische Stimmrecht legt. Das Interesse für Politik ist im allgemeinen unter den Frauen noch sehr schwach entwickelt. Freilich haben die meisten Sinn für die großen nationalen Fragen — das dürfte aber Gefühlssache sein. In den unteren Schichten steht es anders. Dort hat die Sozialdemokratie die Frauen in die Schule genommen — doch handelt sich's hier mehr um die sozialen, als um die politischen Angelegenheiten. Im übrigen ist es nur eine kleine Minderheit der gebildeten Frauen, die in bezug auf Politik den Männern nachstrebt, vielleicht bereits gleichsteht. Die große Menge der Frauen des Mittelstandes steht allgemeinen Interessen überhaupt noch fern. Und so ist es denn auch nicht verwunderlich, daß sie mit Sonderinteressen zunächst an die Politik herantreten — und ihren Anschluß an die vorhandenen Parteien von der Bewilligung ihrer Frauenforderungen abhängig machen.

Für die Minderheit der gebildeten Frauen, die die politischen Rechte der Männer erstrebt, ist dieses Streben durch den Wunsch bestimmt, Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen, um die Stellung der Frau zu verbessern. Selbst die eifrigsten Vorkämpferinnen des Stimmrechts machen kaum ein Hehl daraus, daß sie nicht die Teilnahme an all den Fragen der Politik bewegt, sondern das Streben nach Macht für die Frau. „Wir können erst dann die und die Forderung durchsetzen, für die wir jetzt taube Ohren finden," heißt es, „wenn die Frauen im Parlament sitzen. Bisher sind alle Gesetze nur von den Männern gemacht worden, wir müssen fortan dabei mitzusprechen haben, um die Interessen der Frau zu vertreten."

Zugegeben, daß die Ansicht und der Rat der Frauen, wo es sich um deren Angelegenheiten handelt, gehört werden sollte. Doch das ist nur ein kleiner Teil der parlamentarischen Arbeit. Trauen sich unsre deutschen Frauen zu, auch in Dingen, die sie nicht näher berühren, in der mühsamen Kleinarbeit der Budget-, Steuer- und Verwaltungsfragen jetzt schon ebenso mitarbeiten zu können, wie die

Digitized by Google

männlichen Abgeordneten? Wenn sie sich mit voller Hingebung für den Schutz der Frauen und Kinder zum Beispiel, und eine Reihe andrer sozialer Verbesserungen einsetzen, so ist damit noch nicht gesagt, daß ihr Urteil über Gerstenzoll oder Schiffahrtsabgaben und ähnliche bedeutungsvolle Vorlagen gewichtig sei. Nun versteht freilich der männliche Wähler oder Volksbote oft ebensowenig davon, aber er wird sich leichter in diese Fragen hineinfinden, weil er sich um die Politik von Jugend auf gekümmert und weil er Kenntnisse und Erfahrungen hat, die der Frau noch viel häufiger fehlen, als ihm.

Diese Einsicht, die sich in immer weiteren Kreisen verbreitet, hat vor zwei Jahren in Berlin zu der Gründung des „Deutschen Frauenbundes" geführt. Wenn die Frauen der Sozialdemokratie von ihrer Partei vorgebildet werden, so haben sich nun Frauen der Mittelparteien vereinigt, um durch Vorträge und Lehrkurse das politische Getriebe der Gegenwart zunächst einmal kennen zu lernen und daneben auf staatswirtschaftlichem Gebiet die notwendigen Vorkenntnisse zu späterer politischer Betätigung zu erwerben. Was heißt aber Kennenlernen? Die Kenntnis eines Parteihandbuches macht noch keinen Politiker aus, erlaubt keinen Anspruch auf „gründliche politische Bildung", wie manche glauben. Man frage einen ernsthaften Parlamentarier, wie viele Jahre gewissenhaften Studiums und vielseitiger Betätigung er gebraucht hat, um sich einigermaßen genügende Kenntnisse und eine Selbstzucht zu erwerben, wie sie unerläßlich ist. Ebenso wichtig ist die staatsbürgerliche Erziehung. Auch sie wird mancherorts erstrebt, ist aber vielleicht noch weniger von heute auf morgen zu erreichen. Das ist ein Kapitel für sich.

Der Frauenbund hat starken Anklang gefunden. Man gründet bereits in allen größeren deutschen Städten Ortsgruppen, in denen sich viele Tausende zusammengeschlossen haben. Der Fortschritt in der Frauenbewegung der letzten drei Jahrzehnte zeigt sich dabei deutlich. Dürfen wir von diesem politischen Bildungsstreben auf erzieherische Erfolge hoffen?

Fehlte den Frauen bisher die politische Vorbildung, so haben sich auch unsre parlamentarischen Verhältnisse in einer Richtung entwickelt, die die öffentliche Mitwirkung der Frauen zunächst kaum wünschenswert machen könnte. Das allgemeine Wahlrecht der Männer, das so lange der Traum der Nationen war, entspricht nicht allen Erwartungen, die man einst gehegt hat. Weil man noch nichts Besseres weiß, ist es noch nicht gut. Zufällige Majoritäten entscheiden, und bedeutende Minderheiten werden völlig ihres Einflusses beraubt. Zudem gibt es bekanntlich ein Wort, das doch wohl auch sein Korn Wahrheit enthält: „In der Minorität sitzen die Geister." Und kommt in den Wahlen wirklich der Volkswille zum Ausdruck? Parteienhader und Sonderinteressen beherrschen unser politisches Leben. Ist es wünschenswert, daß auch die Frauen davon erfaßt werden? Und würde ihr Mitwählen wirklich die Meinung des Volkes klarer zum Ausdruck bringen? Wahrscheinlich wird trotz aller Freiheit der Wahl die verheiratete Frau in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle für denselben Kandidaten stimmen, wie ihr Mann. Sollten die beiden aber völlig verschiedenen Überzeugungen huldigen und im Wahlkampf auf entgegengesetzten Seiten fechten, so fragt

Digitized by Google

sich wohl, ob das Sich-Aufheben zweier Stimmen die etwaige Einbuße an Familienfrieden wert wäre. Wir sind noch nicht einmal gegen Freunde politisch tolerant, und doch ist man in Gesinnungsfragen bekanntlich duldsamer gegen solche, die einem gleichgültig sind, als gegen die Nahestehenden. Aber die Männer in Bewegung bringen, im eignen Hause auf den Willen der Männer einwirken — das können sie doch. „Seht dort hin," sagte neulich Friedrich Naumann, „wo ihr immer geherrscht habt und herrschen werdet, und nehmt das eine mit, daß ihr Staatsbürgerinnen seid oder wenigstens gern werden möchtet."

Vielleicht kann sich dann einmal das Zukunftsideal verwirklichen, daß die Frau auf unser politisches Leben veredelnd wirken wird. Die Frau als der nicht im materiellen Interessenkampf aufgehende Mensch, der mit dem wärmeren Herzen für die Leidenden den lebendigeren Sinn für ideale Güter verbindet und gern fortschrittlichen Gedanken dient. Aber der Weg zu diesem Ziel ist noch lang. Das angeborne Naturrecht zum Mitstimmen haben die Frauen, mögen sie sich nun dazu erziehen, es zum Segen des Ganzen ausüben zu können!

Katharina Zitelmann

Körperpflege

Simplex munditiis

Zur Begrüßung der wiedergekehrten Ponyfrisur

Die Ponyfrisur, die wir ein glückliches Jahrzehnt hindurch nur noch bei jenen edlen Jünglingsgestalten mit dem blauen Knüpftuch um den Hals zu sehen gewohnt waren, die in Moabit und dem Scheunenviertel ihre Heldentaten vollbringen, die Ponyfrisur ist zurückgekehrt in die Mode unsrer Damen. Und auf allen Tees, auf allen Frühlingspromenaden begegnet uns die süße stirnenlose Puppenunschuld wieder. „Thron der Gedanken" pflegt der Dichter gelegentlich in schwungvoller Rhetorik die Menschenstirn zu apostrophieren. Wenn aber der Thron leer ist? Naturphilosophen haben uns von einem Horror vacui in der Natur erzählt; wurzelt hierin vielleicht auch die Psychologie dieser Mode, die mit so fataler Übereinstimmung im Scheunenviertel und in Berlin W den Platz, wo sonst Gedanken thronen, mit Ponylocken ausfüllt? Ob sie nun dort in Sympathie mit dem Schmalztopf mehr auf Brutalität des Ausdrucks geht, oder hier mit Hilfe des Ondulationseisens eine kindlich rührende Naivität erstrebt, im Grunde bleibt sich's gleich, die Ironie und tiefere Bedeutung: Negation des Geistigen. Die Emanzipation vom hirnlos Weibchenhaften, die die Frauen unsrer Tage mit so schönem Eifer angestrebt, sie hat also zur Gegenrevolution gereizt, die süßen Wonneweibchen demonstrieren unter der Fahne der Ponylocken. Und es ist nicht ganz zufällig wohl, daß sie dabei ihre Beine in jenes wunderbare Kleidungsstück stecken, das sein Modell von der orientalischen Haremsdame entliehen hat. Die bleibt doch das Ideal. Auch abgesehen von dem Reiz der Blutsverwandtschaft, den sie für gewisse Typen aus Berlin W ja haben wird. Die asiatische Verschleierung der Stirn und die systematische Abtötung des Intellekts und der Persönlichkeit kämpft gegen den Adel und den Geist der freien Stirn, die, so schlicht im Schmuck, in ihrer feineren, ernsteren, tieferen, persönlicheren Anmut uns an der deutschen Frau so eigen schien, einen Rassen- und Kulturkampf sozusagen, wie die Scheunenviertelindividuen

Digitized by Google

gegen die im Geist gesittlichte Gesellschaft. Sozusagen.

Auch die Hilfsmittel kommen aus dem asiatischen Osten. Ohne die chinesische Pest, die soviel Zöpfe ledig macht und dadurch den europäischen Haarmarkt zum Schwellen bringt, wäre der Kampf ja kaum zu führen. Wo soll noch all das Haar herkommen? Wenn man zu den monumentalen Lockengebäuden am Hinterkopf, was sag ich, Kopf? Wo reichte der wohl aus als Bauplatz! Also auf dem Riesengelände der hinteren Hutkrempe, wenn man zu dieser hinterfrontigen Lockenpracht auch noch die Vorderfront damit garniert? Es soll noch hier und da einen reinen Toren gegeben haben, der hier Echtheit träumte. Der indiskrete Frühlingssturm in diesen Tagen hat auch ihm den Glauben umgebracht. Echtheit, was hätte sie auch hier für ein Motiv? Die mag wohl ernstem Wollen und tieferem Lebenswirken nötig sein, aber im Glasschrank birnchenhafter Passivität oder pikant interessiert bloß an der Oberfläche aller Dinge mit der Zunge hinspielender Dämchengeistreichigkeit? Hier *genügt* der üppige Schein. Die Dekoration ist alles. Und auch die Pest dient nur, den Spielwert zu erhöhen.

„Ou est l'homme?" Jetzt sinkt das Lotblei auf den Grund. Bei allem Tun der Frauen darf man wohl so fragen. Denn der letzte Urgrund jeder Frauenmode ist ja der Mann. Die blöden süßen aufgeputzten Wonneweibchen, die unsre Betrachtung immer in den Kreis des Zoologischen beschränken, stehen beim Manne noch immer hoch im Kurs. Wir haben die Frauen, die wir verdienen, der Rückschluß ist nicht gerade schmeichelhaft. Nachdenklich blättert meine Hand in alten Holzschnitten von Albrecht Dürer und andern noch älteren deutschen Meistern: Frauenstirnen, Frauenstirnen. Und wieviel Adel und Rasse in ihrer Schlichtheit! Diese ernste Frauenhaftigkeit, darinnen „deinem innern Wesen Nahrung und Balsam auserlesen". Welch einen Rückschluß auf die „Männlichkeit" der Zeit erlauben diese Frauen, so schlicht im Schmuck! Und hatten selbst im augusteischen Rom die Männer einen ernsteren Geschmack? In seiner reizenden Ode auf die treulose Pyrrha nennt Horaz seinen glücklicheren Nebenbuhler zwar einen süßen Dandy, mit Düften durchtränkt, aber seine Pyrrha wenigstens kämmte sich nicht das Haar vor in die Stirn und schmückte sich nicht mit falschen Locken und bunten Klunkerchen. Selbst dieser seidne Jüngling muß also zugleich ein Mann gewesen sein von feinerem Sinn für Frauenanmut. Denn für wen sonst, Pyrrha,

flavam religas comam, Simplex munditiis?

Erich Vogeler

Bildung und Schule

Das Geheimnis der Erziehung

Das eigentliche „Geheimnis aller Erziehung" ist schon von vielen erörtert worden. Manche suchen es in der Methode und glauben, indem sie didaktische Winke geben, den Schleier des Geheimnisses gelüftet zu haben. Aber sie zeigen immer nur neue Schleier; sie enthüllen keine Geheimnisse; sie machen nur aufmerksam auf Rätsel, ohne sie lösen zu können. Denn das eigentliche „Geheimnis der Erziehung" ist keine didaktische Regel, überhaupt nichts, was gelehrt und erlernt werden kann. Es gründet im Persönlichkeitsgehalt des Erziehers. Das haben Leute, die keine Methodenbrille trugen, meist sicherer erkannt als die Männer der Zunft.

Ich erinnere an eine Behauptung Gottfried Kellers im „Grünen Hein-

Digitized by Google

rich“: „Diese beiden Vermögen bilden ja das Geheimnis aller Erziehung: unverwischte lebendige Jugendlichkeit, welche allein die Jugend kennt und durchdringt, und die sichere Überlegenheit der Person in allen Fällen. Eines kann das andere zur Notdurft ersetzen; wo aber beide fehlen, da ist die Jugend eine verschlossene Muschel in der Hand des Lehrers, die er nur durch Zertrümmerung öffnen kann. Beide Eigenschaften gehen aber nur aus einem und demselben Grunde hervor: aus unbedingter Ehrlichkeit, Reinheit und Unbefangenheit des Bewußtseins.“

Gottfried Keller stellt hier an die Erzieherpersönlichkeit zwei durchaus verschiedene Forderungen, die sich auf den ersten Blick hin direkt zu widersprechen scheinen: unverwischte Jugendlichkeit und sichere Überlegenheit der Person in allen Fällen — mit andern Worten: Jugendlichkeit und gereifte Vollkommenheit — Blüte und Frucht. Wie läßt sich das vereinen?

Am verständlichsten erscheint die zweite Forderung: die der sichern Überlegenheit in allen Fällen. Ein Lehrer, der nicht mehr kann und weiß, als seine Schüler können und wissen sollen, ein Erzieher, dem der Zögling nicht volles Vertrauen entgegenbringen kann, verliert die Achtung seiner Schüler. Nur ein Mensch mit festen Lebensanschauungen und Bildungsidealen, mit sicherem Wissen und Können, nur ein Mann von sittlichen Qualitäten kann Führer der Jugend sein. Dieser Forderung wird niemand widerstreiten.

Wohl aber der zweiten! Wird ein solcher Mensch sich die unverwischte lebendige Jugendlichkeit bewahren können, die Gottfried Keller von dem rechten Erzieher fordert? Wird nicht gerade die männliche Reife, die relative Vollkommenheit auf den verschiedenen Gebieten des Lebens, jenes Kindliche, Keimhafte, Werdende der Kinderjahre verwischen, ja vernichten müssen, wenn der Charakter des Fertigen und Überlegenen hervorgerufen werden soll? Kann der Erzieher Mann sein und doch Kind bleiben?

Selbst geniale Erziehernaturen empfanden den Widerspruch dieser Forderung. Man denke an Joh. Friedr. Herbart, den eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen Pädagogik. Auch er weist hin auf die „Weite zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen“ und auf die Gefahr einer unnatürlichen Annäherung. Er verurteilt es geradezu, den Erzieher in die enge Sphäre des Kindes hineinzupressen: „Man übersieht, daß man fordert, was nicht sein darf, was die Natur unvermeidlich straft, indem man verlangt, der erwachsene Erzieher solle sich herabbiegen, um dem Kinde eine Kinderwelt zu bauen! Man übersieht, wie mißgebildet die, welche so etwas lange treiben, am Ende dazustehen pflegen; und wie ungern geistreiche Köpfe sich damit befassen.“

Herbart hat recht: der Widerspruch ist vorhanden, und keine Schule, keine Bildung vermag ihn zu lösen. Überhaupt kein Zwang — wohl aber die Natur. Der Natur allein gelingt dies Wunder, indem sie Menschen hervorbringt, welche die Divergenz der Kellerschen Forderungen gar nicht mehr empfinden, Menschen, denen es durchaus *natürlich* ist, bei aller wissenschaftlichen Gelehrtheit, bei aller moralischen Überlegenheit sich kindlich, jugendlich zu geben, sobald sie mit der Jugend in lebensvolle Beziehung treten. Ich nenne dieses Vermögen die eigentliche erzieherische Anlage. Sie ist dem Menschen angeboren wie jedes andre Talent auch

Digitized by Google

und läßt sich auf keinem pädagogischen Seminar und in keinem Kolleg erwerben. Sie kann nur vervollkommnet werden, wo sie bereits vorhanden ist. Und sie ist seltener vorhanden, als man nach der großen Zahl der Pädagogen annehmen möchte!

Erzieher, Lehrer, denen jene pädagogische Anlage fehlt, werden trotz alles pädagogischen Studiums zeitlebens kinderfremd bleiben. Sie neigen sich nicht aus innerm Drang heraus zur Jugend herab; sie werden von intellektualistischen, kinderpsychologischen Erwägungen zur Kindlichkeit gezwungen. Dadurch bekommt ihr ganzes Verhalten etwas Unnatürliches, Geschraubtes, Kindisches. Kinder sind scharfe Kritiker. Ihrem Spürsinn entgeht natürlich jener Zwang nicht; sie scheuen sich, ihre eigne Natürlichkeit zu offenbaren. Sie bleiben dem Manne, der selbst in seiner gewollten unnatürlichen Jugendlichkeit nur die sichere Überlegenheit der gereiften Persönlichkeit zum Ausdruck bringen kann, im Kern ihres Wesens fremd.

Umgekehrt aber gibt es Menschen, die nie ein pädagogisches Werk studierten, die Kinderpsychologie kaum dem Namen nach kennen und die doch, sobald sie mit Kindern in Berührung kommen, ganz naturgemäß wieder jugendlich denken, fühlen, hoffen und wünschen. Bei aller Gereiftheit und Männlichkeit, bei aller Überlegenheit der eignen Person — dies sei eigens hervorgehoben. Aber instinktiv fühlen sie, was dem werdenden Menschen not tut; sie finden in der Welt des Kindes etwas von der Heimat, die man immer wieder aufsucht, so weit das Schicksal uns auch in der Fremde umherwandern ließ. Ohne daß sie lange nachgrübeln und logisch erwägen, sind sie nun wieder zu Hause; alles ist neu und eigenartig und doch altvertraut. Der Lehrer wird wieder zum Mitstrebenden, zum Freund und Spielkameraden — zum Kinde — trotz oder gerade wegen seiner sichern Überlegenheit in allen Fällen.

Dieses wunderbare Zusammenstimmen ist nicht lediglich ethischen Ursprungs: Gottfried Kellers Ausspruch bedarf hier der Ergänzung. Persönlichkeitsgehalt läßt sich niemals eindeutig bestimmen und ableiten. Sicher aber ist, daß die erzieherische Anlage in der Hauptsache nicht ein Ausfluß intellektueller Begabung ist, sondern auf Eigenschaften beruht, die heutzutage beim Ausbilden und beim Prüfen unsrer jungen Lehrer überhaupt nicht gewertet werden. Kein Wunder darum, daß auf der einen Seite so oft über „verschlossene Muscheln“ und auf der andern so viel über „Zertrümmerer“ geklagt wird.

Ernst Weber

Käuferpflichten

Unter uns

Ausgehend von der Forderung, daß sittliche Grundsätze unser gesamtes Tun und Lassen, auch alle Akte des täglichen wirtschaftlichen Verkehrs durchdringen sollen, erörtert Professor Heinrich Herkner in der 80. Flugschrift des Dürerbundes die Verantwortung, die dem Käufer infolge seines wirtschaftlichen Einflusses auferlegt ist. Von ihm hängt es zum Teil ab, wieviel oder wie wenig Solidität, Geschmack und Sittlichkeit in unsrer Güterproduktion, aber auch in Literatur, Kunst, Presse, Theater gilt. Die Käufer dazu anzuleiten, daß sie ihre wirtschaftliche Macht im Sinne gesunden Kulturstrebens nützen, und den in dieser Weise bestimmten Käuferwünschen Nachdruck zu geben, ist die Aufgabe eines Käuferbundes. — Die Flugschrift (bei Callwey, München) kostet 15 Pfennig.

Digitized by Google

Beim Heimgang Edler

Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben, daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.

Licht, wie es mit der Finsternis Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Streben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht.

Über Abgeschiedene eigentlich Gericht halten zu wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden alle am Leben; wer will uns außer Gott zur Rechenschaft ziehen? Nicht, was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und getan, beschäftige die Hinterbliebenen! (Goethe)

Unsre Bilder und Noten

Während dieses Heft von der Schriftleitung abgeschlossen ward, kam die Nachricht von Uhdes Tod — unsre Leser werden es billigen, daß wir alle andern Bilderbeilagen zurückstellen, um auch dem äußern Eindruck nach dieses Kunstwartheft Fritz von Uhde zu widmen. So fügen wir noch einmal sein Bildnis zu unsern Zeilen, wie es Leo Samberger so trefflich gezeichnet hat. Und lassen im übrigen den Meister selber mit seiner Kunst zu uns sprechen. Aber nicht mit den bekannten großen Bildern, nicht mit den allgemein als solchen anerkannten „Hauptwerken“, die allen unsern Lesern vertraut sind.

Freilich, ein Bild wie die „Flucht nach Ägypten“, das noch nicht zu Uhdes berühmtesten gehört, verdiente dazugereiht zu werden. Ich wünschte den Heiligenschein vom Christuskinde weg, und nicht bloß, weil's fast so aussieht, als hielte ihn die Mutter mit der Hand. Wir sehen das Gesicht des Kindleins nicht, und so fällt die seelische Beziehung weg, die in andern Uhdeschen Bildern den Reif aus der Heiligkeit des Angesichts gleichsam ausstrahlen läßt. Wir werden durch den Lichtring auch gar zu sehr gebunden, in den beiden Wanderern Maria und Joseph zu sehen. Ich wenigstens würde hier, anders als bei den meisten religiösen Bildern Uhdes, nicht so bestimmt gerade diese erkennen. Aber wie schön ist die Stimmung des Ganzen! Ob Maria und Joseph oder Menschenkinder gleich uns, gleichviel: zwei Flüchtende und Suchende. Sie die Arme fest um ihr Teuerstes, die Augen auf dem Ungewissen vor ihr, die Gedanken beim Kommenden. Er viel minder erregt, mit freundlich-ruhigem Verweilen beim jungen Leben dort. Wundervoll die Naturstimmung der Halbnacht. Und auch malerisch die Lichtwerte aufs feinste gewogen.

Der „Winterabend“ gehört, was die Gestalt betrifft, zu der nicht ganz kleinen Reihe von Abwandlungen des „heiligen Abends“, mit dem

Digitized by Google

auch die „Flucht nach Ägypten“ innerlich sehr verwandt ist. Aber gerade die Vergleichung zeigt, daß Uhde, wie sehr er auch von der Natur ausging, seine Gestalten bei seinen besten religiösen Bildern sehr stark idealisierte. Auf dem „Winterabend“ eine Arbeiterfrau mit dem Einholekörbchen, der das Besorgen schon recht sauer wird, auf dem „heiligen Abend“ dasselbe Modell, aber zum Höchsten geadelt. Die Naturstimmung auch hier außerordentlich schön.

„Der Gang nach Emmaus“ ist nicht sehr bekannt. Es lohnt sich gut, die Gruppe der drei Männer recht aufmerksam anzusehn. Die höchste Versenktheit der beiden Lauschenden, in denen, nach der Bibel wundersamem Wort, „das Herz brennt“, da der noch Unerkannte zu ihnen spricht! Aber der Alte ganz nachsinnend, der Junge ganz nachfühlend. Dazu die holde Welt im Karfreitagszauber, traurig und doch süß, versonnen schier, und verheißend.

„Bekümmert“ ist eben ein Menschenlosbild. Worte braucht's nicht dazu. Auch nicht darüber, wie malerisch schön es ist. War doch Uhde einer der ersten unter den Neueren, welche auch die „Zimmerluft“ zugleich in ihren Lichtfeinheiten zu gestalten und mit dem Seelischen der Werke zusammenzuweben wußten.

„Die große Schwester“ wolle man als ein Beispiel dafür betrachten, in wie häßlichem Uhde das Schöne zu finden wußte. Der Proletarierbackfisch in den abgelegten Kleidern der nächstgrößeren Schwester hat für den ersten Blick gewiß so wenig von Wohlgefälligkeit, wie das häßliche und häßlich angezogene Kind, das sie huckepack trägt. Wie hätte ein Sentimentaler fürs Familienblatt das Motiv umgefärbt! Uhde überläßt es dem Beschauer: entweder du siehst mit mir die Schönheit darin oder nicht — das Schön-Schminken ist andrer Leute Sache. Siehst du sie aber, so wird sie dich um so mehr ergreifen, wenn du sie in solcher Wirklichkeit gefunden hast — und du wirst sie künftig dann auch in solcher Wirklichkeit wiederfinden, in der du bisher nur das Häßliche sahst.

Aber Uhde konnte auch Schönheit gestalten, wenn er sie gestalten wollte, das besagt: wenn der Gegenstand sie zu gestalten erlaubte oder verlangte. Auch dann keine Schönheit, die sich auftragen läßt, immer eine, die aus dem erwuchs, was die Wirklichkeit darbot. Wir bringen einen Ausschnitt aus „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, von dessen Ganzem der schöne große Reproduktionen von der Photographischen Union in München beziehen kann, dem die Kunstwart-Mappenblätter nicht genügen. In unsrer Uhde-Mappe sind die drei Kleinsten dieser Gruppe in drei verschiedenen Größen abgebildet, um zu zeigen, wie immer neue Schönheiten erstehen, je näher wir an diese Kinder herantreten. Würde nichts als dieses Bild, nein, nur diese Gruppe von Uhde erhalten, man würde an ihr erkennen, daß er tatsächlich der größte Kindermaler unsrer heutigen Kunst war.

Wenn man das Bild „Zwei Kinder“ mit dem großen Leipziger Werke vergleicht, sieht man wieder den Weg vom Modell zum durchgeistigten Werk. Aber als Modelle, als Kinder, mit welcher Lebenswahrheit sind die beiden erfaßt, gerade in ihrem auferlegten „Stillstehn“.

Die Illustrationen im Text sind der Insel-Ausgabe des Hans Sachs entnommen, die in der Rundschau dieses Heftes angezeigt wird. A

Digitized by Google

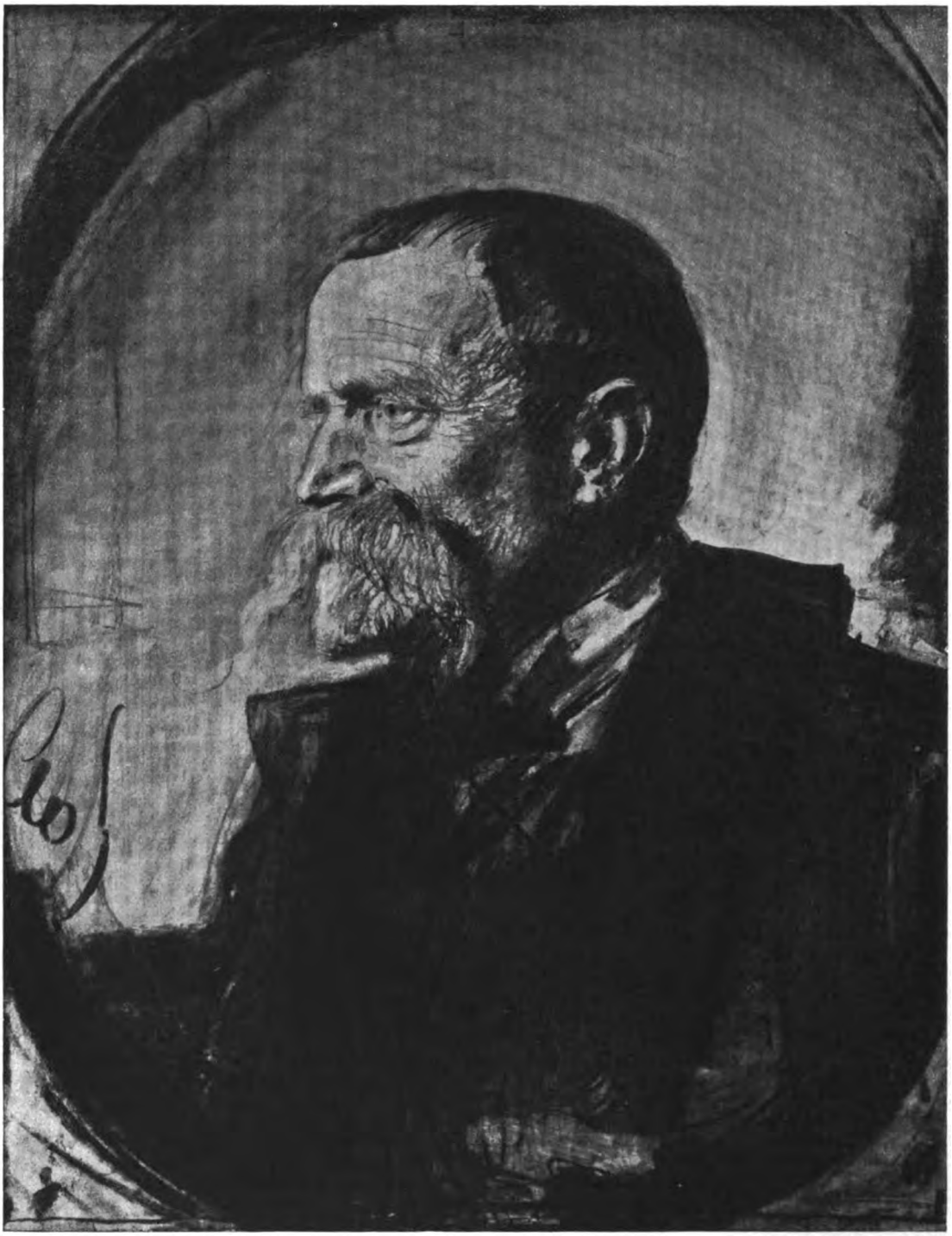
Unsre Notenbeilage enthält als Illustration des entsprechenden Aufsatzes in der Rundschau dieses Heftes eine Probe der Liebesszene aus Engelbert Humperdincks „Königskindern“. Was ich dort von der Klarheit des Geflechtes der melodisch so einprägsamen und reizvollen melodischen Linien sagte, dürfte auch aus diesem Bruchstücke hervorgehen. Die Singstimme wird von dem reichen, durch einen feinen Klangsinn gezügelten polyphonen Leben des Orchesterparts, von den imitatorisch einsetzenden, sich übereinander schichtenden thematischen Stimmen doch nie erdrückt, ihre schöne ausdrucksvoll natürliche Deklamation verdient besondere Beachtung. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

LEO SAMBERGER

Fritz von Uhde

Digitized by Google

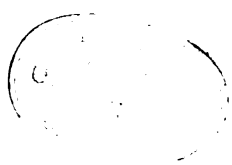
Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

AUS DEM KUNSTWART

FRITZ VON UHDE

Digitized by Google



Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photogr. Union in München

AUS DEM KUNSTWART

FRITZ VON UHDE

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Digitized by Google

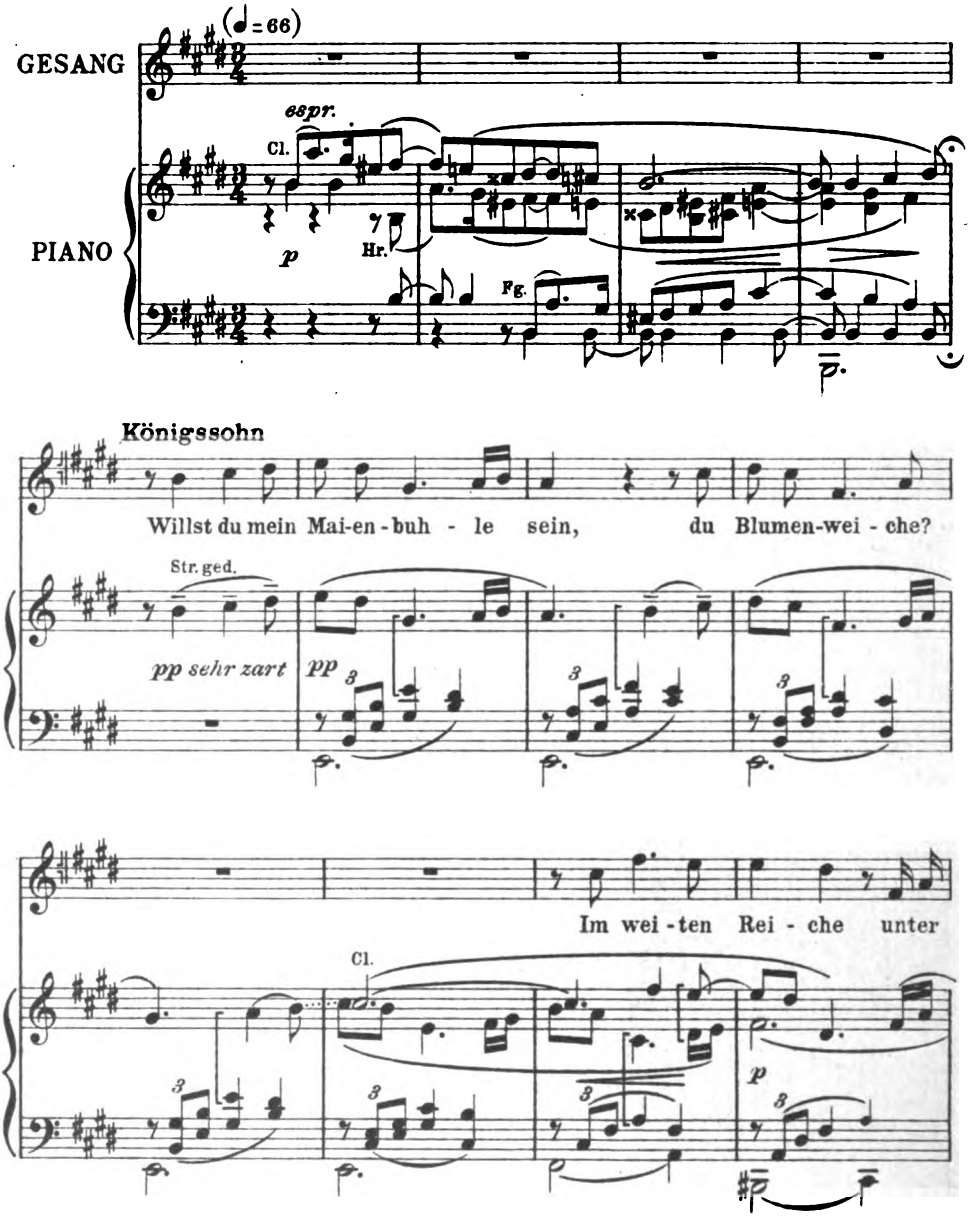
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

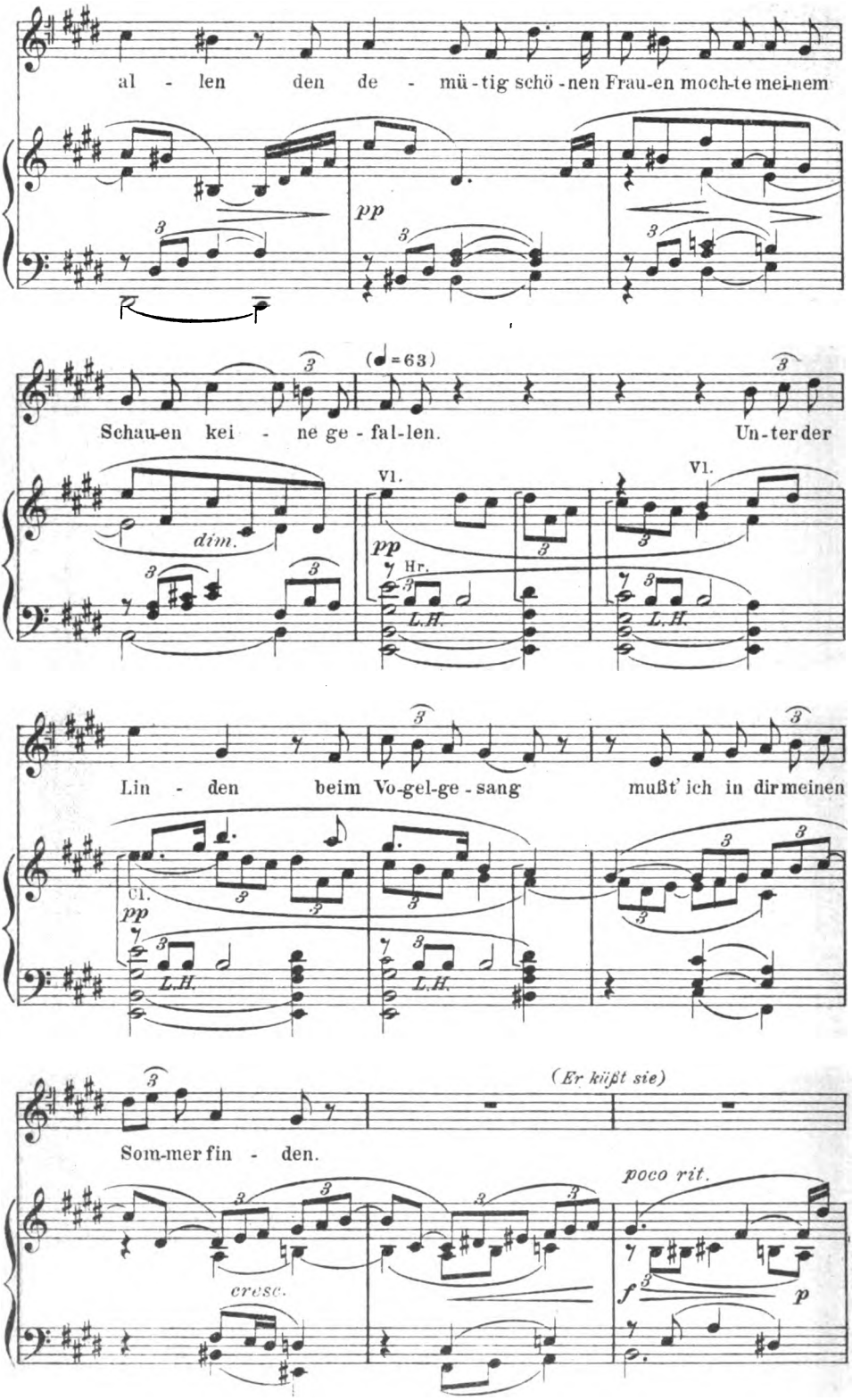
ENGELBERT HUMPERDINCK

Aus: „DIE KÖNIGSKINDER"

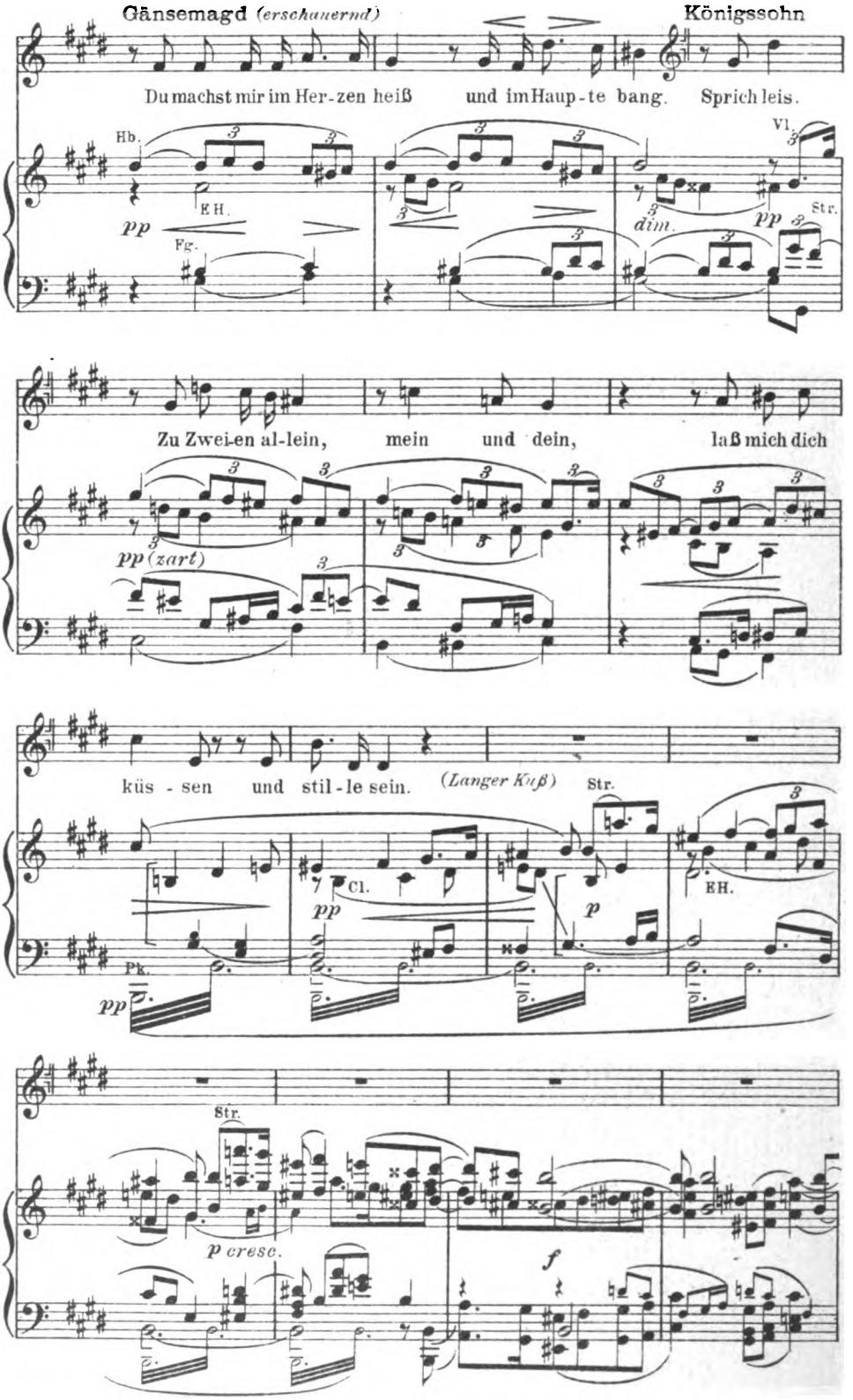


Mit besonderer Bewilligung des Musikverlags Max Brockhaus in Leipzig
Copyright 1910 by Max Brockhaus. Aufführungsrecht vorbehalten

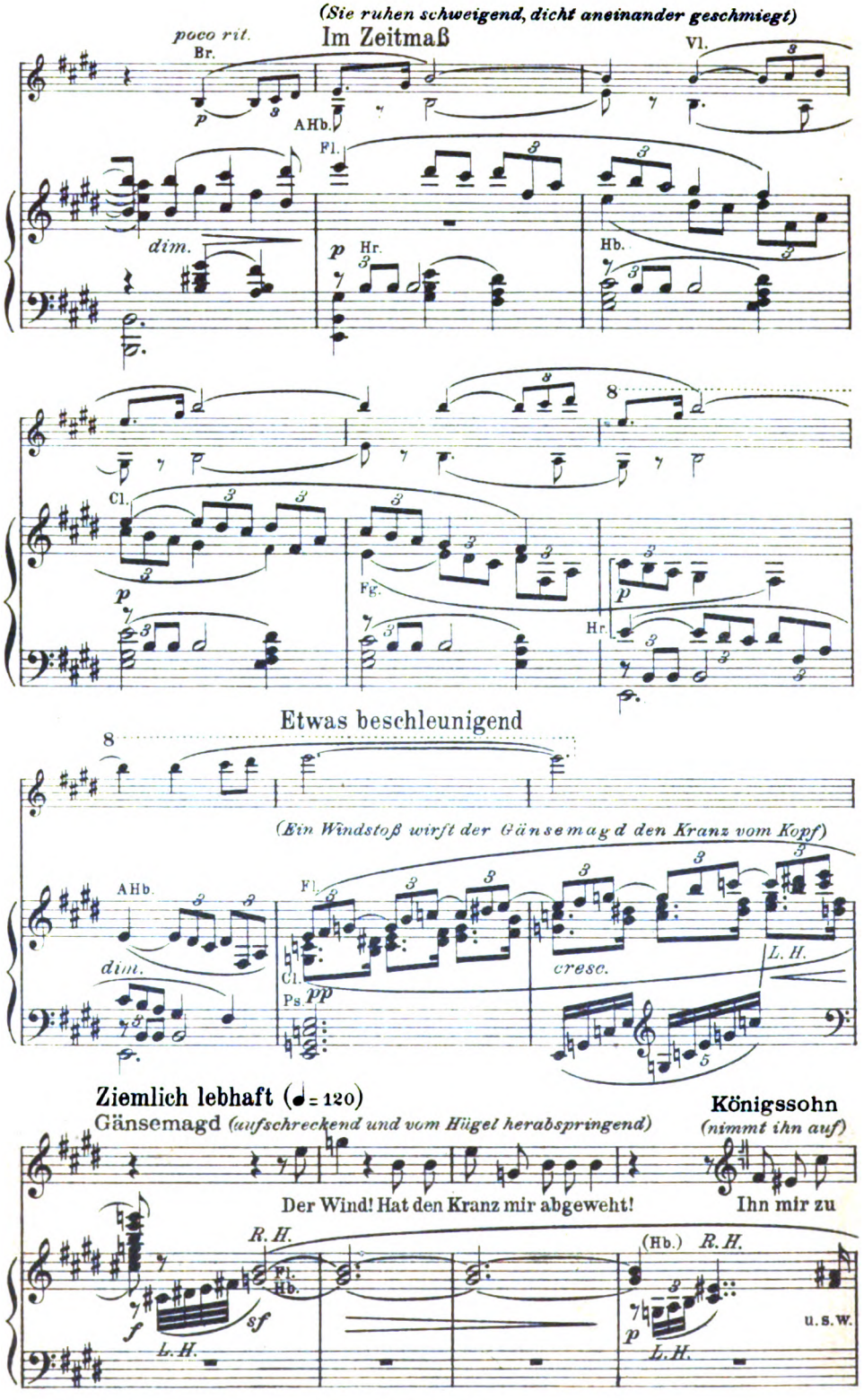
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stichu. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google